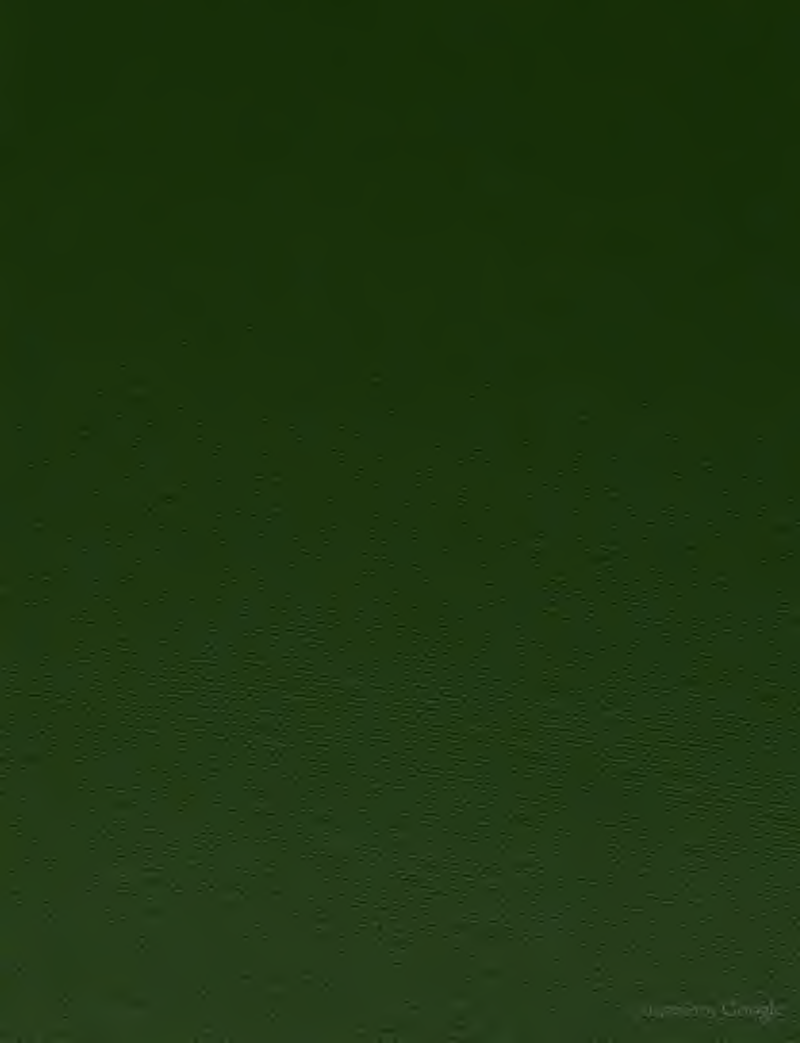
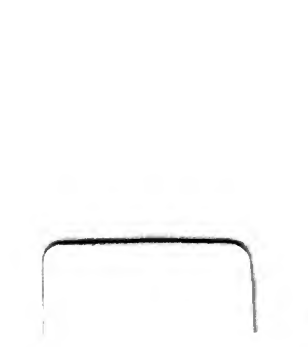




ARCHIV

für

das Studium der

NEUEREN SPRACHEN.

Eine Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und Heinrich Viehoff.

Erster Jahrgang.

Erster Band.

Elberfeld u. Iserlohn.
Julius Bädeker.
1846.



Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Programmenschau.

Seite.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.



Vorwort.

Wenn man von dem Herausgeber jeder periodischen Schrift mit Recht verlangen darf, daß er sich beim Beginn derselben über Gegenstand, Zweck und Umfang eines Unternehmens ausspreche, wovon er zunächst nur schwache Anfänge und kleine Fragmente dem Publikum zur Ansicht vorlegen kann: so erscheint diese Forderung bei einer Zeitschrift, wie die hier angekündigte, welche sich ein neues Feld zur Bearbeitung ausersehen hat und so in gewisser Hinsicht als die erste ihrer Art gelten kann, doppelt gerechtfertigt. Zwar könnten wir auf das früher von einem der Unterzeichneten herausgegebene „Archiv für den Unterricht im Deutschen" (Düsseldorf 1843 und 44) als auf eine Zeitschrift von nahe verwandter Tendenz und gewissermaßen als auf einen Vorläufer des gegenwärtigen Unternehmens auf beschränkterm Gebiete hindeuten; allein schon eben diese Verschiedenheit des Gebietsumfanges beider Zeitschriften legt uns die Verpflichtung zu einer kurzen Verständigung mit dem Publikum über unsere projektirte Zeitschrift auf.

Wir sehen den Begriff der modernen Philologie nach dem, was Mager, der rüstige Vorkämpfer moderner Schulbildung, darüber gesagt hat, als vollkommen festgestellt an, und betrachten es ferner als erwiesen, daß das Studium der Sprachen und Literaturen der neuern Culturvölker, wenn es auf die rechte Weise betrieben wird wahres Humanitätsstudium ist, daß in ihm eine reiche Quelle ächt menschlicher Bildung fließt. An diese Quelle sieht sich eine ganze Reihe in neuerer Zeit entstandener Lehranstalten vorzugsweise angewiesen, während die Gymnasien vorherrschend aus dem Born des klassischen Alterthums schöpfen. Hat nun fortwährend an dem Gymnasiallehrerstande die klassische Philologie ihre Hauptstützen und Pfleger gefunden, so scheint nichts natürlicher, als daß die mit dem sprachlichen und literarischen Unterricht beauftragten Lehrer der

Realschulen die Bearbeitung der modernen Philologie übernehmen. Aber auch die Gymnasien können, wenn sie ihre Aufgabe ganz lösen wollen, der modernen Philologie nicht entrathen, und so werden sich auch die Gymnasiallehrer an dem Anbau eines Gebiets der Philologie und Didaktik betheiligen, das bisher, auch zum Nachtheil der Gymnasien, nur allzusehr vernachlässigt worden ist. An Zeitschriften für klassische Philologie und Alterthumskunde hat es bekanntlich schon seit Langem nicht gefehlt, und fehlt es noch jetzt nicht; es dürfte nun endlich an der Zeit sein, auch für die moderne Philologie wenigstens Ein ähnliches Organ in's Leben zu rufen, das der sonst so leicht sich zersplitternden und zerstreuenden Thätigkeit der Einzelnen, der Lehrer an Gymnasien, wie an Realschulen, zum Vereinigungs- und Anhaltspunkte dienen könnte.

Die Aufgabe einer solchen Zeitschrift wird aber eine zweifache sein müssen. Einerseits wird sie die Wissenschaft (wenn man ein so komplicirtes Ganze, wie die Philologie und jeder ihrer Zweige ist, so nennen darf) und andererseits die Schule in's Auge zu fassen haben. Jene wird sie nicht ausschließen dürfen, auch wenn sie sich rein als pädagogisch-didaktische Zeitschrift betrachtet. Denn, wenn es einer Disciplin noch in dem Grade an wissenschaftlicher Durchbildung mangelt, wenn noch so große Strecken in ihrem Gebiete der ersten Urbarmachung harren, wie dies bei der modernen Philologie der Fall ist: so kann die Schule noch unmöglich den rechten, vollen Gewinn für die Bildung der Jugend aus ihr ziehen. An dem bloßen Anbau der Wissenschaft darf es indeß unserer Zeitschrift eben so wenig genügen, da ihr letztes und Hauptaugenmerk die Schule ist, die es nicht auf die Wissenschaft, sondern auf die Bildung abgesehen hat. Sie wird also auch dahin zu wirken haben, daß das Studium der neuern Sprachen und Literaturen ein ächtes Humanitätsstudium werde.

Eben deßwegen aber, weil es ihr hauptsächlicher und letzter Zweck ist, den Schulunterricht in neuern Sprachen und Literaturen zu fördern, und ihm mehr Gehalt und bildende Kraft zu geben, wird sie aus dem Gesammtgebiet der modernen Philologie sich denjenigen kleinern Kreis ausscheiden müssen, der zu unsern Schulen in der nächsten Beziehung steht; sie wird sich auf die jetzigen drei bedeutendsten Culturvölker, die Deutschen, Franzosen und Engländer zu beschränken haben. Es versteht sich indessen, daß dieser Kreis nicht nach allen Seiten hin als ein scharf abgegränzter betrachtet werden kann. Wenn gleich z. B. das Italienische, Provençalische, Spanische, Portugiesische, das Lateinische an und für sich nicht in

denselben gehört, so wird es der Zeitschrift doch unerläßlich sein, bisweilen in das Gebiet dieser Sprachen hinüberzugreifen, schon aus dem Grunde, weil der französische Philolog auf diesen Namen keinen Anspruch hat, wenn er nicht zugleich Romanist ist, wenn er nicht sein Studium comparativ und historisch betreibt. Aus demselben Grunde würde die Zeitschrift selbst in dem Falle, daß man sich allgemein über die Ausschließung des Alt- und Mittelhochdeutschen aus den Schulen vereinigte, dennoch sich nicht durchaus strenge auf das Neuhochdeutsche beschränken dürfen, so wie auch die englische Philologie zu einer tiefern Begründung nicht das Angelsächsische, Wälsche u. s. w. entbehren kann. Nur muß die Zeitschrift, indem sie zuweilen sich nach diesen Seiten hin ausbreitet, nie ihren Mittel- und Ausgangspunkt aus dem Auge verlieren und ihrer Hauptaufgabe eingedenk bleiben.

Nach dem Gesagten wird es nicht nöthig sein, bei der folgenden nähern Inhaltsangabe der Zeitschrift dem Einzelnen jedesmal beizufügen, ob ihm eine größere oder geringere Berücksichtigung zu Theil werden soll. Die Redaction wird es sich angelegen sein lassen, dem, was in nächster Beziehung zur Aufgabe der Zeitschrift steht, stets ein bedeutendes Uebergewicht über das Fernerliegende zu erhalten.

Im Wesentlichen wird der Inhalt unserer Zeitschrift dem des Archivs für den deutschen Unterricht analog sein. Im Interesse der Wissenschaft sollen, wie in dem genannten Archiv, Beiträge zur historisch-vergleichenden Grammatik und zur Onomatik (nach dem von Mager festgestellten Begriffe), zur Literaturgeschichte, zur Metrik, Poetik und Prosaik, zur Interpretation (der ästhetischen, sprachlichen und sachlichen) und zur Kritik der Texte gebracht werden. Und weil der ächte Philolog des Zurückgehens auf Quellen, Urkunden, Sagen u. s. w. nicht entrathen kann, so müssen auch diese, wie es gleichfalls im Archiv für den deutschen Unterricht geschehen ist, die ihnen gebührende Berücksichtigung finden. — Was dann aber den andern Hauptzweck unsrer Zeitschrift betrifft, einen wahrhaft geist- und herzbildenden Unterricht der modernen Sprachen und Literaturen fördern zu helfen, so wird dies die Aufgabe einer besondern Art eigens für diesen Zweck berechneter Beiträge sein, die sich nun wieder entweder auf Grammatik und Onomatik, oder auf Styl- und Redeübungen, oder auf den literargeschichtlichen Unterricht, oder auf den in Poetik, Metrik und Prosaik, oder auf die Interpretation im weitesten Sinne beziehen; und zwar

gilt es hier, nicht bloß allgemein räsonnirende Abhandlungen über Methodik und Didaktik zu liefern, sondern, wie dies gleichfalls bisweilen in dem Archiv für das Deutsche versucht worden, auch das zweckmäßigste Verfahren an Gegebenem und Besonderm möglichst praktisch darzulegen.

Es wird nicht nöthig sein, jenen innern Unterschied der beiden Hauptarten von Beiträgen auch äußerlich in zwei gesonderten Rubriken oder Sektionen hervortreten zu lassen, da die einzelnen Aufsätze sich selbst deutlich genug entweder als wissenschaftliche, oder als didaktische charakterisiren werden. Als eine durchgreifende Abtheilung gedenken wir, wie in dem Archiv für das Deutsche, nur die in Abhandlungen und Recensionen festzuhalten, welche letztere dann, je nach der Bedeutsamkeit der Schriften, bald tiefer eingehende Kritiken, bald kürzere Anzeigen sein werden. Die jährlich steigende Zahl von Schriften wird es wünschenswerth machen, zur Erleichterung der Uebersicht über die Literatur der einzelnen Lehrzweige, von Zeit zu Zeit Collectivrecensionen zu geben. Endlich dürften auch eine kurze Programmenschau, ein fortlaufender bibliographischer Anzeiger und eine Rubrik „Miszellen“ für allerlei unsern Gegenstand betreffende Notizen nicht unwillkommene Beigaben zu unserer Zeitschrift bilden.

Damit hätten wir den Plan des neuen Unternehmens nach seinen Hauptumrissen gezeichnet. Wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, daß recht viele wackere Schulmänner uns die Hand zur Ausführung eines Werkes bieten werden, welches nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte zu etwas Erfreulichem gedeihen kann. Auf die Herren Mitarbeiter des Archivs für den deutschen Unterricht dürfen wir mit Zuversicht rechnen; von der Mehrzahl derselben sind uns darüber schon bestimmte Erklärungen zugegangen. Außer diesen hat aber auch noch eine bedeutende Anzahl anderer tüchtiger Schulmänner Deutschlands, Frankreichs und Englands uns ihre Unterstützung zugesagt und zum Theil uns schon durch Zusendungen von Beiträgen erfreut, was wir als ein glückliches Prognostikon für die zukünftige Theilnahme betrachten wollen.

Die Herausgeber.

Ueber Goethe's kleinere dramatische Dichtungen.

Die größern dramatischen Productionen Goethe's: Götz, Clavigo, Egmont, Iphigenia, Tasso u. s. w. sind schon so oft und aus so vielfachen Gesichtspunkten beleuchtet und erörtert worden, daß es für eine eindringende Lectüre derselben weder der Schule noch den sinnigen Lesern Goethe's überhaupt an Hülfsmitteln und Wegweisern fehlen kann. Darüber hat man aber seine kleinern dramatischen Dichtungen zu sehr unberücksichtigt gelassen. Mögen auch manche derselben an Kunstwerth und Bedeutsamkeit jenen umfassendern Productionen weit nachstehen, so sind dagegen andere auch wahre Meisterwerke im Kleinen, ganz so vollendet in sich und musterhaft, als die besten jener größeren Schöpfungen; und selbst die absolut minder werthvollen haben noch eine große relative Bedeutsamkeit, indem sie entweder eine Stufe in Goethe's Entwicklung bezeichnen, oder auf größere Kunstwerke Licht werfen, oder nach einer oder der andern Seite hin von dem hervorragenden Talente ihres Verfassers eine lebendige Anschauung gewähren.

Diese Betrachtung bestimmt mich zu dem Versuche, die kleinern dramatischen Dichtungen Goethe's in unserm Archiv in einer Reihe von Artikeln einer mehr auf das Besondere eingehenden Besprechung, als sie bisher gefunden haben, zu unterziehen; und zwar gedenke ich dabei die chronologische Ordnung zu befolgen.

1. Die Laune des Verliebten.

Dieses Drama entstand frühestens im Jahre 1766, oder noch wahrscheinlicher nicht vor dem Frühjahr 1767*). Goethe sagt

*) Düntzer („Goethe als Dramatiker") setzt es „um 1765:" die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften (Anhang zu Goethe's Werken, Ausg. in 40 B.) führt es unter dem Abschnitt 1766—69 zuerst auf.

zwar selbst (Bd. 35, S. 358. Ausg. in 40 B.): „Die Laune des Verliebten ward im März 1805 aufs Theater gebracht, eben als diese kleine Production 40 Jahre alt war," wornach die Entstehung derselben in den Frühling 1765 zurückfallen würde. Allein er bezog die Universität Leipzig erst im Herbste dieses Jahrs. In Wahrheit und Dichtung erzählt er uns, daß er, nach Art junger und ungebildeter Leute, seinen Namen überall anzuschreiben gepflegt und so auch einstens ihn sehr schön und glatt in die Rinde eines Lindenbaums geschnitten habe. „Den Herbst darauf" (also doch wohl im Herbste 1766), als seine Neigung zu Annetten, von der unten mit Mehrerm die Rede sein wird, in der besten Blüthe war, habe er sich die Mühe gegeben, den ihrigen oben darüber zu schneiden. Indessen habe er gegen Ende des Winters ($17^{66}/_{67}$), als ein launischer Liebhaber, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, sie zu quälen und ihr Verdruß zu machen. Im Frühjahre (also 1767) habe er zufällig die Stelle besucht, und der Saft, der mächtig in die Bäume getreten war, sei durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten, und die noch nicht verharrscht waren, hervorgequollen, und habe mit unschuldigen Pflanzenthränen die schon hart gewordenen Züge des seinigen benetzt, was ihn, als eine bildliche Darstellung des Leidens seiner Geliebten, nicht wenig in Bestürzung versetzt habe. Da sich nun unsere Dichtung, wie wir gleich hören, auf eben diese seiner Annette verursachten Leiden bezieht, so müssen wir wohl annehmen, daß Goethe bei der obigen Angabe aus späteren Lebensjahren sich der Entstehungszeit seiner Dichtung nicht deutlich erinnerte *).

Die Laune des Verliebten ist das älteste seiner uns erhaltenen dramatischen Stücke. Die Neigung, alles Bedeutende, was ihm begegnete, dramatisch zu gestalten oder, wie er selbst sagt, „in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung eines Schauspiels zu bringen," trat zwar sehr frühe in ihm hervor; auch hatte er schon als Knabe in Frankfurt, durch den Besuch des französischen Theaters angeregt, ein französisches Stückchen gedichtet, „in dem die Scene ländlich war, und es weder an

*) Jedenfalls ist mehr Gewicht auf eine andere Angabe Goethe's aus frühern Jahren zu legen, die uns in einem Briefe von Fräulein v. Göchhausen an Goethe's Mutter aufbewahrt ist. „Gestern (den 20. Mai 1779)", schreibt sie, „hat uns der Herr Geh. Leg.-Rath ein Schäferspiel, die Laune des Verliebten, hier (zu Ettersburg) aufgeführt, das er sagt in seinem 18. Jahre gemacht zu haben, und nur wenig Veränderung dazu gethan."

Königstöchtern, noch Prinzen und Göttern fehlte." Aber dieses ist ohne Zweifel, bei dem Autodafé, dem er in Leipzig seine Jugendversuche opferte, mit in Rauch aufgegangen.

Wie fast alle poetischen Erzeugnisse Goethe's, so ging auch die Laune des Verliebten aus wirklichen Lebenserfahrungen hervor. Er berichtet uns selbst darüber in Wahrheit und Dichtung Folgendes: „Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen (die Tochter des Hauses, wo er den Mittagstisch nahm) übertragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüßte, als daß sie jung, hübsch, liebevoll und so angenehm war, daß sie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang*) als kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen bereiten, die ich genoß, sie brachte mir wenigstens Abends den Wein, den ich trank, und schon unsere mittägige abgeschlossene Tischgesellschaft war Bürge, daß das kleine, von wenigen Gästen außer der Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand sich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte noch durfte, so wurde der Zeitvertreib etwas mager. Wir sangen die Lieder von Zachariä, spielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein zusammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte, und so ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie sind, desto weniger Mannigfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward ich von jener bösen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen, und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mißlingen meiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit hierüber in's Klare zu kommen, und über Alles, was mich hie und da sonst kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen, weil sie mich wirklich von Herzen liebte und, was sie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir und ihr die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war, auf's Aeußerste

*) Dieses „eine Zeit lang" ist recht charakteristisch und zeigt, wie Goethe, auch noch in spätern Jahren, den häufigen Wechsel seiner Jugendneigungen ansah.

zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die ich mir ohne Noth und Ursache erlaubt hatte. Es gab auch schreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun fühlte ich erst recht, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist; ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch Andere Freude zu verschaffen; denn ich konnte mir die Hoffnung, sie wieder zu gewinnen, nicht versagen. Allein es war zu spät! ich hatte sie wirklich verloren; und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zu Leide zu thun, hat sehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor; ja ich wäre vielleicht an diesem Verlust völlig zu Grunde gegangen, hätte sich hier nicht das poetische Talent mit seinen Heilkräften besonders hülfreich erwiesen. — Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich sie so ganz ohne Noth von mir verletzt sah. Ich stellte mir ihre Lage, die meinige, und dagegen den zufriedenen Zustand eines andern Paares aus unserer Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, diese Situation, zu einer quälenden und belehrenden Buße, dramatisch zu behandeln. Daraus entsprang die älteste meiner überbliebenen dramatischen Arbeiten, das kleine Stück: die Laune des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird."

Um nun für unsere Bemerkungen über das Stück, das aus diesen Anlässen hervorging, dem Leser einen bequemern Boden zu bereiten, rufen wir es ihm zunächst durch eine kurze Inhaltsangabe in's Gedächtniß zurück.

Als ganzes Personal des Dramas begegnen uns zwei liebende Paare: das eine, Eridon und Amine, unserm Dichter und seiner Annette entsprechend, zärtlich liebend, aber durch die eifersüchtigen Launen des Geliebten geplagt und unglücklich; das andere, Lamon und Egle, vertrauensvoll und heiter in seiner Liebe, allen Grillen, aller selbstquälerischen Eifersüchtelei entschieden fremd und unzugänglich, gleich dem Paare aus Goethe's Gesellschaft, wovon er

in der eben angeführten Stelle spricht. Egle macht im Anfange des Stücks Aminen Vorwürfe, daß sie sich den eifersüchtigen Launen Eridons so geduldig füge und bezeichnet dann in der zweiten Scene die Mittel, ihn zu bessern:

> „Begegn' ihm, daß er glaubt, du könntest ihn entbehren;
> Zwar wird er rasen, doch das wird nicht lange währen;
> Dann wird ein Blick ihn mehr, als jetzt ein Kuß erfreun,
> Mach', daß er fürchten muß, und er wird glücklich sein.

Aber Amine fühlt sich zu schwach dazu. — Darüber kommt Eridon. Seine Eifersucht gibt sich bald kund. Er hat erlaubt, daß Amine mit den beiden Andern zum Tanze gehe; das quält ihn jetzt; er erkundigt sich, mit wem sie tanzen werde. Egle schilt ihn wegen seiner Eifersucht. Er wird dadurch und durch Aminens liebevolles Benehmen zuletzt gerührt, droht aber gegen den Schluß der Scene wieder in seinen Fehler zurückzufallen. Nach seiner Entfernung sucht Egle die Freundin weiter von ihrem unglücklichen Zustande zu überzeugen und gibt ihr ein Beispiel eifersuchtfreier Gelassenheit, als der hinzukommende Lamon gesteht, daß er eben der schönen Chloris einen Kuß geraubt habe. Amine spricht dann in einem Monologe den Entschluß aus, ihrer Freundin Lehre zu befolgen und an dem eben zurückkehrenden Geliebten in Ausübung zu bringen. Aber sie wird bald von ihren Gefühlen überwältigt und entschließt sich, vom Tanze zurückzubleiben. Als Eridon sich entfernt hat, um seine Flöte zu holen, fühlt sie mit Aerger und Reue, daß er dieses Opfer nicht verdient; und da in diesem Augenblick die lockende Tanzmusik ertönt, wirft sie sich weinend auf den Rasen hin. Lamon und Egle kommen, um sie zum Tanze abzuholen, und schärfen, als sie ihren veränderten Entschluß erfahren, durch neue Vorwürfe ihren Schmerz. Endlich zieht Lamon Aminen mit zum Tanze fort, während Egle zurückbleibt in der Absicht, an dem eifersüchtigen Eridon einen Bekehrungsversuch zu machen. Dieser tobt anfangs, wie er erfährt, daß Amine dennoch zum Tanze mitgegangen ist, wird aber, als Egle von ihren Vorwürfen zu schmeichelnder Begütigung übergeht und dabei mit affectirter steigender Zärtlichkeit an seine Brust sinkt, durch die zauberische Nähe der schönen Freundin zu einem Kuß verleitet. Bald darauf kommt Amine zurück, die es ohne Eridon beim Tanze nicht aushalten konnte, und erfährt mit Bestürzung, was geschehen ist. Eridon bittet sie bekehrt, voll Reue um Verzeihung und ist nun bereit, sie selbst zum Tanze zu begleiten.

Wir sehen, die Handlung unsers kleinen Schäferspiels ist, nach dem Muster des französischen Dramas und der Schäferspiele Gellert's, der als damaliger Lehrer Goethe's ohne Zweifel stark auf ihn einwirkte, so einfach, wie sie nur immer sein kann; die Personenzahl durfte nicht geringer genommen werden, wenn der Gegensatz zwischen einer ruhigen, zufriedenen Liebe und einer von ängstlicher Eifersucht gequälten veranschaulicht werden sollte; und Einheit der Zeit und des Ortes sind so strenge, wie nur in irgend einem seiner französischen Vorbilder, beobachtet. Auch der Vers ist der des französischen Dramas, der Alexandriner. Die Leichtigkeit und Anmuth, womit Goethe ihn hier behandelt, deutet auf vielfache Vorübungen in diesem Metrum. Ohne solche würde sich die Sprache unsers Dichters hier nicht mit so spielender Freiheit in den Fesseln einer metrischen Form bewegt haben, die nur zu leicht zu Steifheit und Eintönigkeit verleitet*). Die antithetische Gedankengliederung, der syntaktische Parallelismus, wozu die scharfe Sonderung des Alexandriners in zwei Hemistichien, „die zweischenkelige Natur" dieses Verses, wie Schiller sagt, den Dichter so stark hindrängt, und welche die poetische Sprache der Franzosen durchweg charakterisirt, tritt hier nur stellenweise, dann aber recht ausdrucksvoll und wirksam, hervor. Aus dem Einfluß des Alexandriners erklärt sich Schiller**) den antithetischen Charakter, den das französische Drama nicht bloß im syntaktischen Bau der Sprache, in der Periodisirung, sondern in der ganzen Form und Anlage zeigt. „Die Charaktere," sagt er, „die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes." Darnach läge es nun nahe, die streng dualistische und antithetische Gruppirung der Charaktere in unserm Stücke, den Gegensatz in den Gesinnungen und dem Betragen der Personen, auch auf die Einwirkung des Alexandriners zurückführen zu wollen. Allein schon die Natur der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte, mußte ihn das Stück auf einer antithetischen Grundlage aufbauen lassen; und es war nur ein glückliches Zusammentreffen, daß der damals übliche dramatische Vers sich diesem Grundcharakter der Dichtung so harmonisch anschloß.

---

*) Einiges mag an dem Sprachlichen und Metrischen noch vor der Aufführung zu Ettersburg (1779) nachgebessert worden sein, doch waren es schwerlich bedeutende Aenderungen, da das Ganze zu sehr wie aus Einem Gusse entstanden scheint. Vergl. oben die Note auf S. 6.

**) Brief an Goethe vom 25. Oct. 1799.

So klein und unscheinbar diese Dichtung ist, so zeugt sie doch von einer merkwürdigen Frühreife ihres jungen Verfassers, und zwar durch viel bedeutendere Eigenschaften, als die schon erwähnte Gewandtheit der Versification und Gefälligkeit des Ausdrucks. Als Mensch, wie als Dichter, erscheint hier Goethe auf einer Entwickelungsstufe stehend, auf der wir ihn, der eine ganze Welt ungeborener Dichtungen, und darunter einen Götz und Werther, in seiner Brust trug, in solchem Alter zu finden nicht erwarten sollten. Gerade, wie in dem ungefähr gleichzeitig entstandenen Leipziger Liederbüchlein *) fühlen wir uns hier sowohl durch die feine Psychologie, die etwas laxe Moral und ganze Lebensanschauung des Dichters, wie durch die besonnene, gemäßigte und geschmackvolle Art und Weise, in welcher er seine Herzenserfahrungen poetisch zu bewältigen und zu gestalten weiß, nicht an einen stürmischen, unklar gährenden Dichterjüngling, sondern an einen ältern Mann erinnert, in dessen Innerm die Gewitterstürme der Jugend ausgetobt und einer friedlichen, sogar mit etwas herbstlicher Kühle verbundenen Heiterkeit Platz gemacht haben. Recht frappant wird diese Bemerkung, wenn man Schiller's dramatisches Erstlingswerk, die Räuber, neben unser Schäferspiel hält. Dort eine Fülle nach allen Seiten um sich greifender, genialer Kraft, ein schrankenloser ethischer Ungestüm, eine glühende Phantasie, die den Dichter oft über alle Gränzen des Geschmacks und der Mäßigung hinwegreißt; hier die schärfste Beschränkung auf ein kleines Gebiet, feine Abstufung und Gradation der Empfindungen, besonnene Zügelung der Einbildungskraft, geschmackvolle Darstellung. In Schiller's dramatischem Erstlingsproduct erscheint jene Gährung aller Kräfte auf ihrem Gipfelpunkte; wir sehen seinen Dichtergenius in den spätern Erzeugnissen sich allmälig beruhigen und läutern, bis uns endlich in den dramatischen Productionen seiner letzten Periode der klare, goldne Wein seiner Poesie geboten wird. Anders bei Goethe. Von der beschränkten Form, der Mäßigung und Ruhe seiner Laune des Verliebten und der Mitschuldigen steigt er im Götz, in den Anfängen des Faust, den Puppenspielen, Bahrdt, Pater Brey, Satyros, Götter, Helden und Wieland, Prometheus zu einer alle Schranken durchbrechenden Kühnheit und Freiheit empor, um sich erst nachher wieder zu der strengen, ge-

*) Vergl. mein „Archiv für den deutschen Unterricht" Jahrg. 1844, Hft. 4. S. 72 ff., oder meinen Commentar zu Goethe's Gedichten (Düsseldorf, 1846) Thl. 1. S. 72 ff.

messenen Form zurückzuwenden, so daß seine frühesten dramatischen Producte eine weit größere Aehnlichkeit mit denen seiner spätern Periode, als mit denen der mittleren Zeit, haben. Ganz dasselbe zeigt sich bei seiner lyrischen Poesie. Die Leipziger Lieder tragen ein Gepräge, das an die dreißig und mehr Jahre später entstandenen Gedichte lebhaft erinnert, wogegen sie mit den lyrischen Erzeugnissen der nächsten Periode (Wanderers Sturmlied, An Schwager Kronos, Kunstlieder, Hans Sachs, Seefahrt u. s. w.) nur eine sehr geringe Verwandtschaft zeigen. Es scheint nun eine naheliegende Erklärung dieser Erscheinung sich darin anzubieten, daß Goethe's Erstlingsproducte noch nicht unter dem Einfluß der „Sturm- und Drangperiode" entstanden sind, die erst ihre hohen Fluthen zu schlagen begann, als er auf der Universität zu Straßburg war, während Schiller's früheste dramatische Erzeugnisse und die Gedichte der Anthologie recht mitten in diese Periode fallen. Indeß lassen sich noch triftigere Erklärungsgründe aus Goethe's eigenthümlicher Natur, aus seinem bisherigen Bildungsgange und seinen damaligen Lebensverhältnissen ableiten. Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich auf das, was hierüber bei Gelegenheit der Besprechung des Leipziger Liederbüchleins in meinem Archiv für den deutschen Unterricht *) gesagt worden.

Hält man die oben mitgetheilten Eröffnungen Goethe's mit unserm Schäferspiel zusammen, so erscheint dieses fast als ein psychologisches Räthsel, mag man es sich nun nach der Auflösung des Verhältnisses zu Annetten, oder, worauf Goethe's Worte hinzudeuten scheinen, in einem ruhigern Intervall seiner Leidenschaft entstanden denken. Im erstern Falle muß man sich wundern, wie er so quälende, reuevolle Erfahrungen, die sogar seine physische Natur zu untergraben drohten, zu einer so leicht tändelnden Dichtung zu sublimiren vermochte; im andern Falle ist es befremdend, daß Jemand, der über die Natur seiner Leidenschaft so völlig im Klaren ist und sie durch poetische Darstellung objectivirt und in die Ferne gerückt hat, noch solchen Rückfällen ausgesetzt sein kann. Jedenfalls aber ist unser Schäferspiel ein Document, welches recht anschaulich macht, wie früh schon, und in wie eminentem Grade schon damals, Goethe jene Kraft besessen hat, von der Gervinus sagt, daß sie allein den Dichter mache, die Kraft, sich selbst zu theilen, sich mitten in der Leidenschaft zu fassen, sich im Uebermaß der innern Bewegungen aus sich selbst zu setzen, zu vergleichen und zu

*) Jg. 1844, Hft. 4, S. 71 ff.

beruhigen. Daß man, wie Goethe meint, an dem Stücke noch „den Drang einer siedenden Leidenschaft" gewahr werde, kann ich nicht finden. Der Verfasser dürfte hier wohl mit Unrecht von sich selbst, dem allerdings die Lectüre der Dichtung den Zustand, aus dem sie geflossen, lebhaft vergegenwärtigen mochte, einen Schluß auf andere Leser gemacht haben. Vielmehr spricht uns, wenn wir nicht den Charakter des Eifersüchtigen allein, sondern, wie billig, den Geist des ganzen Stücks in Anschlag bringen, darin eine vollkommene Gemüthsheiterkeit, ein freies poetisches Schweben über dem Gegenstand an. Ja, es scheint mir hier die Dichtung aus der beengenden Nähe der individuellen Zustände, aus der unruhigen Erregtheit des Augenblicks selbst weiter entrückt zu sein, als in andern, spätern poetischen Beichten unsers Dichters, die man als Hauptbeweise seiner über die Gewalt des Stoffes siegenden heitern Geistesenergie zu rühmen pflegt. Zum Theil ist dieß freilich auf Rechnung der hier gewählten dramatischen Gattung zu setzen. Das Schäferspiel kann eine Menge Bezüge und Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens nicht gebrauchen, indem es die Handlung in eine ganz ideelle Sphäre rückt, und nöthigt zugleich, alles Leidenschaftliche und Pathetische zu mäßigen und zu mildern.

Indeß mag unser kleines Drama, ungeachtet es in einer fingirten idyllischen Welt spielt, doch aus der Wirklichkeit mehr entlehnt haben, als auf den ersten Blick erscheint. Nicht bloß die allgemeinen Verhältnisse der beiden Paare, auch Besonderheiten, wie die Tanzlust Aminens und die dadurch hervorgerufene leidenschaftliche Scene, könnten leicht auf unmittelbaren Erlebnissen Goethe's beruhen, so wie auch wahrscheinlich die Katastrophe eine von ihm selbst gemachte Erfahrung ausdrückt. Uebrigens ließe sich bezweifeln, ob die hier angewandte Kur des Eifersüchtigen sich psychologisch rechtfertigen lasse, wenigstens ob sie von nachhaltiger Wirkung sein könne. Wird er dadurch beruhigt werden, daß er fühlt, wie schwach man sein kann? Die Scham über seine eigene Schwäche bringt ihn für den Augenblick zum Schweigen, zur Nachgiebigkeit; aber muß nicht seine Besorgniß durch die gemachte Erfahrung verdoppelt werden? Das Stück schließt:

> Ihr Eifersüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
> Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

Gerade die ihren eigenen Streichen nachdenken, sind, wie die Erfahrung lehrt, die schlimmsten Eifersüchtigen. Der Dichter würde indeß gegen eine solche Prüfung der Katastrophe protestiren. Es fragt sich in der That auch nur, ob durch das von Egle ange-

wandte Mittel ein angemessener Abschluß der Handlung herbeigeführt wird; und das läßt sich nicht bestreiten. Der Eifersüchtige wird für jetzt wenigstens zum Schweigen gebracht, Amine darf an dem Tanze Theil nehmen, und auch in Zukunft wird vielleicht bei Rückfällen Eridon's die Erinnerung an den Kuß noch gut nachwirken:

Und kehrt die Eifersucht in seinen Busen wieder,
So sprich von diesem Kuß, dies Mittel schlag' ihn nieder.

Unser Zeitgeschmack ist im Allgemeinen dem Schäferspiel durchaus abhold; diese Hirtenwelt erscheint uns doch gar zu dürftig und einförmig, und dies Tändeln mit Gefühlen und Leidenschaft finden wir lächerlich, ja widerwärtig. Wenn demungeachtet die Laune des Verliebten noch nicht ganz von den Repertoirs verschwunden ist, so spricht dieß für eine gesunde Lebenskraft, die dem Stücke inwohnt. In Weimar kam es zuerst 1805 auf das Theater. Der Erfolg hängt, wie Goethe auf Anlaß dieser Aufführung richtig bemerkt, durchaus von der Rolle der Egle ab. „Findet sich eine gewandte Schauspielerin," sagt er, „die den Charakter richtig ausdrückt, so ist das Stück geborgen und wird gerne gesehen. Eine unsrer heitern und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geistreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters und verfaßte einige Stücke dieser Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gerne gesehen." Am 26. Jan. 1814 meldet Zelter an Goethe: „Dein kleines allerliebstes Stück: die Laune des Verliebten wird hier mit vielem Beifall oft wiederholt und recht artig gespielt." Noch im höchsten Greisenalter hatte Goethe die Freude, sein Jünglingswerk nicht ganz veraltet zu sehen. Am 31. Aug. 1831 schreibt Zelter: „Was ich schmählich vergessen Dir zu sagen, ist daß ich am 28. d. von der allerschönsten jungen Frau einen Kuß für Dich in Empfang genommen habe. Es war die nämliche, die vorher die Rolle der Egle so artig und reizend gesprochen hatte. Als bei Tisch Dein Toast ausgerufen wurde, kam sie, die weitab ihren Platz hatte, mit mir anzustoßen. Ich wollte ihr den weichen, weißen Arm küssen; sie reichte mir den Mund und küßte mich herzhaft. Nach Mitternacht, als wir auseinanderzugehen aufgestanden waren, trat ich zu ihr und brachte ihr Deinen Kuß. Sie sagte: da werd' ich Händel kriegen mit meiner lieben Amine; warum aber folgt sie mir nicht? Ich hab's ihr genug gesagt, sie ist incorrigibel. So wurde ein Stück diesen Abend ausgespielt, das Dir selbst, unvollendet, und der Geliebten so viele Schmerzen gemacht hat."

2. Die Mitschuldigen.

Ungefähr gleichzeitig mit der Laune des Verliebten scheinen die Mitschuldigen entstanden zu sein; wenigstens gedenkt Goethe in seiner Selbstbiographie dieser beiden Stücke unmittelbar nacheinander. Jenes Schäferspiel ist indeß früher geschrieben worden; Goethe nennt es ausdrücklich „die älteste seiner überbliebenen dramatischen Arbeiten."

Die Anregung zu den Mitschuldigen hat er jedoch aus frühern Erlebnissen geschöpft, als zu der Laune des Verliebten. Wir wollen darüber den Dichter selbst vernehmen. „Bei meiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben," sagt er, „hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten, und Jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus, und ein glattes Aeußere übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt, und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten: denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten, oder was sonst nur Alles geleistet werden kann; wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst, als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verschaffen, entwarf ich mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten, und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ ich eines nach dem andern fallen. Die Mitschuldigen sind das einzige fertig gewordene."

Richten wir nun zunächst unsern Blick auf das Aeußerlichste der Form, auf das Sprachliche und Metrische, so setzt uns die

Gewandtheit und Sicherheit, womit der junge Dichter Wort und Wendung, wie das Versmaß handhabt, noch mehr als bei dem vorhergehenden Stück in Erstaunen. Diese Leichtigkeit des Ausdrucks und der Versification mag allerdings zum Theil auf Rechnung der wiederholten Nachfeile zu setzen sein, die Goethe unserer Dichtung, wofür er eine besondere Vorliebe hegte, hat angedeihen lassen. Aber größtentheils waren diese Vorzüge dem Stücke ohne Zweifel schon in seiner ältesten Gestalt eigen. Wer Goethe's dichterische Sprache in ihrer allmäligen Entwickelung aufmerksam verfolgt, wird in den Mitschuldigen ganz die Ausdrucksweise seiner frühesten Periode wiederfinden und daher nicht der Ansicht beipflichten können, daß der Dichter in späterer Zeit bedeutende sprachliche Aenderungen an dem Stücke vorgenommen habe. Um dieß durch eine Einzelnheit zu erläutern, mache ich auf die häufige Auslassung des bestimmten Artikels in den Mitschuldigen aufmerksam, z. B. gleich in der ersten Scene:

> Um so in (den) Tag hinein von meinem Geld zu leben . . .
> Ich will doch gleich hinauf in (den) kleinen Vorsaal gehen . . .

die wir auch in den kleinern Gedichten jener Zeit (s. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, Thl. 1, S. 212 Anmerk.) und im Götz von Berlichingen (z. B. in Thurm sperren) antreffen. Eben so unbedeutend mögen im Ganzen die metrischen Nachbesserungen gewesen sein. Goethe sagt in den Annalen, man werde dem Stücke bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium Molière's nicht absprechen können. Dieß bewährt sich schon gleich an der metrischen Form desselben. Wir finden hier den Alexandriner weit mehr, als in der Laune des Verliebten, nach dem Vorbilde Molière's und der Franzosen überhaupt behandelt. Jene parallelisirende und antithetische Vertheilung der Gedanken in die beiden Hemistichien des Alexandriners, jene streng symmetrische Absonderung der Sätze und Satzglieder durch den Einschnitt, welche besonders die metrische Sprache des französischen Lustspiels charakterisirt, findet sich in unserm Stücke in ausnehmend hohem Grade, z. B. in Sc. 1:

> Er sieht nicht, was er ist, er denkt nicht, was er war . . .
> Zu einem Ohr hinein, zum andern flugs hinaus . . .
> Doch da gilt's fleißig sein, und nicht sich dumm zu saufen!
> Nach Mitternacht zu Bett, und Morgens auf bei Zeit! u. s. w.

Dabei lag nun die Gefahr einer ermüdenden Monotonie unserm Dichter sehr nahe; denn der deutsche Alexandriner ist bei seiner streng jambischen Accentuirung dieser Klippe bei Weitem mehr aus-

gesetzt, als der französische, indessen beiden Hemistichien die Sprache weder an Accent noch an Quantität gebunden ist. Allein auch vor diesem Fehler hat sich Goethe mit bewunderungswürdig feinem Takt zu hüten gewußt, indem er solche streng symmetrisch gebaute Alexandriner mit freier spielenden umkleidet hat, wodurch die Wirksamkeit jener nur erhöht wird. Wenn er es auch nicht selbst ausgesprochen hätte, daß er in jenen frühen Jahren von einer ganzen Reihe von Schauspielen die Expositionen geschrieben hat, so würden wir doch schon an der vortrefflichen Behandlung des Metrums erkennen, daß die Mitschuldigen nicht, neben der Laune des Verliebten, ein Erstlingsversuch unsers Dichters gewesen sein können.

Ehe wir nun weiter die dramaturgische Gestaltung und die Charaktere unsers Stückes betrachten, vergegenwärtigen wir uns in der Kürze den Inhalt desselben.

Ein Wirth hat seine einzige Tochter Sophie unlängst an einen jungen Mann, Namens Söller, verheirathet, in der Hoffnung, an ihm eine Stütze seiner alten Tage zu finden. Allein dieser führt ein lustiges und leichtsinniges Leben, spielt und macht Schulden. Seit vierzehn Tagen logirt in dem Wirthshause ein junger Herr, Alcest, der in frühern Jahren Sophiens Liebhaber war. Er ist in der Zwischenzeit ein Libertin geworden und hat sich nicht eben in guter Absicht hier einquartirt. Sophie hat sich bisher gegen ihn zurückhaltend benommen; jetzt aber entreißt ihr Alcest, durch seine Drohung, abzureisen, das Geständniß der Fortdauer ihrer frühern Neigung, und das Versprechen, ihm in der Nacht, wo Söller einen Ball besuchen will, ein Rendezvous auf seinem Wohnzimmer zu geben. Unterdeß hat Alcest einen Brief mit großem Siegel bekommen. Der neugierige Wirth, der darin wichtige politische Nachrichten vermuthet, möchte gar zu gerne den Inhalt desselben wissen. Söller aber ist inzwischen an eine Spielschuld dringend gemahnt worden und entschließt sich in der Nacht Alcest's Casse zu plündern. Schon hat er mit einem Dietrich die Schatulle geöffnet und einen Theil ihres Inhalts eingesteckt, als er, durch Geräusch auf dem Gange geängstigt, in einen Alkoven zur Seite des Zimmers springt. Es war der Wirth, der, von Neugier gequält, nach dem Briefe suchen wollte. Er wird durch das Herannahen Sophiens gestört, bläs't seinen Wachsstock aus, den er in der Eile fallen läßt, und entflieht zur Thüre hinaus. Durch eine andere Thüre tritt nun Sophie mit einem Licht herein. Söller muß in seinem Versteck zuerst einen für ihn nicht sehr

schmeichelhaften Monolog Sophiens und dann ihr Gespräch mit Alcest anhören. Während Alcest sie durch die Mittelthüre zurück begleitet und einen Augenblick noch bei ihr stehen bleibt, entwischt Söller durch die Seitenthüre. Alcest bemerkt zurückkommend sogleich den Diebstahl und weiß nicht, was er davon denken soll. Sophie erfährt am Morgen den Diebstahl und meldet ihn dem Vater. Dieser hält Sophie für die Diebin, so wie umgekehrt Sophie im Vater den Dieb vermuthet. Der Wirth läßt Alcesten merken, daß er den Schuldigen kenne, und bezeichnet ihm endlich gar, durch den Brief geködert, seine Tochter geradezu als die Diebin. Alcest, bei dem die lüsternen Gedanken schon einer inneren Neigung zu Sophien Platz gemacht hatten, baut nun auf diese Entdeckung den Plan, sich Sophiens pecuniäre Bedrängnisse zur Erreichung seiner anfänglichen bösen Absicht zu nutze zu machen, wird aber, als er seinen Verdacht merken läßt, von ihr mit Stolz und leidenschaftlichem Zorne abgewiesen; in der Aufregung nennt ihm Sophie ihren Vater als den Dieb. Zu dem erstaunten Alcest kommt nun Söller, etwas angetrunken, und verräth durch allerlei Andeutungen, daß er Zeuge des nächtlichen Rendezvous gewesen, wodurch Alcest auf den Gedanken kömmt, daß er den Diebstahl begangen habe. Alcest entlockt ihm das Geständniß seiner Schuld und erklärt dann dem herzukommenden Wirth und seiner Tochter die ganze Sache, worauf zuletzt, im Bewußtsein der allgemeinen Mitschuld, ein wechselseitiges Vergeben erfolgt.

Der Verfasser der Schrift „Goethe und sein Jahrhundert" nennt (S. 22.) die Anlage dieses Lustspiels „vorzüglich gut, besser als in irgend einem andern Stücke des Verfassers." Ist damit auch etwas zu viel behauptet, so läßt sich doch dem Stücke eine treffliche, wohldurchdachte Organisation nicht absprechen. So ist gleich die Exposition lebendig und leicht faßlich durchgeführt. Goethe sagt uns in Wahrheit und Dichtung, daß er, als das Lustspiel schon fertig war, die Exposition nochmals durchgearbeitet habe, um sie zugleich bewegter und klarer zu machen. „Lessing hatte," fügt er hinzu, „in den zwei ersten Acten der Minna ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei, und es war mir nichts angelegener, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen." Die drei ersten Scenen enthalten die wesentlichsten exponirenden Züge. In der ersten finden wir Söller im Domino vor einer Flasche Wein sitzen, im Begriffe auf den Ball zu gehen. Dieß führt auf die ungezwungenste Weise die Veranlassung herbei, durch seinen darüber erzürnten Schwiegervater sein

bisheriges Betragen schildern zu lassen. Auch auf den Alcest wird das Gespräch hingelenkt, und zuletzt weiß der Dichter noch durch eine sehr geschickte Wendung die Leidenschaft des Alten für politische Neuigkeiten anzudeuten und dadurch sein Weggehen zu motiviren. In der zweiten Scene wird mit noch größerer Gewandtheit Alcest's Verhältniß zu Sophien, das frühere wie das jetzige, durch ein Gespräch zwischen Sophie und Söller, dem Alcestens Absicht nicht entgangen ist, exponirt. Ich mache nur darauf aufmerksam, wie scheinbar kühn, und doch durchaus natürlich und streng motivirt, exponirende Züge, wie der folgende, in das Gespräch eingestreut sind:

Söller.

Ist es nicht vierthalb Jahr,
Daß Herr Alcest dein Freund und hier im Hause war?
Wie lange war er weg?

Sophie.

Drei Jahre denk' ich.

Söller.

Drüber.
Nun ist er wieder da, schon vierzehn Tage u. s. w.

Das Weitere, und besonders der dritte Auftritt läßt uns dann tief in Sophiens Herz blicken, so daß wir ihr ferneres Betragen ganz erklärlich finden.

Die Glanzpartie des Stückes ist die vortreffliche Verwickelung in dem zweiten Aufzuge, der nur etwas kurz gerathen ist, und weil er lebhaft spannt, um so rascher vorüberfliegt. Diese Scenen müßten zu den glücklichsten und affectreichsten Situationen, die unsre komische Literatur aufzuweisen hat, gezählt werden, wenn nicht ein Theil ihrer Wirksamkeit, durch das dem Komischen beigesellte „Bängliche", worüber wir unten noch besonders sprechen wollen, wieder aufgehoben würde. Der im Alkoven versteckte Söller begleitet das Selbstgespräch seiner Frau, worin sie ein so unvortheilhaftes Bild von ihm entwirft, und die darauf folgende Unterredung zwischen Sophie und Alcest mit höchst drolligen Expectorationen. Auch die weitere Verwickelung im dritten Aufzuge und die sich unmittelbar anschließende Entwickelung sind lebendig durchgeführt; nur schadet es der Wirksamkeit der letztern, daß die hier stattfindende Auflösung bloß für die Personen des Stückes, und nicht auch für die Zuschauer, eine Entwirrung der Räthsel ist.

Die Charaktere sind mit meisterhafter Bestimmtheit und Sicherheit gezeichnet. In dem Charakter des Alten ist die Neugier der

hervorstechendste Zug; besonders ist er auf frische politische Nachrichten versessen, die er als etwas ganz Neues seinen Gästen auftischen könnte. Er klagt, daß es mit der Zeitung doch ein ewiger Aufenthalt sei,

> Das Neuste, was man hört, ist immer monatsalt.
> Und dann ist das auch schon ein unerträglich Wesen,
> Wenn Jeder sagt: O ja, ich hab' es auch gelesen.
> Wär' ich nur Cavalier, Minister müßt' ich sein,
> Und jeglicher Courier ging bei mir aus und ein.

Auch ist der Wirth zum schwarzen Bären, wie der Wirth zum goldnen Löwen in Hermann und Dorothea, nicht wenig von sich selbst eingenommen. Er rühmt von sich:

> Mein Ruf hat lang gewährt, und soll noch länger währen;
> Es kennt die ganze Welt den Wirth zum schwarzen Bären.
> Es ist kein dummer Bär, er conservirt sein Fell.
> Jetzt wird mein Haus gemalt, und dann heiß ich's Hotel u. s. w.

Und, wie gleichfalls der Vater in Hermann und Dorothea, fährt er schnell auf und macht seinem Zorn in kräftigen Worten Luft, läßt sich aber auch, wie dieser leicht besänftigen. Sehr ergötzlich ist es, wie er im Zorn über sich selbst, weil er um den Brief seiner Tochter vermeintliche Schuld dem Alcest verrathen hat, an einem Sessel durch Prügel seinen Aerger kühlt. Söller weiß im Anfange des Stückes seinem Zorn gleich einen Ableiter unterzuhalten, indem er durch ein Apropos das Gespräch auf die Amerikanischen Unruhen lenkt. In der letzten Scene kommt seine Versöhnlichkeit für den raschen Abschluß des Stückes zu statten.

In Alcest hat Goethe einen Charakter gezeichnet, der, wenn wir das damalige Alter des Dichters in Betracht ziehen, uns in Erstaunen setzen muß. Wie ist es möglich, daß Goethe in jenen Jahren schon solche innere Erfahrungen gemacht haben konnte? Oder ist es die geniale Anticipation, wovon Goethe bei Eckermann spricht*), was ihm diesen Charakter eingegeben hat? Alcest ist vor Jahren ein besseres Gemüth und edlerer Empfindungen fähig gewesen; seit jener Zeit aber haben sich seine Grundsätze sehr geändert, und er ist mit dem Plane in Sophiens Haus gekommen, durch die Erinnerung an die frühere Zeit die junge Frau zu berücken. Aber die herzliche Vertraulichkeit, womit Sophie ihm bei dem Rendezvous ihre unglückliche Lage schildert, weckt die Geister der alten Zeit wieder in seiner Brust, und ruft eine edlere

*) I, 126 ff.

Neigung in ihm hervor. Er spricht diese plötzliche Umstimmung in der 5. Scene des 2. Actes aus:

> Was willst du nun, mein Herz! — Es ist doch wunderbar!
> Dir bleibt das liebe Weib noch immer, was sie war.
> Hier ist die Dankbarkeit für jene goldnen Stunden
> Des ersten Liebesglücks nicht ganz hinweggeschwunden.
> Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
> Und jenes Bild ist hier noch nicht herausgespült,
> Wie mir die Liebe sie vollkommen herrlich zeigte,
> Das Bild, dem sich mein Herz in tiefster Ehrfurcht neigte.
> Wie anders ist mir's nicht? Wie heller seit der Zeit?
> Und doch bleibt ihr ein Rest von jener Heiligkeit.
> Bekenn' es ehrlich nur, was dich hierher getrieben;
> Nun wendet sich das Blatt, fängst wieder an zu lieben,
> Und die Freigeisterei, und was du fern gedacht,
> Der Hohn, den du ihr sprachst, der Plan, den du gemacht,
> Wie anders sieht das aus! Wird dir nicht heimlich bange?
> Gewiß, eh' du sie fängst, so hat sie dich schon lange!

Daraus erklärt sich nun auch seine sonst auffallend erscheinende Schweigsamkeit in der Rendezvous-Scene, wo Sophie fast allein das Wort führt. Es ist aber natürlich, daß, als die Insinuation des Alten, der Sophien den Diebstahl zuschrieb, ihr in seinen Augen „den Rest von jener Heiligkeit" geraubt hatte, nun auch der böse Geist auf einen Augenblick wieder in ihm aufwachte, obwohl der Kampf in seinem Innern nicht leicht war, wie uns die 7. Scene des 3. Actes zeigt:

> Solch einen schweren Streit empfand dies Herz noch nie u. s. w.

Die Art aber, wie ihm Sophie in der nächsten Scene entgegentritt, und die bald folgende Auflösung alles Räthselhaften tilgt den bösen Flecken wieder aus seiner Seele, und Alceſt macht zuletzt noch einen recht wohlthuenden Eindruck, indem vorzüglich durch ihn in der Schlußscene die allseitige Versöhnung und Vergebung beschleunigt wird.

Auch in der Ausführung von Sophien's Charakter legt der Dichter eine seltene Welt- und Menschenkenntniß, und namentlich eine feine Beobachtung des weiblichen Herzens, an den Tag. Wußte Schiller in seinen dramatischen Erstlingswerken nur so wesenlose, aus träumerischen Empfindungen und Dichterreminiscenzen zusammengeflossene weibliche Gestalten, wie die Amalia in den Räubern und die Luise Millerin, zu schaffen: so finden wir hier einen durchaus objectiv gehaltenen, in festen Umrissen dargestellten weiblichen Charakter, dessen Zeichnung man nur einem

ältern, vielerfahrnen Dichter zutrauen sollte. Goethe hat sich sehr gehütet, diesen Charakter, wenn er gleich, mit Alceſt, einen etwas edlern Anstrich hat, zu einer bedeutenden Höhe hinauf zu heben; denn „ordinäre Personen" sollten alle sein, damit nicht durch irgend ein tieferes Gemüth höhere sittliche Forderungen in dem Zuschauer angeregt würden. Wir finden Sophie im Anfange des Stückes bemüht, zwischen ihrem Manne und dem Vater den Frieden zu erhalten; dann aber, als sie mit Söller allein ist, und dieser nicht abläßt, sie mit Anspielungen auf Alcest zu ärgern, sagt sie ihm derb die Wahrheit, wobei sie zugleich sich selbst von einigen Seiten charakterisirt:

Willst du ein braves Weib, so sei ein rechter Mann!
Verschaff' ihr, was sie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das Uebrige, kannst du dann ruhig bleiben . . .
Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch seine Gaben,
Man hat so viel man braucht, und glaubt noch nichts zu haben.
Die Lust, die jede Frau, die jedes Mädchen hat,
Ich bin nicht hungrig drauf, doch bin ich auch nicht satt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.

Der Monolog in der 3. Scene des 1. Actes deckt ihr Inneres klar vor uns auf:

Da sitz' ich nun und bin nicht besser als begraben.
Anbeter könnt' ich wohl noch in der Menge haben;
Allein was sollen sie? Man quälet, sind sie dumm,
Zur Langenweile nur mit ihnen sich herum;
Und einen klugen Freund ist es gefährlich lieben:
Er wird die Klugheit bald zu eurem Schaden üben.
Auch, ohne Liebe, war mir jeder Dienst verhaßt, —
Und jetzt — mein armes Herz, warst du darauf gefaßt?
Alcest ist wieder hier u. s. w.

Auf eine feine Weise läßt der Dichter in Act 1. Scene 6. durchblicken, wie sehr sie sich der mit Alcest verabredeten Zusammenkunft entgegensehnt.

Nun, Söller, gehst du denn? Wie wär's, du nähmst mich mit?

Söller.

Aha! es kommt dir jetzt —

Sophie.

Nein, geh! ich sprach's im Scherze.

Söller.

Nein, nein, ich weiß das schon, es wird dir warm ums Herze.
Wenn man so Jemand sieht, der sich zum Balle schickt,
Und man soll schlafen gehn, da ist hier was, das drückt.
Es ist ein andermal.

Sophie.

O ja, ich kann wohl warten.
Nun, Söller, sei gescheit und hüt' dich vor den Karten.
(zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken gestanden)
Nun, gute Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.

So ist es auch ein feiner Zug, daß sie, durch die Liebe zu Alcest verschönert, in diesem Augenblick von Söller selbst doppelt liebenswürdig gefunden wird. In dem Rendezvous mit Alcest und dem vorhergehenden Selbstgespräch scheint mir der Dichter sie zu dem Portrait von Söller allzu grelle Farben wählen zu lassen. Sie nennt ihn ein Vieh, ein Scheusal, einen Teufel. Wahrscheinlich wollte Goethe dadurch die Wirkung der Situation, worin sich Söller befindet, verstärken; aber es frägt sich, ob hierdurch nicht dem Charakter Sophiens, wie dem Söller's, Nachtheil zugefügt wird, den jener Vortheil nicht aufwiegt.

Söller endlich, der leichtsinnig in den Tag lebende, verschwenderische, sittlich rohe Taugenichts, der voller Albernheit und Thorheit steckt, ist gleichfalls mit sicherer Hand gezeichnet, aber leider ein aus so widerwärtigen Elementen zusammengesetzter Charakter, daß gerade an ihm, als an der Hauptklippe, die Wirksamkeit des Lustspiels scheitert. Mit welcher Kunst auch der Dichter bei diesem Charakter das moralisch Abstoßende durch das Burleske zu mildern gewußt hat, so zieht er doch wie ein dunkler Schatten durch die Dichtung und läßt keine recht heitere und freie Stimmung aufkommen. Goethe erkannte es selbst an, daß das Stück bei der Vorstellung im Ganzen ängstige, wenn es auch im Einzelnen ergötze. „Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen," setzt er hinzu, „verletzen das ästhetische und moralische Gefühl, und deßwegen konnte das Stück auf dem deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen worden." In den Annalen spricht Goethe von „dem Fremdartigen der Sitten, wodurch das Stück lange vom Theater ausgeschlossen geblieben," und führt dieß auf das Studium Molière's zurück. Er kann damit nichts Anderes meinen, als die kecke Verletzung des sittlichen Gefühls, besonders durch Söller's Diebstahl, wie sie sich vielleicht ein großstädtisches französisches Publicum, aber kein deutsches, gefallen lassen mochte.

An einer andern Stelle (B. 32, S. 364 f. Ausg. in 40 B.) sucht Goethe sein Stück auf folgende Weise zu rechtfertigen: „Verbrechen können an und für sich nicht lächerlich sein, sie müßten

denn etwas von ihrer Eigenschaft verlieren, und dieß geschieht, wenn sie durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stückes. Was sie thun, sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und somit wäre nichts daran auszusetzen." Ist dem aber wirklich so? Ist, was Söller verübt, nur ein Vergehen zu nennen? Sein Schwiegervater, seine Frau schildern ihn als einen Menschen (Sophie: „Er lügt, verläumdet, trügt —"), bei dem wir eine solche That mehr als eine nothwendige Consequenz seines ganzen Lebens und seiner Gesinnungen ansehen müssen. Scheint er doch sogar schon vor langer Zeit sich für einen solchen Fall vorgesehen zu haben; denn indem er mit seinen Dietrichen die Schatulle zu eröffnen sucht, sagt er:

> Ich hatt' als Accessist einmal beim Amt gelauert,
> Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang gedauert.
> Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerlei;
> Erst in der Ferne Brod, und täglich Plackerei,
> Das stand mir gar nicht an — Ein Dieb ward eingefangen,
> Die Schlüssel fanden sich, und er, er ward gehangen.
> Nun weiß man, die Justiz bedenkt zuvörderst sich.
> Ich war nun Subaltern, das Eisen kam an mich.
> Ich hob es auf. Ein Ding scheint euch nicht viel zu nützen,
> Da kommt ein Augenblick, man freut sich's zu besitzen.

Und als er am Schlusse des Stückes so gut wegkommt, freut er sich, „dießmal noch ungehangen" zu bleiben.

Eben weil Söller's That aber ein Ausfluß seines Charakters, und nicht bloß momentaner „Noth und Leidenschaft" ist, hinterläßt der Blick in den „düstern Familiengrund," der nach Goethe's Zugeständniß der Handlung untergebreitet ist, auch nach der Lösung der augenblicklichen bedrohlichen Verwicklung, im Zuschauer einen unangenehmen Eindruck. Wir müssen für den künftigen Frieden dieser Familie nur um so besorgter sein, nachdem sich die Mitglieder derselben durch das Vergangene genauer kennen gelernt haben. Alle vier Personen des Stückes stehen am Ende mit sehr deprimirten Gefühlen da, was sich dem Zuschauer nothwendig mittheilen muß. Auch wirkt noch Manches im Laufe der Handlung einem heitern ergötzlichen Eindruck entgegen; so erregt z. B. der Verdacht des Diebstahls, der bei Alcest eine Zeit lang auf Sophien lastet, ein peinliches Gefühl. Kurz, es sind dem Gegenstande so viel widerwärtige Ingredienzien beigemischt, daß man die „Apprehension," die, wie Goethe selbst bekennt, das Stück beim

Publicum hervorzubringen pflegt, ganz wohl begreiflich und gerechtfertigt findet.

Dabei kann man aber den großen Kunstwerth des Stückes wohl anerkennen und ihm nicht bloß, wie Goethe, „einiges theatralische Verdienst," sondern selbst ein bedeutendes zuschreiben. Wer im Stande ist, den sittlichen Eindruck zu beherrschen, und die eigne Welt, die es darstellt, und die Menschen, die es vorführt, zu nehmen, wie sie der Dichter gibt, muß sogar dieses Lustspiel vorzüglich gut finden. Zelter nennt es bezeichnend „ein nettes Kunstwerk von natürlichen Gliedmaßen."

Es wird dem Leser nicht uninteressant sein, wenn wir ihm hier zum Schlusse Zelter's briefliche Unterhaltungen mit Goethe über das Stück mittheilen. Am 27. Nov. 1824 schreibt er an Goethe: „Ich habe gestern die Mitschuldigen zum ersten Mal in meinem Leben und zwar recht gut gesehn. Die vier Hauptpersonen gut besetzt und gut eingelernt; Schmelka und Mlle. Sutorius ganz ausgezeichnet und — nicht zu vergessen — gut aufgenommen. So habe ich denn auch die Herzhaftigkeit der Direction wie ihre Kenntniß des vorstädtischen Publicums bewundert, das, jedes gute Schauspiel gerne sehend, in Dreistigkeit seines Beifalls sich hervorzuthun wüßte gegen den ersten Rang, wo ich heute meinen Platz hatte. Die Wirkung auf uns als den ersten Rang möchte ich mit der Wirkung der Wahlverwandtschaften vergleichen, indem sie geistig ist, ohne wohlthuend zu sein. Ja sogar Kotzebue's Kleinstädter fielen mir ein, wo Keiner Pranger stehen will, weil sie alle zusehen wollen. Ein gemeiner Diebstahl vor den Augen der Welt von einem Leichtsinnigen ausgeübt, und alle Guten oder Bessern mitschuldig, das ging uns so bitter an, daß man das Gesicht verhüllen mochte, um in den Spiegel zu schauen. Kurz und gut oder nicht gut — es durfte uns einfallen: Je größer Dieb, je feiner Publicum." Goethe antwortete darauf: „Die Wirkung der Mitschuldigen ist ganz die rechte. Ein sogenanntes gebildetes Publicum will sich selbst auf dem Theater sehen und fordert ungefähr eben so viel vom Drama, als von der Societät; es entstehen Convenanzen zwischen Acteur und Zuschauer; das Volk aber ist zufrieden, daß die Hanswürste da droben ihm Späße vormachen, an denen es keinen Theil verlangt. Uebrigens könntest du lesen, was ich über das Stück, ich weiß nicht wo, gesagt habe, so würdest du es mit den Gefühlen des ersten Ranges ganz gleich gestimmt finden." Darauf erwidert ihm Zelter: „Da du mein Geschreibe über die Mitschuldigen beifällig beantwortest, lege ich

ein abschriftlich Blatt bei, worin ich mich gegen einen Deiner Verehrer zu verantworten hatte, der von der Direction des Theaters ist. Ihm hatte ich das Dir darüber Geschriebene zu lesen gegeben. Er ist von dem Stücke hoch eingenommen, und er schreibt mir, daß er mit meinem Urtheile nicht einverstanden sei, und doch sind wir Einer Meinung.“ Die Beilage lautet:

„Sie sagen, lieber Freund, daß Sie mit meinem Urtheile über das gestrige Stück nicht einverstanden sind, und doch bin ich mit Ihnen einverstanden.

Habe ich denn aber auch geurtheilt? oder getadelt? — ich denke — nicht!

Liegt denn die Kunst, sagen Sie, im Gegenstande oder in der Behandlung?

Ich antworte: in beiden, wie das Licht zugleich in der Flamme und im Auge. Denn die Behandlung ist die Betrachtung der Aufgabe.

Die Aufgabe besteht hier in einem moralischen Verbrechen, woran alle Andere Mitschuldige sind, ohne deßwegen Diebe zu sein.

Die Personen sind ordinaire Leute, doch Keiner von ihnen ausgemacht lasterhaft, und die Moral, daß Thorheiten, die sich als solche Jeder gern verzeiht: müßiges Treiben, Neugier, Leichtsinn, Unwahrheit, ja heimliche Zuneigung und Liebe selbst hier zu einem in der Gesellschaft verpönten Verbrechen führen.

Das habe ich als Eigenschaft des Stücks, nicht als Fehler erkannt; doch ist es eben darum von keiner angenehmen Wirkung, weil es vor jede Thür tritt, weil es die Guten mittrifft, und so habe ich es mit den Wahlverwandtschaften verglichen, wo auch die Besten was zu verheimlichen haben und sich selber anklagen müssen, nicht auf dem rechten Wege zu sein.

Ich hatte das Stück unmoralisch nennen hören, die poetische Gerechtigkeit verletzt, weil der Dieb nicht — gehangen wird. Das geben Sie nicht zu; ich gebe es aber auch nicht zu.

Es liegt hier vielleicht mehr Kunst, als auf den ersten Anblick sichtbar ist. Aristoteles selber möchte zufrieden sein.

Die Intrigue knüpft sich zwischen den vier Wänden eines und eben desselben Hauses, ja eines Gasthauses in- und auseinander, und das Gesetz des Hauses wird an allen erfüllt; alle sind durcheinander bestraft, wie sie strafbar sind, um Besserung zu finden, freilich ohne daß die Welt etwas zu gaffen findet.

In Summa: halten wir uns so schön, als wir mögen; gerecht ist Keiner, und der Psalmist hat uns längst vorgebetet: Herr, gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knecht, denn vor Dir ist kein Lebender gerecht."

Mit dem hier über die Moral des Stücks Gesagten hatte sich Goethe schon früher in Wahrheit und Dichtung ganz übereinstimmend ausgesprochen. „Beide genannten Stücke (die Mitschuldigen und die Laune des Verliebten)," heißt es dort, „sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höhern Gesichtspunkte geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung, und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!"

V.

Die Entwicklung des englischen Drama's.

Erster Artikel.

Als die Völker Europa's von der Barbarei wieder erwachten, in welche das Mittelalter den menschlichen Geist versenkt hatte, war es vorzugsweise die dramatische Literatur, welche sich schnell und eigenthümlich entwickelte. Es bedurfte für das Drama der eigenthümlichen Handlung, und diese war nicht in dem Süßlichen des Romans und den Abenteuern der Ritter zu finden; es bedurfte eines Gegenstandes, welcher nicht nur die Gränze des Möglichen nicht überschritt, sondern der auch zugleich mehr oder weniger den Zuschauern bekannt war und ihnen einiges Interesse abzugewinnen vermochte, nur so konnte das Drama für die Nation die Blüthe einer begeisterungsvollen, historischen Thätigkeit und ihr stolzestes nationales Bewußtsein werden. Welchen Einfluß es auf die Entwicklung des englischen Drama's ausübte, daß es noch vor der Wiederbelebung der Wissenschaften beachtet und gepflegt wurde, das wird sich in dem Folgenden deutlich herausstellen; doch läßt sich auch schon von vorn herein mit gutem Grunde behaupten, daß sich das englische Drama mit weit mehr Eigenthümlichkeit und Nationalität entwickeln mußte, als z. B. das französische, dessen Abhängigkeit von der antiken Form, welche den modernen Ideen oft ganz widerstrebt, im Allgemeinen sehr hemmend einwirkte.

Die ältesten Spuren des englischen Theaters verlieren sich bis in die dunkelsten Zeiten, und man weiß nur mit Sicherheit, daß man schon zur Zeit Heinrichs II. (etwa 1160) in England eine Art von historischen Dramen darstellte, deren Inhalt vorzüglich aus der Geschichte Jesu und seiner Apostel, wie auch aus den Legenden der Heiligen genommen war. Nach der Ansicht Voltaires

und Warton's *) hatte schon Gregor von Nazianz den Versuch gemacht, die altgriechischen heidnischen Stücke durch moderne christliche zu ersetzen, und es läßt sich auch sehr leicht denken, daß die spitzfindigen Theologen zur Zeit Constantins und seiner Nachfolger eben nicht geneigt waren, die Tragödien des Aschylus und Sophocles zu billigen, noch viel weniger aber sie mit anzusehen.

Gregor, welcher zum Gebrauche der Schulen mehrere Nachahmungen der Alten verfaßte, hinterließ uns ein altes Stück: *Χριστὸς πάσχων*, welches in einem Manuscripte ein *δράμα κατ' Εὐριπίδην* genannt wird, und Warton als Hauptstütze für seine Ansicht diente. Es muß hier indessen gleich bemerkt werden, daß die Authentie dieses Stücks sehr zweifelhaft ist, und nach Einigen Apollinaris von Laodicea zum Verfasser hatte und daß es an Gedankenreichthum und Schönheit der Form den andern poetischen Werken Gregor's bei weitem nachsteht. Der Prolog ist fast ganz mit Euripides übereinstimmend, und eigentlich bemerkenswerth bleibt nur noch die Thatsache, daß in diesem Stücke die Jungfrau Maria zum ersten Male auf die Bühne gebracht wurde.

Unbezweifelt verfaßte auch der Patriarch Theophylact (etwa 990) christliche Stücke, welche mit großer Pracht aufgeführt wurden, um dadurch den Lockungen der heidnischen Feste des Götzendienstes das Gegengewicht zu halten und die Vorliebe für dieselben völlig zu unterdrücken. Wenn gleich diese Stücke die Ursache zu den später in Constantinopel entstandenen Narren- und Eselsfesten waren, so hatte doch Theophylact ohne Zweifel eine bessere Absicht, als ihm in der Folge von dem byzanthinischen Annalisten Cedrenus (1050) beigelegt wurde **). In Italien fanden diese seltsamen Schöpfungen Eingang unter dem Namen Mysterien, und diese erhielten um so leichter überall Beifall, weil sie so ganz

---

*) Warton Hist. of Eng. Poet. III. 193.

**) *Ἔργον ἐκεῖνον καὶ τὸ νῦν κρατοῦν ἔθος, ἐν ταῖς λαμπραῖς καὶ δημοτέλεσιν ἑορταῖς ὑβρίζεσθαι τὸν θεόν, καὶ τὰς τῶν ἁγίων μνήμας, διὰ λογισμάτων ἀπρεπῶν καὶ γελώτων, καὶ παραφόρων κραυγῶν, τελουμένων τῶν θείων ὕμνων· οὓς ἔδει, μετὰ κατανύξεως καὶ συντρίμμου καρδίας, ὑπὲρ τῆς ἡμῶν σωτηρίας, προσφέρειν τῷ θεῷ. Πλῆθος γὰρ συστησάμενος ἐπιῤῥήτων ἀνδρῶν, καὶ ἔξαρχον αὐτοῖς ἐπιστήσας Εὐθύμιόν τινα Κάσνην λεγούμενον, ὃν αὐτὸς Δομεστικὸν τῆς ἐκκλησίας προὐβάλλετο· καὶ τὰς σατανικὰς ὀρχήσεις, καὶ τὰς ἀσήμους κραυγάς, καὶ τὰ ἐκ τριόδων καὶ χαμαιτυπείων ἠρανισμένα ᾄσματα τελεῖσθαι ἐδίδαξεν.*

für die Richtung der Zeit paßten, und von der Geistlichkeit auf alle Weise unterstützt wurden. Mit wahrer Begeisterung bedienten sich besonders die Mönche dieses herrlichen Mittels, um ihren religiösen Dogmen überall Eingang zu verschaffen und schwankende Gemüther in ihrem Glauben zu befestigen.

Man ist indessen ohne Zweifel im Irrthum, wenn man mit Voltaire und Warton den Ursprung der Mysterien allein auf jene Nachahmungen griechischer Tragiker zurückführen will; denn es fehlte ihnen an der eigentlichen poetischen und religiösen Begeisterung, und sie waren zu entschieden ein aus Citaten zusammengetragenes Machwerk und trugen nur in einem sehr geringen Grade einen volksthümlichen Character an sich, so daß sie durchaus nicht geeignet sein konnten, bei dem Volke rechten Eingang zu finden *).

Als das Christenthum in die Welt kam und auf alle Verhältnisse seine neugestaltende Kraft ausdehnte, war der von den Römern überall verbreitete Geschmack an dramatischen Darstellungen so tief gesunken, daß die Christen, welche überhaupt jede Berührung mit heidnischen Sitten und Gebräuchen zu vermeiden suchten, gegen die herrschenden Spectakelstücke und deren saubere Darsteller mit großer Energie ihren Abscheu zu erkennen gaben, und wie sie in ihrem heiligen Eifer sogar die schönsten Kunstwerke des Alterthums verwarfen, riefen sie laut das Anathema über die grobe Unsittlichkeit der volksbeliebten Possen. Cyprian und Lactantius, Tertullian und Chrysostomus schilderten das aus diesen „Teufelswerken" emporwachsende Verderben mit den glühendsten Farben, und mehrere Beschlüsse von Concilien **) beweisen zur Genüge, wie sehr der

*) Vergl. Voltaire Essai sur les moeurs et sur l'esprit des Nations und das treffliche Werk von Fr. v. Schack: Die Geschichte der dram. Literatur und Kunst in Spanien. Berlin 1845.

**) Der heilige Augustin sagt: Isti enim infelices ac miseri homines, qui balationes ac saltationes ante ipsas basilicas sanctorum exercere nec metuunt nec erubescunt. (Aug. Frober. B. 763.)

Das Gesetz des Concils von Laodicea wurde in Tours und Aachen wiederholt: Sacerdotes histrionum turpium et obscoenorum jocorum spectacula effugere jubentur. Conc. Tur. III. 7. Und ferner: Quod non oporteat sacerdotes aut clericos quibuscunque spectaculis in scenis aut in nuptiis interesse Conc. Aqu. (816) Can. 83.

Aus der so häufigen Wiederholung dieser Gesetze läßt sich wohl nicht ohne Grund der Schluß ziehen, daß dieselbe nothwendig war, und also der Geschmack an mimischen Darstellungen noch immer fortdauerte.

christliche Sinn überhaupt das Unwesen erkannte und zu würdigen wußte.

Ihrer Entstehung nach schloß sich die dramatische Kunst *) unmittelbar an die Religion und die in der alten Kirche herrschenden Gebräuche. Die Neigung zu mimischen Darstellungen, welche sich schon häufig in den Spielen der Kinder ausspricht, ist den Menschen gleichsam angeboren, und hierin, wie auch andrerseits aus den liturgischen Gebräuchen in den alten Wechselreden des Priesters, Diaconus und des Volkes in Antiphonien und Responsorien, den Reden und symbolischen Handlungen der Geistlichen zeigen sich ganz deutlich die beiden Hauptelemente, aus denen das christliche Drama emporwuchs. Ebenso hat auch der ganze christliche Festcyclus, wie er sich schon in den frühesten Zeiten gestaltete, einen entschiedenen dramatischen Character, und da das religiöse Schauspiel gerade in diesem erhabenen Drama ein Vorbild fand, so war eine schnelle, bedeutungsvolle Entwicklung desselben zugleich gegeben**). Auch die festlichen Aufzüge und Processionen enthielten ein bedeutendes dramatisches Element und waren theils den Gebräuchen des Paganismus nachgebildet, theils aber wurden sie sogar in derselben Zeit gefeiert, in welcher man früher heidnische Feste mit großem Lärm begangen hatte.

Das oben angedeutete Eifern gegen dramatische Aufführungen hörte natürlich auf, als die Priester, welche die menschliche Neigung wohl in ihrer Stärke erkannt hatten, zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß sie aus derselben auch für die Religion Nutzen ziehen könnten, und selbst Stücke christlich religiösen Inhalts zur Aufführung brachten. Für wie wichtig und folgenreich man diese Leistungen hielt, das beweis't wohl schon der eine Umstand, daß man sie mysteria benannte, welches fast mit dem Begriffe sacrificium zusammenfällt und nur deßhalb so genannt wird nach dem Corp. Jur. Can. „quod secretam et reconditam habeat dispensationem." Als die Gelehrsamkeit allmählig weiter verbreitet ward, ging in England die Sitte der dramatischen Aufführungen von den Klöstern (wo ursprünglich die Bildung allein war) auch auf die Schulen ***) und Universitäten über, und dies um so leichter, weil sie ursprünglich ganz nach mönchischem Wesen eingerichtet waren. Die Stücke

*) Ulrici über Shakespeare's dram. Kunst. Halle 1839.

**) Vergl. Schack I. p. 19

***) Boulay nennt diesen Gebrauch mit Rücksicht auf die Schulen eine velustissima consuetudo.

waren in lateinischer Sprache abgefaßt, und man bediente sich anfangs besonders der Pantomimen, um sich Allen verständlich zu machen, und da dieses Mittel nicht immer vollständig genügen mochte, nahm man allmählich zur Muttersprache seine Zuflucht.

In England waren es bekanntermaßen zuerst die Mönche der Abtei von Dunstaple, welche im eilften Jahrhundert das Mysterium von dem Tode der heiligen Catharina aufführten, welches in französischer Sprache abgefaßt war. Nach der Erzählung des Mathew Paris wurde Godefroi (Geoffrey) aus der Normandie vom Abt Richard zur Leitung der Klosterschule von St. Albans nach England gesendet; er kam indessen zu spät und wendete sich nach Dunstaple, wurde späterhin Abt von St. Albans und brachte das von ihm selbst verfaßte Mysterium *) der heiligen Katharina zur Aufführung, welches nach der Ansicht Vieler das erste seiner Art in England gewesen sein soll. Das Jahr der Catherina bestimmt Warton auf 1110 **), doch kann man aus den von de la Rue beigebrachten Beweisen ***) mit Sicherheit schließen, daß das Stück erst 1131 aufgeführt wurde; er suchte zugleich zu zeigen, daß der ursprüngliche Text normännisch gewesen sei, doch ist er hierin nicht sehr glücklich, und es steht jetzt wohl fest, daß das Original lateinisch war. Nach Bulaeus war das Stück der Sct. Kat. durchaus nichts Neues, denn bei der Schilderung desselben setzt er die Worte hinzu: non novo quidem instituto, sed de consuetudine magistrorum et scholarum. Von dem Jahre 1268 bis 1577 fanden solche Aufführungen mit besonders großem Pompe und in regelmäßiger Folge jährlich in Chester, in der Wildkirk Abtei und zu Coventry statt, und es gab überhaupt bald fast keine nur einigermaßen große Stadt in England, in welcher solche theatralische Darstellungen nicht zur Aufführung gekommen, ja sogar bis nach Schottland verbreitete sich die Kenntniß und die Liebe zu denselben. Die geheiligsten Personen traten in diesen Stücken redend und handelnd auf, und sogar die Gottheit ward davon nicht ausgeschlossen.

---

*) Apud Dunestapliam . . . . . quendam *ludum* de sancta Katerina (quem *miracula* vulgariter appellamus) fecit. Ad quae decoranda petiit a sacrista sancti Albani, ut sibi Capae Chorales accommodarentur, et obtinuit cf. Vitae Abbat ad. fin. Hist. Mat. Paris 1639. p. 56.

**) Percy gibt in seinen Reliques of anc. Engl. Poetry, Lond. 1839, p. 34, das 11te Jahrhundert an.

***) de la Rue Bardes et Jongleurs II. 52.

Für einen Kreis von Zuschauern, deren Aufmerksamkeit auf jede nur mögliche Weise angestachelt werden sollte, hielt man die einfachen Erzählungen der Evangelien noch nicht für wunderbar genug, und wählte deshalb den Stoff zu den dramatischen Darstellungen mit besonderer Vorliebe aus den Pseudo-Evangelien, welche mehr den Character des Romantischen an sich trugen. Besonders das Nicodemus-Evangelium war es, dessen wunderbare Erzählungen man in höchst abgeschmackter Weise darstellte.

Ueber die eigentliche Beschaffenheit der Miracles findet sich in Robert de Brunne's Uebersetzung des Anglonormannischen Manuel de peché von Robert Grosshead folgende bemerkenswerthe Stelle, welche wir unserer weitern Auseinandersetzung voranschicken:

Hyt ys forbode hym yn the decre
Myracles for to make or se;
For myracles, zyf you begynne,
Hyt ys a gaderynt, a syght of synne.
He may yn the cherche, thurgh thys resun,
Pley the resurreccyun;
That is to soye, haw god rose,
God and man yn nyght and los,
To make men be yn beleve gode,
That he ros with flesshe and blode;
And he may pleye wyth outyn plyght
Howe god was bore yn thole nyght,
To make men to beleve sted fastly
That he lyght yn de vyrgyne Mary
Zyf thou do hyt in weyys or grenys
A syght of synne truly hyt semys.

Wie man gewiß mit Grund vermuthet, waren diese Mysterien*) anfangs wahrscheinlich nichts als stumme Scenen, die wohl nur von kurzen Reden unterbrochen wurden, doch allmählich gestalteten sie sich in eine regelmäßige Folge zusammenhängender Gespräche und diese wurden nun später in Scenen und Acte eingetheilt. Die ältesten Stücke sind nur sehr rohe Versuche und referiren eigentlich nur in vorherrschend epischem Tone. Gewöhnlich beginnt das Ganze mit einem Prologe und nach der eigentlichen Exposition folgt dann zum Schlusse eine Art von Epilog; da man sich immer Großartigeres zum Gegenstande der Behandlung wählte, so ward die Aufführung bald auf mehrere Tage ausgedehnt.

*) Im Lateinischen sagte man ludus oder miracula; im Englischen marvels oder miracles. Dodsley gebrauchte (1744) zuerst das Wort mystery zur Bezeichnung der alten religiösen Schaustücke.

Wie früh schon auch in London diese religiösen Schauspiele beliebt waren, das beweist unter Andern eine Stelle der Descriptio nob. civit. Lundoniae von William Fitz-Stephen, Mönch von Canterbury, die im Jahre 1174 geschrieben ward. Er sagt: „Lundonia pro spectaculis theatralibus, pro ludis scenicis, ludos habet sanctiores, repraesentationes miraculorum, quas sancti confessores operati sunt, seu repraesentationes passionum, quibus claruit constantia martyrum.

Die Miracles wurden am hellen Tage in den Kirchen oder auf den Kirchhöfen dargestellt und es erging sogar in der Kirche eine Einladung zur Theilnahme an denselben; häufig führte ein Abt oder ein Bischof mit dem Krummstabe in der Hand während der Aufführung den Vorsitz und Clemens II. verhieß allen den Frommen eine Indulgenz von 1000 Jahren, welche den heiligen Stücken in Chester beiwohnen würden. Das Ganze endete sehr oft mit Thiergefechten, Kämpfen und Tänzen und war mit dem bereits sehr großen Apparate*) für das Volk etwa dasselbe, was die Turniere dem Adel waren.

Das Mittelalter hatte überhaupt viele solcher Volksfestlichkeiten, an denen die neuere Zeit keinen Gefallen mehr findet, und sie verdankten vorzüglich dem ächt nationalen religiösen Glauben ihre Entstehung, der sich später mehrfach zersplitterte.

In späterer Zeit ging das Recht der dramatischen Aufführungen allmählich in andere Hände über; als nämlich die Laien sahen, welcher Einfluß sich durch dieselben ausüben und wie unendlich viel sich gewinnen ließ, fing man auch von dieser Seite an, einzelne dramatische Versuche dem Volke vorzuführen; man machte daraus ein Geschäft, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben,

*) For I am siker there be sciences
By which men make divers aparences
Soche as these sotill tragetores playe,
For oft at festis have I well heard saie,
That tragitors within an halle large,
Have made to come in watir and a barge
And in the halle rowin up and doun;
Sometime hath semid come a grim lioun;
And sometime flouris spring as in a mede,
Sometime a vine and grapis white and rede,
Sometime a castill all of lime and stone,
And when 'hem likid voidin 'hem anon;
Such semid to every mann 'is sight.

Chaucer's Works. I. 3.

welches um so leichter ging, da eine große Zahl von Schauspielern auftrat, die wirklich entschiedenes Talent in sich verspürten, welches man früherhin als ein besonderes ausschließliches Vorrecht der Mönche und Geistlichen betrachtet hatte. Wie groß der Beifall war, welchen man ziemlich allgemein diesen umherziehenden Schauspielern zollte, kann man schon daraus schließen, daß sich die Mönche unaufhörlich wegen dieser gefährlichen Concurrenz bei den Machthabern beklagten, und sie auf alle Weise zu vernichten bemüht waren. Die Monks of the Choir des St. Paul's Kloster richteten an Richard II. im Jahre 1378 eine höchst komische Petition, in welcher sie unter Andern die Bitte aussprachen: „es möchte doch mehreren unerfahrenen und unqualificirten Personen verboten werden, das Neue Testament dramatisch zu behandeln, da dieses nur zum großen Nachtheile der genannten Geistlichkeit des St. Paul's Kloster geschehe, welche sich bereits in große Kosten gesetzt habe, um in der letzten Woche vor Weihnachten passende und geeignete Vorstellungen über dasselbe N. T. zu veranstalten."

Wie bereits oben angedeutet wurde, arteten diese Mysterien sehr bald aus, indem man statt des großen Ganzen unbedeutende Einzelheiten darstellte, und so allmählich an Nuditäten und völligen Gemeinheiten so viel Gefallen fand, daß mehrere Synoden mit vollem Rechte die Theilnahme an solchen Mysterien völlig untersagten. Die Synode in Worms bestimmte deßhalb im Jahre 1316: Destricte inhibemus, ne sacerdos, qui in festo S. Johannis, more solito Missam celebret, assumetur, aliquam personam Ecclesiasticam vel mundanam, mimos, vigellatores vel tympanatores ad coenam vel ad prandium invitet, vel illos aut alios, qui musicis instrumentis canere consueverunt, in Ecclesia vel extra in domo vel platea eundo vel chorizando sequatur. Ueberdies verlor sich der Geschmack an diesen dramatischen Leistungen auch allmählich, weil man seine Vorliebe anderen Darstellungen zuwendete, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts hörten sie in Chester, Coventry und an andern Orten völlig auf, und wenn gleich sie in Lancaster, Preston und Kendall noch bis zur Zeit Jacob's I. fortdauerten, so war doch auch hier das Interesse dafür schon lange Zeit vor ihrem völligen Verschwinden nur sehr schwach.

Bemerkenswerth für den Fortschritt des Dramas bleibt es, daß es jetzt mehr und mehr Sitte ward, bei festlichen Veranlassungen auch weltliche Gegenstände dramatisch darzustellen. Die sogenannten Dumb shows und die stummen pantomimischen Darstellungen wurden immer beliebter, und da man die Darsteller bei

Hofe und in den Palästen der Reichen glänzend belohnte, so bildete sich ein förmlicher Stand *) umherziehender Schauspieler, die in ihre Pantomimen allegorische Figuren einmischten.

Diese eben angeführten Schaustücke wurden vorzüglich bei dem Empfange der Fürsten dargestellt; man errichtete mitten auf der Straße ein bewegliches Theater, auf dem gewöhnlich zwei Personen auftraten, die sich in Beziehung auf das zu feiernde Fest miteinander unterredeten. Ursprünglich waren diese Stücke nur Schaugepränge (Pageants oder eigentliche Dumb Shows) und Stowe schildert ein solches vom Jahre 1367, wo zur Unterhaltung des jungen Prinzen Richard (Sohn Edward's des Schwarzen Prinzen) 130 Bürger vermummt von Newgate (am Sonntag vor Lichtmesse) mit unzähligen Fackeln und Musik nach Kennigton zogen. Sie waren theils als Ritter, theils als Geistliche verkleidet, und es befanden sich sogar 24 Cardinäle unter ihnen und ein Papst; es ward bei diesem Aufzuge indessen durchaus nichts geredet, sondern nur gescherzt, gegessen und dann getanzt.

Die Einführung redender Personen in dieses pantomimische Marionettenspiel war ein ungeheurer Fortschritt. Im Jahre 1456 kam Margaretha, die Gattin Heinrichs VI., mit ihrem kleinen Sohne nach Conventry, und bei dieser Gelegenheit führte man ein Pageant in Versen auf, in welchem König Eduard der Bekenner, der Evangelist Johannes und die Heilige Margaretha auftraten und nacheinander die hohen Gäste anredeten. Wir theilen zur Charakterisirung des Ganzen folgendes Bruchstück mit.

St. Edward.

Mother of mekeness, dame Margarete, princes most excellent,
I king Edward wellcome you with affection cordial,
Testefying to your highnes mekely myn entent
For the wele of the king and you hertily pray I shall,
And for prince Edward my gostly chylde, who I love principal.
Praying the, John Evangelist, my help therein to be,
On that condition right humbly I give this ring to the.

John Evangelist.

Holy Edward, crowned king, brother in verginity,
My power plainly I will prefer thy will to amplefy
Most excellent princes of wymen mortal, your bedeman will I be.

*) Lydgate nennt zuerst einen gewissen John Rykell in seinem — Daunce of Macaber — tragitour of Henry V., und seit dieser Zeit findet man in den Ausgabebüchern der Könige und der Großen des Reichs häufig die Summen aufgeführt, welche den Schauspielern (mimi, lusores, menestralli, interludentes oder auch players) gegeben wurden.

I know your life so vertuous that God is pleased thereby.
The birth of you unto this reme shall cause great melody:
The vertuous voice of prince Edward shall dayly well encrease,
St. Edward his Godfader, and I shall prey therefore doubtlese.

St. Margaret:

Most notabul princes of wymen earthle,
Dame Margarete, the chefe myrth of this empyre,
Ye be hertely welcome to this cyte.
To the plesure of your highnesse I will set my desyre;
Both nature and gentlenesse doth me require,
Seth we be both of one name, to shew your kindnesse;
Wherefore by my power ye shall have no distresse.
I shall pray to the prince that is endlese
To socour you with solas of his high grace;
He will here my petition, this is doubtlesse,
For I wrought all my life that his will wace,
Therefore, lady, when you be in any dredfull case,
Call on me boldly, thereof I pray you,
And trust in me feythfully, I will do that may pay you.

Eine ähnliche theatralische Festlichkeit fand in Coventry noch bei einer andern Gelegenheit statt, als Prinz Edward, der Sohn König Edward's IV. im Jahre 1474 Coventry besuchte, und auch bei dem großen Hoflager, welches die Königin Elisabeth in Kenilworth Castle abhielt, zeichneten sich die Coventry men durch ihre Geschicklichkeit in dramatischen Darstellungen höchst vortheilhaft vor allen andern aus. Auch an andern Orten wurden dergleichen weltliche Pageants mit vielem Pompe abgehalten, und wir erwähnen hier unter vielen Städten nur Londons, wo Catharina von Spanien im Jahre 1501 aufs Glänzendste empfangen wurde; schon früher (1487) als Heinrich VII. den Norden bereis'te, hatte man ihn überall mit solchen Shows bewillkommnet und nach Bacon's Henry VII. *) befanden sich unter denen, welche ihn von der Bühne aus begrüßten, sogar die Heilige Jungfrau und König David, auch König Georg und Ethelbert.

Neben diesen Darstellungen blieben aber auch die eigentlichen stummen Schaustücke noch fortwährend in Gebrauch und man bediente sich ihrer besonders, indem man in der ältesten Zeit vor den einzelnen Acten jedes Stückes eine Art von allegorischer Darstellung, Dumb show, zur Aufführung brachte, worin gleichsam in kurzen Zügen die Umrisse der folgenden Handlung gegeben wurden; wir haben noch in Hamlet eine Probe dieser Spiele

*) C. Hist. Engl. I. 628.

welche Shakespeare übrigens sonst weiter nicht zur Anwendung, gebracht hat. Zur besseren Veranschaulichung führen wir ein Beispiel aus der Tragödie Ferrex and Porrex an, auf deren Inhalt und Werth wir unten näher eingehen werden.

The order of the *Domme Shew* before the first Act and the signification thereof.

First, the musicke of violenze began to play, during which came in upon the stage sixe wilde men, clothed in leaves. Of whom the first bare on his necke a fagot of small stikes, which they all both severallye and together assayed with all their strengthes to breake, but it could not be broken by them. At the length one of them plucked out one of the sticks one after another, did easely breake the same being severed, which being enjoyend, they had before attempted in vaine. After they had this done they departed the stage and the music ceased. Hereby was signified, that a state knit in unitie doth continue strong against all force, but being divided, is easily destroyed; as befel upon duke Gorboluc dividing his lande to his two sonnes, which he before held in monarchie, and upon the discention of the brethren to whom it was divided.

Unter den älteren Stücken verdienen genannt zu werden: Candlemas-Day oder The slaughter of the Innocents von Jhan Parfre (gedr. 1512), und The Promises of God von John Bale (gedr. 1538); am ältesten und umfassendsten ist aber die Sammlung von The Chester Miracles, welche der Mönch Ralph Higden im Jahre 1328 verfaßte *). Zur näheren Verdeutlichung geben

*) Es sind von den Miracles noch drei verschiedene Sammlungen vorhanden:

1) Die Towneley Collection mit 30 Miracles, welche früher der Abtei Widkirk zugehörte. (The creation and rebellion of Lucifer. Mactatio Abel. Processus Noae cum filiis. Abraham. Jacob and Esau. Processus prophetarum. Pharao. Caesar. Augustus. Annunciatio. Salutatio Elisabethae. Pastorum. Alia eorundem. Oblatio Magorum. Fugatio Josephi et Mariae. Joannes Baptista. Conspiratio Christi. Colaphizatio. Flagellatio. Processus Crucis. Processus talentorum. Extractio animarum ab inferno. Resurrectio domini Peregrini. Thomas Indiae. Ascensio domini. Judicium. Lazarus. Suspensio Judae.

2) Das Ludus Coventriae mit 42 verschiedenen Miracles, welche bei Gelegenheit des Festes Corpus Christi von den trading companies in Conventry aufgeführt wurden.

wir den Inhalt des Miracle, welches betitelt ist: The Deluge. Die erste dramatische Anweisung, womit das Ganze beginnt, lautet: Et primo in aliquo supremo loco, sive in nubibus, si fieri poterat, loquatur Deus ad Noe, extra archam existentem cum tota familia sua. Der Allmächtige bedauert, die Menschen erschaffen zu haben, und will nun die Sünden der Menschheit rächen. Er ertheilt Noah den Auftrag eine Arche zu bauen und spricht:

Man that I made I will destroye,
Beast, worme, and fowle to fley,
For one earth the doe me nye,
The folke that are herone.
It harmes me sore hartefully
The malice that doth nowe multiplye
That sore it grieves me inwardlie
That ever I made man.
Therefore, Noe, my servant free,
That righteous man arte, as I see,
A shipp soone thou shalt make thee
Of trees drye and lighte.
Litill chambers therein thou make,
And byndinge pytche also thou take,
Within and without ney thou slake
To anoynte yt through all thy mighte.
u. s. w.

Nach einigen Reden zwischen Noah, Sem, Ham, Japhet und ihren Weibern findet sich folgende stage direction. „Then Noe with all his family shall make a signe as though the wrought uppon the shippe with divers instruments“ — und dann spricht Gott zu Noah:

Noe, take thou thy meanye,
And in the shipp hie that ye be,
For non so righteous man to me
Is now on earth linvinge.
Of clean beastes with the thou take
Seven and seven, or thou slake,
He and she, make to make,
By live in that thou bring.
u. s. w.

Darauf geht Noah nebst seiner ganzen Familie mit Ausnahme seiner Frau in die Arche. In Beziehung auf letztere ist in dem

3) Die Chester-Whitsun plays mit 24 Abtheilungen.
Außerdem könnte man noch die Digby Miracle Plays anführen; indessen sie bestehen nur aus 3 Stücken, von denen das letzte nur sehr unvollständig vorhanden ist.

Originale vorgeschrieben: „The arke must be boarded round aboute, and uppon the bordes all the beastes and fowles hereafter rehearsed must be painted, that there words maye agree with the pictures.“

Nach der Beschreibung aller einzelnen Thiere, welche Sem liefert, redet dann Noah seine Frau an, welche noch immer nicht eingetreten ist:

> Wife, come in, why standes thou there?
> Thou art ever forward, that dare I swere,
> Come in on Godes halfe; tyme it were,
> For fear lest that wee drowne.

Die Frau Noah's ist sehr ungehalten über ihres Mannes ängstliches Zureden und entgegnet ihm:

> Yea, sir, set up your saile,
> And nowe forth with evil haile,
> For withouten anie faile
> I will not oute of this toune;
> But I have my gossepes everich one,
> One foote further I will not gone
> They shal not drown by St. John,
> And I maye save ther life.
> They loved me full well by Christ:
> But thou will let them in thie chist,
> Ellis rowe forth, Noe, when thou list,
> And get thee a newe wife.

Die Söhne Noah's sehen, daß die Reden ihres Vaters ganz erfolglos sind, und sie eilen deßhalb herzu und schleppen ihre Mutter mit Gewalt in das Schiff. Noah freut sich, seine Frau gerettet zu sehen, und begrüßt sie mit den Worten: „Welcome, wife, into this boate“ — doch ihr Zorn steigert sich dadurch nur, und indem sie ihm eine Ohrfeige gibt, ruft sie ihm zu: „Take thou that for thy note!“

Von den neutestamentlichen Stücken erwähnen wir noch des Slaughter of the Innocents. Zu Anfange tritt ein Messenger *) auf, und indem er die Macht des Großen Herodes rühmt, zählt er alle die Reiche auf, welche er beherrscht:

> Tuskane and Turky, all Inde and Italy
> Cecyll and Surry drede hym and dowtys,
> And hym lowtys:

*) So benannte man in den alten Stücken den Sprecher des Prologs.



From Paradise to Padwa, to mount Flascon
From Egyp to Mantua, unto Kemp towne;
From Sarceny to Susa, to Grece it abowne;
Both Normandy and Norwa lowtys to his crowne.
His renowne
Can no tong tell.
u. s. w.

Nach dieser pomphaften Lobrede tritt plötzlich Herodes selbst auf und gebietet Ruhe unter Androhung der entsetzlichsten Strafen. Er erkundigt sich nach den drei Weisen, und als er erfährt, daß sie sich heimlich entfernt haben, wüthet er entsetzlich und fordert seine Rathgeber auf, in „Vyrgyll oder Homere" nachzulesen, ob sie nicht dort eine Kunde über die Geburt Christi finden möchten. Als man ihm die Prophezeihung des Jesaja mittheilt, erneuert sich sein Zorn, und er erklärt unter Flüchen und Drohungen seine Rathgeber für „thefys and dotty pols." Letztere werden so eingeschüchtert, daß ihm einer endlich den Rath ertheilt, alle Kinder männlichen Geschlechts umbringen zu lassen. Dieser Vorschlag erhält den vollständigsten Beifall des Monarchen, welcher dem klugen Hofmanne das Versprechen gibt, ihn zum Papst zu machen. Es werden sogleich Soldaten abgeschickt, um den Befehl auszuführen, und es folgt nun eine Scene, in welcher sich drei Krieger mit drei Müttern umherschlagen und ihnen zuletzt ihre Söhne nehmen und sie tödten. Sie eilen zum Könige zurück, und bringen ihm die Kunde ihrer That; Herodes ist erfreut über die Schnelligkeit, mit welcher sie seinen Willen in Ausführung gebracht, und indem er sie für ihren Diensteifer belohnen will, läßt er Jedem von ihnen die Wahl zwischen einer Summe Geldes und dem Besitze schöner Frauen. Nachdem sie sich für den Mammon entschieden, beschließt Herodes das Stück mit den Worten:

Bot adew to the Devyll
I can no more French.

Dieser Schluß ist auffallend, weil Herodes in dem ganzen Stücke gar nicht französisch redet. Ampot suchte diesen Widerspruch zu erklären, indem er meinte, die Phrase sei so viel als das französische Je suis au bout de mon Latin; indessen Collier hat dagegen mit Recht bemerkt, daß die fragliche Redensart in dem Sinne nirgends vorkomme, und stellt deßhalb die Vermuthung auf, daß das Stück ursprünglich französisch geschrieben sei.

Das Stück hat viele Anachronismen und Seltsamkeiten, z. B. schwören die hebräischen Soldaten bei „Mahound" oder Mahomet,

und die Ritter müssen auf der Bühne hin und her gehen, während (wie es im Texte heißt) „Mery and the Infant are conveyed into Egypt; ungeachtet aller dieser und ähnlicher Absurditäten findet man in unserm freilich sehr rohen Stücke viele Spuren von Geist, und dies ist besonders im Charakter des Königs der Fall, dessen Worte sich an mehreren Stellen durch einen besonderen Schwung in der Sprache auszeichnen. Man entdeckt auch in den Versen eine Art von Alliteration, welche die Sänger des Nordens erfanden und deren sie sich schon früh in ihren Runischen Versen bedienten, welche dann späterhin bei vielen englischen Dichtern ein sehr beliebter Schmuck war.

Kurz nach dem Anfange des 15. Jahrhunderts treten wir in die 2. Periode der Geschichte des englischen Drama's — es entstanden um diese Zeit die sogenannten Moralitäten*) (morals oder moral plays) und der Name allein deutet schon hinlänglich an, daß hier wenigstens ein Schein von eigentlicher Handlung mit besonderen Characteren sein muß. Wie wir schon früher angedeutet, hatte man bereits bei den profanen Mummereien mehrfach allegorische Charactere gebraucht und indem man diese in die oft wiederholten Miracles einmischte, um den Geschmack an denselben, welcher sehr im Sinken war, wiederzuleben, entstanden die morals. Eine gesunde Moral sollte zugleich durch diese Stücke verbreitet werden, und da man es jetzt größtentheils nur mit eigentlichen Schöpfungen der Phantasie zu thun hatte, so konnte sich hieran der Geist des wahrhaft Poetischen und Dramatischen weit besser und schneller entwickeln. Während die Miracles eigentlich ganz ohne Plan und Erfindung waren und sich viel mehr meistentheils an dem Buchstaben der betreffenden Legenden hielten, ist doch in den Morals ein Tagen der dramatischen Kunst, sie enthalten doch wenigstens rohe Umrisse eines Planes und versuchen sogar schon Characterschilderung. Diese neuen Stücke hätten unendlich viel wirken können, wären sie nur in einem etwas besseren Style geschrieben; in der Krisis der Reformationszeit wurden sie sehr bald zu einem Werkzeuge für den alten und für den neuen Glauben, und während die Miracles religiös gewesen, erlangten die Morals schon früh einen entschieden theologischen Character. Abstracte Ideen wie Justice, Mercy, Truth, Death, Charity, Faith, Hope u. s. w. wurden personificirt und der einzige Character der Mi-

*) Malone gebraucht auch das Wort morality; es läßt sich indessen hierüber dasselbe sagen, was wir bereits oben über mystery bemerkt haben.

racles, welcher zuletzt noch übrig blieb, war der Teufel mit langer rother Nase nebst Schwanz und gespaltenen Klauen, der in höchst drolliger Gestalt nebst seinem treuen Begleiter Vice (Laster) im bunten Kleide mit Peitsche (der jetzige Punch oder Clown) nie fehlen durfte. Wie das alte Stück des Etienne Langton aus dem 13. Jahrhundert beweis't, waren solche allegorische Dramen schon sehr alt und auch die ganze Vorliebe des Mittelalters für Allegorie zeigt hinlänglich, daß diese Morals schon durch die ganze Richtung der Zeit gehörig vorbereitet waren, so daß sie die Miracles im 15. Jahrhundert völlig verdrängen konnten. Bei den Personifikationen in den Morals *) blieb man nun aber nicht etwa dabei stehen, allgemeinere abstracte Ideen darzustellen, wie oben angedeutet, sondern man ging so sehr zuletzt ins Einzelne, daß man sogar das Blut Abels, die Todtenvigilien, ja selbst die verschiedenen Tempora von Zeitwörtern persönlich darstellte, z. B. Regno, regnavi, regnabo. Satan wurde in diesen Stücken stets gehörig durchgeprügelt und zum Schluß ward die Tugend gewöhnlich reich belohnt **). Man glaubte hierdurch zur Verbesserung der Sitten viel beitragen zu können, und wie hoch man überhaupt die Wirkung dieser Morals anschlug, geht wohl schon daraus hervor, daß gegen Ende der Regierung Heinrichs VII. John Rastel den Plan faßte, sie sogar zur Förderung der Wissenschaften zu benutzen, und in dieser Absicht schrieb er ein Stück, „um viele besondere Punkte der Naturwissenschaft aufzuklären und Kunde von fremden Ländern zu geben" ***).

Die Sprachbildung in diesen Morals war nicht ohne deutliche Spuren des Fortschritts; das Ganze bestand aus kurzen gereimten Versen, welche stellenweise mit Prosa untermischt waren und lyrischen Charakter trugen. Das episch-historische Element ging dabei allmählig fast ganz verloren. Anfangs traten in den Stücken nur

---

*) Malone ist der Ansicht, daß zur Zeit Eduards IV. das erste Moral aufgeführt wurde; es sind indessen noch 3 Stücke vorhanden, welche mindestens bis zur Zeit Heinrichs IV. hinauf reichen.

**) Der Teufel erschien auch oft verkleidet z. B. in — The Life and Repentance of Mary Magdalen — als Liebhaber (Infidelity) der Maria vor ihrer Bekehrung; ebenso trat auch the Vice zuweilen in besondern Gestalten auf z. B. als Iniquity oder Hypocrisy, wobei es in höchst anständiger Kleidung den Schein der Tugend annahm.

***) In dem Moral: The nature of the four Elements wird überhaupt die Nothwendigkeit des Studiums der Philosophie bewiesen.

4—5 Personen auf, weil die königliche Bande*) oder auch die umherziehenden Truppen aus nicht mehr Mitgliedern bestanden; als man indessen den Stoff erweiterte, mußte auch die Zahl der Schauspieler vergrößert werden, ein Ereigniß, welches zugleich die eigentliche Allegorie ihrer Auflösung entgegenführte.

Es läßt sich nun keineswegs mit völliger Bestimmtheit angeben, wann die Miracles eigentlich völlig aufhörten und die Morals an ihre Stelle traten; nur so viel darf man mit Sicherheit behaupten, daß die Morals gleich nach dem ersten Erscheinen fast alles Interesse absorbirten, und die Miracles demzufolge immer weniger Beachtung fanden; dessen ungeachtet existirten sie beide neben einander noch zur Zeit der Elisabeth und Jakobs I., nachdem schon das vollständige Drama ins Leben gerufen war, fanden jedoch in der letzteren Zeit fast gar keinen Anklang mehr und verschollen allmählig.

Die Tendenz und die Form der Morals, deren Hauptblüthezeit unter Heinrich VII. waren, blieb ziemlich unverändert; erst unter Heinrich VIII. nahm man mehr auf die Wirklichkeit Rücksicht, führte manchfachen Prunk ein, um das Interesse rege zu erhalten und veränderte dadurch wesentlich ihren eigentlichen Character. Von den nur noch handschriftlich vorhandenen Morals aus der Zeit Heinrichs VI.: The Castle of Perseverance — Mind, Will and Understanding und Mankind hat Collier in seinem oben erwähnten Werke sehr vollständige Auszüge geliefert und zugleich mit großem Scharfsinne die Zeit der gedruckten Morals bestimmt, welche noch in bedeutender Zahl vorhanden sind. Every-man, welches wahrscheinlich unter der Regierung Edward's IV. verfaßt und von Pynson vor dem Jahre 1531 gedruckt wurde, ist eine der vollkommensten Allegorien, die sich im Kreise dieser Stücke auffinden läßt und wir geben deshalb ganz kurz den Inhalt. Every-man ist eine Personification des ganzen Menschengeschlechts. Nach dem Prologe erscheint Gott, klagt über die Sünden der Menschen und fordert den Tod auf, Every-man vor seinen Richterstuhl zu führen. Der Tod bringt unserm Helden die Kunde, welcher voll von Furcht und Schrecken sich an seine Verwandten wendet und sie bittet, ihn in seinem Elende nicht zu verlassen. Doch Alle geben ihm leere Entschuldigungen und in seiner Verzweiflung nimmt er zu Good-Dedes (gute Thaten) seine Zuflucht, welche ihm anfangs seine frühere Geringschätzung vorwirft, ihn

*) The Kyng's Menstralys genannt.

aber zuletzt aus Mitleid mit ihrer Schwester Knowledge bekannt macht; diese führt ihn später zur Confession (dem freien Bekenntniß seiner Sünden), welche ihm Buße auferlegt, deren er sich öffentlich unterzieht. Durch den Genuß des Abendmahls fühlt er sich innerlich gestärkt, doch seine äußere Kraft schwindet; er gelangt an den Rand des Grabes, da verlassen ihn auch Strength, Discretion, Beauty, Five Wits (Sinne) und sogar Knowledge — nur Good-Dedes bleibt ihm treu. Nach seinem Tode erscheint ein Engel, welcher ihm eine Seelenmesse lies't; zuletzt folgt ein Epilog, in welchem es am Schlusse nach Aufzählung aller jener treulosen Freunde heißt:

They all at last do every man forsake
Save his good dedes there do he take.
But beware, for and they be small,
Before god he hathe no helpe at all:
None excuse may be there for every man.
Alas, howe shall he do than?
For after deth amendes may no man make
For than mercy and pyte dothe hym forsake.
If his reckenynge be not clere whan he do come,
God will say, ite maledicti in ignem eternum.
And the that hath his accounte hole and sounde
Hye in heven he shall be crounde.
Unto whiche, please god, brynge us all thether,
That we may lyve body and soule togyder.
Thereto helpe the trinyte:
Amen, saye ye for saynt charyte.

Einen gewissen Uebergang von diesem Standpunkte bis zur eigentlichen Tragödie und Comödie bildeten die sogenannten Interludes oder Zwischenspiele, als deren vorzüglichster Verfasser John Heywood genannt wird. Er verließ nämlich in seinen kurzen Stücken, mit denen er zuerst im Jahre 1520 hervortrat, den Weg der heiligen Historie und ließ zugleich die Tendenz der Morals ziemlich unbeachtet. Nach völliger Abstreifung des religiösen Gewandes wurden in den Interludes Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben mit heiterem Witze, ja oft mit bitterer Satire behandelt und sie fanden bald so großen Beifall unter dem Volke, daß man sie den religiösen und moralischen Dramen weit vorzog.

Gleich nach seiner Thronbesteigung zeigte Heinrich VIII. den besten Willen, die dramatische Kunst auf jede Weise zu fördern; er ließ zuvörderst für die öffentlichen Darstellungen kostbarere Zurüstungen machen, schuf zu den ihm von seinem Vater überkom-

menen old players eine neue Bande von Schauspielern, gestattete auch den gentlemen of the Chapel fortwährend ihre Aufführungen und bewilligte den Künstlern ziemlich bedeutende Besoldungen. Unter der Zahl der Letzteren findet man im Jahre 1519 den John Heywood mit dem Zusatze „the Singer" aufgeführt, und es wird gesagt, daß er einen vierteljährigen Gehalt von 5 £ erhalten habe, was für damalige Zeiten eine bedeutende Summe war. Wie wir nun aus den wenigen Lebensnachrichten unseres Dichters erfahren, war er schon in früher Jugend wegen seiner außerordentlich schönen Reime sehr geschätzt. Späterhin wurde er Schauspieler, schrieb mehrere heitere Gedichte und verfaßte eine Anzahl launiger Stücke.

In der Jugendzeit Heinrichs VIII. waren die Feste besonders häufig und sie gaben besonders die Veranlassung zur Entstehung der Interludes, welche ihrer Bestimmung zufolge einen leichtern und scherzhaftern Character haben mußten. Heywood (oder Heewood), welcher gegen das Ende des Jahres 1562 starb, besaß ein außerordentliches Talent zum Scherze und man betrachtet ihn noch jetzt in England als den Vater des Epigramms. Er wurde in London geboren und erhielt seine Erziehung in Oxford, zeichnete sich indessen in späterer Zeit mehr durch gute Laune und Witz aus, als durch gelehrte Bildung. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich nach North Mims, wo er einige Besitzungen hatte und wo er mit Sir Thomas More bekannt und bald sehr befreundet ward. Letzterer war gerade mit der Abfassung seiner Utopia beschäftigt und soll unserm Dichter bei seinen ersten Epigrammen vielfach unterstützt haben. Sie liebten sich gegenseitig mit großer Hingebung und Th. More fand auch die Gelegenheit, Heywood bei Hofe einzuführen, wodurch er nicht nur bei Heinrich VIII., sondern auch bei der Königin Marie zu hohem Ansehn gelangte. Als treues Kind der Kirche vertheidigte er auch unter Edward VI. die katholischen Glaubenssätze und wagte dadurch mehrere Male sein Leben. Nach dem Tode der Königin Marie soll er England aus religiösen Gründen verlassen und sich in Brabant niedergelassen haben, wo er im Jahre 1565 starb und mehrere Söhne hinterließ, die sich ebenfalls um englische Literatur verdient gemacht haben.

Was den Namen Interludes betrifft, so bedeutet er eigentlich nichts als dramatische Darstellungen, welche, wie es immer mehr Sitte ward, zwischen den Festmählern der Großen zur Abwechslung stattfanden. Der Name Interludentes oder players in In-

terludes wurde schon zur Zeit Edwards IV. für Schauspieler gebraucht und da der Name „Players of Interludes“ in den königlichen Rechnungen zur Zeit Heinrichs VII. sich aufgeführt findet, so beweis't dies wohl seine Allgemeinheit und erklärt es, daß er auch unter Heinrich VIII. beibehalten ward.

Das älteste von Heywoods Stücken ist: „A mery Play betwene the Pardoner and the frere, the curate and neybour Pratte,“ (von 1521 gedruckt 1533), welches eine bittere Satire auf die Ablaßkrämerei umherziehender Prediger und die Bettelei der Mönche enthält. Beide erhalten von einem Pfarrer die Erlaubniß zu den Gläubigen in der Kirche zu reden; der Eine bietet seine Reliquien feil (die große Zehe der Trinität, Kinnbacken von allen Heiligen, die im Kalender verzeichnet sind u. s. w. Der Andere rühmt das wahrhaft Christliche seiner Armuth — aber beide wollen Geld und suchen sich deshalb aus Eifersucht einander lächerlich zu machen. Ein anderes Stück „The four P's“ enthält ebenfalls äußerst komische Scenen und ist voll von guten Verwicklungen und witzigen Bemerkungen. Das Stück behandelt die zwischen Palmer, Poticary, Pardoner und Pedlar entstandene Frage, wer von ihnen die größte Lüge sagen konnte; Palmer trägt den Sieg davon, weil er behauptet, er habe noch nie eine Frau gesehen, welche ungeduldig geworden. Außer dem bekannten Stücke Johan the Husband, Tyb his wife and Sir Jhan the priest, welches die Ehe eines gehörnten Pantoffelhelden witzig und originell, aber stellenweise ziemlich nackt und plump schildert, müssen wir noch beiläufig des Play of the Weather erwähnen, in welchem Heywood die Zuschauer nicht eigentlich ergötzen, sondern vielmehr über einen Gegenstand der Naturphilosophie belehren will, indem er zugleich die Vorsehung vertheidigt und nachweis't, wie sich ihre Weisheit gerade in dem Wechsel der Jahreszeiten deutlich zeige.

Wenn man nun festhält, daß die verschiedenen Genossenschaften keineswegs ihre Thätigkeit auf geistliche Darstellungen auch während der Zeiten der Miracles und Morals beschränkten, daß sie vielmehr (nach den Zeugnissen über die Mimen und Joculatoren) oft rein weltliche Stücke gespielt hatten, so begreift man um so leichter, welchen Einfluß nun das neu hinzukommende Element, das Studium der classischen Literatur haben mußte. Wie schon die Einführung allegorischer Character belebend gewirkt hatte, so mußten historische und wirkliche das Interesse noch weit mehr auf sich ziehen, als personificirte Ideen. Ein wahrhaft mensch-

liches Wesen mit menschlichen Gefühlen und Handlungen erregte mehr Sympathie unter den Zuschauern und hinterließ in ihrem Gemüthe einen nachhaltigern moralischen Eindruck; so kam es denn, daß sich das englische Theater ohne fremde Einwirkung aus eigner Kraftfülle zu großer Vollkommenheit entwickelt. Das religiöse Drama blieb freilich ganz auf der Stufe des Mittelalters stehen, weil eben die Reformation die ganze Richtung der Zeit geändert hatte, doch das weltliche Drama ward kräftig weiter geführt, ohne sich von dem Buchstaben des Alterthums hemmen zu lassen.

Wie wir schon oben sahen, hatten die Morals neben dem Zwecke der Belehrung ganz vorzüglich den der Unterhaltung und sie waren deshalb (besonders aber die eigentlichen Interludes) ihrer ganzen Haltung nach meistentheils komisch und führten deshalb ganz natürlich zur Comödie, und die Vorliebe für das Humoristische ward so vorherrschend, daß man es selbst in die später entstehenden Tragödien mit einmischte und diese unter dem Namen der Tragi-Comödie lange beibehielt. Selbst da, wo man ohne possenhafte Unterbrechung eine Reihe von wichtigen Ereignissen neben einander stellte, fehlte es doch an aller künstlerischer Verknüpfung und einer gewissen Einheit. Solche Stücke, Histories genannt, auf welche wir unten noch näher eingehen werden, würden gewiß noch lange fortbestanden haben, wenn nicht einzelne Männer von Bildung und Geschmack zu classischen Mustern ihre Zuflucht genommen und nach diesem Vorbilde die eigentliche Tragödie allmählig wieder ins Leben zurückgerufen hätten. Diese neuen Schöpfungen waren anfangs für gelehrte Zuhörer in den inns of court und den Universitäten aufgeführt, weil man das Volk nur mit solchen Dingen glaubte unterhalten zu müssen, die für seinen Gesichtskreis paßten.

Jack Jugler ist das älteste Stück (Interlude), welches vom classischen Boden verpflanzt wurde und zwar von Plautus; Collier ist der Ansicht, daß es aus inneren Gründen nicht vor der Zeit Eduards IV. entstanden sein kann. Schon vor 1530 wurde außerdem die Andria des Terenz unter dem Titel: „Terens in Englysh," gedruckt, und man benutzte seit dieser Zeit wieder viele von den classischen Stücken, von denen man hoffen durfte, daß sie dem Volke gefallen würden.

Das älteste Beispiel der eigentlichen Comödie, welche aus den Interludes oder früher schon aus den komischen Partien der Moral plays hervorging, war das Werk eines Lehrers an der

Westminster Schule, Nicholas Udall*), welches den sonderbaren Namen trug: Ralph Royster Doyster, und etwa um 1530 entstanden sein mag. Der Schauplatz ist London und die ganze Anlage nicht ohne Geschick und Witz. Der Verfasser schildert vorzugsweise Charaktere aus den mittleren Classen der damaligen Zeit. Das Stück zerfällt in 5 Acte, und es treten 13 Personen darin auf, von denen Matthew Merrygreek besonders gut gezeichnet ist, welcher in seiner Eigenschaft als Witzbold schon auf einer bei weitem höheren Stufe stand, als the Vice in den Morals. Der Held unseres Stückes klagt seinem Diener Matthew zu Anfange des ersten Actes seinen Liebesschmerz, und will Alles aufbieten, um sich in den Besitz der Christian Custance zu setzen. Alle Ränke, welche sie im Verlaufe des Stückes ersinnen und mit vereinten Kräften auszuführen suchen, bleiben ohne Erfolg; der Renommist R. R. D. wird aufs Schnödeste behandelt und erhält zuletzt von einem begünstigten Nebenbuhler eine Einladung, dem Hochzeitsschmause beizuwohnen. Die letzte Scene führt eine allgemeine Versöhnung herbei, und ein Chor, der das Lob des Ehestandes besingt, schließt das Ganze.

Gammer Gurton's Needle (1565) von John Still, M. A. (der nachher Bischof von Bath und Wells wurde), hält sich auf einer sehr niederen Stufe des Witzes, wenngleich man nicht in Abrede stellen kann, daß einzelne Charaktere recht schön und treffend gezeichnet sind. Der eigentliche Gegenstand des Stückes ist der Verlust und das Wiederauffinden einer Nadel, deren sich Gammer Gurton bedient hatte, um einen Anzug ihres Mannes Hodge wieder ausbessern zu lassen. Zu bedauern ist es, daß der Verfasser bei seinem entschiedenen Talente nicht einen besseren Gegenstand sich erwählte und in der Ausführung desselben zuweilen allen Anstand verletzt.

Collier hat außerdem bei seinen eifrigen Nachsuchungen 4 Acte von einem im Jahre 1560 geschriebenen Stücke Misogonus von Thomas Rychardes aufgefunden, in welchem Italien der Ort der Handlung ist, die darin gezeichneten Sitten aber ganz englisch sind.

Bei einer großen Einfachheit des Planes (ein unglücklicher Vater sucht seinen ungerathenen Sohn zu bessern) findet sich eine

*) Udall war früher in Eton Lehrer und ging später an die Schule in Westminster, wo er im Jahre 1564 starb. Es ist von ihm bekannt, daß er „plures Comoedias" verfaßte und eine Tragödie „de Papatu," welche von seinen Schülern aufgeführt wurde.

ungewöhnliche Mannigfaltigkeit in den einzelnen Charakteren, deren Zeichnung im hohen Grade gelungen ist, und besonders die Person des Hausnarren, welche in der alten Comödie durchaus erforderlich war, ist wahrhaft unübertrefflich.

Zu Anfange des Jahres 1561 (?) wurde von den Mitgliedern des Temple *) das von den Dichtern Sackville und Norton verfaßte Stück Ferrex and Porrex oder Gordobuc aufgeführt und schon im nächsten Monate folgte ihm ein anderes historisches Stück, Julius Cäsar, welches zum ersten Male einen Gegenstand aus der römischen Geschichte zur Aufführung brachte. Die alte Chronik berichtet darüber, daß man den größten Glanz dabei in Anwendung gebracht habe und schildert zugleich die Theilnahme der Zuschauer als auffallend und außerordentlich **).

Sackville (Lord Buckhurst, oder, wie er später hieß, Earl of Dorset, geb. 1536), war ein großer Staatsmann und ein guter Dichter. Durch Anna Boleyn mit der Königin Elisabeth verwandt, erhielt er seine Erziehung zu Hart-Hall in Oxford, besuchte dann Cambridge und ward später ein Mitglied des Temple. In seiner Jugend machte er eine längere Reise durch Frankreich und Italien und widmete sich schon früh der Dichtkunst. Später trat er in eine bedeutungsvolle politische Laufbahn und erhielt 1571 nach großer Thätigkeit im Parlamente den Posten eines Gesandten bei Karl IX. in Frankreich; 1587 ging er in gleicher Eigenschaft nach den Niederlanden, ward dann Kanzler der Universität Oxford und 1598 Lord High Treasurer und Ritter hoher Orden. Nach einem thatenreichen Leben starb er plötzlich im Jahre 1608 an der Apoplexie ***). Der Hauptwerth seiner im heroischen Versmaße verfaßten Tragödie besteht im Style und sie ist vielfach wegen ihres poetischen und moralischen Werthes gelobt worden, wenn-

---

*) a play in the quens hall at Westmynster by the gentyll men of the Tempull after a grett maske has bene sene.

**) The furst day of Feybruary atnyght, was the goodlyst maske cam owt of London that ever was sene, and a hundred and od gorgyously be sene, and a hundred cheynes of gold; and as for trumpetts and drumes, and as for torche lyght a hundered, and so to the cowrt, and dyvers goodly men of armes in gylt harnes, and Julyus Sesar played.

***) In Beziehung auf die Unterstützung des Rechtsgelehrten Norton, welche er bei Ausarbeitung seiner Tragödie hatte, weiß man, daß dessen Wirksamkeit sich auf die Einrichtung der Dumb shows beschränkte, welche den einzelnen Acten vorher gingen.

gleich man (so schon Ph. Sydney in seiner Defence of Poetry) sie wegen ihrer Mangelhaftigkeit in Beziehung auf die Einheit des Orts und der Zeit häufig tadelte. Der Inhalt der Tragödie ist folgender:

Gordobuc, König von Britannien (600 v. Chr.) theilte während seiner Lebzeit das Reich unter seine beiden Söhne Ferrer und Porrer. Leider geriethen diese bald in einen heftigen Streit, worin der ältere Bruder von der Hand des jüngeren getödtet wurde. Die Mutter (Videna) hatte stets dem älteren eine besondere Vorliebe zugewendet, und aus Rache tödtete sie nun ihren jüngeren Sohn. Das Volk war über diese Unthat aufgebracht und vernichtete in unseligem Zorneseifer das beklagenswerthe Aelternpaar. In dieser allgemeinen Aufregung vereinigte sich der Adel zu kräftigem Widerstande gegen die Rebellen, und nachdem diese unterworfen waren und Niemand gerechte Ansprüche auf den Thron zu erheben vermochte, entstand ein furchtbarer Bürgerkrieg, in welchem das Land verwüstet und vielen Menschen das Leben genommen ward.

Das Stück basirt auf einer Fabel aus der alten britischen Geschichte und ist voll von Schilderungen des Blutvergießens und bürgerlicher Kämpfe. Wäre es zu Ende des 4. Actes nach dem Eintreten der Catastrophe geschlossen, so würde das Ganze offenbar weit mehr abgerundet sein. Verschieden von allen früheren tragischen Versuchen ist es zuerst in blank verse (ohne Reime) geschrieben und enthält 5 Acte. Der Verfasser scheint sich einigermaßen den Regeln des classischen Drama's anschließen zu wollen*) und läßt unter Andern einen in lyrischen Stanzen redenden Chor auftreten, der nur moralische Bemerkungen über die Handlung zu machen hat. Gewiß ist es auffallend, daß wir schon in der ersten englischen Tragödie Worte wie die folgenden vernehmen:

Acastus.

Your grace should now, in these grave years of yours
Have found ere this the price of mortal joys;
How short they be, how fading here in earth;
How full of change, how little our estate,
Of nothing sure save only of the death
To whom both man and all the world doth owe
Their end at last: neither should nature's power
In other sort against your heart prevail,
Than as the naked hand whose stroke assays
The armed breast where force doth light in vain.

---

*) Er beobachtet die Einheit der Zeit, aber nicht die des Ortes.

Gordobuc.

Many can yield right sage and grave advice
Of patient sprite to others wrapp'd in woe,
And can in speech both rule and conquer kind,
Who, if by proof they might feel nature's force,
Would show themselves men as they are indeed,
Which unow will needs be gods.

Die Handlung schreitet großentheils durch Erzählung weiter vor, die einzelnen Charakter sind gut gehalten, die Sprache ist nicht leidenschaftlich, aber kräftig und edel, und hierdurch wie ganz besonders durch die ernste politische Gesinnung bekundet sich das Stück als das Werk eines mächtigen Geistes.

Die Reden der drei Counsellors im 1. Acte sind herrliche Proben englischer Beredsamkeit, und der Bericht, welchen Marcella von dem Tode des Porrer liefert, ist wahrhaft antik und übertrifft an Einfachheit und Zartheit selbst den Euripides in der Alcestis. Wären die Nachfolger Sackville's auf dem von ihm betretenen Wege rüstig weiter vorangeschritten, so hätte sich die Tragödie wunderbar schnell entwickeln können; aber übermächtiger Ehrgeiz und Eigennutz veranlaßte sie leider, dem rohen Geschmacke der ungebildeten Menge sich anzubequemen.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen des Ferrer und Porrer wurden Tragödien und Komödien ziemlich gebräuchlich und in den Jahren von 1570—90 entstanden zugleich eine große Menge von sogenannten Histories, oder historische Dramen, die auf die altenglischen Chroniken gestützt waren.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit eines Buches zu erwähnen, welches die erste Veranlassung zu historischen Stücken (storial shows) gab „Mirrour for Magistrates“. Dieses Buch hatte schon an sich einen dramatischen Charakter, indem darin viele bedeutende Personen aus der englischen Geschichte auftreten und ihre Schicksale erzählen; es lieferte indessen für die Histories wohl nur den Stoff, während die nach der Reformation mehr und mehr in Abnahme kommenden Miracles für den Plan und die Ausführung maßgebend blieben. Nach der früher verbreiteten Ansicht war Th. Sackville der Verfasser des Mirrour, es hat sich indessen herausgestellt, daß er nur einzelne Beiträge dazu geliefert hat. An Lebendigkeit der Darstellung und Kraft der Sprache verdient es den schönsten Stellen Spenser's gleichgeachtet zu werden, aber die Monotonie des Trüben und der Schwermuth ist darin so groß, daß es Campbell mit Recht als eine Landschaft bezeichnete, welche gar nicht von der Sonne beschienen wäre.

Damon und Pythias war die erste englische Tragödie, welche einen classischen Gegenstand behandelte und im Jahre 1556 vor der Königin in Oxford aufgeführt wurde. Sie war zwar in Versen und von einem gelehrten Mitgliede der Universität Richard Edwards *) verfaßt, stand indessen im Werthe dem Ferrer und Porrer bei weitem nach, insofern in ihr der Charakter der Tragödie nicht rein erhalten, sondern mit dem der Comödie zu stark vermischt war; überhaupt nimmt das ganze Stück einen nur sehr untergeordneten Rang ein, und würde ohne Zweifel bald ganz unbeachtet sein, wenn es sich nicht durch die besondere Gunst der Königin lange gehalten hätte.

Der Geschmack für das classische Alterthum wurde immer reger und so erschienen in kurzer Zeit nach einander außer der Andria von Terenz und dem Jack Juggler, eine Nachbildung des Plautus, mehrere Tragödien von Seneca, welche Jasper Heywood, der Sohn des berühmten John Heywood, für die englische Bühne bearbeitete.

Wir müssen außerdem noch des George Gascoigne erwähnen, welcher nach einem sehr bewegten Leben am 7. October 1577 etwa in seinem vierzigsten Lebensjahre starb. So viel man mit Genauigkeit über ihn weiß, übersetzte er in einem Alter von 29 Jahren The Supposes nach Ariost's Gli Suppositi in Prosa, und verfaßte im Verein mit Francis Kinwelmersh und Christopher Yelverton eine Bearbeitung der Jocasta nach Euripides **) in blank verse. Nach einem längeren Aufenthalte in Holland schrieb er einen Bericht über die Princely Pleasures at Kenilworth in 1575, denen er selbst beigewohnt hatte. Unangenehme öconomische Verhältnisse stürzten ihn nachher in große Bedrängnisse, und er mußte sich sogar für eine Zeitlang seiner Freiheit beraubt sehen; doch that dies seinem natürlichen Frohsinne keinen Eintrag und er schrieb noch später eine Erzählung The tale of Hermetes the Heremyte, welche er im Englischen, Lateinischen und Italiänischen

*) Er war im Jahre 1523 in Sommersetshire geboren, erhielt eine classische Bildung und zeichnete sich in seinem kurzen Leben († 1566) durch Gelehrsamkeit rühmlich aus. Außer der oben erwähnten Tragödie verfaßte er mehrere kleinere Gedichte und die Tragödie Palaemon and Arcyte, welche 1566 in Christ Church Hall aufgeführt ward. Wie hoch man ihn schätzte, läßt sich aus den Worten Th. Twine's schließen, welcher von Edwards sagte: The flower of our realm and phoenix of our age.

**) Phoenissae.

der Königin überreichte. Warton setzt ihn wegen der Reinheit seiner Sprache über alle seine Zeitgenossen, und man muß seine Ansicht theilen, wenn man nur die bekannte klagende Romanze The Dole of Despair lies't, welche in den Supposes enthalten ist.

Blicken wir von hieraus noch einmal zurück in das Chaos gährender Elemente, welches wir unsern Lesern vorführen mußten, um die Zeitgenossen Shakspeare's richtig beurtheilen zu können, und dadurch zu einem wahren Verständnisse unseres großen Dichters zu gelangen: so müssen wir gestehen, daß das epische Element in der neu entstandenen Tragödie vorherrschte, und man bei der ziemlich willkührlichen Aneinanderreihung der einzelnen Situationen an eine künstlerische Entwickelung der Charactere noch gar nicht dachte; daß ferner bei einer eigentlichen Planlosigkeit des Ganzen nur die Nachtseite des Lebens mit ihren trüben Schattirungen entschleiert wurde, wie dieses unmittelbar aus dem Wunsche der Zuschauer und dem Drange des Dichters hervorgehen mochte. Der dem ganzen Volke gemeinsame Stoff der Heldensage wurde nicht mehr beachtet, und es blieb einer späteren Zeit vorbehalten, die eigentlich nationale Bühne zu schaffen.

Was die äußere Einrichtung der Bühne betrifft und das ganze Theaterwesen in der Zeit vor Shakspeare, so kann man leicht denken, daß beides auf einer noch sehr niedrigen Stufe stehen mußte, denn einestheils wurden noch immer bis zur Regierung Elisabeths einige Stücke in Kirchen, Schulen und Gerichtssälen aufgeführt, andrerseits fühlte man auch gar nicht das Bedürfniß, die Phantasie der Zuschauer durch äußeren Prunk zu unterstützen, und begriff sehr wohl, daß durch einen verwickelten Mechanismus vielleicht mehr gestört als gefördert wurde.

Die ältesten Schauspielhäuser waren das sogenannte Theatre und The Curtain in Shoreditch 1573—76; kurze Zeit nachher ließ der Schauspiel-Director James Burbage das durch Shakespeare's Leben so bekannt gewordene Theater in Blackfriars erbauen, und weil der Magistrat Londons die Aufführungen in den Schenken und Wirthshäusern durchaus nicht mehr gestatten wollte, entstand noch vor 1508 ein neues Theater in Whitefriars. Die allgemeine Liebe zu dramatischen Darstellungen stieg in einem solchen Grade, daß man zu Shakspeare's Zeit schon 5 größere Schauspielhäuser in London zählte, von denen The Globe und The Fortune theater wohl die bedeutendsten waren. Außerdem werden noch in der unmittelbar darauf folgenden Zeit erwähnt: The Rose, Hope, Swan, Newington, Red Bull, Cockpit oder Phoenix-Theater. Sie

waren kreisförmig und von Holz gebaut; mehrere unter ihnen hatten keine eigentliche Bedachung, mit Ausnahme der Bühne, welche durch ein Strohdach geschützt war *). Sobald eine Aufführung stattfinden sollte, welches gewöhnlich um drei Uhr Nachmittags **) geschah, steckte man an dem Dache eine gewaltige Flagge aus, und der dritte Klang der Trompeten war das Zeichen des Anfangs. Das Erdgeschoß, welches man Yard nannte, hatte keine Sitze und war zur Aufnahme für die Mittelclassen ***) bestimmt; der Adel und die Hofleute dagegen erhielten eigentliche Logen, welche unterhalb der Gallerie waren und auf die Bühne führten, und man brachte auch für sie auf der Bühne an beiden Seiten Stühle und Binsenmatten an, wo die jungen Ritter oft mit großer Gemüthlichkeit den Luxus des Rauchens mitmachten. Die besten Plätze wurden etwa mit 1 Shilling bezahlt, ein Preis, der indessen gleich nach Shakspeare's Zeit auf eine halbe Krone gesteigert ward; für die andern Plätze war der Preis natürlich weit niedriger †). Es ist noch zu bemerken, daß sich auf der Bühne auch die eigentlichen Kunstrichter niederließen, doch war überhaupt der Besuch der Bühne nur in den bedeutendsten Theatern, wie z. B. Blackfriars gestattet, wohin gewöhnlich nur die höheren Stände sich begaben, während in den Allen zugänglichen Theatern dieser Gebrauch gar nicht vorkam.

Schon aus dem so eben Angedeuteten geht hinlänglich hervor, daß sich die Zuschauer in ihrem Benehmen sehr viel gestatteten, was man nach unserer Ansicht für unanständig halten würde; sie folgten indessen hierin mehr oder weniger dem Beispiele der Schauspieler. Außer dem Tabackrauchen war das Nüsseknacken eine Hauptbelustigung, und je nach der Jahreszeit genoß man auch andere Früchte, als Aepfel, Birnen und dergl., und trank zuweilen Bier in großer Fülle. Andere unterhielten sich in den Zwischenacten durch Lectüre, und in jedem Schauspielhause wurde hinläng-

*) Nach einigen Nachrichten waren einige Häuser für den Winter und andere nur für den Sommer bestimmt; Letzteres war wohl in Beziehung auf The Globe der Fall, welches oben offen war.

**) In den Priat-Theatern spielte man des Abends bei Kerzenlicht und Fackelschein.

***) The groundlings, oder wie sie Ben Jonson scherzhafter Weise nennt, The understanding gentmemen of the ground.

†) Man hatte die sogenannten two-penny rooms oder galleries in den meisten Theatern, und im Curtain und Theatre war sogar ein Platz für einen penny.

licher Stoff zur Befriedigung aller dieser Bedürfnisse öffentlich feil geboten.

Die Einladung zu den Schauspielen geschah entweder durch die bekannten Verillators, welche mit Trompetenklang das neue Stück ankündigten, oder durch hochtrabende Zettel *), deren man sich schon in sehr früher Zeit bediente.

Wie man aus dem bekannten moralischen Stücke The Castle of Perseverance schließen kann, geschahen die öffentlichen Ankündigungen schon eine Woche vor der Aufführung, so daß sich die Kunde von derselben überall hin verbreitete. Nach dem Manuscripte des oben erwähnten Moral play theilen wir folgende Rede eines Verillator mit, die sich noch erhalten hat:

Grace if God will graunte us of his mykyl myth,
These percell in propyrtes **) we spose us to playe,
This day sevenenyt before you in syth,
At N. ***) on the grene in ryal aray.

Ye, haste you thane thedyrward, syrs, hendly and hyth,
All good neybors ful specyally we you pray,
And loke that ye be there by tyme, lufsely †) and lyth ††)
For we schul be onward be underne of the day.

Auf die eigentliche Ausstattung der Bühne, Decoration u. s. w. verwandte man schon in früher Zeit große Sorgfalt, und in den ersten Zeiten, als die Aufführungen unter freiem Himmel geschahen, gebrauchte man ein bewegliches Brettergerüst, um den nöthigen Glanz entwickeln und dadurch die Illusion um so bedeutender zu machen. Auf einem hohen Gerüste befand sich gewöhnlich eine Darstellung des Himmels und des Paradieses, in welchem ein Sitz Gottes, der Thron der Dreieinigkeit in seiner Umgebung von Engeln und Heiligen angebracht war. Vor dem Gerüst lag die

---

*) Die sonderbaren Titel, welche noch in der Quart-Ausgabe der Werke Shakspeare's enthalten sind, zeugen uns deutlich, wie die alten Theaterzettel lauteten, z. B.: *The most excellent* Historie of the Merchant of Venice. With the extreme crueltie of Shylocke the Iewe towards the sayd Merchant, in cutting a just pound of his flesh, and obtayning of Portia by the choyse of three caskets. As it hath been diverse times acted by the Lord Chamberlaine his Servants. Written by W. Shakespeare. 1600.

**) apparel, die nöthige Zurüstung.

***) An die Stelle des N. mußte der Name der Stadt gesetzt werden, in welcher die Aufführung stattfinden sollte.

†) lovely, vergnügt.

††) light, in heiterer Stimmung.

Erde und das Purgatorium, und ganz unten die Hölle, welche durch einen Drachen dargestellt ward, dessen Rachen den Teufeln als Pforte diente. Eigentliche bewegliche Coulissen wurden erst nach der Restoration *) von Davenant eingeführt, und um den Ort der Handlung anzudeuten, sagte man entweder das Nöthige im Prologe, hing auch wohl ein großes Brett auf, an welchem die nöthige Andeutung durch colossale Buchstaben gegeben wurde, oder man stellte einige schwache Nachahmungen von Bäumen, Thürmen, Thieren, Hausgeräth und dergl. auf die Bühne, um dadurch der Phantasie der Zuschauer zu Hülfe zu kommen. Man ließ hellblaue Teppiche von oben herabhängen, um anzudeuten, daß es Tag wäre, dunkelfarbige dagegen, um die Nacht zu bezeichnen; als man in späterer Zeit Tragödien zur Aufführung brachte, führte man die Sitte ein, dabei den Saal ganz schwarz zu behängen, wie bei einem Begräbnisse. Die Bühne war mit Binsen bestreut und der Vorhang öffnete sich in der Mitte, und beim Beginn des Stücks wurde nach jeder Seite eine Abtheilung hingezogen. Schon zu Shakspeare's Zeit war die Sitte fast allgemein verbreitet, in den Zwischenacten Musik zu machen.

Die Schauspieler unterschieden sich ihrem Anzuge nach fast gar nicht von den Zuschauern; das einzige Bemerkenswerthe in ihrer äußeren Erscheinung war, daß sie auf den Hüten gewöhnlich Federn und auf den Schuhen besondere Bandschleifen trugen. Uebrigens war ihre Kleidung oft sehr ärmlich und keineswegs den Rollen stets angemessen, und nur am Hofe und in den Palästen der Großen wurde für Scenerie und Garderobe ein größerer Glanz entfaltet, welcher zuweilen pomphaft genannt werden konnte. War die Vorstellung bei einer solchen Gelegenheit vorüber, so schenkte man den Schauspielern zuweilen großmüthig den gebrauchten Flitterstaat, oder verkaufte ihnen denselben für einen billigen Preis.

Die weiblichen Rollen wurden noch lange nach der Restoration von Knaben oder jungen, zart aussehenden Männern dargestellt, welche Masken trugen; und da es durchaus für unangemessen

*) Es muß hier erwähnt werden, daß man eigentliche Scenerie zuerst bei den Darstellungen am Hofe anwendete, und bei einer Schilderung der Aufführungen, welche im Jahre 1605 stattfanden, als König Jakob Oxford besuchte, geschieht ihrer zuerst Erwähnung. Inigo James führte zuerst mit großem Erfolge einen Wechsel in die Scenerie ein (die sogenannten appearances), und brachte auch im Hintergrunde der Bühne verschiedene Vorhänge an (traverses), welche weggezogen werden konnten und dann einen anderen Schauplatz andeuteten (1636).

und unanständig gehalten ward, Frauenzimmer auftreten zu lassen, so kann man sich hieraus wohl das zuweilen Unzarte des Dialogs erklären und zugleich einigermaßen entschuldigen, welchen weibliche Personen zu sprechen hatten. In späterer Zeit, als man mit französischen und italiänischen dramatischen Darstellungen bekannt ward, führte man mehr und mehr die Sitte ein, Weiber auftreten zu lassen, was freilich von Vielen für impudent, shameful, unwomanish und graceless erklärt wurde. In der Desdemona aus Shakspeare's Othello soll zuerst eine Frau in einem englischen Stücke aufgetreten sein.

Zum Schlusse jeder Darstellung trat der Komiker (clown) auf, und sprach oder sang den sogenannten „jig“ in Knittelversen, in denen bedeutende Persönlichkeiten und bestehende Verhältnisse oft mit bitterer Satyre gegeißelt wurden. Er durfte sich, wie der Harlequin in den italienischen Stücken, ungemein viel herausnehmen *), und ließ sich in seinen extemporirten Witzen oft in einen lebhaften Wettstreit ein mit irgend einem der Anwesenden. Dann erschien plötzlich das ganze Schauspielerpersonal, kniete nieder und sprach im Chore ein Gebet für das Wohl der Königin.

Philipp Henslowe, ein Theaterunternehmer, liefert uns in seinem Notizbuche, welches noch in Dulwich college aufbewahrt wird, die älteste zuverlässige Nachricht über den Verdienst, welchen dramatische Dichter für ihre Werke erwarben. Vor dem Jahre 1600 wurde für ein neues Stück nie mehr als 8 Pf. St. bezahlt; als indessen späterhin unter den verschiedenen Schauspielergesellschaften ein gewisser Wettstreit und eine Art von Eifersucht entstand, suchte man sich gegenseitig zu überbieten und es wurden zuweilen 20 — 25 Pf. St. einem beliebten Verfasser bewilligt; späterhin fügte man diesem Honorare sogar den Reinertrag von der Einnahme der zweiten Aufführung hinzu, und den größeren Gesellschaften wurde es dadurch leichter, geschätzte Dichter an sich zu fesseln, und sie zahlten noch überdies für die erforderlichen Prologe einige Schillinge als besondere Vergütung. War ein Stück an die Eigenthümer irgend eines Theaters abgetreten, so durfte es in den nächsten Jahren keine Gesellschaft aufführen; deshalb ließen manche Verfasser ihre Stücke drucken und verkauften nichts weiter als den einmaligen Abdruck an verschiedene Unternehmer,

*) Thomas Wilson und Richard Tarleton werden in dieser Eigenschaft sehr gerühmt, und sie waren außerordentlich beliebt wegen ihres wondrous, plentiful and extemporal wit.

wobei sie dann für ein Exemplar einen sixpence erhielten, außer einem Geschenke von wenigstens 40 Schill., welches ihnen ihr Patron für die Dedikation zu übersenden pflegte.

Die Einnahmen der Theaterunternehmer (housekeepers) waren nicht unbeträchtlich, und außer dem Ertrage von den öffentlichen Darstellungen erhielten sie noch für die kleineren Privataufführungen in den Häusern der Großen ansehnliche Geschenke. Die Schauspieler zerfielen in ordentliche Mitglieder einer Gesellschaft (gleichsam Actionäre whole sharers oder half sharers) und sogenannte Miethlinge hired men oder hirelings, welche für eine bestimmte Summe (gewöhnlich 5 Schillinge anfangs) auf eine Woche fest engagirt waren, und deren Gehalt ihren Leistungen angemessen erhöht ward. Die sharers, deren Stellung natürlich eine weit höhere war, erhielten einen bestimmten Antheil an der ganzen Einnahme und hatten deshalb ein doppeltes Interesse, daß die Vorstellungen Beifall fanden und stark besucht wurden.

Was den Stand der Schauspieler im Allgemeinen betrifft, so haben wir bereits eben gesehen, daß er anfangs nicht sehr geachtet wurde, welches vorzüglich durch die Zwistigkeiten mit den Geistlichen veranlaßt ward, die ihnen den gewonnenen Sieg nicht verzeihen konnten. Außerdem erregten die bei den Aufführungen fast immer vorkommenden Rohheiten den Unwillen der Gebildeten und fast bis zur Zeit der Königin Elisabeth blieben die Schauspieler in der verachteten Kategorie der Gaukler und Vagabonden. Die im Dienste des Grafen Leicester stehende Gesellschaft war die erste, welche schon seit 1574 sich ziemliches Ansehen zu verschaffen wußte. Die Königin Elisabeth bildete sich späterhin eine förmliche königliche Truppe, und König Jacob verlieh ihnen sogar den Titel: Servants of the king.

Um den häufigen Klagen wegen des Mißbrauchs der Possen entgegen zu kommen, bestimmte die Königin Elisabeth, daß die Schauspieler von den Mayors der Städte und Corporationen und den Lords-Lieutenant der Grafschaften eine förmliche Erlaubniß zu ihren theatralischen Aufführungen haben müßten, und es wurde ein für allemal untersagt, irgend ein Stück zu genehmigen, welches die Religion oder Politik berühre.

Da die Schauspieler in den „jigs" häufig gerade die Beamten der Städte und auch wohl die Geistlichkeit vor boshaften Lachern geschmäht hatten, so suchte man der Ausübung ihrer Kunst alle mögliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen und viele Mayors erließen die heftigsten Befehle; wir theilen zur Characte-

ristik derselben folgenden mit: For as much as the playing of interludes, and the resort to the same are very dangerous for the infection of the plague, whereby infinite burdens and losses to the Citty may increase, and are very hurtfull in corruption of youth with incontinence and lewdnes, and also great wasting both of the time and thrift of many poore people, and great provoking of the wrath of God, the ground of all plagues, great withdrawing of the people from publique prayer, and from the service of God and daily cried out against by the preachers of the word of God; thereforeit is ordered, that all such enterludes in publique places, and the resort to the same, shall wholy by prohibited as ungodly, and humble sute made to the Lords that lyke prohibition be in places neere unto the Cittie.

Man kann sich denken, daß sich die Schauspieler wegen solcher Verbote zu rächen suchten, und es gibt eine Menge komischer Gedichte und Satiren gegen die Machthaber, welche sie diesen zum Aergerniß in Umlauf zu setzen wußten z. B.

The fooles of the Cittie.
List unto my dittye
Alas! the more the pittye
From Troynovaunts olde cittie.
The Aldermen and Maier
Have drivn eche poore plaier:
The cause I will declaer.
They wisely doe complaine
Of Wilson*) and Jack Lane,*)
And them who doe maintaine,
And stablishe as a rule
Not one shall play the foole
But *they* — a worthy scoole.
Without a pipe and taber,
They onely meane to laber
To teche eche oxe-hed neyber.
This is the cause and reason,
At every tyme and season,
That Playes are worse then treason.

Das Theater in Blackfriars entging den gefährlichen Verfolgungen der Puritaner und überhaupt blieb das ganze Unternehmen, der ascetische Glaubenseifer der republikanischen Fanatiker ohne eigentlichen Erfolg, da sich die Königin des Schauspiels bereitwillig annahm und in der Resolution an Burbage und

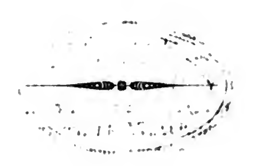
*) Zwei Schauspieler.

vier andere Schauspieler erklärte, daß sie ihnen die Erlaubniß gäbe „to exhibet all kinds of stage-plays in any parts of England as well for the recreation of her loving subjects as for her own solace and pleasure when she should think good to see them.

Die Aufführungen fanden anfangs gewöhnlich Sonntags statt, da die ersten Stücke ja zur Verherrlichung der christlichen Religion verfaßt waren und noch bis gegen das Ende der Regierung der Königin Elisabeth durften die Schauspielhäuser nur an den God's Holidays *) geöffnet werden, bis sich endlich hierin die Sitte mehr und mehr änderte und man späterhin den Sonntag völlig ausschloß. **Hg.**

*) Es wurde hiergegen schon früh von vielen Seiten aufs Entschiedenste geeifert; wir theilen das Folgende als einen interessanten Beleg mit:

Inglond goith to noughte, *plus fecit homo viciosus*,
To lust man is brought, *nimis est homo deliciosus*;
Goddis halidays *non observantur honeste*,
For unthryfty pleyis *in eis regnant manifeste*.



Beiträge zur Geschichte der französischen Sprache.

I. Ronsard und sein Verhältniß zur Entwicklung der französischen Sprache.

Wie die allgemeine Geschichte erst dann sich auf eine sichere Basis stützt, wenn in allen ihren Partien die genügenden Materialien vorliegen, und wenn das Gebiet der Spezialgeschichte erst auf eine befriedigende Weise angebaut ist, so kann auch der Entwicklungsgang einer Sprache erst in einer gewissen Vollständigkeit überblickt werden, wenn in monographischer Fassung das Einzelne auf eine erschöpfende Weise berücksichtigt ist. Wir beabsichtigen hier eine Reihe von einzelnen Abhandlungen zu liefern, welche sich die Aufgabe stellen, verschiedene wichtige Momente aus der Bildungsgeschichte der französischen Sprache herauszugreifen und dieselben einer speciellern Beleuchtung zu unterwerfen, als ihnen in den allgemeinen Werken bis jetzt zu Theil geworden ist. Wir beginnen diese Arbeit mit der sprachlichen Würdigung der literarischen Erzeugnisse eines Mannes, der von seinen Zeitgenossen bis in die Wolken erhoben wurde, während die strengere Kritik der nachfolgenden Jahrhunderte an ihm mancherlei auszusetzen gefunden hat.

Wie man auch über die poetische Bedeutung Ronsard's denken mag, sei es, daß man einstimmt in das übertriebene Lob seines Jahrhunderts, welches ihn den „Fürsten der Dichter" und das „Genie und Orakel der französischen Poesie" (S. Oraison funèbre) nannt hat, oder sei es, daß man dem herabsetzenden Urtheile

Boileau's *) beipflichtet, so viel muß Jeder dem Haupte der glanzvollen „Plejade“ einräumen, daß er, in rein sprachlicher Beziehung betrachtet, jedenfalls eine bedeutende Erscheinung genannt werden kann. Es ist nicht zu verkennen, daß viele von seinen Neuerungen spurlos der Vergessenheit anheimgefallen sind, und daß er sich bei seinen Schöpfungen mehr als Einen Mißgriff zu Schulden kommen ließ; aber man wird ihm dies weniger zum Vorwurf machen, wenn man seine Stellung in einer Uebergangsperiode, wo die verschiedensten Elemente durcheinander flutheten, in Anschlag bringt. Jedenfalls ist sein Erscheinen nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des modernen Französischen geblieben. Diese Bedeutung räumten ihm seine Zeitgenossen unbedingt ein, und wenn es in seiner Gedächtnißrede heißt: „il a étendu la gloire de nos paroles et les limites de notre langue,“ so wird man wohl nicht umhin können, diesen Ausspruch zum Theil wenigstens gelten zu lassen.

Der vorzüglichste Vorwurf, welcher gegen Ronsard erhoben zu werden pflegt, ist der, daß er seine Rede auf eine lächerliche Weise mit griechischen Wörtern und Wendungen verbrämt und gespickt haben soll. Boileau, der hier wie überall als einseitiger Krittler erscheint, hat dieser Anschuldigung in den angeführten Versen eine sehr schroffe Fassung gegeben. Ronsard's Vorliebe für classische Studien ist allerdings nicht zu verkennen, und das Verlangen, überall seinen anerkannten Vorbildern nachzustreben, mag der freien, ungekünstelten Entfaltung seines poetischen Talentes zum Theil hinderlich in den Weg getreten sein; aber der gelehrte Prunk und Flitterstaat, in dem er sich gefiel, war nun einmal die Mode seiner Zeit. Außerdem würde man, wenn man Boileau's Ausspruch ohne Weiteres für begründet halten wollte, sich offenbar eine übertriebene Vorstellung von seiner Gräcomanie machen. In diesem Punkte scheint es fast, als habe ein Kritiker dem andern ohne Prüfung nachgesprochen. Die Zahl der griechischen Wörter, durch deren Einführung er seine Muttersprache bereichern zu können glaubte, ist bei Weitem nicht so groß, als man sich gewöhnlich

*) Ronsard qui le suivit par une autre méthode
Reglant tout, brouilla tout, fit un art à sa mode,
Et toutefois longtemps eut un heureux destin.
Mais sa muse, en français parlant grec et latin,
Vit dans l'âge suivant, par un retour grotesque,
Tomber de ses grands mots le faste pédantesque.
Art poétique, Chant I.

vorgestellt hat. Und was die oft citirten Verse betrifft, in denen er ocymore, dispotme und oligochronien setzt, so sagt er ausdrücklich, er bedauere, diese Ausdrücke nicht anwenden oder durch entsprechende ersetzen zu können.

Einige der Wörter, welche er dem Griechischen entlehnt, sind allerdings gewagt. So erscheint es ziemlich lächerlich, wenn er seine Geliebte „ma seule entelechie" nennt. Zu den Ausdrücken dieser Art, welche wenig Nachahmer gefunden haben, gehört auch sein „orgue" von ὄρχος, während andere, wie metamorphose und prognostique im Laufe der Zeit gäng und gäbe geworden sind. Andere griechische Ausdrücke, deren er sich mit einiger Vorliebe bedient, waren schon vor ihm von französischen Dichtern in Anwendung gebracht. So z. B. carolle und caroler (von χορὸς), welche ebenso wie carolleur schon im Roman de la Rose und bei Froissart vorkommen. In Bezug auf die Form je parangonne (-j'égale) ist zu bemerken, daß wir zwar von diesem dem Griechischen entlehnten Zeitworte keine fernere Spur gefunden haben; aber dagegen findet sich noch bei Lafontaine ein mit derselben Etymologie zusammenhängendes Substantiv in folgenden Versen:

> Car c'est un vrai parangon (-modèle)
> De sagesse et de droiture.

Wir führen hier endlich noch phare an. Dieses Wort hat zwar im modernen Französischen Bürgerrecht erhalten; aber von Ronsard wird es sogar bereits im metaphorischen Sinne gebraucht, indem er in seiner bilderreichen Sprache Charles IX. seinen Leuchtthurm nennt.

Wenn wir so die Meinung, als strotzten seine Gedichte von griechischen Wörtern, auf ihr gerechtes Maß zurückführen möchten, kommt es uns natürlich nicht in den Sinn, in Abrede zu stellen, daß hier und da seine Lust am Classischen ihn zu Abnormitäten hinreißt. Dies zeigt sich weniger in der Wahl der Ausdrücke, als in den seltsamen Anspielungen auf classische Reminiscenzen, welche sich der Dichter ganz im Geschmacke seiner Zeit oft erlaubt. So ist es offenbar eine griechische Ausdrucksweise, wenn er vom „bal des estoiles" spricht und zugleich an vielen Stellen den regelmäßigen Gang der Gestirne mit der Bezeichnung danse belegt. Ganz unverständlich dürften für denjenigen, welcher nicht in den classischen Dichtern bewandert ist, Gedanken wie folgende sein mascher le laurier, enfler sa bouche ronde und pour avoir part au bouc (statt à la tragédie). Auch die Wortbildungen wie le

chasse-nue u. s. w., von denen weiter unten die Rede sein wird, gehören hierher.

Zu allen Zeiten haben französische Schriftsteller durch Anleihen, welche sie beim altrömischen Sprachschatze machten, ihre Sprache zu bereichern gesucht. Von dieser Erlaubniß hat auch Ronsard reichlich Gebrauch gemacht, indem er häufig, wo ihm der Begriff durch die vorhandene Bezeichnung nicht schlagend genug ausgedrückt schien, zur Sprachmutter seine Zuflucht nahm. Einige der Ausdrücke, welche er unmittelbar aus dem Lateinischen entlehnte, z. B. indole, haben im Französischen keine Wurzel gefaßt, während andere, z. B. avidité, das er, wie er selbst sagt, vom Lateinischen erbettelt, weil er kein entsprechendes Wort im Französischen kannte, entschiedenes Glück gemacht haben. Auch aire (von area) und empenné, von denen indessen wenigstens das erstere schon höher hinaufreicht, sind jetzt noch im Cours. Was fasciner betrifft, so scheinen die Commentatoren Ronsard's demselben die Urheberschaft davon beizulegen. Unter den Wörtern, welche ihren römischen Ursprung nicht verläugnen können, und die im Ronsard auftauchen, sind folgende außer Gebrauch gekommen: mugler (statt mugir), macter (tuer), vate (für poète), moleste als Substantiv, almes (für douces); auch envis = malgré dürfte nur noch in einigen alterthümlichen Wendungen erscheinen; fere (von ferus ist ganz verschwunden, und das gleichstammige ferine *) wird nur noch in medicinischer Beziehung angewandt. La gente für Nation hat in der Bezeichnung le droit des gens wenigstens noch einen Nachklang.

Zuweilen findet sich bei Ronsard eine dem Lateinischen näher liegende Form, welche dafür zu bürgen scheint, daß das Wort dem Schriftsteller nicht auf dem Wege der eigentlichen Tradition überkommen ist. Dies bemerkt man im Substantiv intellect statt intelligence, welches sich nicht erhalten hat. Doch tritt auch gerade der entgegengesetzte Fall ein. So entfernt sich humblesse weiter vom Lateinischen, als das jetzt gebräuchliche humilité. Solche Anomalien zeigen sich bei allen Sprachen, wie denn auch das Mittelfranzösische in einzelnen Fällen dem Lateinischen ferner ist, als das Moderne (Vergl. Ampère, Formation de la langue fr. p. 192).

Es stoßen uns ferner bei unserm Dichter Wörter lateinischen Ursprungs auf, deren man sich zwar jetzt nicht mehr bedient, die

*) Das von Roquefort verzeichnete ferein kommt bei Ronsard nicht vor.

aber wenigstens in einzelnen abgeleiteten Formen Spuren ihres Vorhandenseins zurückgelassen haben. So gebraucht man zwar das Adjectivum sagace nicht mehr — der Versuch Voltaire's, dasselbe wieder aufzufrischen, hat keinen Erfolg gehabt — aber dafür haben wir noch sagacité; asperir (Roquefort hat asperer) ist verloren, aber das damit zusammenhängende asperité ist noch gebräuchlich; auch das Adjectivum ord ist veraltet, während ordure und ordurier nichts Auffallendes haben.

Einige Wörter, welche lateinischen Stammes sind, haben ihre Bedeutung verändert, und zwar meistens so, daß sich der Kreis ihres Begriffs verengert hat. Das von moles abgeleitete meule (Felsen) hat jetzt nur noch die Bedeutung von Mühlstein, denn für die Bedeutung von Heuschober, welche Roquefort allein anführt, hat man jetzt meulon; muer (mutare) wird jetzt fast nur von dem Mäusern der Thiere gebraucht.

Zu den Ausdrücken dieser Etymologie, welche jetzt nur noch selten in Anwendung kommen, während sie bei Ronsard noch ganz gewöhnlich sind, gehören ire, das jetzt nur in der poetischen Sprache, z. B. ire de dieu, auftritt, dextre und senestre — beides eigentlich nur noch in der Wappenkunde, während es bei Ronsard im wirklichen Sinne, so wie in der figürlichen Bedeutung von glücklich und unglücklich vorkommt — veneur, das übrigens noch ziemlich häufig ist, und musser (von mussare, nach Andern von amicire).

Eine auffallende Ausdrucksweise, welche verräth, wie sehr dem Dichter die lateinische Wendung anklebt, ist sein lict genial, welches das lateinische lectus genialis fast unverändert wiedergibt; auch das d'esperance cassé = vide erinnert an die Bedeutung des lateinischen cassus. Zuweilen baute er auf dem lateinischen Grunde noch weiter z. B. bouuillon, was — wie man sieht — mit bovis im Zusammenhange steht.

Der Dichter will nicht, daß man sich allein das Gold der griechischen und römischen Literatur aneignen solle — er sagt selbst an irgend einer Stelle l'or grec et latin — sondern empfiehlt auch das Studium der italiänischen und spanischen Sprache. Er selbst verdankt dem Petrarca, den er le Florentin oder le Toscan nennt, so viel, daß Peschier (hist. de la litt. fr. p. 32 — 34) mit Recht von „pétrarquisme“ sprechen kann. Einige seiner Sonnette und andere Gedichte sind geradezu aus dem Italienischen entlehnt. Dies kann denn natürlich nicht ohne Wirkung auf das sprachliche Erscheinen seiner Dichtungen bleiben. Diese äußert sich zunächst

in einem gewissen Behagen am Diminutiv z. B. angelette, molette, tendrette, perlette, archerot statt petit archer und an ähnlichen Wortbildungen, welche an das Italienische erinnern. So finden wir predicantereaux.

Dabei laufen geradezu einige dem Italienischen entlehnte Wörter mit unter z. B. quadrelle. Wir zählen dazu auch accort, von dem Pasquier (Lettres 1, 105.) sagt, das Wort sei zu seiner Zeit erst in die französische Sprache aufgenommen. Auch von spätern Schriftstellern ist es in Anwendung gebracht; so sagt Corneille (an Otton) son éloquence accorte. Nach La Curne Sainte-Palaye wäre es im Sinne für civil, complaisant (bei Ronsard wird es von seinen Kommentatoren mit fin, avisé zusammengestellt) noch jetzt im Gebrauch.

Obgleich Ronsard, wie wir gesehen haben, vorzugsweise der classischen Bildung huldigt, so verschmäht er doch auch das Studium des Altfranzösischen nicht, dem er manchen bezeichnenden Ausdruck, manches passende Bild verdankt. Er dringt sogar an verschiedenen Stellen z. B. in der Einleitung zur Franciade darauf, daß der Dichter der alten Sprache ihr Recht widerfahren lassen müsse, und räth, alte passende Redeweisen wieder ins Leben zu rufen (remettre en usage les antiques vocables). Auch in seinen Grundzügen einer Art poétique sagt er ausdrücklich, der Dichter dürfe die alten Wörter der Romane d. h. der volksthümlichen Dichtungen des Mittelalters nicht zurückweisen oder gering schätzen. Hier und da verwahrt er sich sogar gegen die Vorwürfe, welche ihm in dieser Beziehung von seinen Verkleinern gemacht sind.

Einige dieser Ausdrücke, welche er aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogen hat, sind Perlen, die wieder ihre Geltung erlangt haben. Dahin gehört das Verbum grauir (gravir), welches, während die Kommentatoren Ronsard's es als zu seiner Zeit ungebräuchlich bezeichnen, jetzt in der Bedeutung von überschreiten allgemein verbreitet ist. Andere von den Ausdrücken, welche unser Dichter gewissermaßen wieder aufgefischt hat, wie s'accoiser (wovon noch coi) desroy (jetzt häufiger dessarroy) und biberon sind wenigstens theilweise noch im Gebrauch, während in Bezug auf andere Wörter dieser Art z. B. tançon (davon jetzt noch tancer) jazarder (jaser) béer *) (jetzt béant, bée und das damit zusammenhängende bayer) wenigstens noch einige jetzt

*) Bei Mad. de Sevigné kommt béer noch im Infinitiv vor.

vorhandene Ueberreste Zeugniß dafür abgeben, daß diese alterthümlichen Ausdrücke nicht ganz spurlos verloren gegangen sind. Einige seiner Archaismen haben weniger Gnade gefunden. So müssen die von ihm wieder in Anregung gebrachte Adjectiva mehaigne (perclus) und brehaigne (stérile), die Participien esbaudy (réjoui), adoloré (transi, traversé) und das Substantiv anchoison als unglückliche Versuche bezeichnet werden. Auch das alte Zeitwort douloir, von dem wir bei ihm die Form ils deulent mehrere Male vorfinden, scheint sich nicht lange gehalten zu haben. Das Substantiv desserte ist zwar noch vorhanden, dürfte aber nicht mehr, wie es bei Ronsard geschieht, als Synonym von forfait gebraucht werden. Ebenso hat das Zeitwort analler nicht mehr die Bedeutung von abaisser. Auch mon heure für ma fin, was allerdings noch lange hier und da sich vorfindet, so wie amadoueur gehören jetzt zu den Seltenheiten. Noch ungebräuchlicher ist ce jour d'hui und souvente-fois, obgleich Letzteres noch von Lafontaine gesetzt wird. Zuweilen zieht Ronsard die alterthümliche Form der eigentlich gebräuchlichen vor, so sagt er statt fumée, was gleichfalls bei ihm vorkommt, fumière und für flux et reflux bietet sich uns bei ihm an mehreren Stellen das auch im Roquefort verzeichnete flot et reflot.

Auch den von andern Schriftstellern seiner Zeit so verachteten Volksmundarten läßt Ronsard, welcher nach allen Seiten hin bedacht ist, den Wörtervorrath seiner Sprache zu erweitern und zu bereichern, eine gebührende Berücksichtigung zu Theil werden. Er stellt dies sogar als eine nothwendige Forderung in der oben beregten Vorrede zur Franciade und in der Art poëtique auf, wo er u. a. zum Dichter sagt: „Tu sçauras dextrement choisir et approprier à ton oeuvre les mots plus significatifs des dialectes de nostre France.“ Jetzt bedarf es der Rechtfertigung solcher der Volksweise entnommenen Neuerungen nicht mehr, indem man mehr und mehr sich davon überzeugt, das dies der naturgemäße Weg ist, den Kreis und die Gränzen einer Sprache zu erweitern; aber zu der Zeit, als Ronsard dichtete, konnte ein so kühnes Beginnen nicht ohne eine Art von Entschuldigung auftreten. Er sieht sich also genöthigt, die Freiheit, welche er sich in dieser Beziehung nimmt, dadurch zu rechtfertigen, daß er sich auf den Vorgang und das Beispiel der Griechen stützt, deren wichtigste Vertreter ihren dichterischen Productionen durch die Einführung schlagender dialectischer Wendungen eine gewisse Lebhaftigkeit und Naivetät zu geben verstanden.

Einige der Ausdrücke, welche bei Ronsard noch als Provinzialismen bezeichnet werden müssen, haben sich als wirklich brauchbar erwiesen und sind jetzt im Laufe der Zeit in der französischen Sprache eingebürgert. Dahin gehört saouler, von dem die gelehrten Kommentatoren Ronsard's behaupten, daß es dem Patois von Vendome entlehnt sei. Jetzt kommt es bekanntlich wenigstens in der Sphäre der niedern Ausdrucksweise in der Form soûler vor. Gleichfalls provinziell ist das i in mesliez statt mêlez, so wie harsoir statt hier au soir und dougément, indem man wohl nur einen Umlaut von doucement zu erkennen hat, obgleich die Erklärer unsers Dichters es ausdrücklich von einem dem Patois Anjou's zugehörenden Worte dougé ableiten, womit die Spinner jener Gegend eine feine Eigenschaft der Wolle zu bezeichnen pflegen. Was den Ausdruck bers betrifft, so ist zu bemerken, daß er von den Kommentatoren gleichfalls dem Vendomer Dialekte beigeschrieben wird, während aus einer Andeutung Ampère's, (S. 193.) welcher berceau zu den Wörtern rechnet, in denen das Diminutiv die einfache Form überlebt hat, hervorzugehen scheint, daß dieser Gelehrte dem Worte bers oder berc früher eine mehr als provinzielle Bedeutung beimißt.

Wie Ronsard sich in Bezug auf die Berücksichtigung, welche er dem Patois widmet, auf griechische Muster stützt, so gründet er auch den Rath, welchen er dem französischen Dichter wegen der Anwendung technischer Ausdrücke ertheilt, auf die Gewohnheit griechischer Poeten. Besonders, meint er in der Art poétique, biete das edle Waidwerk eine reiche Fülle schöner Wörter dar, welche vom Dichter nicht verschmäht werden dürfte. Er selbst hat denn auch einen fast übertriebenen Gebrauch derartiger Ausdrücke gemacht. Wir führen nur einige wenige zum Belege an: espois, andoüillers (nach Anderen antoüillers), embrunisseure, perleure, dague, broquar, empaumeure, hardoüers u. s. w. Diese vielen speciellen Ausdrücke, welche zum Theil ein genaues Eingehen in das Detail der einzelnen Gewerbe und Wissenschaften nothwendig machen, tragen nicht wenig dazu bei, das Verständniß mancher Stelle sehr zu erschweren; obgleich sich auch hier uns die Bemerkung aufdrängt, daß manche der Wörter, welche von Seiten Ronsard's noch als gefährliche Neuerungen erscheinen, jetzt durch eine immer allgemeinere Anwendung alles Auffallende, was sie anfangs an sich trugen, verloren haben. So weiß jetzt Jeder, was bauge bedeutet, während die ältern Kommentatoren dieses Wort noch einer besondern Erklärung für nöthig erachteten.

Aber Ronsard suchte, um seine Darstellung lebendiger und mannigfaltiger zu machen, nicht nur alle Farben, welche sich ihm irgend darboten, sich anzueignen, so daß man in seiner Leichenrede mit Recht von ihm sagen konnte, er gleiche der Biene, welche von allen Fluren ihren Honig zusammenträgt, sondern er zeigte auch darin sich als Meister seiner Sprache, daß er selbstschöpferisch zu Werke ging. Freilich hat er gerade hier mehr als einen Fehlgriff gethan; manche seiner Neuerungen haben, weil sie in ihrem Wesen gegen den Geist der französischen Sprache sündigten, sich als unhaltbar erwiesen, während andere unvermerkt in den eigentlichen Sprachschatz aufgenommen sind. Indem wir hier in Begriff stehen, einen Theil seiner neuen Bildungen zu überblicken, können wir uns nicht verbergen, daß diese Arbeit vorzüglich durch den Umstand erschwert wird, daß es unmöglich fällt, bei jedem Worte nachzuweisen, ob Ronsard selbst oder einer seiner Zeitgenossen und Mitstrebenden der Urheber desselben gewesen ist. Bei einigen läßt sich der Antheil, welchen unser Dichter dabei hatte, mit Bestimmtheit aus den positiven Angaben derjenigen seiner Erklärer darthun, die mit ihm selber im nahen Zusammenhange standen.

Am freiesten und willkührlichsten zeigt er sich in der Handhabung der Adjektiven und Verben. In Bezug auf diese Wortfamilien gestattet er seiner Neuerungslust und seinem schöpferischen Sinne den meisten Spielraum. So zeigt er eine besondere Vorliebe für die mit der Ableitungssylbe eux gebildeten Eigenschaftswörter. Hier bietet sich eine reiche Ausbeute, von der wir verhältnißmäßig nur wenige Proben auswählen wollen. Zu den Bildungen dieser Art, welche jetzt vollkommen eingebürgert sind, gehören vineux (bei Ronsard la vineuse rage = l'ivresse), venteux (les venteuses maisons = navires), ronceux; das Adjectivum poisseux (la poisseuse robe) war längere Zeit der Vergessenheit anheimgefallen, bis es derselben von Buffon entzogen wurde (Vgl. Pougens, Archéol. II, 124.); auch formenteux wird noch, wenigstens in der Gegend von Lyon, in der Bedeutung von „mit Korn bedeckt" gebraucht. Uebrigens findet sich dieses Wort auch bei Amyot und Fauchet. Veraltet scheinen germeux (= fécond), oblivieux (was noch bei Oudin [Decl. des trois Langues] vorkommt; Ronsard hat le grand fleuve oblivieux (= Lethe), pineux (couvert de pins), fleureux (= florissant), so wie auch sableux statt des jetzt gebräuchlichen sabuleux und das verlängerte pieteux für pieux, die nicht mehr in Anwendung kommen können.

Am kühnsten und gewagtesten sind die Adjectivbildungen auf in; hier schweift der Dichter zuweilen über die Linie des Erlaubten hinüber. Ganz ungebräuchlich ist bouquin als Adjectiv, wie es Ronsard in der Phrase les dieux bouquins = Sylicains setzt. Ebenso wenig Anklang haben auch Adjectiva wie orin (für d'or z. B. les tresses orines), arquencin (= de la couleur de l'Arc-en-ciel) und verdine (von vert) gefunden. Auch die Verkürzung printin für printanier ist verunglückt zu nennen. Von den mit der Ableitungssylbe let gebildeten Eigenschaftswörtern kommt verdelet, aber freilich nur noch im tropischen Sinne vor, während es bei Ronsard zum Theil wenigstens noch in seiner eigentlichen Bedeutung gefunden wird; blondelet ist ungebräuchlich geworden, obgleich man den Verlust dieses Wortes mit Carpentier allerdings bedauern muß: Bletier (la Déesse bletiere = qui préside aux bleds) und escumier (l'escumière Venus) scheinen kein günstiges Terrain gefunden zu haben. Sonst bemerken wir noch in Bezug auf erratique, daß dieses Adjectivum, welches jetzt der medicinischen Sprache anheim gefallen ist, bei Ronsard noch in verschiedener Bedeutung vorkommt.

Ein hervorstechender Zug ist es endlich noch bei diesem Dichter, daß er gern von historischen, mythologischen und geographischen Eigennamen Adjectivbildungen in Anwendung bringt, während diese Tendenz im Allgemeinen bekanntlich in der französischen Sprache keinesweges überwiegend ist. So finden wir Hymettien, Medusin, Navarrin (von Navarre), Ajacin, Dianière, sogar la secte Muncerienne (von Münzer) u. v. a. An einer Stelle nennt er Heinrich III. Xandrin, weil derselbe in seiner Jugend Alexander genannt wurde. Wir haben ferner Albion als Adjectiv (les Albionnes arenes) gefunden, wofür allenfalls Albionien gebräuchlich wäre, so wie auch Ithaquois für Ithaquien und Asien statt Asiatique jetzt nicht mehr in Anwendung kommen dürften.

Da wir einmal Einiges in Betreff der Adjectiven angeführt haben, so wollen wir auch noch gleich bemerken, daß sich für fou (cf. Ampère S. 233.) überall fol, vieil aber ohne Unterschied mit vieux abwechselnd bei Ronsard auch vor Konsonanten vorfindet, während Balzac vieux auch vor Vokalen setzt.

Mehr aber noch als beim Adjectivum läßt Ronsard seiner Lust an neuen Gestaltungen und seinem schöpferischen Triebe, der ihn fortwährend stachelt, in Bezug auf Verbalformationen die Zügel schießen. Hier läßt er sich durch den Vorgang italienischer Dichter, besonders des Petrarca, zu oft sehr kühnen Bildungen

hinreißen, obgleich man aus dem Umstande, weil viele seiner Formationen in Blut und Saft der französischen Sprache übergegangen sind, erkennen kann, daß er zum Theil wenigstens ein sehr glücklicher Neuerer war. Am häufigsten sind die durch die vorschlagende Sylbe en oder vor p und m em (doch findet sich auch en — manner). Hier nur eine kleine Lese. Zunächst solche Zeitwörter dieser Gattung, welche Nachahmung gefunden haben: emperler, das seit Scarron wieder in Aufnahme gekommen ist, emmanteler. Ungebräuchlich sind folgende Verba derselben Bildung, welche sich bei ihm zum Theil öfter finden: endorer, enfranger, enreter, enrocher, eneauer (tourner en roche, en eau), enfeuer, ennuer (envelopper d'une nue), encottoner. Ronsard erlaubt sich sogar vor ein solches Zeitwort noch des zu setzen; so finden wir des-emmurer. Freilich ist er hier nicht ohne mehrfache Nachfolge geblieben. Wir erinnern uns an das Moliere'sche des-enamourer. Ungebräuchlich sind jetzt de-neruer und de-ueiner, während édenter, welches von Ronsard aufgebracht sein soll, durchaus gewöhnlich ist. Es ist nicht zu verkennen, daß Ronsard bei seinen Neuerungen besonders darauf bedacht ist, weitschweifige Umschreibungen zu vermeiden. Besonders sucht er durch seine Verbalbildungen das schleppende faire, welches bei ihm meist noch für rendre steht, unnöthig zu machen. Dieses Streben zeigt sich in Ausdrücken wie horribler, welches zwei Mal vorkommt (für rendre horrible) accouarder (r. couard, von allen Kommentatoren als neu bezeichnet) pomper (in der Bedeutung von rendre pompeux). Einige dieser Bildungen haben sich eines so guten Erfolges zu erfreuen gehabt, daß sie jetzt zum Theil sehr geläufig sind z. B. assorter, serener, für das sich bei Ronsard auch sereiner findet (der Abbé Coyer machte mit seinem sereniser kein Glück), aviver, das in der Bedeutung von rendre vif ebenso wie das schon bei Ronsard vorkommende Zeitwort fantastiquer von Peschier in der Bearbeitung des Mozin'schen Wörterbuches als Neologismen bezeichnet werden *). Daß dies nicht begründet ist, läßt besonders bei aviver nachweisen, welches nicht nur von Ronsard, sondern auch noch von Rousseau (in seinen Confessions) und von Mirabeau gebraucht ist.

---

*) Ebenso verhält es sich mit fertiliser, von dem Carpentier meint, es sei ein jüngst erfundenes Wort, während es doch nachweislich schon bei Ronsard vorkommt.

Viele der Zeitwörter, welche Ronsard mit einer gewissen Vorliebe gebraucht, so daß er sie, wenn auch nicht erfunden, sich doch zu eigen gemacht hat, haben den Umfang ihrer Bedeutung verändert, oder können nur noch in einem bestimmten Sinne angewandt werden. So wird flageoler (Ronsard schreibt flageoller) nicht mehr in der Bedeutung: auf dem Flageolet blasen, sondern in einem ganz andern Sinne gebraucht; auch rouer, welches auch bei Montaigne und Pasquier vorkommt, kann jetzt nicht mehr ohne Weiteres für sich drehen (tourner en rond, wie die Commentatoren es erklären,) gebraucht werden, indem es nur noch rädern bedeutet. So gehört ferner empouper (le vent empoupant le navire) jetzt ausschließlich der Marinesprache an. Ein anderer Fall, welcher hiermit in Verbindung steht, ist endlich der, daß einige Zeitwörter dieser Art sich insofern fast verloren haben, als man sie jetzt nur noch in der vertraulichen Ausdrucksweise und im niedern Style gebrauchen kann. Dahin rechnen wir marmoter (für murmurer) und mediciner, welche bei Ronsard noch in den schwungvollsten Stellen stehen können.

Nicht eben sehr glücklich ist unser Dichter in der Bildung der Zeitwörter auf oyer; so hat weder blondoyer (les plages blondoyantes*), noch rousoyer (les herbes rousoyantes für das Lateinische herbae rosulentae), noch endlich vanoyer (von seinen Commentatoren durch se perdre erklärt) irgend einigen Anklang gefunden. Auch sourcer für ouvrir la source hat wenig für sich. So sagt auch Carpentier in Bezug auf montagner (Ronsard schreibt montaigner) für s'élever comme une montagne: ce mot nouveau (aber es war ja schon im 16. Jahrhundert gebräuchlich) n'a pas fait fortune. Ebensowenig haben sich verdeler (faire poindre la verdure) und printaner, was der Dichter als Synonym dafür gebrauchte, auf dem Repertorium erhalten, so wie auch vergogner nur noch äußerst selten vorkommen dürfte.

Es bleibt uns nun, indem wir den eigentlichen Wörtervorrath überblicken, über welchen Ronsard nach seiner Art schaltet, noch übrig, auch seinen Wortzusammensetzungen einige Aufmerksamkeit zu widmen. Die französische Sprache ist bekanntlich für die Wortcompositionen nicht sehr geeignet, wenigstens hat sie diese Eigenschaft, welche lange unter den Händen der starren Classiker verkümmert war, erst in jüngster Zeit einigermaßen wieder geltend gemacht. Ronsard hat seinerseits den freien Gebrauch

*) Peschier zählt blondoiement als Neologismus auf.

dieser Art von Wortbildungen zu erweitern gesucht, indem er sich bei diesem Streben theils von griechischen, theils auch von italienischen Vorbildern anregen und leiten ließ. Besonders liebt er solche Adjektive mit einander zu verbinden, deren Sinn scheinbar etwas Widersprechendes hat. Es sind dies Compositionen, welche sich bei dem eigenthümlichen Hange der Franzosen zur Antithese immer einer gewissen Gunst zu erfreuen gehabt haben. Hier folgen einige Wendungen dieser Art: doux-amer, humble-fier, mort-vivant. Selten findet sich die Zusammenschmelzung zweier Substantiva; doch lassen sich auch hier wenigstens einige Belege nachweisen z. B. femme-vierge. Nicht selten sind die Vereinigungen eines Adjektivums mit einem Substantivum; vorzüglich findet dies häufig mit demi statt, wie in demy-dieu u. s. w. Am häufigsten ist die Verbindung des Zeitworts in der dritten Person des Präsens mit einem Substantiv. Es kann dies offenbar als eine rein griechische Wendung bezeichnet werden. Am deutlichsten tritt dies hervor, wenn der Dichter den Boreas mit den Ausdrücken le chasse-nue, esbranle-rocher, irrite-mer belegt; Ferner heben wir noch heraus: le tombeau mange-chair, un vent rase-terre, le plaideur grippe-tout, la femme aime-laine, aime-fil, aine-estaim, le gosier mâche-laurier, quel poignat creue-coeur. Indem wir diese Ausdrucksweise einen Gräcismus nennen, wollen wir keineswegs leugnen, daß sie gerade zu den Wortbildungen gehört, in Bezug auf welche man im Französischen zu allen Zeiten am wenigsten streng gewesen ist. Vielfache Beispiele aus Schriftstellern aller Gattungen, so wie der gewöhnlichen Conversationssprache entlehnt, würden als Beleg dafür dienen, daß diese Eigenthümlichkeit der französischen Sprache jetzt allerdings vollkommen eingewachsen ist. Eben so gebräuchlich ist auch die Composition contrepoison, während contr' aimer und contrerepondre, die sich bei Ronsard vorfinden, jetzt nicht mehr in Anwendung zu kommen scheinen.

Wir haben nun ungefähr einen Ueberblick über den Umfang des Sprachschatzes gegeben, welchen Ronsard ebensowohl aus einem sorgfältigen Studium als aus seinem eigenen Bildungstriebe geschöpft hat. Wir müssen nun erst noch die äußere Form und Erscheinung der Wörter, wie sie sich bei ihm bieten, berücksichtigen. Der hervorstechende Grundzug in den orthographischen Eigenthümlichkeiten, welche wir bei Ronsard beobachten, ist das Streben, durch Beibehaltung einzelner Buchstaben, welche späterhin zum Theil sich weggeschliffen haben, auf den Ursprung und

die Etymologie hinzuleiten. Solche Buchstaben sind gewissermaßen die Nabelschnüre, durch welche das mehr und mehr sich selbstständig gestaltende Wort noch mit der Sprachmutter im Zusammenhange steht. Diese Tendenz, welche wir so eben bezeichnet haben, findet sich zwar überall in der alten Orthographie; aber Ronsard beobachtet sie zum Theil selbst da noch, wo die alterthümliche Weise von Andern schon aufgegeben und verlassen war. Hier einige Belege: la debte (debitum), aureilles, nopces, sainct, teste, poinct, toict, soulfre, prebstre, aduenture (doch auch auunture), nepueux (nepotes). Ueberall verräth hier die Erscheinung der Wörter ihren Ursprung viel unmittelbarer als die spätere Form es thut.

Indessen wird die Etymologie nicht überall mit derselben Consequenz beobachtet. In einigen Wörtern tritt sogar ein willkührliches Entfernen vom lateinischen Stamme hervor. So in indonté (das später eingeschobene p entfernt das Wort noch weiter von seinem Ursprunge), halesne (anhelo), wo das s ganz anomal erscheint und autonne, wo man aus der Vertauschung des m mit n schließen könnte, daß in diesem Worte der Nasalton noch Geltung hatte. Im allgemeinen muß man bemerken, daß sich die französische Orthographie zur Zeit Ronsard's, der ausdrücklich seine mehrfachen Widersprüche zu entschuldigen sucht, durchaus noch nicht so festgesetzt hatte, als daß nicht hier und da sich ein Umhertappen und Schwanken bemerklich machte. So finden wir bei ihm palle und pasle (das s wird wie häufig später Circumflex), naguere, naguieres, selbst n'aguere, ferner buclair und boucler für bouclier. Auch im Gebrauch des Diphthongen ai, den er nach alter Weise z. B. in campaigne statt des a setzt, ist er nicht consequent, so schwankt er zwischen montagne und montaigne, obgleich Letzteres noch überwiegt. Ebenso unsicher ist er noch in der Anwendung des l und u (diese Buchstaben vermischen sich bekanntlich vielfach in den romanischen Sprachen, besonders im Französischen); so findet sich ununterschiedlich soudard und soldart*). Auch findet sich bei ihm noch psalme. Bemerkenswerth ist endlich noch, daß Ronsard namentlich das h oft da zu setzen pflegt, wo es entweder späterhin bald verschwunden zu sein scheint, obgleich es etymologisch nicht ohne Begründung ist, z. B. in thresor (thesaurus), thrysne (θρῆνος — das s ist mü-

*) Sonst pflegt das l durch u verdrängt zu werden; aber hier findet das Gegentheil statt. Uebrigens bleibt das u z. B. in soudoyer.

ßig) oder daß er es sogar in Wörtern zur Anwendung bringt, wo es durchaus nicht an der Stelle ist. So finden wir das plumpe thraistre und Aehnliches. Die Verwechselung von h mit l in hierre (hedera) statt lierre ist um so auffallender, als h in den romanischen Mundarten überhaupt eine sonderbare Rolle spielt. Wir weisen nur auf die spanische Sprache hin.

Sehr verschwimmend und unsicher ist noch der pleonastische Gebrauch des e, welches häufig steht, wo es durchaus keine etymologische Begründung hat, und wo die Regeln der Aussprache, welche hier eingewirkt haben können, uns unbekannt sind. So meur statt mur u. s. w. Wir finden ferner prées und prés abwechselnd. Noch müßiger und unconsequenter ist die übertriebene Anwendung des y, welches sich bekanntlich überall in der ältern französischen Sprache in den Vordergrund drängt. Vielleicht war es eine Art von Vornehmthuerei, welche sich in dem häufigen Gebrauche eines der französischen Sprache fremden Buchstabens gefiel. Wir führen als Beleg nur das ungestaltete yurogne statt ivrogne und ny statt nid an, wo Ronsard sich aus Gefallen am y sogar von der lateinischen Etymologie der äußern Form noch weit entfernt.

Ein gewisses Schwanken legt der Dichter auch in der Verdoppelung der Consonanten an den Tag, so findet sich parole und parolle, souhaitte, egaller, infidelles. Wir wollen auch die Umstellung des Consonanten in fourmages statt fromages, so wie die Auslassung des o in tans und des d in gland nicht unerwähnt lassen, und bemerken endlich noch, daß er statt gn, wofür er ein dem Spanischen ñ entsprechendes Zeichen ausdrücklich vermißt, gern ngn setzt.

In dem obenangedeuteten Grundsatze der Festhaltung am Ursprung begründet ist es, daß Ronsard bei zusammengesetzten Wörtern gern durch ein äußeres Zeichen die Composition andeutet, während in der spätern Orthographie die verbundenen Theile in vollkommener Verschmelzung erscheinen. So schreibt er noch mit einiger Consequenz r'assembler, r'appeler und vray-semblable.

In der Rechtschreibung der Eigennamen, in Bezug auf welche der französische Sprachgeist sich überhaupt wenig zu binden pflegt, erlaubt er sich große Willkührlichkeiten. So bleibt er zwar in Antimache statt Antimaque, so wie in Herodes und Hannibal dem eigentlichen Stamme näher; dagegen weicht er in Brenne statt Brennus und Hippocras statt Hippocrate wieder mehr von der

ursprünglichen Form ab. Auffallende Bildungen sind endlich noch Beart statt Béarn, Rosne statt Rhone und Lozanne statt Lausanne.

Indem wir einige seiner orthographischen Sonderbarkeiten hier angeführt haben, dürfen wir wohl eine Stelle, wo er über seine auf diesen Theil der Grammatik bezüglichen Ansichten Einiges mittheilt, nicht unberücksichtigt lassen. Sie lautet: „Quant à nostre escriture, elle est fort vicieuse et corrompue et me semble qu'elle a grand besoin de reformation et de remettre en son premier honneur le k et le z et faire des characteres nouveaux pour la double N à la mode des Espagnols (ñ) pour escrire monseigneur et une double L pour escrire orgueilleux." An einer andern Stelle heißt es: „Tu eviteras toute orthographe superflue et ne mettras aucune lettre en tels mots si tu ne les proferes; au moins tu en useras le plus sobrement que tu pourras en attendant meilleure reformation, tu escriras écrire et non escripre, cieux et non cieulx." Besonders angesprochen fühlt er sich von den Neuerungen, welche Louys Maigret in die französische Sprache einführen wollte. Ronsard sagt ausdrücklich, daß er diesem Reformator, dessen Streben auf Vereinfachung und Uebereinstimmung der äußern Erscheinung mit der Aussprache ging, sich unbedingt angeschlossen haben würde, wenn ihm dies nicht von seinen Freunden dringend widerrathen worden wäre. Seine Freunde scheinen also den wahren Werth jener Modificationen, welche von der falschen Voraussetzung ausgingen, als könne Ein Schriftsteller, Ein Grammatiker willkührlich eine Sprache nach seiner selbstgeschaffenen Norm ummodeln, richtiger gewürdigt zu haben, als der sprachgewandte Dichter.

Die poetische Licenz war zu allen Zeiten ein bequemes Schild und eine gefügige Entschuldigung für alle Dichter, welche sich einen Verstoß gegen die Form oder eine durch Metrum, Reim und Construction nöthig gemachte willkührliche Umgestaltung erlaubt haben. Auch Ronsard hat zu diesem bequemen Ausgange vielfach seine Zuflucht genommen, ja er lehrt sogar in seiner „Art poëtique" ausdrücklich, daß dem Dichter Veränderungen des Reimes wegen durchaus gestattet sein müßten. Von dieser Erlaubniß, welche er den Poeten zugesteht, hat er denn, wie gesagt, einen reichlichen Gebrauch gemacht. So finden wir rotte statt route, repous statt repos, noud statt noeud, sogar rosart statt rosat, ensaig für enseigne, weil es auf campaigne reimen soll, bourrache statt bourrasque, guiterne statt guiterre, saiche statt sache, dispouse

statt dispose, orailles statt oreilles (weil es mit oüailles reimt), trope statt troupe.

Eine von den Regeln, welche er selbst dem Dichter vorzüglich ans Herz legt, ist die Vorschrift, daß er überall auf den Wohllaut vorzügliche Rücksicht nehmen müsse. Zunächst meint er also, daß man besonders bei der Wahl der Wörter auf den Ton und Klang der Buchstabenverbindungen seine Aufmerksamkeit richten müsse, damit keine unnöthigen Härten gehäuft werden. Es ist dies ein Gesetz, welches von den Dichtern aller Sprachen beobachtet werden muß, nur hat jedes Idiom seine eigenen Bestimmungen und Gesetze, welche die Vermeidung der Kakophonie bezwecken. So wird im Französischen bekanntlich oft das euphonische t gesetzt, wo es keinen andern Zweck hat, als das übellautende Zusammenstoßen zweier Vokale zu vermeiden. Es findet sich bereits im Ronsard, ja derselbe setzt es sogar in Verbindungen, wo es jetzt nicht mehr in Anwendung kommen dürfte. Als Beleg führen wir nur At-elle statt à elle an.

Besonders groß sind die Freiheiten, welche unser Dichter sich in Bezug auf die Anwendung der Elision erlaubt. Er verkürzt nicht nur um metrischer Rücksichten willen das Futurum, z. B. „ne ru'ront point à bas," pri'rà, tomb'ront, rent'ra, wo es noch am wenigsten anstößig erscheint (noch jetzt mourra statt monrira), sondern die Unterdrückung des tonlosen e findet sich auch in Substantiven, z. B. souv'rain, tourtrelle, und zwar vorzüglich am Ende, z. B. la rou', les eaux de tantal' et le roi. Auch beim Pronomen finden sich solche Elisionen — Ronsard nennt es selbst sehr bezeichnend manger la voyelle — z. B. ell' s'arme, ell's'est. Zuweilen fällt das persönliche Pronomen ganz weg, eut dit statt eut-il dit. Auch der Artikel wird in ähnlichen Fällen weggeschliffen, wo er eigentlich stehen müßte. So findet sich d'ame statt d'une ame, wie auch das eine Glied der Negation nicht selten wegfällt, z. B. ce n'est moy. Dies ist ein Gebrauch, der bei gewissen Zeitwörtern bekanntlich stehend geworden ist, während er in andern Fällen mehr in der familiären Ausdrucksweise auftaucht. Auch m'amie, was gleichfalls bei Ronsard vorkommt, ist noch jetzt in dieser Sphäre gebräuchlich. Härter sind Elisionen wie A'vous statt avez-vous, a'moit statt animoit, s'yura statt s'enyurera (s'enivrera), partiment statt compartiment, damner statt condamner, tu sembles aux enfans statt tu ressembles. Dagegen findet sich an einer andern Stelle ressembable statt semblable.

In Bezug auf die Auslassung des stummen e am Ende der Adjective im Femininum ist zu bemerken, daß diese Art der Elision, welche jetzt noch in einigen Phrasen nicht nur geduldet wird, sondern selbst ganz gewöhnlich ist (z. B. grand' mère, grand' envie), bei Ronsard ziemlich herrschend ist; so kommt grand' coupe vor.

Es bleibt uns nun noch übrig, einige Eigenthümlichkeiten, welche sich bei Ronsard in Bezug auf den Gebrauch der einzelnen Redetheile darbieten, hier kurz zu berücksichtigen. Was den Artikel betrifft, so mag es genügen, hier zu bemerken, daß es statt dans les (jetzt noch in docteur ès lettres) bei diesem Dichter, so wie überhaupt bei den Schriftstellern des 16ten Jahrhunderts (Vgl. Ampère 308) zwar noch seine volle Geltung hat, aber daß es sich doch verhältnißmäßig nur an wenigen Stellen findet. In Bezug auf das Geschlecht und den Numerus der Substantive bietet sich bei ihm als vom gewöhnlichen Gebrauche abweichend: une poison, une abysme, sa cimeterre, dagegen image als Masculinum, quel palme, du populace und l'heureux tige, von denen das letzte Wort auch bei Dubellay als Masculinum gebraucht wird (O tige heureux). So finden wir ferner les musiques und les fumées — Comines nennt die Unternehmungen der französischen Könige nach Italien des fumées) — obgleich diese Wörter im Allgemeinen nicht als Pluralia gebräuchlich sind. Dagegen sagt Ronsard raconter merveille, wofür man sonst raconter merveilles zu sagen pflegt.

Die Adjektiva werden von Ronsard nach griechischer und italienischer Weise auf eine absolute Art statt der Substantiva gebraucht z. B. le doux et l'amer, l'amertume et l'amer, mon chaut (statt mon chaud = ma chaleur). Dieser Gebrauch besteht, wenn auch nicht in so ausgedehntem Maße als bei Ronsard, noch jetzt. In Bezug auf grand haben wir schon oben gesagt, daß dasselbe häufig im Femininum das e entbehrt; so wie wir in Bezug auf vieil und fol gleichfalls bereits das Nöthige beigebracht haben.

Das persönliche Pronomen wird häufig, zum Theil aus metrischen Rücksichten, weggelassen. Wir haben bereits oben ein Beispiel angeführt; hier lassen wir noch einen Beleg folgen: ce me disoit statt elle me le disoit. Je steht zuweilen, wo wir moi setzen würden:

„je celui qui les songes
n'aguières n'estimois que fables et mensonges."

Dieser Gebrauch hat sich bekanntlich länger gehalten, und er kommt zum Theil selbst jetzt noch in der juristischen Sprache vor, welche

gern an alterthümlichen Wendungen haften bleibt. Die absolute Form mien des Possessivums steht, wenn sie statt der verbundenen gesagt wird, bei Ronsard gern nach, z. B. pour prestre sien, ce pourtrait mien. So findet sich auch repos aucun statt aucun repos; dagegen par chacuns lustres. Auffallend ist auch consacre tien statt que je te sonsacre. Zuweilen wird das Prossessivum durch Anwendung des persönlichen Pronomens umschrieben, z. B. la beauté d'elle statt sa beauté. Dies erinnert an einen ähnlichen Gebrauch mit en. Beim Relativ fehlt zuweilen ce z. B. par luy j'appris que pouvoit l'esperance. Doch auch dieser Fall kommt noch jetzt ziemlich häufig vor.

In Bezug auf die Conjugation der Zeitwörter findet sich manches Abweichende. Dahin gehört eslite für élue (daher das Substantivum élite, was Ampére S. 320 für la gente eslite erklärte) assisez-vous, je t'envoiray statt je t'enverrai, ils prindrent statt ils prirent, bouant statt buvant, vous les voirriez (doch findet sich auch schon je verrai) il peindoit statt peignait. Besonders unsicher ist Ronsard in Betreff der bei der Conjugation der Veränderung unterworfenen Endbuchstaben. So findet sich je supply, j'adoroy. Im Imperativ vermißt man häufig das s z. B. ren statt rends, n'oubli, verson statt versons. Das Participium ist, wie überhaupt während des 16. Jahrhunderts, auch bei Ronsard einer viel freiern Umwandlung fähig. Bemerkenswerth ist noch s'apparoitre für apparaitre.

Sehr gewöhnlich ist bei Ronsard die substantivische Behandlung des Infinitivs. Dieser Gebrauch kommt zwar auch noch später vor; jedoch ist er niemals wieder so ausgedehnt als während des 16. Jahrhunderts. Wir bemerken bei unserm Dichter: morts de trop aimer; leur doux chanter; à l'aller, au parler, au flomber de tes yeux; le naistre statt la naissance; le mourir, le vouloir, ce changer, ton aboyer, la déesse d'aimer. Zuweilen wird man an die Freiheit der griechischen und spanischen Sprache erinnert, welche bekanntlich leicht einem ganzen Satze durch Vorstellung des Artikels eine substantivische Fassung geben können z. B. le trop penser en vous.

Das Adverbium bietet im Allgemeinen wenig Stoff zu Bemerkungen. Wir begnügen uns daher, hier il siffle aigu, wo aigu adverbialisch gebraucht wird, und die Bildung constantement statt constamment anzuführen. In Bezug auf das Adverbium nagueres haben wir die meist in metrischen Rücksichten wurzelnde schwankende Orthographie bereits erwähnt. Die Verlängerung findet

sich noch jetzt in Versen; ebenso wird auch presques in der poetischen Sprache noch jetzt gebraucht. Bemerkenswerth ist noch mais statt plutôt (z. B. o prince, mais o dieu!) und trop statt beaucoup.

Die Präposition près wird mit dem Accusativ konstruirt (près mon lict), was um so auffallender erscheint, als dieser Gebrauch sich in der gewöhnlichen Sprache jetzt wieder mehr und mehr hervordrängt. Auecques läßt gleichfalls Verkürzungen und Verlängerungen zu. Dieses Wort erscheint übrigens dem Dichter schleppend und schwerfällig und er schlägt deshalb die Form o dafür vor z. B. ò luy statt avec lui. Statt sur findet sich bei ihm, wie bei andern Dichtern seiner Zeit, auch sus.

Wir haben uns absichtlich jeder ästhetischen Würdigung Ronsard's und seiner Leistungen enthalten; aber wir können, obgleich unsre Aufgabe nur auf die Berücksichtigung des rein sprachlichen Elementes gerichtet ist, doch nicht unterlassen, hier mit einer Bemerkung zu schließen, welche über die rein formale Frage hinüberschweift und zum Theil wenigstens das Gebiet der ästhetischen Kritik berührt. Das Antithesenspiel, an dem sich Ronsard, wie viele seiner Nachfolger, besonders gefällt, haben wir schon oben beiläufig erwähnt. Auffallender noch und ihm eigenthümlicher ist seine große Vorliebe für den bildlichen, metaphorischen Gebrauch gewisser Wörter. Hier verirrt der oft allzu kühne Dichter sich zuweilen vom Pfade des guten Geschmackes. Wenn Ausdrücke wie ma trame = vie, traict für la mort, ma journée = la vie, feux jumeaux und astres jumeaux = yeux noch einigermaßen erträglich sind, so dürften deux gazons = tetins, ma nef statt espérance, ulcère statt plaie amoureuse, une robbe de terre statt le tombeau, le sucre des Muses statt la douceur des vers, la neige Parienne statt le marbre schon etwas weniger zu billigen sein. Das Streben nach dem Pointenartigen wird außerdem noch charakterisirt in Phrasen wie la forge de ses dards (auch yeux, la forge d'Amour); je tondrai la fleur de son printemps; la perruque des prés; l'hiver enfarine les champs. Diese und ähnliche Abnormitäten, welche zum Theil an das Alberne streifen, sind indessen Ronsard nicht allein zur Last zu legen. Sie sind in der Tendenz seiner Zeit einigermaßen begründet und gerechtfertigt, und kein Schriftsteller reißt sich jemals so los von der Strömung seines Jahrhunderts, daß er alles das, was spätern Nachfolgern als Abgeschmacktheit erscheint, abstreifen und vermeiden könnte. Ueberhaupt haben wir hier Manches als

die Eigenthümlichkeit eines Einzelnen bezeichnet, was eigentlich auf Rechnung einer ganzen Periode zu setzen ist; aber es kam uns darauf an, indem wir ein möglichst abgeschlossenes Bild von den hervorstechenden Charakterzügen der sprachlichen Leistungen des vergötterten Ronsard entwarfen, zugleich einige allgemeine Beziehungen auf den Entwicklungsgang der französischen Sprache zu geben.

Bernburg.

G. F. Günther.

Uneigentliche Präpositionen der deutschen Sprache.

Man unterscheidet in der neuern deutschen Grammatik die uneigentlichen Präpositionen von den eigentlichen oder ächten, d. h. solchen, die, wenigstens soweit unsere Geschichte der Sprache reicht, als ursprünglich erscheinen. Erstere sind aus einer andern Wortart genommen, z. B. dem Substantiv: laut, kraft, trotz — oder dem Adjektiv: nächst, oder dem Verb, ungeachtet, während; oder dem Adverb: längs, unfern, unweit u. a. m. Diese Formen haben sich nach Art der Präpositionen mit einem Casus verbunden, und sind später in die Rechte derselben getreten. Die eigentlichen Präpositionen bezogen sich anfangs auf Raumverhältnisse, dann auf die der Zeit und erst später auf abstrakte Begriffe, besonders der Causalität. Becker sagt in seiner ausführlichen deutschen Grammatik (1. Abth. Frankfurt 1836. p. 330) treffend: „Nach der sinnlichen Vorstellungsweise, welche der Entwicklung der Sprache zum Grunde liegt, werden die Thätigkeitsbegriffe überhaupt als Bewegungen im Raum und die Verhältnisse derselben zu einem Seyn als Raumverhältnisse und zunächst als Verhältnisse räumlicher Richtungen gedacht und dargestellt. Diese räumlichen Verhältnisse der Thätigkeit zu einem Seyn machen die Grundbedeutung der Präpositionen aus.“ Hier machen nun die uneigentlichen Präpositionen, als spätere Gebilde, eine wesentliche Ausnahme. Sie haben die drei Grundbedeutungen nie zusammen, oft nicht die des Raums oder der Zeit. Sie gehören deßhalb auch nicht zu den älteren Redetheilen, sondern verdanken ihr Entstehen einer Zeit, als die innere Bildungsfähigkeit der Sprache fast verloren oder geschwächt war, und der Verstand durch äußere Mittel zu ersetzen suchte, was doch unumgänglich blieb. Sie lassen daher auch keine oder dürftige Vergleichung mit

andern Sprachen zu. Ihre erste Einführung denken wir uns so: Manche Substantiven und Adverbien nahmen in Verbindung mit einem von ihnen regierten Casus die Bedeutung einer Präposition an; wie sie ihren eigentlichen und frühern Begriff verloren, traten sie in ein Beziehungsverhältniß. Ihren Gebrauch findet man in der immer fortschreitenden logischen Entwicklung der Sprache so erklärt, wie den der schwachen Conjugation und Hülfswörter, nachdem die starke Conjugation nicht zureichen wollte. Uneigentliche Präpositionen trifft man, wie bemerkt, erst später und unterscheidet sie genau von den eigentlichen: 1) durch die Form, welche in der Flexion ihre Verwandtschaft zeigt; 2) durch die Bedeutung, weil diese, wie gleichfalls bemerkt, nicht ursprünglich räumlich und von da auf die als Ausdehnung betrachtete Zeit übergetragen und dann nochmals figürlich versetzt ist; 3) weil sie keine Zusammensetzung, auch nicht unter sich, dulden. Die ursprünglichen Substantiven unter ihnen haben meist noch den Genitiv bei sich, wozu man die Lateinischen causa, gratia vergleichen mag. Auch zeigen sie den einfachen Gang ihrer Bildung, indem sie eigentliche Präpositionen an sich ziehen, z. B. von wegen, anstatt, umwillen, inkraft; welche aber zum Theil in der neuesten Zeit wieder abfielen. Daß der Casus bei ihnen zuweilen schwankt, und daher z. B. zufolge, trotz, unfern mit Genitiv und Dativ; entlang sogar mit Genitiv, Dativ und Accusativ bei den besten Schriftstellern der neuesten Zeit gefunden wird, möchte daher kommen, weil man bei ihnen die Wortart nicht mehr bestimmt schied, wohl hat auch die Gewöhnung einer oder der andern Mundart beigetragen.

Es ist meine Aufgabe, die wichtigsten dieser uneigentlichen Präpositionen hier nach einander zu betrachten, für ihren Gebrauch Beispiele aus dem Neuhochdeutschen anzuführen, ohne die ältere Form und Rection zu vergessen, und dann einige Anmerkungen zu machen, wie man im Unterricht diese Präpositionen behandeln mag. Ich bescheid mich gern, wenn man sagt, es sei nichts Neues in dieser Abhandlung, Grimm, Graff, Becker, Götzinger, Weigand u. A. hätten das Material dazu geliefert; ja ich glaube sogar, es wird bei vielen Untersuchungen, die das Archiv aufzunehmen hat, nöthig sein, nicht nach dem Neuen zu fragen, sondern erst das Vorhandene und Gefundene für den Unterricht in unsern Lehranstalten „zurecht zu machen." Die Massen des Stoffes wachsen mit jedem Tage immer mehr, man wird sie bald nicht mehr bewältigen können. Mögen also die

Neues suchen und bringen, welche Beruf und Zeit haben, wir Lehrer prüfen ihre Resultate und führen in das Schulleben ein, was uns stichhaltig erscheint. Dieses Bestreben, wenn es nur einigermaßen günstige Erfolge hat, wird dem Archiv eine ehrenwerthe Stellung unter den ähnlichen Zeitschriften verschaffen und sichern.

Uneigentliche Präpositionen.

I. Halb.

1) Althochdeutsch. Form: halp. Casus: Genitiv.

Bedeutung und Beispiele: Notker braucht es allein als Präposition und setzt es dem Substantiv stets nach; halpa = Seite, und davon Zesuun halp, northalpa, nidarunhalpa und andere Adverbien finden sich schon in den ältesten Denkmälern: z. B. Ube got unser halb ist, uuer ist danne uuider uns, Notk. 77. 33. In dem Sinn: ex, secundum, in Betreff: lichamin halp pin ih arm, Notk. 108, 22. derohalb sie iniqui sint, hazzeta ih sie, nals derohalb sie mennisken sint, N. 118, 113.

Anmerk. Zusammensetzungen gelten auch als Präpositionen und haben den Casus hinter sich, namentlich: anderhalb, jenseits — diserhalb, diesseits — ininhalb, innerhalb — uzerunhalb, außerhalb, u. a. Vielleicht ist halb nur mundartlich.

2) Mittelhochdeutsch. Schon nicht mehr selbstständig, sondern angehängt, z. B. minhalp, bedenthalp, anderthalp.

Beispiele: der zoin ist mînhalp (von meiner Seite) dahin: Iwein 8093. beidenthalp der berge weinde wîp unt man, Nibel 1462. wer heftes halp (von der Seite des Heftes = am Stiel) daz messer hat, Boner. 77, 39. noch stuont allez Hagne hie dishalp der fluot, Nibel. 1491. anderthalp des Rines sach man den Künee, Nibel. 538. 1455. lîbes halp, das Leben — Leib und Leben anlangend. K. v. Würzb. Trojan. Krieg. 19479.

Anmerk. Für die Synonymik sind Beispiele, wie Wackernagels Lesebuch, I. 1043: als aber vile halb der schuldigung, vnd von grösse wegen diser sach, diss ding desselben tags nicht mocht zuo end gebracht werden.

3) Neuhochdeutsch. Form: halb, halber, halben. Casus: Genitiv, der voransteht. Beispiele: Was der Herr den Aegyptern gethan hatte Israels halben. Luther in 2 Mos. 18, 8. Antonin hielt es unter seiner Würde, einen Menschen Worte halber zu strafen. Wieland. Wunders, Beispielhalber. Der Ehre halben.

Bei Fürwörtern: deinet-, seinet-, ihret-halben, aber auch: unsert-, eurethalben.

Anmerk. Halber wird nur gebraucht, wenn das Substantiv keinen Artikel vor sich hat. Grimm III, 267 nennt es eine schlechte Form und bemerkt noch dazu IV, 797, es scheine ganz unorganisch entstanden aus einer Vermischung des Substantivs, Halb mit dem Adjektiv, bei welchem die Form halber gern erschiene.

An dieses hängen sich als Präpositionaladverbien: 1) außerhalb und außerhalben. z. B. Außerhalben der Statt ist eine tiefe Gruben, Gest. Roman. 43. 2) innerhalb. Gegensatz des vorigen. Mhd. inrehalp, doch daneben auch innerhalp, innerthalp, inrenthalp, Accus. Subst. innerhalben, Dativ Plur. verbunden mit Genitiv und Dativ = binnen. Im Nhd. hat es gewöhnlich den Genitiv, doch Fischart Garg. Cap. 5 sagt: die auffgezogene Seyten innerhalb dem Lautenstern. 3) oberhalb = in der Höhe, bezeichnet die höhere Richtung von einem Dinge. 4) unterhalb, Gegensatz-Beispiele im Nhd. sehr häufig.

II. Inmitten.

Nur im Nhd., es kommt selten vor und die Ableitung ist leicht ersichtlich. Casus: Genitiv. Beispiele: Du aber stehest mit getheiltem Herzen inmitten doppelseitigen Verbands. Uhland. — Wohl über das Wasser flog er fort, inmitten des Sundes kam er. Heine.

III. Kraft.

Mhd. selten, z. B. von todes Kraft, durch den Tod. Boner.

Nhd. in Kraft, nachher: kraft. Casus: Genitiv. Beispiele: Notarisch inn krafft diß brieffs. Fischart, Garg. 1. Daß stets der Liebste, ohn' Ansehn der Geburt, in Krafft allein des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. Lessing, Nathan. Als ich die oberste Kiste kraft meiner Wurzel aufgesprengt, Simpliciss. Bis Sie durch ein Versprechen Sich gebunden, kraft Ihres königlichen Arms zu meiner Genugthuung den Thäter mir zu stellen. Schiller, D. Karlos.

Anmerk. Weigand Synonym. 2114 bemerkt, es sei in Kraft das Schwedische i Kraft und das Niederländ. uit Kracht aus Kraft, gemäß dem gleichbedeutenden Französ. en vigueur, en vertu, im Sinn des Latein. vi und vigore entstanden. Daß es wie laut, vermöge, behufs u. a. vom Kanzleistyl eingeführt worden, vgl. Grimm. IV., 801.

IV. Liebe.

Mhd. durch mine liebe, mit Genitiv: durch liebe diner vriunde sô ist mîn sorge verswant, Nibl. 1444. durch der waete



liebe hât min muome dir gelogen, Nibl. 1479, Also = zu Liebe, aus Liebe; wofür das Nhd. einige Beispiele aufweist.

V. Laut.

Mhd. im 15. Jahrhundert nâch lût, abgekürzt; allein dies Laut ist das veraltete: die Laut, diu lûtâ, mhd. lûte = Laut.

Nhd. Formen: laut, auch lauts, Genitiv bei Luther: Röm. 2, 16. 16, 25. Casus: Genitiv, wenn dieser unkenntlich ist, kann man auch den Dativ brauchen, z. B. laut Briefen aus Rom. Beispiele: Wie vermessentlich ich mich laut der artikul verobligieret habe. Volksbuch von Dr. Faust 122. Laut seines juramenti; daselbst 239. Ich bin geboren Anno Eins, laut meiner Mutter Sage. Seume. — Daß eine Flotte Solimans bereits von Rhodus ausgelaufen den Monarchen laut des geschloßnen Bundes anzugreifen. Schiller.

VI. Mittelst.

Nur Nhd. Formen: Mittelst, mittels, vermittelst. Casus: Genitiv. Beispiele: Mittelst der Sprache wird eine Nation erzogen und gebildet, mittelst der Sprache wird sie ordnung- und ehrliebend. Herder. Die Nacht folgt auf den Tag vermittelst der Abenddämmerung, so wie der Tag auf die Nacht vermittelst der Morgendämmerung. Mendelsohn.

Anmerk. Weigand meint, mittelst sei dem Superlativ des Beiwortes mittel entnommen, aber auch vielleicht unorganisch anstatt mittels gebildet, wobei er einst aus eines und einst hätte vergleichen können. Zugleich erinnert er, daß es dem Sprachgebrauche zuwider und vielleicht fehlerhaft ist, mit Denis u. A. mittels und vermittels zu schreiben. Die Vorsylbe in vermittelst ist spätern Ursprungs, wenn nicht aus Anlehnung an das Zeitwort, vermitteln herzuleiten.

VII. Stal.

Nur Ahd. Beispiele: In mînan stal, pro me: Mons. 375. In den Stal, in persona: Noth. 10, 1. 89, 7. In unseren Stal, für uns: Noth. 37, 23. Mhd. und Nhd. verschwunden oder es ist dafür: an meiner Stelle eingetreten.

VIII. Statt.

Mhd. an mine stat; ze stete, auf der Stelle. Beispiel: Der (vader) sande mich an ir (ihrer, der Frau) stat: Iwein, 6047.

Nhd. Anstatt, statt. Casus: Genitiv. Beispiele: Also ward Jonathas ihr Fürst, und regierte an seines Bruders Statt.

Luther in 1. Makk. 9, 31. Schiebt statt des Visirs die Brille den entzürnten Augen vor. Uhland.

Anmerk. An Statt nimmt das regierte Wort zwischen sich, statt aber nach sich und erscheint dann gleichsam wieder als Substantiv. Mundarten haben dafür das falsche: statts.

XI. Trotz.

Mhd. tratz und trutz als Interjektion: Trotz geboten! Aus diesem drohend ausfordernden Zurufe ging die Präposition hervor, vgl. Weigand, 1989, welcher auch Belegstellen anführt. Eine Stelle, die für diesen Uebergang spricht, ist: Es trat einer von den knaben Joas neben jn, vnd sprach: Trotz vnd mach sich mir an Joab (d. h. Trotz geboten dem, der sich an Joab macht!) 2. Sam. 20, 11.

Nhd. Casus: Genitiv und Dativ.

Beispiele: Er achtet Niemand nicht, trotz Alles, was da lebt. Opitz. Der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe, recht dreist zu lügen wieder kam. Gellert. Recha's wahrer Vater bleibt, trotz dem Christen, der sie zeugt, — bleibt in Ewigkeit ein Jude. Lessing.

Anmerk. Manche Sprachlehrer wollen den Dativ nicht gelten lassen. Weigand bemerkt III., S. 859: „Dazu würde der Gegenstand der drohenden Ausforderung im Dativ gefügt werden, wie sich daran erkennen läßt, wenn uns trotz als Hauptwort erscheint, z. B. Beweisen sollt jrs nimmer, trotz euch, vnd aber trotz.“ Luther. Daher regiert das Vorwort trotz eigentlich den Dativ. — Er fügt noch einige Stellen bei und sagt dann: „Die Fügung mit dem Genitiv, die sich nach Aehnlichkeit der vorwörtlich gebrauchten Hauptwörter statt, kraft u. a. und auf den Grund der Ansicht, daß trotz eigentlich ein Hauptwort sei, eingeschlichen hat und von Sprachlehrern (z. B. Roth) unterstützt wird, ist ungut, aber auch sprachgebräuchlich.“ = Bei genauer Vergleichung wird die Zahl der Beispiele mit dem Dativ überwiegend sein.

X. Um willen.

Mhd. dur den willen mîn, etwa das Lateinische propter me: Nibl. 62. Weigand 890 macht die treffende Bemerkung: Der Ausdruck bezeichnet eigentlich den Gegenstand, der im Genitiv zwischenstehend genannt wird, als etwas Persönliches, durch dessen Willen wir bestimmt werden, oder auch das, wodurch unser Wille bestimmt wird. Doch wird um willen dann auch allgemeiner überhaupt in der Bezeichnung des Beweggrundes, ununterschieden von wegen gebraucht. Da nun schon um im Ahd.

bereits den Beweggrund angibt, so ist um — willen eine später erweiterte oder verstärkte Präposition und Weigand weis't nach, daß dieses um sogar mit halben oder halber zu einer vollern Form verknüpft worden sei, offenbar ein ähnlicher Vorgang wie in von — wegen. — Nhd. bleibt um — willen, welches seinen Genitiv in die Mitte setzt. Beispiele: Um des Freundes willen erbarmt euch. Schiller.

XI. Ungeachtet.

Nhd. Formen: ungeachtet, unerachtet, ohnerachtet, ohngeachtet.

Casus: Genitiv, wiewohl sich auch demungeachtet statt dessen ungeachtet findet. Beispiele: Ungeachtet des noch kindlichen Standes, oder der langen Verwilderung, worin sie leben, tragen die Nomaden und Wilden starke Züge der ursprünglichen Güte unserer Natur an sich. Wieland. Die Geschichte scheint, dieser Mängel ohnerachtet, noch immer das Brauchbarste für uns zu enthalten, wodurch wir ein richtiges Urtheil über das Verdienst bilden lernen. Abbt. Da sie mich aller ihrer Mühe ungeachtet nicht hätten zu Tode ärgern können. Möser. —

Weigand führt Beispiele aus Tauber und Stachel an, woraus sich ergibt, daß es anfangs nichts mehr, denn ein Partizip war = ohne Anerkenntniß des Werthes. Erst im 16. und 17. Jahrhundert nahm es den Genitiv seines Zeitwortes zu sich, nahm eine „hauptwörtlich“ vorwörtliche Natur an und regiert nun den Genitiv der Wörter, zu welchen es sonst attributiv gefügt wurde. Vgl. Grimm IV, 911. Die Formen mit ohn werden zwar noch bei Lessing und J. Möser angetroffen, müssen jedoch neuerdings für durchweg veraltet und unbrauchbar angesehen werden. Ihre Entstehung scheint allein dem alten förmlichen Kanzleistyl voriger Zeiten anzugehören, dessen übler Einfluß noch immer nicht ganz verwischt ist, wie ich noch bei Andern zeigen muß.

XII. von Schulden.

Mhd. Mit wegen, halben, um — willen verwandt: von schulden. Beispiele: Im müese von ir schulden (ihretwegen) liebe vil geschehen. Nibl. 579. daz al die friunde sîn von mînen schulden müesen immer Klagende sîn. Nibl. 965. von welhen schulden erschrâket ir dô man mich bant? arm. Heinrich. Andere Beispiele in Wackernagels Wörterbuch zeigen, daß der Ausdruck häufig nur adverbial steht = mit Recht, aus zureichendem Grunde. Weigand meint, der Ausdruck sei ganz ver-

schwunden; ich verweise jedoch auf G. Schwab's „Mahl zu Heidelberg": Nun sprecht, von wessen Schulden ist so mein Mahl bestellt? — Ein anderes Beispiel weiß ich eben auch nicht.

XIII. Wegen.

Mhd. Form: von — wëgen, mit Genitiv. Es ist selbst Genitiv des Plural vom Ahd. wëc, Weg und würde wëgôno heißen, was aber noch nicht aufgefunden ist, vgl. Grimm IV., 797, auch wëgô. Die Bildung der Präposition scheint fast nur aus dem Dativ mit von entstanden, wie von schulden. Beispiele: von der edeln herren wegen von Wirtenberg. Wackernagel I, 937. von eines Knechtes wegen, das. 939. und beschaehe das von sache wegen dar umbe er vor gericht, das. 942. von schrecken wegen die siu gelitten hatt, das. 943. eins thails von jr grösse wegen vnnd zum andern vnnd allermayst von dises manns Kunst vnd wolredens wegen. Nicl. v. Weyl. von meinent wegen. ders.

Nhd. Formen: wegen, von — wegen. Casus: Genitiv. Beispiele: von Rechts wegen. Von wegen ihrer Tugendmacht. Fischart gl. Sch. 122. Von schlecht richtiger vmständ. wegen. das. 163. Bitten Sie von meinetwegen den Monarchen. Schiller. Gebt Rechenschaft dem Könige des Himmels von wegen des vergossnen Blutes. Schiller. — Es kann seinem Genitiv vor oder nach stehen, mit dem Pronomen verbindet es sich wie halben und willen: unsertwegen, weswegen, deswegen. Mundartlich: wegen meiner. Weigand bemerkt zu 2236: „Diesem wegen gebührt, weil in ihm das hauptwörtliche Gefühl (Nominalgefühl) rege geblieben ist, nichts anders als der Genitiv, welchen es auch in der Schriftsprache regiert, in der Volkssprache oder wo diese nachgeahmt wird, hat es häufiger den Dativ, z. B. Brief an Andres, wegen den Geburtstägen im Aug. 1777. Claudius."

XIV. Zeit.

Nhd. Sehr selten, vielleicht = in Zeit, z. B. zeit Lebens. Beispiel: Wie nichtig bin ich doch zeit meines Lebens gewesen! Tieck. Aehnliche Ausdrucksweisen sind mir nicht vorgekommen.

XV. Zu folge.

Nhd. Casus: Dativ, gewöhnlich, wenn es hinter seinem Worte steht; zuweilen den Genitiv, wenn es voran geht. Bei-

spiele: Dem Sprachgebrauch nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatz zu Folge unternommen wird. Lessing. Alle sogenannten Souveränitätsrechte, behaupten die Demokraten, sind ihrer Natur zufolge allen Menschen unveräußerlich eigen. Forster.

Anmerk. Man sollte es eben so wenig als zu Liebe, zu Muth, zu Richte, zu Wege u. a. als Ein Wort schreiben, doch ist dies in der neuesten Orthographie ganz gewöhnlich. Auch infolge kommt vor.

XVI. Vermöge.

Nhd. Nach Grimm III, 268 scheint diese schon zu Luthers Zeit vorhandene Präposition aus dem substantivisch gebrauchten Infinitiv verderbt. Weigand meint, vielleicht aus dem Mhd. Beiwort vermögen = Wirkung habend. Beispiele: Dagegen sage ich vermüge der mir fürgehalten Articul ab, allem Himmlischen Heer. Volksbuch von Dr. Faust, S. 60. Die Erdoberfläche ist vermöge ihrer hohen Berge vor den Ausbrüchen des Meers gesichert. Forster.

XVII. Zwischen.

1. Althochdeutsch. Form: zwisken — nach Schmitthenner „der Dativ des Plurals von dem Adjektiv zwisc = zwei scheidend, ursprünglich also binnen zweien, in der Mitte von zweien." Ebenso (nach Weigand zuiskêm von zwisc oder zuisc = zweifach, zweige, spalten. Casus: Dativ. Beispiele: Zuerst bei Tat. als Adverb., und nur in der Redensart „sprechen unter einander": untar zuisgen, untar in zuiskên. Nur Notker und Willeram haben es als Präposition, Ersterer mit untar, Letzterer mit in. Er leita sie undar zuisken dien heuigen wazzeren. Notk. 105, 9. In zuischen den brusten liget. Willer. 1, 13. Under zuisken fisken, zwischen beiden Fischen.

2. Mhd. Formen: zwischen, zwüschen, zwischent, en zwischen, enzwischen u. a., wobei die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung immer mehr in den Hintergrund tritt. Beispiele: So ist ein Kampf gesprochen zwischen in beiden. Iwein 6028. Sus was min her Iwein zwischen den porten zwein („so ungefühlt ist der ursprüngliche Begriff des Wortes, daß zum Hauptwort noch zwei gesetzt wird": Weigand zur St.) beslozzen unt gevangen. Iw. 1127 f. Dô viel im zwischen dër herte ein lindenblat. Nibel. 845. ez was doch ein dikiu want enzwischen iu unde mir. arm. Heinr. entzwischen himel und erde. Gottfr. v. Strassb. Casus: Dativ, selten Accusativ.

3. Nhd. Form: zwischen; denn inzwischen ist jetzt nur Adverb. Casus: Dativ, bei Zeit und Ort der Thätigkeit; Accusativ bei der Richtung, wohin sie führt. (Daher ist falsch: „Jedesmal, wenn er sich seiner Anvermählten nahen wollte, trat das heidnische Weibsbild zwischen ihm und ihr. Heine im Salon III, 250., der Verf. verräth seine jüdische Abkunft, eben wie wenn er schreibt: Ich glaube, die Rosen und Nachtigallen sind tief verwickelt in dieser Verschwörung). Selten der Genitiv, z. B. Luther in der Apostelgesch. 13, 42: zwischen Sabbaths. Beispiele: Schlaf und Tod der macht Vergleich zwischen Arm und zwischen Reich, zwischen Fürst und zwischen Bauer, zwischen Biedermann und Lauer. Logau. Wunderbar hat sich der Rhein zwischen den engen Thälern einen Weg gebahnt. Kaum begreift man auf den ersten Blick, warum er bei Bingen lieber zwischen die Felswände von Schiefer sich drängte u. s. w. Forster. Da fällt ein Handschuh zwischen den Tiger und den Leu'n. Schiller.

(Fortsetzung und Schluß später.)

Wie ist die Lehre von den Präpositionen überhaupt im deutschen Unterricht zu behandeln?

Seit vielen Jahren hat mich bei Erklärung älterer und neuerer deutscher Schriftsteller ganz besonders der Reichthum von Beziehungen und Wendungen beschäftigt, der im Gebrauch unserer Präpositionen zu entfalten ist. Ob und was dabei verloren oder gewonnen worden, seit das Gothische abstarb? Diese Frage ließ mich außer den gelehrtesten Schriftstellern im Neuhochdeutschen auch das Mittelhochdeutsche zuziehen, soweit es in Druckschriften — Manuscripte konnt' ich nicht benutzen — mir zu Gebote stand. Nun war der Schritt zum Althochdeutschen leicht, und hier bot Graffs Monographie über die althochdeutschen Präpositionen eine solche Fülle von Stoff, daß für meine Zwecke Vieles zurückgelassen werden mußte. So häuften sich Bemerkungen, Beispiele, Vergleichungen. Daß die eigentlichen Präpositionen vor Allen anzogen, ist begreiflich. Hier wählte ich indessen aus dem Material über die uneigentlichen Einiges aus, weil dieses kürzer zu fassen war, wenn gleich bei diesen weniger Hinblicke auf andere gebildete Sprachen zu richten sind. Vielleicht finde ich künftig Zeit und Lust, das Ganze nochmals zu durcharbeiten, um es öffentlich vorlegen zu können. — Hier nur einige Winke für den Lehrer.

Will man in höhern Lehranstalten den Unterricht bei den deutschen Präpositionen verweilen lassen, — (und ich weiß aus Erfahrung, daß es sich verlohnt, ich verwende ein Semester lang wöchentlich Eine Stunde in der sechsten Klasse unsers Gymnasiums darauf) — so mag man die Schüler zuerst mit dem Neuhochdeutschen bekannt machen und nach den mitgetheilten Beispielen in mündlicher Aufgabe andere suchen und zergliedern lassen. Ist der Schüler noch nicht sicher, so nimmt man ein ihm bekannt gewordenes Stück aus dem Lesebuch und sucht darin sämmtliche Präpositionen auf, trennt eigentliche und uneigentliche, bemerkt die Rektion, die Bedeutung als die des Raumes, der Zeit oder die figürliche u. s. w., bis Alle möglichst sicher die Aufgabe fassen. Später — in der dritten Klasse — vergleicht man damit den mitteldeutschen Gebrauch, etwa wenn ein bedeutendes Stück aus den Nibelungen — nach den Auszügen von Bach oder Kehrein — gelesen und erläutert ist. Die Abweichungen in Form und Gebrauch notirt sich der Schüler in sein Heft. Mit dem Althochdeutschen schließt diese Untersuchung, wenn man nicht etwa das Gothische mitaufnehmen, oder zur Vergleichung mit dem Griechischen, Lateinischen, Englischen u. a. anleiten will, was mir keineswegs für die Prima in unsern Gymnasien und für die Oberklassen der Gewerbschulen zu viel verlangt scheint. Wir wollen und sollen ja unsern Schülern das rechte Verständniß der besten vaterländischen Schriftdenkmäler — dieser Riesensäulen deutscher Kraft und Bildung! — auf historischem Wege eröffnen; dies ist aber nicht möglich, ohne daß man wenigstens einige Kapitel der Grammatik mit möglichster Gründlichkeit durcharbeitet. — Jüngern Schülern kann man solche Beispiele in großer Anzahl an die Tafel schreiben, worin ein Gedankenstrich die Stelle der Präposition vertritt, oder bisweilen absichtlich ein unrichtiger Casus gesetzt ist. Sie verbessern diese Beispiele gern und füllen die Lücken leicht aus. Es ist dann nicht einmal erforderlich, daß sie alle Sätze in ihr Heft eintragen; nur verstehen müssen sie alle. Selbst reifere Schüler verwechseln noch häufig jene Präpositionen, deren richtige Anwendung nur nach feiner Unterscheidung zu machen ist. Der Lehrer wird in den obern Klassen deshalb stets auf die „Synonymik der Präpositionen" verweisen, wozu ihm selbst Götzinger und Herling in der Syntax, vorzüglich aber das ausgezeichnete „Wörterbuch deutscher Synonymen" von Dr. Weigand in Gießen (Mainz 1843 f. 3 Thle.) die beste Anleitung gibt und nie bei der Auswahl treffender Beispiele ihn verlegen macht. Auch das zu erwartende Schulwörter-

buch desselben Gelehrten wird der Synonymik die nöthige Sorgfalt widmen; ich kann es schon im Voraus empfehlen. Zugleich wird eine aufmerksame Lektüre der Dichter stets neue belehrende Beispiele zur Hand geben. Hat der Schüler in schriftlichen Aufsätzen und Ausarbeitungen eine Präposition falsch gebraucht oder gegen die übliche Rektion derselben verstoßen, so unterstreicht der Lehrer blos den Fehler, läßt ihn alsdann mündlich und im Nothfall von einem andern Schüler verbessern und zur leichtern Beseitigung künftiger Verstöße die Regel mit möglichst kurzen Worten bei der Reinschrift an den Rand setzen. Das Höchste wird erreicht sein, wenn man in den obersten Klasse, nachdem die Lehre von den Präpositionen vollständig erklärt ist, bei einzelnen neuhochdeutschen Beispielen schnell auf das Mittel- und Althochdeutsche zurückblicken läßt; wenn der Schüler sogleich, z. B. bei den uneigentlichen Präpositionen, anzugeben weiß, wann die vorhandene Form aufkam, was ihr in frühern Zeiten entsprach oder wodurch man eine ähnliche Beziehung nothdürftig ausdrücken konnte; wenn er endlich die an Präpositionalverhältnissen so reiche griechische Sprache — in Gymnasien — zu Rathe zieht, oder — in Realschulen — nachzuweisen vermag, in welchen Beziehungen die französische und englische Sprache die unsere übertreffen oder ihr nachstehen. Es ist alsdann sehr rathsam, eine Tafel der eigentlichen Präpositionen zur Vergleichung zu entwerfen, wie es unter Andern Jakob Grimm gethan. Nicht minder bieten bei den uneigentlichen Präpositionen die sogenannten Präpositionaladverbien Anlaß zu weiterer Besprechung und zur Frage: welche Verhältnisse sind etwa noch durch neue Präpositionen auszudrücken? gibt es jetzt Präpositionen auszudrücken? gibt es jetzt Präpositionen, die allmählich absterben, wie z. B. sammt, sonder u. a.?

Von selbst versteht es sich, daß der Lehrer die besten Beispiele immer in Bereitschaft halten muß, indem die der Schüler — sogar obersten — selten gewählt genug sein werden, um sogleich und durchweg ihrem Zwecke zu dienen. Man will in neuester Zeit von verschiedenen Seiten her wieder den grammatischen Unterricht in der Muttersprache verwerfen, man wird also auch den hier kurz angedeuteten Ansichten und Vorschlägen den Vorwurf der Trockenheit und Unfruchtbarkeit machen. Ich bin darauf gefaßt. Ich weiß, es gibt leider noch immer viele Lehrer, denen der deutsche Unterricht anvertraut ist, und die alle Stunden, demselben gewidmet, als ergötzliche Ruhestunden ansehen, in welchen sie lesen, vorlesen oder deklamiren lassen, höchstens einem schriftlichen Aufsatz

einige Minuten Aufmerksamkeit zuwenden. Die deutschen Stunden dünken ihnen zu allen Dingen nützlich; da macht man einige oberflächliche Anmerkungen, erzählt und fragt, oder man hält sich einzig an den Stoff, die Stylgattung u. s. w. O was wird nicht Alles in diesen Stunden gesündigt und gesalbadert! Lehrer, denen alle historische Kenntniß unserer Sprache und somit aller tiefere Blick in den Geist und Bau derselben abgeht — ein Blick, den uns die bloße Sprachphilosophie nimmer zu schärfen vermag! — sie sind leider noch immer sogar in den obersten Klassen mit dieser hochwichtigen Lektion beauftragt. Warum? Man will von Einer Seite her noch keine deutsche Philologie anerkennen, man macht sich kein Gewissen daraus, zu jenen Verirrungen still zu schweigen. Hoffentlich wird unser Archiv in seinem Kreise stets die Rechte des Unterrichts in der Muttersprache zu wahren und zu vertheidigen wissen!

Darmstadt.

A. Nodnagel.



Studien über englische Dichter.

I. Robert Burns.

In einem westlichen Bezirke des südlichen Schottlands, nahe den Ufern des Ayr führt ein Jüngling mit nervigem Arme den Pflug. Die Lerchen heben sich singend zum Morgenhimmel, und der Gesang des Jünglings mischt sich, bald trübsinnig, bald jubelnd in das Gezwitscher der Vögel und das leise Gemurmel der Quellen. Er besingt den gestrigen Abend, verbracht im zärtlichen Gespräche mit seiner Geliebten; er besingt die Freuden, die seiner nach Sonnenuntergang warten, wenn er sein Ackergeräth bei Seite gelegt, wenn seine Geliebte die Kühe gemelkt hat, und beide sich in einem abgelegenen Winkel des Thales, unter dem Laubdache einer Birke treffen werden. Dieser Jüngling ist Robert Burns. Die Lieder, welche er sang, pflanzten sich fort von Mund zu Munde, von Geschlecht zu Geschlecht, von einem Lande zum andern. Unglaublich groß ist die Zahl der Exemplare, in welchen sie sich über Großbrittanien, Amerika und Ostindien hin verbreitet haben. Hohe und Niedere kennen und lieben die Lieder dieses Landmanns, mehr als Einem erwecken sie die lieblichsten Erinnerungen aus seiner Kindheit, während sie den Andern an die glücklichsten Tage des Jünglings erinnern: es sind Laute der Natur, die jede Brust empfindet und die in des Dichters sangreichem Munde den festen und angemessensten Ausdruck gefunden haben.

Robert Burns wurde im Jahre 1759, also in demselben Jahre wie Schiller, auf dem kleinen Gute Doonholm an den Ufern des Doon, südlich von dem Städtchen Ayr, von armen Eltern geboren. Sein Vater war Pächter und erschwang nur

mit unsäglicher Mühe den zum Unterhalt seiner zahlreichen Familie erforderlichen Bedarf. Gleichwohl wurde Roberts Erziehung nicht vernachläßigt. Denn ein gewisser Grad von Kenntnissen war schon damals auch den ärmsten Bewohnern Schottlands leicht zugänglich geworden. Seine dichterische Anlage erhielt eine frühe Anregung durch die Gespenstermährchen, die eine alte Verwandte, die in der elterlichen Hütte lebte, ihm in den langen Winterabenden erzählte, während seine Mutter ihm häufig alte Balladen sang, welche die Namen schottischer Helden im Munde des Volkes erhielten. Sobald er das erforderliche Alter erreicht hatte, wurde er in die benachbarte Dorfschule geschickt, und da seine guten Anlagen sich hier schnell offenbarten, gab sein Vater ihm und seinem ältern Bruder, Gilbert,*) für einige Monate des Jahrs einen Hauslehrer, zu dessen Unterrichte sich noch einige andere Kinder aus der Nachbarschaft einfanden. Diese häusliche Unterweisung war umfassender, als die öffentliche es sein konnte, und bezog sich auf Geschichte, Geographie und Mathematik; und manches gute Buch kam durch Vermittlung des armen reisenden Lehrers dem lernbegierigen Zöglinge in die Hände; oft war dies auch nur ein abgerissenes Bruchstück oder ein vereinzelter Theil eines größern Werkes, der dann um so lebhafter die Wißbegierde seines strebsamen Geistes erregte. In seinem fünfzehnten Jahre hatte Robert einen nicht unbedeutenden Vorrath von Kenntnissen in den bezeichneten Fächern erworben, und selbst einen Anfang im Erlernen des Französischen gemacht. Aber nun war auch die Zeit, welche ihm zu seiner geistigen Ausbildung bewilligt worden war, vorüber. Der Knabe, der fast schon die Kräfte eines Mannes besaß, mußte bei den Geschäften des Tages hülfreiche Hand leisten: unverdrossen führte er den Pflug, indem er alte Balladen sang, von welchen es ihm gelungen war, sich eine Sammlung zu verschaffen. Trat er dann, vom langen Tagewerke ermüdet, in die väterliche Hütte, so fand er zwei Brüder und drei Schwestern um die greisen Eltern versammelt, und genoß mit ihnen, nachdem das herkömmliche Tischgebet gesprochen war, das bescheidne Mahl. Ein anziehendes Bild dieses strengen und genügsamen Lebens hat der Dichter später in seinem Gedichte: „des Hüttner's Samstagsabend" entworfen, das man als ein seinem Vater in dankbarer Erinnerung errichtetes Denkmal betrachten darf.

*) Dieser Gilbert ist der Großvater des berühmten Reisenden Alex. Burnes, der in Kabul seinen Tod gefunden hat.

Für die Neigung des Jünglings war dieser Kreis zu eng. Bald erwarben sein aufgeweckter Geist und seine dichterischen Anlagen ihm Theilnahme unter den gebildeten und bemittelten Bewohnern der Gegend; und in seinem neunzehnten Jahre verließ er auf einige Zeit das elterliche Haus, um in einer Spezialschule die Feldmeßkunst zu erlernen. Die sich ihm hier aufdringende Versuchung zu einem unregelmäßigeren Leben scheint ihn zu mancherlei Verirrungen geführt, und namentlich das ihm so schädlich gewordene Gefallen an ausgelassenen Gelagen angeregt zu haben.

Die Absicht, in welcher Roberts Vater ihn in einem schon vorgerückten Alter, in ihm bisher unbekannte Kenntnisse einzuweihen gesucht hatte, blieb ohne Ausführung; und da das von der Familie gemeinschaftlich bewirthete Gut statt Getreide nur Flachs hervorbringen konnte, so gab sich Robert einige Jahre später, in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre, zu einem weitläuftigen Verwandten, um die Flachsspinnerei zu erlernen und sich als Spinner seinen Unterhalt zu erwerben. Aber eine Feuersbrunst vereitelte bald auch diese Pläne, indem sie die mühsam gesammelten Vorräthe des Armen vernichtete.

Eine der liebsten Belustigungen unseres Burns wie seiner Standesgenossen in Schottland im Allgemeinen, war der Tanz, der auch noch immer von dem schottischen Landmanne fleißig geübt wird, obgleich ihn die älteren, strenggläubigen Leute als religionswidrig verdammen. Der Tanzplatz ist eine Scheune, der Ordner und Lehrer auf demselben ein Bauer von anerkannter Kunstgeschicklichkeit, welcher der Geige hinreichend kundig ist, um den reel, den strathspey und hornpipe zu spielen. Bei den ersten Tönen seines Instruments haben die anwesenden Burschen und Dirnen die Ermüdung eines oft stundenlangen Weges vergessen, und setzen das anstrengende Vergnügen ihres stark bewegten Tanzes oft bis in die späte Nacht oder bis zum frühen Morgen fort. Daß hierdurch eine sehr vertrauliche Annäherung beider Geschlechter entsteht, läßt sich wohl denken. Auch Robert machte bei einer solchen Gelegenheit die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, das ihm die zärtlichsten Gefühle einflößte. Ihnen verdankte er es, daß sich seine dichterische Begabung, die gleichsam noch in seinem Innern schlummerte, schnell und kräftig entwickelte. Zwar hatten schon früher die Reize eines andern Landmädchens, das bei den Feldarbeiten oft in seiner Nähe beschäftigt war, sein empfängliches Herz entzündet, und er hatte für sie den Text eines von ihr gesungenen Volksliedes verändert; aber erst dieser neuen Neigung

verdankte er, durch die Innigkeit und Dauer der angeregten Begeisterung, das Bewußtseyn von seinem dichterischen Beruf.

Die geräuschvollen Zerstreuungen befriedigten jedoch nicht den strebsamen Geist des Jünglings; und es gereicht ihm, wie seinen Landsleuten, zur Ehre, daß es ihm möglich wurde, mit seinen jungen Freunden regelmäßige Zusammenkünfte zu halten, in welchen literarische und religiöse Gegenstände auf eine ernste und für die Theilnehmer förderliche Weise besprochen wurden. Wir sehen aus Franklin's Leben, daß dieser Zeitgenosse unseres Dichters dasselbe Mittel gewählt hat, seine Erkenntniß zu fördern, ein Mittel, das freilich diesem so praktischen Geiste zu noch viel größerem Nutzen gereichte, als unserm Dichter.

Robert hatte nach dem 1784 erfolgten Tode seines Vaters, in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder, eine kleine Pacht übernommen, und wollte sich bald darauf mit seiner geliebten Mary verbinden, als er durch die Botschaft von ihrem Tode auf das Schmerzlichste betroffen wurde. „Nach lange bewährter inniger Liebe," erzählt der Dichter selbst, „brachten wir einen Sonntag des Wonnemonats in einer einsamen Gegend an den Ufern des Ayr zu, ehe meine Mary sich einschiffte, um mit ihren Verwandten im westlichen Hochlande die zu unserer Verheirathung nöthigen Vorkehrungen zu besprechen. Im nächsten Herbste wollten wir uns in Greenock wieder treffen. Sie kam; aber kaum war sie gelandet, so ergriff sie ein heftiges Fieber und raffte mein theures Mädchen hinweg, noch ehe ich von ihrer Krankheit Kunde erhalten hatte." Der Schmerz über diesen Verlust war tief und wurde auch durch den Besitz einer zweiten Geliebten, die der Dichter sich bald nach dem Verluste der ersten gewählt hatte, nicht aus seinem Herzen verdrängt. Im Jahre 1789, nachdem er länger als ein Jahr mit Johanna Armour verheirathet war, besang er den Todestag seiner Mary in einem seiner schönsten Lieder, dessen erste Strophe lautet:

> O Stern, nur zaudernd weicht dein Strahl,
> Der auf den frühen Morgen harrt,
> Du bringst den Tag mir noch einmal,
> Da Mary mir entrissen ward.
> O Mary, hingeschied'ner Geist,
> Wo ist dein Platz der seel'gen Ruh?
> Siehst du mich niedrig und verwaist,
> Und hörst du meinen Klagen zu?

Auch ein im Jahre 1792 gesungenes Lied: „das Bergschloß von Montgomery," kann sich nur auf diesen Gegenstand seiner innigsten Neigung beziehen.

Roberts Vorsatz, auf eine regelmäßige Weise, in Gemeinschaft mit seinem Bruder, den Acker zu bestellen, hatte keine sehr anhaltende Wirkung. Die Berechnung des wahrscheinlichen Ertrages seiner Aussaat, der niemals seinen Erwartungen entsprach, der Besuch des Marktes, der ihn nur stets deutlicher das Bedenkliche seiner Lage fühlen ließ, alle mit der Bewirthschaftung eines Gutes verbundenen Geschäfte wurden ihm bald überdrüssig, und statt seine Bücher über Landwirthschaft zu studieren, füllte er den leeren Raum auf denselben mit Bruchstücken von Liebesliedern.

Und doch war die Verpflichtung für seinen Erwerb zu sorgen dringend. Bald nach dem Tode seiner Mary hatte der Dichter ein Liebesverhältniß mit der so eben erwähnten Johanna Armour angeknüpft; sie sollte bald Mutter werden, und die öffentliche Anerkennung ihrer Verbindung war der Wunsch beider Liebenden. Aus dieser Verlegenheit ward Burns durch einen Vorfall gerissen, der ihn mit dem tiefsten Kummer erfüllte. Der Vater seiner Geliebten, der ihm wegen seiner Freigeisterei abgeneigt war, und die Unzuverläßigkeit seiner Lage fürchtete, verweigerte seine Einwilligung zu dieser Ehe, warf das von den beiden Liebenden unterzeichnete Ehegelöbniß ins Feuer und zwang seine Tochter, dieser Verbindung ausdrücklich zu entsagen.

Hörte hiermit auch das Dringende seiner Verpflichtung auf, so konnte Burns sich doch selbst nicht für frei erklären von den äußerlich gelösten Banden. Nach Westindien wollte er gehn, um ein Vermögen zu erwerben, das ihm zu seiner häuslichen Niederlassung dienen sollte. Schon hatte er sich die Stelle eines Aufsehers in einer Pflanzung auf Jamaika zu verschaffen gewußt, als er gewahr wird, daß er der zur Ueberfahrt nöthigen Baarschaft ermangelt. Auf den Rath einiger wohlwollender Freunde sammelt er Unterschriften zu einer kleinen Ausgabe seiner gesammelten Gedichte, die schon weit herum in der Umgegend bekannt geworden waren. Das Unternehmen gelingt: nicht allein kömmt das nöthige Reisegeld zusammen, sondern der arme Landmann wird auch plötzlich ein bewunderter Dichter. Wie alle Ereignisse seines Lebens sich in seinen Liedern abspiegeln, so hat auch der Gedanke, sein geliebtes Vaterland mit dem Aufenthalte im fernen Welttheile vertauschen und vielleicht Jahre lang von seiner Geliebten getrennt leben zu müssen, ihn zu mancher seiner schönsten Dichtungen angeregt. — Burns stand im Begriff sich einzuschiffen, als der Brief eines namhaften Gelehrten ihn auffordert, sich nach

Edinburg zu begeben, wo er von einflußreichen Gönnern und Beschützern den freundlichsten Willkomm erhalten würde. Er folgte der Einladung und wir erfahren von seinen Biographen, daß er, der freie Schotte, es nicht erst zu lernen brauchte, sich mit Freiheit und Sicherheit in den vornehmen Kreisen der Hauptstadt zu bewegen. Einen bedeutenden Geldertrag gewährte ihm hier eine zweite Ausgabe seiner Gedichte. Wie sehr die freundliche Aufnahme, welche der Dichter gefunden hatte, auf das Vertrauen wirkte, welches er zu seiner natürlichen Begabung gewann, ersehn wir deutlich aus einem Vergleiche der Vorreden der beiden ersten Ausgaben seiner Werke. In seiner ersten Vorrede nennt er sich nur einen Reimer, den Freunde beredet haben, daß einige seiner Werke verdienen dem Publicum gezeigt zu werden; in der Vorrede zur zweiten Ausgabe, einen schottischen Barden, stolz auf diesen Namen und begierig im Dienste seines Vaterlandes zu singen. Der Geist der Dichtkunst, fährt er fort, fand mich hinter dem Pfluge, wie einst der prophetische Barde Elias den Elisa, und warf seinen Zaubermantel über mich. In dem Gefühle seiner Geistesverwandtschaft mit dem schottischen Dichter Fergusson, sorgte er für die Errichtung eines Denkmals auf dessen Grab und nach einem fast anderthalbjährigen Aufenthalt in Edinburg, der indeß von einigen ihn sehr belehrenden und anregenden Ausflügen in das schottische Hochland unterbrochen war, kehrte er Ende April 1788 zu den Seinigen zurück. Nun da er die Mittel besaß, sich als Pächter häuslich niederzulassen, fand er keinen Widerstand gegen seine Verbindung mit seiner Geliebten Johanna Armour, die er bald darauf heirathete.

In der Wahl seiner Pachtung von Ellisland an den Ufern des Nith war Burns unbedachtsam gewesen: der Dichter hatte den Sieg davon getragen über den Landmann. Die liebliche Gegend war für ihn entscheidender gewesen, als die Beschaffenheit des Bodens, der leider nur schlecht die ihm zugewandte Mühe belohnte. Wie bekannt und beliebt schon damals seine Dichtungen waren, erkennen wir aus dem Umstande, daß als er diesen Wohnsitz bezog, seine neuen Nachbarn ihm unter dem fröhlichen Absingen einiger seiner Lieder entgegenzogen. Dennoch fand er in seiner jetzigen Umgebung weniger Freunde, als unter seinen frühern Genossen, unter welchen eine größere geistige Regsamkeit herrschte. Um diese auch in Ellisland zu erwecken, legte er eine Sammlung gemeinnütziger Bücher zum allgemeinen Gebrauch der

Umwohner an, und veranlaßte regelmäßige Zusammenkünfte, in welchen religiöse, politische und literarische Gegenstände besprochen wurden. Aber während dieser Bestrebungen gedieh der Landbau nicht sonderlich. Häufige Besuche, die er von neugierigen Reisenden erhielt, wurden eine neue Quelle von Ausgaben und Zerstreuungen. Die bei vermehrter Familie eintretende Verlegenheit bewog ihn, die Stelle eines Zollbeamten anzunehmen, die, bei einem geringen Gehalte ihm häufiges Umherreisen in der Umgegend nöthig machten. Auch dieses wirkte nur nachtheilig auf die Verwaltung seines Gutes. Als daher durch eine Zulage, die er im Jahre 1791 erhielt, seine Controleur-Stelle ihm 70 £ St. jährlich eintrug, faßte er den Entschluß, seine Pacht aufzugeben und zog am Ende dieses Jahres in das nahe gelegene Städtchen Dumfries, um dort ganz seinem Amte und der Dichtkunst zu leben. Ein geringes Einkommen, wie das seine, konnte nur bei einem sehr sparsamen Leben für ihn und seinen Hausstand ausreichen; für Burns aber war es ein Bedürfniß, sich Bücher anzuschaffen, mit entfernten Freunden in Briefverkehr zu stehen und mit geistreichen, aber sorglosen Gesellen zu zechen. Zu dem Kummer über seine bedrückte Lage gesellten sich Unannehmlichkeiten, die ihm aus seiner amtlichen Stellung erwuchsen. Der Ausbruch der französischen Revolution hatte auch in England eine lebhafte Aufregung und Parteiung der Gemüther hervorgerufen. Burns wurden unvorsichtige und der Regierung feindliche Aeußerungen zur Last gelegt, und er wurde darüber zur Untersuchung gezogen. Obwohl für unschuldig erklärt, sah er ein, daß er auf Beförderung in seiner Beamtenbahn, zu welcher er bisher Hoffnung gehabt hatte, nun nicht mehr rechnen konnte. Bald darauf, im August des Jahres 1795, verlor der unglückliche Dichter sein Lieblingskind, seine einzige Tochter; im Winter desselben Jahres verfiel er selbst in eine schwere Krankheit; er begab sich nach seiner Genesung, im Sommer des Jahres 1796 in ein Seebad, kehrte nach einigen Wochen, ohne Linderung von seinen Leiden zu spüren, nach Dumfries zurück und verfiel in ein hitziges Fieber, in welchem er am 21. Juli, im 37. Jahre seines Lebens verschied.

Je betrübender das Bild seiner äußern Lebensbahn ist, desto mehr müssen wir den Dichter bewundern, dessen edles Selbstgefühl und geistige Kraft durch äußern Druck nicht niedergebeugt werden konnten. Zur Feier seines 34. Geburtstages bringt ein Lied aus seinem Herzen, das mit den Worten beginnt:

Dir Geber dieses neuen Tages Dank
Dir, der mit Gold den Morgenhimmel schmückt;
Du gabst nicht Reichthum mir, du gabst Gesang,
Der höher mich als irdisch Gut beglückt.

Und noch in seinen letzten Jahren besingt er mit Begeisterung den Werth des freien Mannes mit hellem Geiste und edler Seele und sieht in froher Ahnung die Zeit voraus, wo auf dem ganzen Erdenrund ein Mann den andern, ohne Rücksicht auf die äußere Stellung, mit dem Brudernamen begrüßen werde. So ist auch er ein Mann der Zukunft, wie Chamisso an irgend einem Orte sagt, daß es jeder Dichter sei; aber er ist auch zugleich ein Mann der Gegenwart und hierdurch nicht weniger bewährt er seine sittliche Kraft und seinen wahrhaft poetischen Sinn. Nicht etwa im Genusse aller Gemächlichkeiten des städtischen Lebens preist er auf gepolstertem Pfühle die Freuden des glücklichen Schäfers und der genügsamen Spinnerinn; er kennt aus täglicher eigner Erfahrung alle Mühseligkeiten ihres Standes, und dennoch bleibt ihm die poetische Auffassung ihres Daseins ungetrübt. In diesem Sinne vorzüglich war Burns ein Naturdichter, wie es von jeher wohl nur wenige gegeben hat.

Das hier entworfene Bild des Dichters möge der Leser sich selbst durch die nachfolgenden Proben aus Burns Liedern vervollständigen; dieselben sind einer von dem Verfasser dieser Skizze vorbereiteten Uebersetzung *) des Dichters entnommen.

Schotten, Brucen's tapfrer Troß.

Schotten, Brucen's tapfrer Troß,
Deren Blut mit Wallace floß,
Grüßet eure Grabstätt' hier,
Oder Ruhm und Siegspanier.

Dies der Tag und dies die Stund',
Seht, wie dräut der Schaaren Rund;
Edward's Macht stürmt stolz herbei,
Edward! — Ketten, Sclaverei!

*) Ein Theil von Burns' Gedichten und Liedern ist übersetzt von Philipp Kaufmann, unter dem Titel: Gedichte von Robert Burns (Stuttgart und Tübingen 1839). Vollständiger sind die Uebersetzungen von Heintze, Lieder und Balladen des Schotten Robert Burns (Braunschweig 1840) und Robert Burns' Gedichte, deutsch von Gerhard (Leipzig 1840); doch ist in der zuletzt angeführten Uebersetzung der Charakter des Originals oft sehr verwischt.

Wer sich dem Verrath ergab,
Wer erwählt ein Memmengrab,
Wer mag niedrer Sclave sein,
Memm', Verräther aus den Reihn!

Wer für Schottlands Herr und Herd
Muthig zieht sein Heldenschwerdt,
Steh' und fall, als freier Mann.
Caledonier, drauf und dran!

Schwört's bei der Bedrückung Schand,
Bei der Söhne Knechtschaftsband,
Schwört's: ob auch das Leben flieh,
Frei sein, frei sein sollen sie!

Mit dem Feind die Knechtschaft sinkt,
Jeder Streich euch Freiheit bringt;
Laßt als Schotten uns bestehn,
Siegen oder untergehn!

Bessy am Spinnrade.

Spinnrädchen mein, Spinnrädchen mein,
Wie fröhlich muß ich bei dir sein;
Du kleidest mich von Kopf bis Fuß,
Wann ich vor Frost mich schützen muß.
Drum setz' ich mich und sing' und spinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Mit Milch und Brot begnüg' ich mich,
Dreh' ich, mein liebes Rädchen, dich.

Ganz nah' an meinem gelben Dach'
Rinnt in den Fluß der klare Bach;
Und froh verschlingend ihre Zweig'
Stehn Birk' und Hagebusch am Teich',
Als ob zum Schutz' der Vögelein
Und Kühlung den Fischen zu verleihn.
Die Sonne lächelt sanft auf mich,
Wie froh ich drehe, Rädchen, dich.

Die Taube in dem Eichenbaum
Erzählt dem Echo ihren Traum;
Im Haselstrauch der Hänfling zart
Singt aller Vögel Weis' und Art;
Die Amsel hüpfet in dem Klee,
Das Rebhuhn rauschet über'n See,
Die Schwalb' am Dach erfreuet mich,
Dreh' ich, mein liebes Rädchen, dich.

Geschützet gegen Dürftigkeit
Und zu gering für scheelen Neid,
Möcht' ich nicht lassen meinen Stand
Für aller Großen stolzen Tand.
Bei Flitter, Gold und Edelstein,
Bei lauter Festlichkeiten Schein
Beseelt sie Friede nicht, wie mich,
Dreh' ich, mein liebes Rädchen, dich.

Mein Herz es sagt.

Mein Herz es sagt, der Morgen tagt
Wo wir zuerst uns traulich sahn.
Ob Stürme wild die Luft erfüllt,
Wir fühlten Frühlingslüfte nahn.
Von Gütern schwer auf wildem Meer'
Zieht manches Schiff zum Hafen ein.
Doch Schätz' und Macht ich stolz veracht',
Denn du geliebtes Kind bist mein.

So lange nur sich die Natur
Im heitern Wechsel wird erneun,
Und meine Brust sich regt für Lust,
Leb' ich für dich, für dich allein.
Des Lebens Feind, ist er gemeint,
Zu senden uns der Trennung Schmerz:
Die Eisenhand, die bricht dies Band,
Sie bricht mein Glück, sie bricht mein Herz.

Zum Städtchen zieh' ich wieder ein.

Zum Städtchen zieh ich wieder ein,
Zu jenem Garten grün und frisch,
Zum Städtchen zieh ich wieder ein,
Zu sehn mein Mädchen jung und frisch.

Und keiner ahnt und keiner weiß
Was mich zurück zum Thore führt,
Sie aber ahnet es und weiß,
Daß nur zu ihr der Weg mich führt.

Zum Eichbaum wird sie sachte gehn
Sobald die Abendglocke schlägt;
Und werd' ich erst ihr Antlitz sehn,
O, wie sich's dann im Herzen regt!

Die finstre Nacht.

Die finst're Nacht thürmt hoch sich auf,
Laut tobt der Wind in jähem Lauf;

Von Regenwolken, schwarz verhüllt,
Seh' ich den Himmel angefüllt.
Heim zieht der Jäger von dem Moor;
Das Wild kommt furchtlos jetzt hervor;
Nur ich muß wandern sorgenschwer
An dem verlass'nen Strand des Ayr.

Der Herbst beweint die reife Saat,
Die früher Sturm verwüstet hat;
Doch am azurnen Himmelszelt
Ist bald des Windes Macht zerschellt.
Mir aber läuft's eiskalt durchs Blut,
Denk' ich des Meer's empörter Fluth,
Die mir gebiert ein Qualenheer
Fern von dem lieben Strand des Ayr.

Nicht ist's der Wogen Wuthgebrüll
Was mir den Sinn verwirren will;
Ich seh dem Tod in's Angesicht,
Wer elend ist, der fürchtet nicht.
Doch festgekettet ist mein Herz
Und wird durchbohrt von blut'gem Schmerz,
Wenn ich der Fesseln mich erwehr',
Um dich zu lassen, Strand des Ayr.

Lebt wohl, o Coila's Berg' und Thal,
Lebt wohl, ihr Wiesen, Grotten all,
Wohin mein trüber Geist noch strebt,
Wenn er der Liebe Schmerz durchlebt;
Leb wohl mein Freund, mein Feind leb wohl,
Mein Segen euch geleiten soll;
Es spricht mein Herz durch diese Zähr':
Leb wohl, du süßer Strand des Ayr!

Froh war ich auf jenen Höhn.

Froh war ich auf jenen Höh'n
Wie die Lämmlein vor mir
Lauter Lust und Freudenschall
Drang zu Herz und Ohr mir.
Nun ist Scherz und Spiel vorbei,
Sang und Klang verschwunden,
Denn es hat sich Lesley spröd
Von mir losgewunden.

Hoffnungslos geb' ich mich hin
Liebendem Verlangen,
Möchte, wo ich geh' und steh',
Noch ihr Bild umfangen.

Will sie lindern nicht die Pein,
Die die Brust bestürmet,
Wird der grüne Rasen bald
Ueber mir gethürmet.

Mit Blumen kommt der Mai gezogen.

Mit Blumen kommt der Mai gezogen
Und decket grün die Laubenbogen;
Doch mir ist er zumal gewogen,
Er bringt mir meinen Willin.

Rings um der klaren Wasser Fall
Der heitern Vögel Liebesschall
Und duft'ge Blüthen überall
Verkünden meinen Willin.

Wenn es im Osten röthlich tagt,
Der Has' sich auf die Färthe wagt,
Eil' über's thau'ge Feld ich sacht,
Zu grüßen meinen Willin.

Und sinkt die Sonn' in's Meer hinab,
Eil' ich, daß Liebe mich erlab',
Zu dem, den ich am liebsten hab',
Es ist mein theurer Willin.

Erst jüngst geschaut in heiter'm Grün.

Erst jüngst geschaut in heiterm Grün
Erprangte froh der Hain,
Nach warmem Regen warf die Flur
Zwiefachen Farbenschein.
Nun ist die Lust vorbei,
Geraubt vom Winters Wehn,
Doch werden wir im jungen Mai
Sie wiederkehren sehn.

Mein weißes Haupt, daß Gott erbarm'!
Kein Thauwind schmilzt den Schnee;
Mein alter Leib, ein Hüttchen arm,
Sinkt um im Lebensweh.
Ein Greis hat lange Tag'
Schlafloser Nächte Qual;
O goldne Zeit der Jugendkraft
Was blühst du nur ein Mal?

Düsseldorf.

Philippi.

Einiges über den Reim.

Die innere und tiefere Bedeutsamkeit des Reimes läßt sich einmal darin erkennen, daß er vielleicht in keiner Sprache gänzlich fehlt, und zeigt sich ferner darin, daß er im Munde des Volkes in allerlei Wendungen, besonders in sprüchwörtlichen Redensarten erscheint. So gut, wie der Deutsche sagt: mit Leib und Leben, sagt auch der Franzose: „sans rime et sans raison," und der Lateiner: „mores fingunt fortunam," und wie das deutsche Sprüchwort häufig sich reimt, z. B. „Heute roth, morgen todt," so reimt es auch im Französischen, z. B. „petit à petit l'oiseau fait son nid," und im Lateinischen: „omnia praeclara rara." *)

Da der Schüler nur durch eine Masse von Beispielen es inne werden kann, wie tief der Reim im Geiste der deutschen Sprache begründet sei, so wird es vielleicht manchem Lehrer nicht unlieb sein, wenn wir hier einige zusammenstellen, die ein jeder sich leicht vermehren kann.

I. Stabreim oder Alliteration.

a) Substantivische Verbindungen: in Bausch und Bogen; Butter und Brot; Bürger und Bauer; durch Dick und Dünn gehen; Donner und Doria; Disteln und Dornen; Fürst und Volk; Fahnen und Flaggen; weder Fisch noch Fleisch; Geld und Gut einsetzen; nach Gunst und Gabe etwas vertheilen; Haus und Hof verspielen; Himmel und Hölle einem vorhalten; mit Haut und Haar etwas verzehren; weder Huhn noch Hahn kräht darnach; Kappe und Kugel verspielen; Kling und Klang; Kind und Kegel;

*) Ueber den Reim im Hebräischen wird in Kurzem eine Abhandlung von uns in dem katholischen Magazin für Wissenschaft und Leben (Münster bei Coppenrath) erscheinen.

geben, was Küche und Keller vermag; Kisten und Kasten öffnen; Kronen und Kränze; mit Lust und Liebe etwas thun; Land und Leute an einander hängen; Leib und Leben daran setzen; das Schiff ist mit Mann und Maus untergegangen; bei Nacht und Nebel etwas thun; nicht Ruh und Rast haben; Schimpf und Schande davon tragen; mit Sing und Sang hinausziehn; sich in Sammt und Seide kleiden; über Stock und Stein davon eilen; mit Stumpf und Stiel etwas ausrotten; sich in den Schutz und Schirm jemandes begeben; Stütz' und Stab des Alters sein; es ist Sünde und Schande; mit Spieß und Speer herankommen; ohne Scham und Scheu; sein Tichten*) und Trachten ist darauf gerichtet; Thür und Thor öffnen; mit dem Thun und Treiben jemandes unzufrieden sein; durch Wind und Wetter sich nicht abhalten lassen; Wittwen und Waisen beschützen; am Wohl und Weh jemandes Theil nehmen; durch Wort und Werke etwas zeigen; mit Wissen und Willen etwas thun; Wonne und Wehmuth; nach Wunsch und Willen; Wehr und Waffen; Zaum und Zügel jemanden anlegen.

b) Adjektivische Verbindungen: blond und blau frieren oder jemand schlagen; frank und frei; fix und fertig; gänge und gebe; einem gelb und grün vor den Augen werden; müde und matt; niet- und nagelfest; wüst und wirr.

c) Verbale Verbindungen: es muß biegen oder brechen; bitten und beten; glänzen und gleißen; hoffen und harren; einen schildern, wie er leibt und lebt; lenken und leiten; pochen und prahlen; wanken und weichen; zittern und zagen.

d) Adverbiale Verbindungen: ganz und gar; hin und her; kreuz und quer; nun und nimmermehr; sammt und sonders.

e) Auch in Sätzen zeigt sich Alliteration, z. B.: Gleich und Gleich gesellt sich gern; er muß zu Kreuze kriechen; dat di dat Düseken hält (scherzende Drohung für Kinder); es ist nicht alles Gold was glänzt; unrecht Gut gedeihet nicht; wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; aller Anfang ist schwer; Uebung macht den Meister; in die weite Welt . . .

In der Wortbildung hat sich bekanntlich die Alliteration häufig neben dem Ablaute geltend gemacht, in Bildungen wie: Schnickschnack, Zickzack, Wirrwarr, Mischmasch, Ticktack, Himphamp ꝛc. Hierher gehört auch: risch, rasch; rips, raps ꝛc. ꝛc.

---

*) Nach der richtigen Bemerkung Poggels ist hier dem Stabreime zu liebe sogar der Sprachrichigkeit zu nahe getreten.

Eine besondere Art von Alliteration, auch Annomination genannt, findet sich ebenfalls, z. B.: das ist dümmer als dumm.

II. Stimmreim oder Assonanz.

Die Assonanz scheint nicht so häufig vorzukommen, als die Alliteration; doch finden sich auch hier Beispiele jeglicher Art. Denn sie kommt bei Substantiven vor: Donner und Doria; Freiheit und Gleichheit; Gram und Harm; unter Glas und Rahmen etwas sehen lassen; vom Hölzchen aufs Stöckchen springen; in Land und Stadt bekannt sein; Rath und Plan; ein Mann von altem Schrot und Korn; Spott und Hohn; Sonn' und Mond; Scherz und Ernst; bei Tag und Nacht; mit Wissen und Willen; bei Adjectiven, z. B.: angst und bange; kurz und gut; bei Verben, z. B.: sich grämen und härmen; endlich bei Adverbien, z. B.: ganz und gar. — Auch in Sprüchwörtern scheint die Assonanz mitunter unverkennbar zu seyn, z. B.: Hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde recht; ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn; Handwerk hat einen goldenen Boden.

III.

Viel häufiger kommt der eigentliche Reim vor.

a) Substantivische Verbindungen: Bekannte und Verwandte; ein Haus in Dach und Fach erhalten; Ehestand, Wehestand; Freud' und Leid; Feind und Freund; durch Felder und Wälder; Gut und Blut für etwas einsetzen; im Handel und Wandel; in Hülle und Fülle; Knall und Fall; auf Lug und Trug sinnen; es handelt sich um Mein und Dein; in Noth und Tod für jemand gehen; von Nichten zu Ichten*) kommen; mit Rath und That jemanden beistehen; in Saus und Braus leben; ohne Sang und Klang begraben werden; mit Sack und Pack von dannen ziehen; Schutz und Trutz; die Schritte und Tritte jemandes bewachen; ohne Salz und Schmalz; weder Weg noch Steg wissen; Stein und Bein klagen oder schwören; für Zeit und Ewigkeit.

b) Adjektivische Verbindungen: schlecht und recht; toll und voll; geschniegelt und gebügelt; ein erbauliches und beschauliches Leben führen.

*) In dieser provinziellen Ausdrucksweise ist das alte iht noch lebendig. Der Sinn ist klar: von nichts zu etwas kommen, Vermögen gewinnen. Gewöhnlicher sagt man: „van nihts te ihts," so wie auch sonst bisweilen gesagt wird: „dat is ihts."



c) Verbale Verbindungen: hehlen und stehlen; hegen und pflegen; leben und weben; nebeln und schwebeln; regen und bewegen; stehen und gehen; schwärmen und lärmen; schmeicheln und heucheln; schalten und walten; schwenzeln und scharwenzeln.

d) Adverbiale Verbindungen: hüben und drüben; weit und breit bekannt sein.

e) Besonders häufig erscheint der Reim in Sprüchwörtern, z. B.: wie gewonnen, so zerronnen; der Mensch denkt, Gott lenkt; heute roth, morgen todt; der Hehler ist so gut wie der Stehler; Glück und Glas, wie bald bricht das; heute mir, morgen dir; borgen macht Sorgen; trunkner Mund spricht Herzensgrund; je gelehrter, desto verkehrter; Fischen und Jagen macht hungrige Magen; der Lauscher an der Wand hört seine eigne Schand; ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen; es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen; Morgenstunde hat Gold im Munde; ein gutes Wort findet einen guten Ort; treue Hand geht durch's ganze Land; an Gottes Segen ist alles gelegen; Noth hat kein Gebot; Hoffen und Harren macht manchen zum Narren; mit Harren und Hoffen hat's mancher getroffen; einmal ist keinmal; mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen; Ehre verloren, Alles verloren; Friede ernährt, Unfriede verzehrt; erst besinn's, dann beginn's; zuvor gethan, hernach bedacht, hat manchen in großes Leid gebracht. Hierher rechnen wir auch Redensarten, wie: da muß einem Hören und Sehen vergehen. Bisweilen ist der Reim nicht ganz vollständig, z. B.: man muß sich nach der Decke strecken. Auch im Niederdeutschen gibt's viele derartige Sprüchwörter; wir entlehnen einige aus dem Werkchen: Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden, nebst einem Anhange von Volksliedern und Sprüchwörtern (Münster im Verlag der Coppenrath'schen Buchhandlung. 1825): et is kin Hüsken, et het sin Krüsken; Kompanie is Biädellie; Ellernholt und voßig Haor, sind up guden Grunde raor; Mai köhl und natt füllt Keller un Fatt; de April settet et Kaorn, es he will; Ruh und Rast, is de halwe Mast; up Andres Misse kümp de Winter gewisse; dat Moargenraut in den Gauskeu flaut, dad Aventraut gut Wiäder baut; so wie sick Bartelmeus hält, so is de ganze Herwst bestellt; lank un schmal het kin Gefall, kaort un dick het kin Geschick; en Miäken van de Mittelmaot, geith am wackersten över de Straot; Lechtmiß lecht, is de Buer en Knecht, Lechtmiß dunkel, is de Buer en Junker; Fabiaon und Sebastiaon lött den Saft in de Bäume gaohn; nim Naobers Kind, so west du wat du findt; brenk

Rosemunde Sturm un Wind, so is Sibille us gelind; dör Wörpel, Rath un Kann wet mancher tom armen Mann; hauge Klemmer un deipe Schwemmer weret nich aolt; kollen Mai giff viel Heu; Fraulüde Raoth un Rövesaot geröth alle sieven Jaohr; sünte Kathrin, is de Winter up en Rihn; sünte Mathis bräkt dat Ihs; en Drunk up en Salaot kostet den Dokter en Dukaot, en Drunk up en Ei, kostet em twei; sünte Magdelene frett die Nüte alene; drüge April is Landmanns Will; wel nich will Vader un Moder ehren, de mott dat Kalffell hören.

Coesfeld.

Teipel.

Tempus und Modus der englischen Sprache.

Die meisten Werke über die englische Sprache gehen von der Ansicht aus, daß, so wie der englische Wörterschatz und die englische Flexion Erbtheile verschiedenen Ursprunges sind, auch die englische Syntax nur eine Mischung aus Bruchstücken vornehmlich der deutschen und der französischen Grammatik sei. Bei näherer Prüfung erweist sich indessen diese Ansicht als ungegründet, und man überzeugt sich, daß ungeachtet vieler Uebereinstimmungen mit den Gesetzen des Deutschen und Französischen, die Syntax der englischen Sprache ein selbstständiges, sehr einfaches, mit großer Konsequenz und praktischem Takt durchgeführtes Ganzes ist, welches nur gewaltsam und mit Aufopferung seiner Vorzüge in die Grammatik einer fremden Sprache hineingezwängt werden kann. Ein Beispiel möge dies beweisen.

Die ganze Theorie der englischen Demonstrativa läßt sich folgendermaßen zusammen fassen:

Die demonstrativen Pronomina this und that sind adjektivische Wörter, welche als solche den allgemeinen Regeln für Adjektiva (namentlich also den Regeln über Erhebung der Adjektiva zu Substantiven) unterworfen sind. Beide unterscheiden sich dadurch von einander, daß durch this direkt auf den hervorzuhebenden Substantivbegriff, durch that dagegen indirekt (d. h. durch Hinweisung auf ein zufälliges Merkmal) auf den Substantivbegriff hingedeutet wird.

Geht man dagegen vom Deutschen aus, so wird für ein jedes der Demonstrativa: dieser, dieser hier, der hier, der da, jener, derselbe, derjenige und der, durch besondere Regeln festzusetzen sein, wie dasselbe in seinen verschiedenen Anwendungen ins Englische zu übertragen ist, da keines derselben einem der beiden genannten englischen Pronomina vollständig entspricht. Man sieht,

wie sehr durch dieses Verfahren die ursprüngliche Einfachheit des Englischen beeinträchtigt wird. Nun läßt sich zwar nicht läugnen, daß für solche Anfänger, welche nicht im Stande sind, von den Formen ihrer Muttersprache zu abstrahiren, der letztere Weg der einzige mögliche ist; jene Regeln mögen also ihre Stelle behalten in Werken, welche für das praktische Bedürfniß bestimmt sind; dagegen sollten billigerweise die einfachen Prinzipien, aus denen jene praktischen Regeln sich als besondere Fälle ergeben, in wissenschaftlichen Werken über die englische Sprache nicht fehlen.

Im Abschnitt über das Tempus und den Modus verfährt man in den englischen Grammatiken für Deutsche, dem Wesen nach, durchgängig folgendermaßen: Es werden diejenigen Tempus- und Modusverhältnisse erörtert, für welche die deutsche, allenfalls auch die französische oder die lateinische Sprache besondere Formen haben; alsdann folgt eine Angabe der Formen, durch welche in jedem speciellen Falle aus dem Deutschen ins Englische übersetzt werden muß. Bei diesem Verfahren geht es etwas bunt her; denn einerseits bleiben gewisse englische Formen übrig, denen keine deutsche Form recht entsprechen will (z. B. die periphrastischen Formen und die Participial-Formen); anderseits wird dieselbe deutsche Form in verschiedenen Fällen auf die verschiedenste Weise übersetzt (der deutsche Konjunktiv z. B. bald durch den englischen Indicativ, bald durch I may, bald durch I should, bald durch die elliptischen Formen), ohne daß dazu in den erörterten Prinzipien ein rechter Grund zu finden wäre. — Der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung ist es, die Andeutung der englischen Konjugationsformen Auffassung der Tempus- und Modus-Verhältnisse abzuleiten, und an die erlangten Resultate die praktischen Regeln zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische als Folgerung zu knüpfen.

I. Grundbedeutung der englischen Konjugationsformen.

1. Wirklich ist das was ist und das was gewesen ist. Eine wirkliche Thätigkeit ist entweder eine seiende (in der Ausführung begriffene, imperfekte), oder eine gewesene (ausgeführt, perfekte). Der reine Begriff der imperfekten Thätigkeit wird durch den Infinitivus imperfecti (vulgo Inf. Praes.) z. B. to ark, der reine Begriff der perfekten Thätigkeit wird durch den Infinitivus perfecti z. B. to have arked, ausgedrückt, an dessen Form schon man erkennt, daß durch denselben die ausgeführte Thätigkeit als ein Besitz des handelnden Subjekts dargestellt wird.

Eine wirkliche Beziehung zwischen dem Subjekte und dem Prädikate ist entweder eine seiende (gegenwärtige) oder eine gewesene (vergangene); die erste wird durch das Praesens, die letztere durch das Praeteritum ausgedrückt.

2. Die vier prädikativen Formen des Verbs, durch welche eine wirkliche Beziehung des handelnden Subjekts zu einer wirklichen Thätigkeit ausgesagt wird, sind daher:

Praesens imperfecti (vulgo Präsens.) z. B. I ask (I do ask).
Praeteritum imperfecti (vulgo Imperfekt.) z. B. I asked (I did ask).
Praesens perfecti (vulgo Perfekt.) z. B. I have asked.
Praeteritum imperfecti (vulgo Plusquamperfekt.) z. B. I had asked.

3. Der wirklichen Thätigkeit stehen gegenüber:
temporal: die bevorstehende Thätigkeit,
modal: die mögliche und die nothwendige Thätigkeit,
kausal: die vom Subjekt gewollte und die dem Subjekt vorgeschriebene Thätigkeit.

Innerhalb eines jeden der angeführten Gegensätze der wirklichen Thätigkeit ist die Bezeichnung zwischen dem Subjekte und dem Prädikate entweder eine gegenwärtige oder eine vergangene. Jeder der angeführten Gegensätze bezieht sich ferner entweder auf die imperfekte oder auf die perfekte Thätigkeit, deshalb werden für jede der angegebenen Kategorien im Allgemeinen vier Formen existiren.

3. Die bevorstehende Thätigkeit (periphrastische Formen).

Präsens. I am to ask.
Imperfekt. I was to ask.
(Perfekt. I am to have asked.)
(Plusq. I was to have asked.)

Beispiele: Is that all you *are to have* (was ihr bekommen sollt) for your two shillings. I *was to deal*, ich mußte Karten geben, es war an mir. This very evening I *was to have brought* him a gentleman. I *am* not *to be prejudiced* against my nephew.

Ob die Bildung eines Perfekts und Plusquamperfekts von dieser Form zu billigen ist, scheint fraglich; doch ist das Vorkommen desselben eine Thatsache.

5. Die mögliche Thätigkeit.

Präs.	I can ask.	I may ask.
Imperf.	I could ask.	I might ask.
Perf.	I can have asked.	I may have asked.
Plusq.	I could have asked.	I might have asked.

Die Möglichkeit ist eine physische, eine moralische oder eine logische; zur Bezeichnung der erstern dienen die Formen mit can, zur Bezeichnung der letztern die Formen mit may. Beispiele:

A. Physische Möglichkeit; d. h. der Inhalt der Aussage verstößt gegen kein Naturgesetz; diese Form wird daher namentlich angewendet, wenn die Kraft oder Fähigkeit des handelnden Subjekts Gegenstand der Aussage ist; z. B. You jest, cried my wife, we *can* walk it perfectly well. They retired to the next room whence they *could* ovrhear the whole conversation.

B. Logische Möglichkeit; d. h. der Inhalt der Aussage trägt keinen Widerspruch in sich selbst; z. B. A book *may* be very amusing with numerous errors, or it *may* be very dull without a single absurdity. The believed, he *might* once have been a very fine gentleman.

C. Moralische Möglichkeit; d. h. der Inhalt der Aussage verstößt gegen keine Pflicht; z. B. She *may* read the book, it contains nothing contrary to moral. I thought I *might* follow the advice of a friend.

D. Wird die Möglichkeit vereint, so wird I can angewendet; z. B. Consent to a match which you *cannot* hinder, but *may* render unhappy. — In der Frage mit negativem Sinn wird gleichfalls I can angewendet; z. B. What controversy *can* she have read?

Anmerk. 1. Die deutsche Sprache wendet in den vier aufgezählten Fällen das Hülfsverb können an.

Anmerk. 2. Das Perfekt und Plusquamperfekt mit can wird seiner Bedeutung gemäß nur in negativen oder in konditionalen Sätzen Anwendung finden.

5. Die nothwendige Thätigkeit.

Präs. u. Imperf.	I ought to ask.	I must ask.
Perf. u. Plusq.	I ought to have asked.	I must have asked.

Da diese Formen nicht wie die periphrastischen eine in einem gegenwärtigen oder in einem vergangenen Augenblicke bevorstehende Thätigkeit, sondern das absolut Nothwendige ausdrücken,

so existiren für dieselben keine Formen durch welche Gegenwart und Vergangenheit unterschieden werden. Die physische und die logische Nothwendigkeit werden durch must, die moralische Nothwendigkeit durch ought ausgedrückt.

A. Physische Nothwendigkeit; d. h. Nothwendigkeit, welche aus einem Naturgesetze hervorgeht; z. B. All *men* must die.

B. Logische Nothwendigkeit; d. h. Nothwendigkeit, welche als Resultat eines Verstandesschlusses auftritt; z. B. It *must* be very late. You *must* have been in a deep sleep.

C. Moralische Nothwendigkeit; d. h. Nothwendigkeit, welche aus einer anerkannten Regel oder einer eingegangenen Verpflichtung hervorgeht; z. B. In this case the subjunctive *ought* to be used. We *ought* to appear at church as decently a possible.

Anmerk. Das deutsche müssen entspricht im Allgemeinen den Hülfsverben I must und I ought. Man beachte nicht als Abweichung von dieser Bemerkung folgende zwei Fälle:

1) Müssen, so viel als: einem innern Drange nicht widerstehen können, wird durch I cannot but mit nachfolgendem Infinitiv, oder durch I cannot help (avoid, forbear) mit nachfolgendem Particip ausgedrückt; z. B. Ich muß schreien, I cannot but cry oder I cannot help crying.

2) Anglicismus in der Anwendung von must: Want money, replied the host, that *must* be (das ist ja) impossible. The only pang my bosom dare not brave *must* be to find forgetfulness in thine.

7. Die gewollte und die vorgeschriebene Thätigkeit.

Präs.	I will ask.	I shall ask.
Imperf.	I would ask.	I should ask.
Perf.	I will have asked.	I shall have asked.
Plusq.	I would have asked.	I should have asked.

Beispiele: I *will* go this moment and inform the company of my circumstances. It was determined that he *should* write to his sister.

Anmerk. Das deutsche Verb wollen darf nicht durch will übersetzt werden, wenn von demselben ein Satz abhängt; z. B. You *want* me to furnish you (Sie wollen, daß ich Ihnen gebe) with arguments and intellects too. I *will have* her read (ich will, daß sie lese) this book.

II. Nebenbedeutungen der prädikativen Formen.

8. Die Hülfsverba I may und I shall werden angewendet, um eine Beziehung des Sprechenden zu der dem thätigen Subjekte beigelegten Thätigkeit auszudrücken.

Konzessive Bedeutung von I may.

9. I may dient dazu, die Einräumung der Möglichkeit von Seiten des Sprechenden auszudrücken; z. B. You *may* be in the right.

Imperativische Bedeutung von I may und I shall.

10. I may wird angewendet, um die Thätigkeit als eine vom Sprechenden gewünschte darzustellen; z. B. He *may* tell his mind. It *may* serve to moderate your wrath in the argument. *May* heaven's everlasting fury light upon him.

Anmerk. Im Deutschen wird in den entsprechenden Fällen das Verb mögen angewendet. — Das Subjekt wird hinter das Hülfsverb gesetzt, wenn angedeutet werden soll, daß die Verwirklichung der Thätigkeit nicht vom Wunsch des Sprechenden abhängt. — Steht das Subjekt vor may, so kann im Deutschen auch der Imperativ angewendet werden.

11. I shall bezeichnet eine vom Sprechenden getroffene Anordnung; z. B. You *shall* feel the effect of this insolence.

Anmerk. Der Natur dieser Bedeutung zufolge wird das imperativische I shall nicht in der ersten Person, und im Allgemeinen nur in selbstständigen Sätzen angewendet.

Iterative Bedeutung von I will.

12. I will dient zur Bezeichnung der häufigen Wiederholung einer Handlung; z. B. He *would*, in a jesting manner, call her his little mistress.

Futur-Bedeutung von I shall und I will.

13. Der englischen Sprache fehlt ein eignes Hülfsverb für das Futur, sie bedient sich daher zu diesem Zwecke (ähnlich wie die alte deutsche Sprache) des Verbs I shall, in allen Fällen, in welchen dieses Hülfsverb nicht imperativisch angewendet wird (§. 11.); in den Fällen dagegen, in welchen Letzteres stattfindet, würde durch Anwendung von I shall die Thätigkeit als vom Sprechenden angeordnet erscheinen; deshalb wird, gewissermaßen als Protest gegen diese falsche Auffassung des auszusagenden Verhältnisses, nicht I shall sondern I will angewendet. Aus dem Gesagten ergiebt sich Folgendes:

A. Das Futur wird im Allgemeinen in der ersten Person durch I shall, in der zweiten und dritten dagegen durch I will bezeichnet. Dieser Regel zuwider sind folgende Fälle:

B. Die zweite Person Futuri wird in der Frage mit I shall gebildet, weil der Fragende das Verb I shall in der Antwort voraussetzt; z. B. *Shall* you take care of the children?

C. Die dritten Personen Futuri werden mit I shall gebildet:

C. 1. In temporalen Nebensätzen, durch welche eine zukünftige Begebenheit ausgesagt wird, die gemachten Anordnungen gemäß ist; z. B. As soon as you *shall* be here, we shall go to work. When the inhabitants of the island *shall* run to put out the fire, we shall make a general massacre.

C. 2. In relativen Sätzen wie die folgenden: Those who *shall* read (etwa lesen) his treatise will wish to know more of him. I will turn into Latin a part of any Greek author you *shall* fix upon.

D. In der direkten Rede und in der indirekten Frage wird shall oft in der dritten Person angewendet aus dem im §. 26. A. 1. zu ersehenden Grunde.

Anmerk. 1. Das Futurum unterscheidet sich in seiner Bedeutung von den Formen für die bevorstehende Thätigkeit (§ 4.) dadurch, daß durch diese zwar die Beziehung zwischen dem Subjekt und der Thätigkeit als eine wirkliche, die Thätigkeit selbst aber als eine noch nicht wirkliche aufgefaßt wird; während das Futurum die zukünftige Thätigkeit, welche zwar noch keine wirkliche ist, so auffaßt, als ob dieselbe eine wirkliche (seiende) wäre, indem der Sprechende seinen Standpunkt in der Gegenwart verläßt, und sich auf einen zukünftigen Standpunkt stellt.

Anmerk. 2. Von den im § 7. aufgeführten Formen bezeichnet man das Präsens und das Perfekt mit dem Namen Futurum und Futurum exactum; auch das Imperfekt und das Plusquamperfekt werden zu den Futurformen gerechnet, insofern dieselben einerseits dazu dienen, in der indirekten Rede und der indirekten Frage das in der direkten Rede oder der direkten Frage angewendete Futur zu vertreten (vergleiche § 26, B.), andrerseits aber durch diese Formen eine zukünftige Thätigkeit konditional aufgefaßt wird (vergleiche § 14.). Diese Formen werden daher auch mit dem Namen Konditionale und Konditionale exactum bezeichnet, und sind in Beziehung auf die Anwendung der Hülfsverben shall oder will denselben Regeln wie die andern Futurformen unterworfen.

Der Modus konditionalis.

14. Durch den Modus konditionalis wird eine in der Wirklichkeit nicht statt findende Beziehung zwischen dem Subjekte und dem Prädikate als wirklich gesetzt, zugleich aber das wahre Sachverhältniß angedeutet. Der englischen Sprache fehlen eigene Kon-

ditionalformen, sie bedienet sich deshalb der Formen für die Vergangenheit, die in dieser Anwendung beziehlich Imperfektum konditionale und Plusquamperfektum konditionale heißen. Nur vom Verb to be existirt ein eigenes Imperfektum konditionale (I were), welches aber in dem Plural mit dem Imperfekt übereinstimmt.

Die deutsche Sprache bedient sich bekanntlich des Konjunktivs Imperfekti und Plusquamperfekti, um das konditionale Verhältniß auszudrücken.

Die im § 13. A. 2. mit dem Namen Konditionale und Konditionale exactum aufgeführten Formen, verhalten sich zum Futurum und zum Futurum exactum eben so, wie sich das Imperfektum konditionale und das Plusquamperfektum konditionale zum Präsens und zum Perfekt verhalten.

15. Ueber die Anwendung der konditionalen Formen ist Folgendes zu bemerken.

A. In konditionalen Sätzen stimmt die deutsche Sprache mit der englischen in Beziehung auf die Anwendung des Modus konditionalis im Prinzip überein. Die Abweichungen beider von einander haben nur darin ihren Grund, daß die deutsche Sprache in gewissen Fällen statt des etwas schleppenden Konditionale und Konditionale exactum das Imperfektum konditionale oder das Plusquamperfektum konditionale anwendet, was im Englischen nicht leicht geschieht.

B. Uebereinstimmend in beiden Sprachen werden die konditionalen Formen angewendet, um etwas Gemischtes als im Widerspruch mit der Wirklichkeit darzustellen; z. B. Hätte ich ihn doch nie gesehen, O that I *had* never seen him. Wäre er doch noch am Leben, Would that he *were* still alive. I wish I *were* an angel out of this frightful place.

C. Uebereinstimmend in beiden Sprachen wird das Imperfektum konditionale von I shall angewendet, um anzudeuten, daß einer vorhandenen Verpflichtung in der Gegenwart nicht genügt wird; z. B. His circumstances *should* exempt him from censure. Daran schließt sich im Englischen die Anwendung von should in Subjektivsätzen, dem deutschen Konjunktiv Präsentis entsprechend; z. B. He has been my companion in the task for the day, and it is fit he *should* share (daß er Theil habe) in its amusements.

D. Das deutsche Imperfektum und Plusquamperfektum konditionale wird fragend angewendet, um anzudeuten, daß eine vom Sprechenden für unmöglich gehaltene Thätigkeit nach der Angabe eines Dritten eine wirkliche ist; im Englischen werden in

diesem Falle die konditionalen Formen von I can angewendet; z. B. Wäre es wahr, *Could* it be true?

E. Daß „Ich hätte können, sollen, müssen," durch I could, I might, I ought, to, I must mit nachfolgendem Infinitiv Perfekti auszudrücken sind, geht aus dem Obigen hervor.

F. Das deutsche mögen, in der Bedeutung gern haben, ist im Allgemeinen durch I like zu übersetzen. Das Imperfektum konditionale ich möchte wird häufig als stellvertretende mildernde Form statt des Präsens ich will, ich wünsche, angewendet, und muß demgemäß entweder durch I wish, oder durch die konditionalen Formen I would, I should like ausgedrückt werden. Dem Plusquamperfektum konditionale ich hätte mögen entspricht I should like mit nachfolgendem Infinitiv Perfekti.

III. Prädikative Anwendung des Infinitivs.

Die elliptischen Formen.

16. Es fehlt der englischen Sprache an einem eigenen Hülfsverb um eine vom Sprechenden willkührlich gesetzte Thätigkeit, über deren Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit in der Gegenwart des Sprechenden noch keine Entscheidung möglich ist, auszudrücken. Deshalb läßt man in diesen Fällen das Hülfsverb gänzlich aus und setzt den Infinitiv Präsentis oder Perfekti ohne Verknüpfung mittelst eines Hülfsverbs; daraus erklären sich die in allen Personen unveränderlichen Formen:

Elliptisches Präsens: I ask.
Elliptisches Perfekt: I have asked.

17. Diese Formen werden in folgenden Fällen angewendet:

A. In temporalen, auf einen zukünftigen Zeitpunkt hinweisenden Nebensätzen; z. B. Tell him this news, before he *hear* it (ehe er dieselbe etwa hört) from your adversary. Till repentance *compose* his mind, he will be a stranger to peace. It is the worst policy in the world ever to bear up an appearance of doubt towards another, before he *have* given you just cause.

B. In konditionalen Nebensätzen; z. B. If your present objection *be* meant as (etwa zum Zwecke hat) an evasion of my offer, I desist. I shall walk in the fields unless it *rain*, wenn es nicht etwa regnet.

C. In den mit lest beginnenden Nebensätzen, deren Inhalt ein Gegenstand der Befürchtung ist; z. B. Love not idleness lest thou *come* to poverty.

18. Die elliptischen Formen möchten in den angeführten Fällen am einfachsten durch Auslassung des Präsens von I shall zu erklären sein; dafür sprechen einerseits die im § 13. C. angeführten Beispiele, andrerseits der Umstand, daß für die Vergangenheit das Imperfekt von I shall angewendet wird, wo für die Gegenwart die elliptischen Formen in Anwendung kommen; z. B. He had prudently retired, untill all excitement of feeling *should* have subsided. He proposed to take a walk, untill it *should* rain. They withdrew to some distance from his tent, lest he *should* overhear them. Daran schließe man die Anwendung von I should in Nebensätzen, welche von einem in der Vergangenheit stehenden Verb des Fürchtens regiert werden; z. B. He dreaded that the slaves *should* combine against him. He appeared at first fearful lest I *should* relent or waver in my purpose.

18. In einem andern, später (§ 30.) zu erwähnenden Falle sind die elliptischen Formen durch Auslassung des Hülfsverb I may zu erklären.

Imperativ.

20. Um eine Thätigkeit anzuordnen, deren Subjekt die zweite Person ist, bedient sich der Sprechende des bloßen Infinitivs Präsentis, der in dieser Anwendung Imperativ heißt; z. B. *Take* from me the same horse that was given him by the good Bishop Jewel, this staff. — Als einen Anglicismus bemerke man die imperativische Anwendung des Infinitivs Perfekti: *Have done,* mach, daß du fertig wirst, dem man auch *Be gone* anschließen kann.

IV. Die Tempora Indikativi der deutschen Sprache.

21. Die sechs indikativen Zeitformen der deutschen Sprache stimmen in ihrer Anwendung mit den gleichbenannten Formen der englischen Sprache im Ganzen überein. Nur in folgenden Fällen weichen beide von einander ab:

Das englische Imperfekt und das deutsche Perfekt.

22. Die deutsche Sprache wendet das Imperfekt nur dann an, wenn das Verhältniß mehrerer in die Vergangenheit fallender prädikativen Beziehungen zueinander ausgedrückt werden soll; andere in die Vergangenheit fallende prädikative Beziehungen werden als in der Gegenwart abgeschlossen angesehen, und deßhalb durch das Perfekt ausgedrückt. Die englische Sprache dagegen

wendet das Perfekt nur dann an, wenn ein Verhältniß der in die Vergangenheit fallenden prädikativen Beziehung zur Gegenwart ausgedrückt werden soll; ist dies nicht der Fall, so wird das Imperfekt angewendet. Man sagt daher zwar übereinstimmend in beiden Sprachen I *came*, I *saw* and *vanquished*, ich kam, ich sah, siegte. I *have been* young and now am old, ich bin jung gewesen, und bin jetzt alt, weil im ersten Beispiele das Verhältniß des in die Vergangenheit fallenden Prädikats zu anderen in die Vergangenheit fallenden Prädikaten, im zweiten Beispiele dagegen sein Verhältniß zur Gegenwart der Gegenstand der Aussage ist; in solchen Fällen dagegen, in denen der Zusammenhang weder unbedingt die eine, noch unbedingt die andere Auffassung fordert, weichen beide Sprachen von einander ab, und die englische wendet das Imperfekt an, während im Deutschen das Perfekt steht; z. B. You are going to London on foot, in the manner Hooker *travelled* there before you. Olivia delivered the whole in a summary way, only saying: We *were* thrown from our horses. Aus dem Gesagten fließt folgende praktische Regel:

Die englische Sprache wendet das Imperfekt an, bei der Erzählung von Begebenheiten, welche in einen vergangenen Zeitabschnitt fallen; z. B. *Were* you at the play yesterday, sind Sie gestern im Schauspiele gewesen? I *met* with him last week, ich habe ihn die vorige Woche getroffen.

Anmerk. 1. Bei der Angabe eines vereinzelten historischen Faktums, z. B. Napoleon *was* born in Corsica, Napoleon ist in Korsika geboren, scheint, wenn das Verbum ein Passivum ist, dem deutschen Präsens das englische Imperfekt zu entsprechen. Diese Erscheinung erklärt sich leicht aus der obigen Regel, wenn man berücksichtigt, daß die angewendete deutsche Präsensform „ist geboren" das Perfektum Passivum „ist geboren worden" vertritt.

Anmerk. 2. Der Fall, in welchem das deutsche Plusq. Konj. dem englischen Imperfekt entspricht, ist in §. 26, A. 3. behandelt.

Das Futur.

23. Das deutsche Futur wird zuweilen angewendet, um eine Muthmaßung auszudrücken; z. B. das kann nicht sein, er wird sich irren. Der Brief wird verloren gegangen sein. Im Englischen ist in diesen Fällen die Anwendung des Futurs nicht statthaft; man sagt etwa: That cannot be, he is mistaken. The letter has undoubtedly miscarried.

24. Das deutsche Präsens ist durch das Futur zu übersetzen, wenn dasselbe dazu dient, die **Gewißheit** einer zukünftigen Begebenheit auszusagen; z. B. Bitte ihn nur, so **giebt** er Dir alles, was du willst, request him only, and he *will* give you every thing you wish for.

V. Der deutsche Konjunktiv.

25. Der deutsche Konjunktiv wird angewendet, wenn der Sprechende die Bürgschaft für die Wirklichkeit des Inhalts eines Nebensatzes auf ein anderes, im Hauptsatze angedeutetes Individuum überträgt, d. h. in der **indirekten Rede** und in der **indirekten Frage**.

Anmerk. Die Hülfsverben **wollen** und **sollen** werden gleichfalls im Deutschen dazu angewendet, um die Bürgschaft für die Aussage vom Sprechenden auf ein anderes Individuum zu übertragen, und zwar wird namentlich durch **wollen** diese Bürgschaft auf das handelnde Subjekt, durch **sollen** dagegen auf ein nicht genanntes Individuum übertragen; z. B. Sie **will** mich gesehen haben. Er **soll** sehr reich sein. Beides ist im Englischen nicht zulässig.

Die indirekte Rede und die indirekte Frage.

26. In Beziehung auf das Tempus und den Modus der indirekten Rede und der indirekten Frage weicht die englische Sprache von der deutschen ab, und stimmt mit der französischen überein. Wie diese wendet sie daher den Indikativ an. In Beziehung auf das Tempus beachte man Folgendes:

A. Steht das Verb des Hauptsatzes in der Gegenwart (Präsens oder Perfekt), so bleiben die Zeiten der in das indirekte Verhältniß gerückten Rede oder Frage dieselben, wie sie in der direkten Rede oder Frage waren; z. B.: I have been told that he *has* (**hat** oder **habe**) lost his place (dir. R. He *has* lost his place). I don't know whether such flouncing and shredding *is* (**ist** oder **sei**) becoming even in the rich (dir. Fr. *Is* such flouncing becoming?).

B. Wenn das Verb des Hauptsatzes in der Vergangenheit (Imperfekt oder Plusq.) steht, so werden alle in der direkten Rede oder Frage stehenden Präsesformen in Imperfektformen verwandelt, sobald jene in das indirekte Verhältniß tritt; z. B. He asserted that I *was* (**sei** oder **wäre**) heterodox (dir. R. You *are* heterodox). He inquired who *was* (**sei** oder **wäre**) there (dir. Fr. Who *is* there?).

Anmerk. 1. Steht das Verb der indirekten Rede oder Frage im Futur, so treten Fälle ein, welche mit § 13, A. in scheinbarem Widerspruch stehen, die sich aber leicht durch Verwandlung der indirekten Rede in die direkte erklären lassen; z. B. He assured me that he *should* not be long in my debt (dir. R. I *shall* not be long in your debt).

Anmerk. 2. Auch über die in folgenden Beispielen stattfindende vom Deutschen abweichende Anwendung von will und shall wird man sich Rechenschaft geben können, wenn man die indirekten Sätze in direkte umwandelt: Their present mortification did not much displease me, as it *would* give me opportunities of future triumph (dir. R. It *will* give me opportunities of future triumph). When the white inhabitants of the island *should* (§. 13, C. 1.) run to put out the fire, the blacks were to seize this moment.

Anmerk. 3. Enthält die direkte Rede im Englischen ein Imperfekt, wo im Deutschen ein Perfekt steht (§ 22.), so wird in der entsprechenden indirekten Rede ein englisches Imperfekt da stehen, wo im Deutschen der Konjunktiv Perfekti oder Plusquamperfekti anzuwenden ist, vorausgesetzt, daß das Verb des Hauptsatzes in der Vergangenheit steht; z. B. At this account the ladies were greatly concerned, but being told the family *received* no hurt, they were extremely glad.

Wunschausdrückende Nebensätze.

27. Wird ein Nebensatz von einem Verb des **Wünschens** regiert, so steht im Deutschen der Konjunktiv, während im Englischen (nach § 10.) I may angewendet wird; z. B. Heaven grant she *may* be the better for it this day three months.

28. In den mit that, damit, beginnenden Nebensätzen entspricht das Verb I may gleichfalls dem deutschen Konjunktiv; z. B. He will prevent my girls from going to town, that he *may* have the pleasure of my youngest daughter's company. Diese Anwendung von I may ergibt sich gleichfalls aus dem im §. 10. Gesagten.

Konzessive Fragsätze.

29. Hält der Sprechende sein Urtheil über die Wichtigkeit des Inhalts eines Nebensatzes deßhalb zurück, weil diese Entscheidung ohne Einfluß auf den Inhalt des Hauptsatzes ist, so pflegt man dem Nebensatz die Form eines Fragesatzes zu geben, und nennt ihn deßhalb „konzessive Frage." In den konzessiven Fragen wendet die deutsche Sprache den Konjunktiv, die englische dagegen das Hülfsverb I may an (vergl. § 9.); z. B. Whatever *may* be thy fortune, let me see thee once a year. She conjured him to avert the wrath of the sorceress by obeying her commands, Whatever they *might* be. Whatsoever his former

conduct *may* have been, his circumstances should exempt him from censure now. However dark the habitation of the mole *may* be to our eye, yet the animal itself finds the apartment sufficiently lightsome. Whereever you *may* be, you are in the presence of God. You shall have a sermon, whether there *may* be good company or not.

30. In konzessiven Fragesätzen wird das Präsens des Hülfsworts I may gewöhnlich ausgelassen, oder mit andern Worten, es werden die elliptischen Formen (§ 16) angewendet; dadurch verwandeln sich die obigen Sätze (§ 29) in folgende: Whatever *be* thy fortune, let me see thee once a year. Whatsoever his former conduct *have been*, his circumstances should exempt him from censure now. However dark the habitation of the mole *be* to our eyes, yet the animal itself finds the apartment sufficiently lightsome. Whereever you *be*, you are in the presence of God. You shall have a sermon, whether there *be* good company or not.

Wie der deutsche Konjunktiv in Nebensätzen, welche den Gegenstand einer Befürchtung ausdrücken, zu übersetzen sei, entnehme man aus § 18; wie der deutsche Konjunktiv in Subjektssätzen auszudrücken ist, geht aus § 15, C. hervor.

Nachtrag.

Die englische Sprache besitzt außer den im Obigen erläuterten Konjugationsformen noch eine bedeutende Anzahl Partizipial-Konjugationsformen, deren Anwendung gleichfalls aus einfachen und umfassenden Prinzipien abgeleitet werden kann. Es sei erlaubt, in dieser Beziehung auf die bald erscheinende dritte Auflage des wissenschaftlichen Theils von Fölsings Lehrbuch der englischen Sprache zu verweisen.

Berlin.

J. Fölsing.



Ueber das Prinzip der freien Rhythmen mehrerer Gedichte von Goethe.

Die freien Rythmen wurden, so viel ich weiß, zuerst von Klopstock in Oden angewandt. Als er 1759 eine Ode, welche Betrachtungen über die „Allgegenwart Gottes" enthält, in dem „nordischen Aufseher" veröffentlicht hatte, äußerte sich Lessing darüber in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend" in folgender Weise: „Diese Betrachtungen scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen:

Ich hebe meine Augen auf, und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erde, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwese,
Aus der ich auferstehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu sein!
Mit heil'gem Schauer
Brech' ich die Blum' ab!
Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blum' ist!
u. s. w.

Was sagen Sie zu der Versart, wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts, als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Sylbenmaaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam sein, zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen

Sylbenmaaße abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählt, und alle Schwierigkeiten desselben so sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosaische (richtiger hieße es wohl: der metrische) Wohlklang von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet und Wohlklang zu sein aufhört: wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Sylbenmaaße schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieser doch niemals dankt? Ja, ich wollte noch weiter gehen, und diese freie Versart sogar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viele Leser sehr unzufrieden gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreißen zu wollen scheint. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metrum befriedigen lassen. Der Scribent behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Prosa zu Statten kommt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich jetzt gar nicht erwähnen; wenn sich nämlich der Dichter bei der Abtheilung dieser freien Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem aussprechen müßte u. dgl."

Herder stimmte in seinen „Fragmenten zur deutschen Literatur" diesem Urtheile bei. Er meinte, daß dieses Sylbenmaaß uns vielleicht von vielem Uebel erlösen und viel „Aufschluß und Bequemlichkeit" bringen könnte. Es könne, nach jener scythischen Zeichensprache zu reden, wie ein Pfeil treffen, wie ein Adler sich aufschwingen, könne die Sprache durchgraben, und sich wieder, ohne zu sinken, schwimmend erhalten. Dann eigne es sich auch vortrefflich zu Gemälden der Einbildungskraft, die kein gefesseltes Sylbenmaaß ertrügen, ohne daß sie oder das Sylbenmaaß leide. Bei Pindar und Horaz laufe die Periode und das Gleichniß über die Strophe hinüber, wenn sie auch bei den meisten deutschen Dichtern zahm genug sei, sich in die Strophe einschließen zu lassen. Ferner empfiehlt er diese freien Rhythmen vorzüglich für das Recitativ, während er für die Arien die Assonanzen wünscht. Nicht minder hält er sie für das Drama geeignet. „Es kann sich dieser

Vers so prosaisch als möglich machen, und dies ist in den ersten Auftritten nöthig, wo das Sylbenmaaß oft unleidlich wird. Er kann sich aber auch hernach zum höchsten tragischen Affect erheben, und dem Brausen des Sturms nachahmen, der im Virgil auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will, und kann die heftigen kurzen Doppelgespräche füllen, welche die Alten auf ihren Bühnen so sehr liebten, und die Neuern so sehr vergessen. Wenn nun in diesem Sylbenmaaß so viel Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik liegt, so muß es auch ein Muster von Declamation seyn. Lies eine klingende deutsche alcäische Ode, declamire sie gut, verbirg ihre Fehler, laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören; — es ist nicht mehr alcäische Ode, es ist eine Sprache, in diese Verse zerstückt! Höre einen Redner in seinem Feuer brausen, oder zerschmelzen; du wirst einige Fußstapfen dieser Abschnitte in seiner Declamation hören!"

Zwei so gewichtige Urtheile verfehlten nicht, Goethe für diese quasi-metrische Form günstig zu stimmen. Und so finden wir denn, daß er sie nicht blos in dramatischen Dichtungen, wie im Prometheus, und, etwas geregelter, noch im Elpenor versucht, sondern auch in einer ganzen Reihe kleinerer Gedichte, von den seinem Freunde Behrisch gewidmeten Oden an bis zu den Gedichten „Meine Göttin," „Das Göttliche" u. s. w. angewandt hat. Vergleichen wir aber die Art der Behandlung dieser Form bei Klopstock und Goethe, so zeigt sich eine merkliche Verschiedenheit, die am stärksten hervortritt, wenn wir die „Frühlingsfeier", worin Klopstocks eigenthümliche Behandlungsweise sich am schärfsten ausprägt, zu unserer Vergleichung auswählen. Diesen Unterschied hat neuerdings Heinrich Kurz *) im Folgenden zu finden geglaubt: Klopstock habe für jede einzelne Empfindung, jeden einzelnen Gedanken eine gerade diesem anpassende Form gewählt, woraus am Ende eine wahre Formlosigkeit habe entstehen müssen, indem es den einzelnen rhythmischen Bewegungen an aller Einheit gebreche, und sie zuletzt sich gegenseitig auflösen. In der Frühlingsfeier und ähnlichen Gedichten von Klopstock lasse sich vom Anfange bis zum Ende in dem Wechsel des Rhythmus überall die Absicht des Dichters mit voller Sicherheit nachweisen. Bei Goethe dagegen zeige sich in den freiern Rhythmen nur selten eine Uebereinstimmung des

*) In seinem gehaltreichen Commentar zum Handbuch der poet. National-literatur der Deutschen. S. 48.

Rhythmus und des Gedankens, die man, eben weil sie nur hie und da erscheine, für zufällig halten müsse. Aber dafür sei ihnen eine bestimmte, feste, wiederkehrende Form eigen, und diese beruhe im Parallelismus der Gedanken oder der Anschauungen, der durch seine Gedichte ganz durchgeführt sei.

Ich kann diesen Parallelismus der Gedanken und Bilder in den bezeichneten Gedichten von Goethe nicht entdecken, wenigstens gar nicht einen so regelmäßig und consequent durchgeführten, daß ich ihn als das formirende und Einheit hervorbringende Princip betrachten könnte. Es zeigen sich allerdings hier und da parallele Anschauungen und Vorstellungen; aber deren wird man, bei aufmerksamer Betrachtung, auch in andern Gedichten nicht wenige finden, namentlich in Oden und Hymnen, zu deren Gattung die in Rede stehenden Gedichte größtentheils gehören; denn die höhere Begeisterung ist wortreich und sucht sich durch einen gehäuften Ausdruck zu genügen. Auch müßte der Parallelismus, wenn in ihm eine ächte formirende Kraft beruhen sollte, ein durchweg gleichtheiliger sein; und zwar wäre er am besten, wie in der hebräischen Poesie, ein zweitheiliger. Untersucht man aber die Stellen jener Goethe'schen Gedichte, worin der Parallelismus erscheint, so finden sich bald zwei, bald drei oder vier einander parallele Gedanken, wie es eben der Zufall mit sich bringt. Ich kann demnach unmöglich in die Ansicht einstimmen, daß jene Gedichte durchweg auf dem Ebenmaaß der Gedanken und Vorstellungen als auf ihrer eigentlichen Grundlage aufgebaut seien, sondern muß dieses Ebenmaaß, wenn es sich hier in höherm Grade als in andern Gedichten zeigt, für etwas Secundäres, worüber ich mich unten näher erklären werde, und in manchen Stellen sogar für etwas Zufälliges ansehen. Umgekehrt kann ich in dem, was Kurz für rein zufällig bei Goethe erklärt, in der Zusammenstimmung des rhythmischen Ganges mit dem Gedankeninhalt, nicht einen bloßen Zufall anerkennen. Das ist allerdings richtig, daß bei Goethe nicht, wie Klopstock, sich ein klar bewußtes Streben zeigt, überall den geschilderten Gegenstand mittelst der rhythmischen Bewegung zur sinnlichen Anschauung zu bringen. Aber daraus folgt nicht, daß die Harmonie von Rhythmus und Gedanke, wo sie sich bei Goethe findet, dem Zufall beizumessen ist; sondern sie kann die Frucht eines Gefühls, eines poetischen Instinkts sein; und so verhält es sich in der That. Klopstock war Verskünstler im vollsten Sinne des Wortes; er hatte über die Bedeutsamkeit aller Arten von rhythmischer Bewegung nachgedacht; er hatte sich

feste Grundsätze darüber gebildet, was ein Molossus, ein Amphimacer, was jeder der Epitriten, Päonen u. s. w. auszudrücken fähig sei, und war sich dieser Grundsätze über dem poetischen Schaffen stets bewußt. Er ging so weit zu behaupten, „daß auch die Dichter der Alten nur zuweilen, und selbst Homer nur viel öfter als die andern, der wahren Vorstellung von der metrischen Schönheit genug gethan.“ Auch Homers Verse, sagte er, „gehen nicht selten ihren Weg für sich, und lassen den Inhalt den seinigen gehn; oder sie gehen geradezu gegen den Inhalt an.“ Eine so ängstliche und so sehr dem Einzelnen zugewandte Aufmerksamkeit auf Versmalerei aber, wie sie Klopstock verlangte, war nicht Goethe's Sache. Er brachte es überhaupt in seinem Leben nie zu einer recht systematischen Theorie der Verskunst. Interessant ist es zu sehen, wie er sich anstellte, um hinter die Künste des hexametrischen Versbaues zu kommen; Voß erschien ihm in dieser Beziehung wie ein Geheimkünstler, und er hätte große Lust gehabt, mit ihm einen förmlichen mündlichen Cursus über den Hexameter durchzumachen, wie er sich bei dem regelrechten Bau des fünffüßigen Jambus (in der Umarbeitung der Iphigenie zu Rom) des Beirathes von Moriz bediente. Er machte es aber zuletzt mit dem heroischen Versmaaß, wie fast in allen Dingen, er suchte durch die Praxis zu dem Nöthigsten von theoretischer Einsicht zu gelangen, und unternahm mit zu diesem Zwecke die Bearbeitung des Reineke in Hexametern. Auf solchem Wege brachte er es zu einem Hexameter, der vor dem Urtheil des gewöhnlichen nüchternen Theoretikers immerhin unter dem Vossischen stehen mag, aber sicher vor dem Forum eines unbefangenen Gefühls, und somit auch wohl vor dem einer allseitig freien Kunstkritik vor dem Vossischen den Vorrang behauptet. Aehnlich verhält es sich nun mit Goethe's freiern Rhythmen, den Klopstockschen gegenüber. Wie die letztern aus deutlich gedachten Principien hervorgegangen sind und somit der Verstand an ihrer Entstehung stark betheiligt ist, so wird es auch dem Verstande des Kunstrichters nicht schwer, in ihnen überall Zweck und Zweckmäßigkeit nachzuweisen, während die Goethe'schen, als ein Produkt einer mehr bewußtlos wirkenden künstlerischen Natur, eben deshalb auch, wie Naturprodukte, nicht so leicht, und mehr dem ahnenden Gefühle als der deutlichen Einsicht, ihre innere Bedeutung und Wahrheit erschließen. Auch in Goethe's freien Rhythmen stehen meistens Bewegung und Gedankeninhalt der Verse im Einklange; aber dieser Einklang ist natürlich und ungesucht, und daher leiser, zarter, ich möchte sagen

anschaulicher, und mithin auch schöner und wohlthuender, als bei Klopstock.

Es scheint mir bisher noch nicht gehörig erkannt worden zu sein, worin die Form der freien Rhythmen überhaupt beruhe. Ich finde sie in dem Gleichgewicht der einzelnen syntaktischen Glieder der Rede. Jeder einzelne Vers besteht aus einem besondern syntaktischen Gliede, und die einzelnen Glieder stehen untereinander in einem gewissen Gleichgewicht. Dies läuft keineswegs auf dasselbe hinaus, was Kurz, wie wir oben sahen, durch Parallelismus der Gedanken und Anschauungen bezeichnet hat, denn ein solcher besteht darin, daß jedem Gedanken regelmäßig ein Wiederhall nachtönt, wodurch freilich auch ein Balanciren ganzer Sätze, aber nicht nothwendig einzelner Satzglieder entsteht. Dem Parallelismus haftet eine weit größere Einförmigkeit an, als jenem Abwiegen der syntaktischen Glieder gegen einander, wobei eine große Mannigfaltigkeit von Combinationen statt finden kann. Bald werden Subjekt und Prädikat gegen einander abgewogen:

Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.

Oder eine Adverbialbestimmung bildet das Gegengewicht zum ganzen übrigen Satze:

Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Oder ein Subjekt, Objekt u. s. w. wird durch einen relativen, oder überhaupt adjektivischen Zusatz aufgewogen:

Der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius.

Oder auf gleicher Reihe stehende Satztheile werden mit einander parallelisirt:

Den Blumen-singenden
Honig-lallenden
Freundlich winkenden

Und so ließe sich noch eine Menge anderer Combinationen dieser Art aufzählen, die alle von Dichtern bereits angewandt worden sind. Schon aus den hier angeführten Beispielen geht hervor, daß nicht immer ein ganzes Satzglied einem ganzen gegenüber gestellt wird, sondern bisweilen auch eines mehrern zusammen,

oder einem ganzen Satze, oder ein ganzer Satz einem andern. Soll aber dieser Absonderung und Gegenüberstellung einzelner Satztheile und Sätzchen eine dichterisch formirende Einheit erzeugende Kraft inwohnen, so müssen die einzelnen Glieder sich das Gleichgewicht halten, und darin liegt vorzugsweise der Unterschied jener freien Rhythmen und der Prosa. Es wird zwar nicht erfordert, daß die Sylben, woraus ein einzelnes Glied oder der von ihm angefüllte Vers besteht, an und für sich d. h. außer dem Zusammenhange mit der ganzen Rede betrachtet, genau dasselbe Zeitquantum ausfüllen, noch weniger, daß sich eine gesetzliche Reihenfolge von Längen und Kürzen darin finde, aber wohl ist es nöthig, daß die Zeit, welche bei angemessener Deklamation jedes einen Vers füllende Satzglied der Sätzchen, mit Inbegriff der zugehörigen Pausen, verlangt, durchgehends im Stücke dieselbe sei.

Um meinen Gedanken in volles Licht zu setzen, muß ich etwas weiter ausholen, wobei vielleicht gelegentlich ein Irrthum beseitigt wird, der weit genug verbreitet und eine Quelle mancher schiefen Urtheile ist.

Die Alten lasen ihre Verse anders, als wir die unsrigen. Es war ihnen eine unverbrüchliche Regel, die Gliederung eines Gedichtes, die architektonische Zusammensetzung des tönenden Sprachkörpers, die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Klänge, die man in einem Gedichte vernimmt, dem Ohr des Hörers aufs Bestimmteste durch die Deklamation einzuprägen. Ihre Deklamation band sich nicht minder streng an ein festes Zeitmaaß, als bei uns der Gesang. Man wähne nicht, daß ein Rhapsode, der einen Gesang aus Homer vortrug, den Hexameter in einer so lockern, freien Weise ertönen ließ, als wir diesen Vers zu lesen pflegen. Wir lassen den logischen Pausen innerhalb des Hexameters ihr Recht widerfahren, mag dadurch seine Zeitdauer auch über Gebühr verlängert werden. Ein Beweis, daß die Alten es nicht so machten, liegt schon in der verschiedenen Art, wie sie bei logischen Abschnitten innerhalb des Verses hinsichtlich des Hiatus verfahren. Während es bei uns Regel ist, daß der Hiatus erlaubt wird, sobald er mit einer Interpunktion coincidirt, die eine bedeutende logische Pause bezeichnet: muß in lateinischen Versen der Hiatus selbst bei den wichtigsten logischen Einschnitten innerhalb des Verses vermieden werden. Daraus erhellt, daß sie in der Deklamation die logischen Pausen nicht beobachten, denn die zur Vermeidung des Hiatus angewandten Elisionen machen ein Anhalten an der Ein-

schnittstelle geradezu unmöglich. Die deutschen Lehrer der Deklamatorik stellen unbedingt den Grundsatz auf, daß in dem Vortrag der gebundenen Rede die freie logische Gliederung vor der metrischen vorwalten müsse. So heißt es bei Falkmann: „Die logische Behandlung der Rede muß die herrschende bleiben und darf keine Schmälerung durch die musikalische erleiden, denn wenn der Verstand die menschlichen Worte nicht mehr erleuchtet, so haben sie ihren edelsten Charakter verloren; die euphonische Seite nehme also die zweite Stelle ein und lasse sich nur da blicken, wo Raum für sie ist." Anders bei den Alten. Ihr regerer Sinn für Symmetrie, ihr lebhafteres Wohlgefallen an Schönheit der Form sträubte sich im mündlichen Vortrage gegen Verstümmelung des gesetzmäßigen Baues der Gedichte; ihre vollklingende, gesangreiche Sprache lud zu stärkerer Hervorhebung der rhythmischen Gliederung ein. Ohne Zweifel werden sie bei der Deklamation auch die logische Gliederung nicht außer Acht gelassen und Mittel zur Andeutung derselben gewußt haben. Aber sie, die uns das Erste und Wichtigste beim Vortrag ist, war ihnen das Zweite, das Untergeordnete.

Wenn es nun aber nicht zweifelhaft sein kann, daß unsere Neigung, die logische Gliederung der gebundnen Rede auf Kosten des metrischen Gesetzes beim Vortrage geltend zu machen, tief in der Natur unserer Sprache und unserer Poesie begründet sein muß: so folgt zunächst daraus, wie unklug es ist, deutsche Poesie in künstliche antike Rhythmen einzukleiden. Der deutsche Deklamator wird eine alcäische Ode unserer Dichter, wenn er sie mit Feuer und Ausdruck lies't in regellose syntaktische Gebilde, nicht aber, nach Herders Behauptung, in ähnliche Verse, wie Klopstocks freie Rhythmen sind, zerstücken. Wozu denn nun dem Dichter die Verpflichtung auferlegen, seine Sprache in das antike Metrum einzuzwängen, da es doch in der mündlichen Darstellung dem Ohr verloren geht?

Aber ist denn nicht ein Metrum möglich, so darf man nach dem Vorhergehenden weiter fragen, worin der logischen Gliederung beim Vortrag vollkommen ihr Recht geschehen kann, ohne daß die metrische darunter leidet? Wäre vielleicht gar eines denkbar, dessen rhythmischer Bau sich erst dann dem Sinne recht lebhaft darstellt, wenn man in lebendiger, begeisterter Rede, bloß nach oratorischen Gesetzen, den Gedanken- und Empfindungsgehalt des Gedichtes kräftig hervortreten läßt? Allerdings ist ein solches Metrum denkbar; es ist uns in den freien Rhythmen, wovon wir

reden, wirklich gegeben. Diese Rhythmen erscheinen nur so lange regellos, das Gesetz bleibt in ihnen nur so lange verhüllt, bis die Worte, die man an sie gebunden, in dem Munde eines ächten Declamators ihr eigentliches Leben gewinnen; dann gewahrt auf einmal das Ohr eine schöne symmetrische Gliederung, einen regelrechten Bau des Gedichtes. Bei ausdrucksvoller Declamation kann und soll bekanntlich oft ein einziges Wort mehrere an Zeitdauer und Nachdruck aufwiegen. Wenn nun bei antiken Strophenformen, und in geringerm Grade auch bei den modernen, dem Deklamator die Aufgabe gestellt ist, diesem oratorischen Gesetze nur so weit zu genügen, als dadurch nicht der architektonische Bau des Gedichtes zerstört wird: so ist bei den freien Rhythmen im Gegentheil von vornherein auf einen logisch-pathetischen Vortrag des Gedichtes als auf eine Bedingung gerechnet, ohne welche die Symmetrie des sprachlichen Materials nicht zur Anschauung gelangt. Hieraus erhellt, daß jene Rhythmen nur scheinbar frei sind; der Dichter ist bei ihnen vielleicht noch gebundener, als bei einem streng schematischen Metrum. Ferner ergibt sich, daß diese Verse Redeverse in höchster Potenz, also nicht, wie Lessing will, für den Gesang, sondern, mit Herder, höchstens für das Recitativ zu empfehlen sind. Weiter ist klar, warum Herder in diesen Rhythmen einen solchen „Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik“ fand; er fühlte, obgleich er eben so wenig als Lessing die Natur dieser metrischen Form deutlich erkannte, daß die Gedichte, die darin abgefaßt waren, zu einem bewegten, pathetischen Vortrage drängten. Wenn aber er sowohl als Lessing diese Versart für das Drama vorschlägt, so kann man nicht unbedingt beistimmen, sondern den Vorschlag nur für eine bestimmte Art des Drama's oder vielmehr für Dramen von einem bestimmten Charakter gelten lassen. Goethe hat auch in dieser Beziehung wieder einen ungemein feinen Takt gezeigt. Er hütete sich wohl, seine Iphigenia durchgehends in diesem Metrum zu schreiben; auch die erste metrische Form derselben, die man gewöhnlich als eine Art poetischer Prosa bezeichnet, war nichts weniger als diesen freien Rhythmen ähnlich; sie trug schon ganz entschieden die Prädisposition zu der spätern Form, zum jambischen Quinar, in sich. Mit Recht aber däuchten ihm jene Rhythmen ein paar bewegteren Stellen zuzusagen, wohin das bekannte Lied der Parzen gehört. Ein Drama so subjectiv-lyrischer Natur jedoch wie der Prometheus, das sich stets auf der Höhe der Ode gehalten und dabei nur einen geringen Umfang bekommen hätte, konnte immerhin ganz in jenen Rhythmen

durchgeführt werden. Im Allgemeinen aber werden wir, ohne die Gründe dafür entwickeln zu müssen, das Theorem aufstellen dürfen, daß dieses Versmaaß keiner Gattung von Gedichten mehr zusagt, als der Hymne und Ode; und in Productionen dieser Art hat Goethe sie auch vorzugsweise angewandt.

Vergleicht man aber Goethe's Hymnen aus den Jahren 1781 und 1782: „Gränzen der Menschheit, das Göttliche u. s. w. mit den ältern Oden: An Berisch, Wanderers Sturmlied, An Schwager Kronos, Harzreise im Winter u. s. w. in Beziehung auf die Behandlung der freien Rhythmen: so stellt sich sogleich die Verschiedenheit dar, daß in den spätern Gedichten dieser Art das Metrum sich weit mehr einem bestimmten regelmäßigen Schema annähert, und zwar einestheils dadurch, daß die Verslänge mehr gleich und constant wird, und zweitens durch ein häufigeres Hervortreten des daktylischen Maaßes. Halten wir z. B. die Stelle aus den „Gränzen der Menschheit":

> Steht er mit festen — ◡ ◡ — ◡
> Markigen Knochen — ◡ ◡ — ◡
> Auf der wohlgegründeten ◡ ◡ | — ◡ — ◡ ◡
> Dauernden Erde. — ◡ ◡ — ◡
> Reicht er nicht auf — ◡ ◡ —
> Nur mit der Eiche — ◡ ◡ — ◡
> Oder der Rebe — ◡ ◡ — ◡
> Sich zu vergleichen. — ◡ ◡ — ◡

neben irgend eine Stelle aus der Ode „An Schwager Kronos":

> Seitwärts des Ueberdachs Schatten
> Zieht dich an,
> Und ein Frischung verheißender Blick
> u. s. w.

so tritt uns die Annäherung an ein regelrechteres Versmaaß in dem ersten Bruchstück anschaulich genug entgegen. Diese Metamorphose einer metrischen Form darf uns bei Goethe nicht auffallend sein; vielmehr wird Jeder, der den Entwicklungsgang seines Geistes aufmerksam verfolgt, darin etwas Gesetzliches und Nothwendiges sehen, das eben in jenem Entwicklungsgange begründet ist. Als die hohen, strudelnden Wellen der Sturm- und Drangperiode sich zu beruhigen begannen, mußte sich die sanftere Strömung der Gedanken und Empfindungen schon von selbst bei ihm in der Poesie auch durch ein ruhigeres, gesetzmäßigeres Metrum kund geben. Dazu kam noch, daß, selbst ehe ihn auf Latiums

classischem Boden der Geist des Alterthums ganz ergriff, seine Poesie sich immer mehr dem Charakter und den Formen der antiken Dichtkunst zuneigte. Nun räumt diese aber, ganz im Gegensatz zu dem Prinzip, worauf die freien Rhythmen beruhen, den metrischen Formen eine selbstständige Geltung ein; und so ist es ganz erklärlich, warum die freien Rhythmen bei der Annäherung der classischen Periode ihren Charakter wesentlich ändern und zuletzt ganz verschwinden müssen.

B.

Flandricismen.

Belgien macht Frankreich Alles nach: Bücher, Journale, Sprache, Musik, Theater und Politik. Aufs Bücher-Nachmachen versteht es sich am Besten. Die Kammern debattiren wie die Französischen; es werden oratorische Vorträge à la Thiers und à la Guizot gehalten, die oft gar nicht zu verachten wären, wären sie nicht à la Thiers und à la Guizot; auch die Parteiführer haben sich ihre Typen unter den Gestalten gewählt, die lange im Pariser Parlamente geglänzt, aber allmälig erbleichen und bald ganz verschwinden werden. Brüssel hat seine große Oper, hier théâtre royal; ein Gymnase, unter dem Namen th. du Parc; eine Vaudevilletheater und ein théâtre des nouveautés. Die Kunstausstellungen finden im Musée statt, wie zu Paris, und auf dieselbe Weise, indem man eine Leinwand über die Werke der alten Meister spannt, die auf mehrere Monate für Künstler und Publikum verloren sind.

Das Alles wird mehr oder weniger verunstaltet. Die zierlichen Produkte der brillanten Pariser Civilisation sind für eine flammändische Faust zu zart; der französische Esprit ist den Biertrinkern zu flüchtig; und, müssen wir hinzusetzen, ein flammändisches Gemüth ist zu aufrichtig und wahr, um sich in dieser schillernden Falschheit des französischen Lebens zurecht zu finden. Im Grunde haßt der Flammänder die Franzosen.

Wir haben es natürlich hier nur mit der Sprache zu thun. Das Französische ist eine zweite Muttersprache der Flammänder geworden. Wie das gekommen, ließe sich leicht aus der Geschichte erklären; das würde uns aber zu Untersuchungen führen, welche die Grenzen und den Zweck dieser Blätter überschreiten dürften. Die französische Sprache hat das Land überschwemmt wie eine Fluth; in den oberen Regionen hat sie sich ziemlich rein erhalten,

in den Mittelklassen aber ist sie verunreinigt worden. Es haben sich da Redensarten und Wendungen und Ausdrücke eingeschlichen, die dem Geiste der französischen Sprache zuwider sind: Barbarismen aller Art, die sich theils als Germanismen herausstellen, theils auch Uebertragungen flammändischer Idiotismen sind; auch haben sich mitunter Wallonismen in dieses wunderliche Gemisch verlaufen. Wir haben einen längern Aufenthalt im Lande benützt, um diesen mannigfachen Anomalien nachzuspüren, und glauben mehreren Lesern einen Dienst zu erweisen, indem wir das Resultat eines, obgleich unvollständigen Studiums vorlegen. Wir halten uns um so mehr berechtigt, dieses zu glauben, da, wie gesagt, eine Menge Flandricismen im Geiste der germanischen Sprachen ihren Ursprung haben, und unsere Bemerkungen daher deutschen Lesern von einigem Nutzen sein können.

Selbst den Namen seiner Hauptstadt spricht der Belgier nicht selten unrichtig, er sagt: Brucselles statt Brüssel, ein Fehler, in den häufig die Pariser verfallen. Von Bruxelles hat man Bruxellaire, ein Brüsseler, gemacht; es ist offenbar eine Travestie des deutschen Wortes. Der Franzose sagt un Bruxellois. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß man ebenfalls Aisse-la-chapelle und nicht Aicse-la-chapelle sagen muß.

Unter den Eigenheiten, welche die Flammänder sich angewöhnt haben, ist uns besonders die öftere Wiederholung der Worte: „n'est-ce pas" und „dit-il" aufgefallen. Der Brüsseler bringt sein n'est-ce pas rechts und links an, ohne daß auch nur der entfernteste Grund dazu vorhanden sei.

Um einige Ordnung in unsere Bemerkungen zu bringen und die Uebersicht zu erleichtern, wollen wir sie in alphabetischer Reihe aufstellen, indem wir dabei die Germanismen von den Flandricismen und Wallonismen trennen; mehrere fehlerhafte Ausdrücke, welche aus dem Stammlande der Sprache nach Flandern gewandert sind, werden wir besonders erwähnen.

Germanismen.

Aimer mit *de*. Man sagt: j'aime *à* me promener, nicht *de* me promener.

Avec. *Aller avec*, kann nicht ohne régime gebraucht werden; eben so *venir avec*. Venez avec *nous*, j'irai *avec lui*. — *Avec* un temps pareil vous tomberez malade, statt *par* un temps pareil. — Envoyer *avec* la diligence, statt *par* la diligence.

Altéré, darf nicht im Sinne des deutschen alterirt gebraucht werden. Je suis tout altéré heißt: ich bin sehr durstig; doch kann man sagen: Rien ne peut *altérer* la constance du sage, wo es stören bedeutet.

Bon pour manger statt *à* manger. Ce poisson est bon *à* manger, nicht *pour*. Das Zeitwort manger hat hier eine passive Bedeutung; es steht für à être mangé. Sage ich im aktiven Sinne: Cet homme est *bon* pour manger, so heißt das so viel als der Mann ist ein starker Esser.

brûler, brennen. Dieses Zeitwort wird häufig falsch angewendet. Es brennt wird mit *il brûle* übersetzt; man läutet Sturm, es brennt: on sonne le tocsin, il *brûle*, man sage: il y a un incendie. Kaffee brennen: *brûler* du café, statt griller, rôtir, der eigentliche Ausdruck wäre torréfier, was sich aber etwas präziös ausnimmt.

Bûche bedeutet an und für sich schon ein Klotz oder ein Stück Holz; es ist also überflüssig, hinzuzufügen: de bois, nur wenn ein erklärendes oder specificirendes Wort nachfolgt, wird bois gesetzt: une bûche de bois de campêche, une bûche de bois flotté.

chercher après quelqu'un, nach jemanden suchen, statt chercher quelqu'un.

combien est-ce que vous demandez pour, wie viel verlangen Sie dafür? Diese Wendung, um sich nach dem Preise einer Waare zu erkundigen, ist um so verfänglicher, da sie auf den ersten Blick korrekt erscheint, sie ist aber dem französischen Idiom fremd; es heißt: combien vendez-vous.

Dehors wird von Flammändern öfter als von Deutschen nach aller, boire, tomber etc. gesetzt. Sie sagen: buvez *dehors*, buvez votre verre *dehors* le feu va *dehors*, la bouteille est *dehors*, statt buvez, videz votre verre, le feu s'éteint, la bouteille est vide. So hört man auch wohl sagen: je sais ma leçon *dehors*, statt je sais ma leçon par coeur.

Dieser Germanismus findet sich auch in folgender Stelle der Nachahmung Christi: *Si scires totam bibliam exterius*, wenn du die ganze Bibel auswendig wüßtest. Dieser und andere ähnliche Ausdrücke beweisen zur Genüge, daß das schöne Buch nur von einem Deutschen geschrieben werden konnte; nie wäre der Franzose Gerson, dem man es mit aller Gewalt vindiciren will, auf solche Verstöße verfallen.

Génie. Im Deutschen wird das Wort Génie auf Fähigkeiten angewendet, die für den Franzosen noch lange nicht hinreichen,

den homme de génie zu machen. Dies ist gewissermaßen ein Ehrentitel, den er nur den größten Geistern beilegt: Corneille, Racine, Voltaire, Montesquieu, Descartes sind hommes de génie. Es klingt also höchst lächerlich, wenn man sagt: mon tailleur est un homme de génie.

Goûter. Schmeckt es Ihnen? Cela vous goûte-t-il? ist ein Germanismus, der in dem flammändischen Frankreich häufig vorkommt. Goûter duldet nur eine Person als Subjekt, kein Ding. Statt ce vin vous goûte-t-il muß es heißen: ce vin est-il de votre goût, oder le trouvez-vous bon.

Il me fait de la peine que, Es thut mir leid, daß; muß heißen: „je suis fâché que.

Les accidents, die Nebenaccidenzien, für le casuel, besonders wenn von den Einkünften der Pfarrer (jura stolae) die Rede ist.

L'un dans l'autre, Eins ins Andere gerechnet. Man sage: l'un portant l'autre: — j'ai perdu mille francs, l'un portant l'autre.

Luxurieux kommt von luxure, nicht von luxe, und bedeutet wohllüstig. Will man also sagen: der Mann macht großen Aufwand, so muß es heißen: Cet homme affiche un grand luxe. Man gebraucht auch wohl das Beiwort luxueux. — Ein üppiger Pflanzenwuchs: Une végétation luxuriante.

Mérite darf nur im theologischen Sinne in der Mehrheit gebraucht werden. Dieu nous jugera selon nos mérites. Ein Mann von großen Verdiensten: Un homme d'un grand mérite.

Mettre, jouer dans la loterie, in die Lotterie setzen, für mettre, jouer à la loterie.

Motte, die Motte, für teigne. Motte heißt Anhöhe. Man sagt auch: Motte de gazon, Motte de terre.

Ne pouvoir sortir d'une chose, aus Etwas nicht klug werden können. Voilà une écriture d'où je ne puis sortir: ich kann diese Handschrift nicht lesen, für: que je ne puis déchiffrer.

Ne savoir rien de cela, nichts davon wissen. Z. B. Il boirait quatre bouteilles de vin et il ne saurait rien de cela: er kann vier Bouteillen Wein trinken und weiß Nichts davon, d. h. er ist nicht betrunken. Man sage: sans s'enivrer.

Nous sommes à trois, wir sind zu Dreien, unserer Drei. Man sage: nous sommes trois.

Papier de poste, Briefpapier, für papier à lettres. Auch Deutsche machen häufig diesen Fehler.

Altéré, darf nicht im Sinne des deutschen alterirt gebraucht werden. Je suis tout altéré heißt: ich bin sehr durstig; doch kann man sagen: Rien ne peut *altérer* la constance du sage, wo es stören bedeutet.

Bon pour manger statt *à* manger. Ce poisson est bon *à* manger, nicht *pour*. Das Zeitwort manger hat hier eine passive Bedeutung; es steht für à être mangé. Sage ich im aktiven Sinne: Cet homme est *bon* pour manger, so heißt das so viel als der Mann ist ein starker Esser.

brûler, brennen. Dieses Zeitwort wird häufig falsch angewendet. Es brennt wird mit *il brûle* übersetzt; man läutet Sturm, es brennt: on sonne le tocsin, il *brûle*, man sage: il y a un incendie. Kaffee brennen: *brûler* du café, statt griller, rôtir, der eigentliche Ausdruck wäre torréfier, was sich aber etwas präziös ausnimmt.

Bûche bedeutet an und für sich schon ein Klotz oder ein Stück Holz; es ist also überflüssig, hinzuzufügen: de bois, nur wenn ein erklärendes oder specificirendes Wort nachfolgt, wird bois gesetzt: une bûche de bois de campêche, une bûche de bois flotté.

chercher après quelqu'un, nach jemanden suchen, statt chercher quelqu'un.

combien est-ce que vous demandez pour, wie viel verlangen Sie dafür? Diese Wendung, um sich nach dem Preise einer Waare zu erkundigen, ist um so verfänglicher, da sie auf den ersten Blick korrekt erscheint, sie ist aber dem französischen Idiom fremd; es heißt: combien vendez-vous.

Dehors wird von Flammändern öfter als von Deutschen nach aller, boire, tomber etc. gesetzt. Sie sagen: buvez *dehors*, buvez votre verre *dehors* le feu va *dehors*, la bouteille est *dehors*, statt buvez, videz votre verre, le feu s'éteint, la bouteille est vide. So hört man auch wohl sagen: je sais ma leçon *dehors*, statt je sais ma leçon par coeur.

Dieser Germanismus findet sich auch in folgender Stelle der Nachahmung Christi: *Si scires totam bibliam exterius*, wenn du die ganze Bibel auswendig wüßtest. Dieser und andere ähnliche Ausdrücke beweisen zur Genüge, daß das schöne Buch nur von einem Deutschen geschrieben werden konnte; nie wäre der Franzose Gerson, dem man es mit aller Gewalt vindiciren will, auf solche Verstöße verfallen.

Génie. Im Deutschen wird das Wort Génie auf Fähigkeiten angewendet, die für den Franzosen noch lange nicht hinreichen,

den homme de génie zu machen. Dies ist gewissermaßen ein Ehrentitel, den er nur den größten Geistern beilegt. Corneille, Racine, Voltaire, Montesquieu, Descartes sind hommes de génie. Es klingt also höchst lächerlich, wenn man sagt: mon tailleur est un homme de génie.

Goûter. Schmeckt es Ihnen? Cela vous goûte-t-il? ist ein Germanismus, der in dem flammändischen Frankreich häufig vorkommt. Goûter duldet nur eine Person als Subjekt, kein Ding. Statt ce vin vous goûte-t-il muß es heißen: ce vin est-il de votre goût, oder le trouvez-vous bon.

Il me fait de la peine que. Es thut mir leid, daß, muß heißen: „je suis fâché que.

Les accidents, die Nebenaccidenzien, für: Le casuel, besonders wenn von den Einkünften der Pfarrer (jura stolae) die Rede ist.

L'un dans l'autre, Eins ins Andere gerechnet. Man sage: l'un portant l'autre. — j'ai perdu mille francs, l'un portant l'autre.

Luxurieux kommt von luxure, nicht von luxe, und bedeutet wohllüstig. Will man also sagen: der Mann macht großen Aufwand, so muß es heißen: Cet homme affiche un grand luxe. Man gebraucht auch wohl das Beiwort luxueux. — Ein üppiger Pflanzenwuchs: Une végétation luxuriante.

Mérite darf nur im theologischen Sinne in der Mehrheit gebraucht werden. Dieu nous jugera selon nos mérites. Ein Mann von großen Verdiensten: Un homme d'un grand mérite.

Mettre, jouer dans la loterie, in die Lotterie setzen, für mettre, jouer à la loterie.

Motte, die Motte, für teigne. Motte heißt Anhöhe. Man sagt auch: Motte de gazon, Motte de terre.

Ne pouvoir sortir d'une chose, aus Etwas nicht klug werden können. Voilà une écriture d'où je ne puis sortir, ich kann diese Handschrift nicht lesen, für: que je ne puis déchiffrer.

Ne savoir rien de cela, nichts davon wissen. Z. B. Il boirait quatre bouteilles de vin et il ne saurait rien de cela: er kann vier Bouteillen Wein trinken und weiß Nichts davon, d. h. er ist nicht betrunken. Man sage: sans s'enivrer.

Nous sommes à trois, wir sind zu Dreien, unserer Drei. Man sage: nous sommes trois.

Papier de poste, Briefpapier, für papier à lettres. Auch Deutsche machen häufig diesen Fehler.

Pierre d'Abricot, de prune: Aprikosen = Pflaumenkern, für noyau d'abricot, noyau de prune. So hört man auch wohl sagen: il a cassé les pierres le pêche pour avoir les noisettes, statt il a cassé les noyaux de pêche pour avoir les amandes.

Prendre mauvais, übel nehmen, statt prendre en mauvaise part. Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich so frei bin: Ne trouvez pas mauvais que je prenne la liberté. Eben so muß man statt „prendre bon" sagen: trouver bon. Z. B. trouverez-vous bon que je vous fasse une observation.

Regarder hors de la fenêtre, aus dem Fenster sehen, muß heißen: regarder par la fenêtre.

Rester, bleiben, statt devenir. Z. B. Wo sind unsere Jugendjahre geblieben: Que sont devenus les jours de notre jeunesse statt restés.

Si j'étais comme vous, wenn ich wäre wie Sie, d. h. an Ihrer Stelle. Man sage: Si j'étais à votre place.

Tenir voiture, Equipage halten, für avoir équipage.

Une croix statt le signe de la croix. Man sage daher nicht: faites une croix, oder faites la croix, sondern faites le signe de la croix. Faire une croix würde heißen: ein Kreuz aus Holz oder Stein machen.

Vingt pieds large, zwanzig Fuß breit, ist ein Flandricismus, der offenbar aus dem Deutschen kommt, den ich aber nie von Deutschen gehört habe.

Dieses Verzeichniß würde weit vollständiger sein, wenn wir nicht absichtlich längst gerügte Germanismen weggelassen hätten, weil sie in allen Sprachlehren, Sprachbüchern u. s. w. aufgeführt sind.

Der eigentlichen Flandricismen sind eine solche Menge, daß wir uns auf die gewöhnlichsten und auffallendsten beschränken müssen, und besondere Categorien aufstellen, um uns in dem Gewirre zurecht zu finden.

Wir unterscheiden 1) Ausdrücke und Redensarten mit verdorbener Rechtschreibung, ferner solche die weder französisch noch französischen Ursprunges sind, sondern rein flämmische Produkte — und zum Theil deutsche — mit französischer Endung.

2) Wörter und Ausdrücke, die zwar richtig abgeleitet sind, aber im Französischen entweder gar nicht gebraucht werden, oder eine ganz andere Bedeutung haben.

3) Endlich Wendungen und Sätze, die man von den Franzosen entlehnt hat, die aber durch verkehrte Anwendung oder unpassende Zusätze fehlerhaft geworden sind.

Es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß sich zwischen den beiden letzten Klassen die Gränze nicht immer streng einhalten läßt.

Zu der I. Classe gehören folgende Wörter.

Accomplission für accomplissement.

Agers (les) statt les êtres; il connait les *agers* de la maison, statt les *êtres* de la maison.

Ajoute statt alonge. Z. B. J'ai fait une *ajoute* à ma robe, parcequ' elle était trop courte.

Amancher statt emmancher: il faut emmancher à couteau, nicht amancher.

Amelette statt omelette.
Aspiral statt la Spirale.
Ballier, *balliure* statt balayer, balayure.
Blaffetures statt volets (Fensterladen).
Bleuet statt bluet.
Bouli statt bouilli (gekochtes Rindfleisch).
Calvacade statt cavalcade.
Celle-cile statt celle-ci, *ceuse-ci* statt ceux-ci.
Clementine statt clématite (Waldrebe).
Cliche oder *Clinche* (die Klinke) für le loquet.
Collidor für corridor.
Contraventoirement für en contravention.
Courteresse d'haleine statt courte haleine, asthme.
Debourse für Deboursé, Auslagen. L'avoué s'est fait payer ses deboursés, nicht ses debourses.

Decesser statt cesser aufhören.
Devinette statt charade.
Drève statt allée.
Emmouchettes für mouchettes.
Epincer für pincer.
Encatarré für enrhumé.
Engelé für gelé.
Escarbilles statt petits charbons.
Estatue statt Statue.

Frayeux statt couteux, was viele Kosten verursacht, von frais.
Goujion statt goujon (Gründling).
Livrance, livrement statt livraison.
Maline statt maligne.
Mande statt panier, wahrscheinlich ein Mandel.
Mastouche statt capucine, von dem lateinischen nasturtium.
Mousseur statt mousseux.
Nine statt naine (eine Zwergin).
Osu statt osé vom Zeitworte oser.
Pachus statt magazin (ein Packhaus).
Pasquille statt pasquinade.
Piesente oder *piedsente* (Fußweg) statt sentier.
Poquettes statt la petite vérole, von dem Deutschen: die Pocken.
Poturon statt potiron.
Prinquére statt hanneton.
Purge (une) statt une médicine.
Raiguiser statt aiguiser.
Romonasse oder *ramoulasse* statt raifort (Meerrettig).
Rattendre für attendre.
Recurer für écurer, kommt noch in Frankreich vor.
Riole für rigole.
Rhumatique, für feucht: cette chambre est *rhumatique*: das heißt: on y courrait risque de gagner des rhumatismes.
Séhau / *Siau* } für Seau (Eimer).
Sehu oder *Seyu* für Sureau.
Semouille für semoule; dieser Fehler wird in Frankreich sehr oft gemacht.
Senti für senti, von sentir.
Spiring statt éperlan.
Staminet für estaminet, (welches ist das richtige?)
Succades statt sucrerier.
Tiliasse für coriace.
Tique für coutil.
Touiller für brouiller, mêler les oeufs, oder battre.
Tousse (la) für la toux, der Husten.
Triller oder *chercher dehors* für trier, verlesen.
Usufructuaire statt usufruitier, Nutznießer.
Visicatoires für vésicatoires.
Vitement für vite.

II. Classe. Wörter und Ausdrücke, die zwar an und für sich richtig oder richtig abgeleitet sind, aber im Französischen entweder nicht gebräuchlich sind oder eine ganz andere Bedeutung haben:

Appas, Stege; im Fl. versteht man darunter die Stufen einer Treppe.

Alors für ensuite. Nous allâmes nous promener, *alors* nous nous assîmes etc. für *ensuite* nous nous assîmes.

Avoir l'eau, wassersüchtig sein, für être hydropique.

Apporter für amener. Apportez votre frère, bringen Sie Ihren Bruder mit.

Barboter statt grommeler, marmoter, zwischen den Zähnen brummen.

Berce für berceau, Wiege.

Bientôt, beinahe, für presque, Il est bientôt mort de frayeur, für il est presque mort de frayeur; statt presque gebraucht man auch: manquer de, penser; z. B. j'ai manqué d'être tué, j'ai pensé être tué.

Bon. Avoir bon de quelque chose, Etwas gut haben.

Bonne grâce für bonnes grâces. Das erste heißt Anmuth: cette Dame a bonne grâce, Dagegen heißt es: il est dans les bonnes grâces du prince; er steht beim Fürsten in Gnade.

Comparaître statt comparer, So hört man oft sagen: le vin-ci n'est pas à comparaître à celui.

Consommer statt consumer. Dieses heißt zerstören, jenes vollbringen. Le chagrin *consume* notre santé. Christus am Kreuze sprach: „Tout est consommé."

Consulte für consultation. Il y a eu une consulte de médecin für consultation, eine Berathung, consilium.

Couvert für couvercle, Deckel.

Couverte für couverture, Decke.

Crapule statt populace. Crapule heißt rohe Liederlichkeit, Völlerei: cet homme se plonge dans la crapule. Aber man könnte z. B. nicht sagen: cet homme fréquente les crapules, er geht mit Lumpenpack um. Noch ärger ist der Fehler, wenn man sagt: c'est un crapuleux, um einen armen Mann zu bezeichnen.

Cul de chandelle für bout de chandelle. Ein Stümpfchen Licht. Voltaire hat man es zu verdanken, daß die französische Sprache von dergleichen unanständigen Ausdrücken gesäubert worden ist; wie cul d'un artichaut etc.

Déguisé für défiguré, entstellt. Man sage nicht: La petite verole l'a bien déguisé, sondern défiguré.

Denoncer statt contremander, aufkündigen. J'avais annoncé une soirée chez moi, je l'ai denoncée. Man sage je l'ai contremandée.

Disgracieux kann nicht als Synon. von malheureux gebraucht werden, obgleich disgrace zuweilen mit malheur, revers gleichlautend ist. Rome au plus fort de ses disgrâces. Es wäre aber lächerlich, wenn man sagte: Il est bien disgracieux de perdre son père.

Donner le dernier, einem Sterbenden die letzte Oelung geben, statt administrer l'extrême onction.

Du depuis statt depuis. Der Zusatz ist völlig überflüssig. Depuis ce jour, nicht: du depuis ce jour.

Empéché statt occupé. Man hört oft Sätze, wie folgenden: j'ai été voir Monsieur N-- ce matin: il était *empéché* à rendre ses comptes; oder Madame est empêchée à faire sa toilette. Man sage: occupé à rendre ses comptes, occupée à faire sa toilette, Doch kann man ohne Nachsatz sagen: Monsieur est empêché.

En campagne für à la campagne, auf dem Lande. Man sagt aber von einem Heere: L'armée va entrer en campagne.

En débit für en détail.

En rue und *sur la rue,* auf der Straße, statt dans la rue. Doch sagt man en pleine rue, auf offener Straße.

Et encore für et même. Z. B. J'entendis hier quelqu' un, et encore un homme d'esprit, soutenir--- muß heißen: et même un homme d'esprit. Man könnte allenfalls sagen: encore était-ce un homme d'esprit.

Quitte (être) wird oft statt avoir perdu quelque chose gebraucht. So hört man jemanden sagen: je suis quitte de ma montre, für j'ai perdu ma montre. J'en suis quitte heißt: ich habe Etwas vom Halse, ich bin ein Uebel los.

Fond und *Fonds* werden oft verwechselt. Fond ist der Grund: le fond de la revie, Velouré à fond d'or. *Fonds* ist ein Grundstück, das man anbaut: cultiver un fonds. Es bedeutet auch Gelder: Votre traite a été payée, j'ai envoyé les fonds à M-- So sagt man auch: Ce restaurateur a vendu son fonds, für seine Anstalt.

Frais kann für mouillé, humide stehen. So hört man Frauenzimmer sagen: Il a tant plu, que je suis toute *fraiche.*

Les goultes für la goute (Gicht).

Homme à façons für homme comme il faut, Das erste ist im Deutschen: Umstands-Krämer. Die Flammänder nehmen es aber im guten Sinne. — On estime les gens comme il faut, mais les gens à façon sont insupportables.

Horloge für pendule. Horloge ist die Thurmuhr, Uhr an einem Gebäude.

Il fait gras, eine der wunderlichsten und verkehrtesten Sprachverirrungen. Wer würde errathen, daß die Flammänder damit ausdrücken wollen „Es ist schwül.“ Man sage: il fait une chaleur lourde, l'air est étouffant.

Il ne peut mal. Immer besser! Das soll heißen: Es hat keine Gefahr. Il n' y a pas de danger, il n' y a rien à craindre.

Jasmin statt lilas, spanischer Flieder.

Je n'ai plus rien profité statt ich habe nichts mehr gegessen noch getrunken. So heißt es auch wohl: Voulez vous profiter quelque chose statt voulez vous prendre quelque chose. Einer der gröbsten Flandricismen.

Le vin est en bas für le vin est bas, der Wein geht auf die Neige. So hört man auch: tirer la clef en bas de la serrure, für tirer la clef de la serrure.

Long, groß, statt grand. C'est un homme long, une femme longue, ein großer Mann, eine große Frau.

Mauvais mal, wie man auch im Deutschen sagt: Ein böses Uebel, was nicht logisch ist; es gibt keine andere Uebel als böse. J'ai mal aux dents — c'est un mauvais mal; man sage: c'est un mal cruel etc.

Mauvais wird auch für zornig fâché gebraucht. Z. B. j'étais si mauvais, que je lui aurais arraché les yeux: ich war so daß . . . Es muß heißen: j'étais si fâché, j'étais tellement en colère que - - -

Oeuf à l'écaille für oeuf à la coque, ein weich gesottenes Ei; man sagt nicht l'écaille, sondern la coque d'un oeuf.

Par après, nachher, statt après, ensuite. Z. B. Travaillez d'abord, *par* après, vous pourrez vous reposer. Arbeitet und hernach ruhet aus.

Parler latin. Der Himmel weiß, woher die Flammänder diesen Ausdruck haben. Klopft man an ein Gefäß und erkennt man an dem Klange, daß es geborsten ist, so sagt man zum Kaufmann:

votre vase ne vaut rien, il parle latin. Die Franzosen sagen: il est félé.

Peine für körperliche Leiden, kann nur im moralischen Sinne gebraucht werden: j'ai tant de peine mon panaris m'empêche de dormir. Man sage: je souffre tant. Eben so gut konnte man sonst sagen: j'ai du chagrin au doigt. (Peine von Pein, in diesem Sinne.)

Plain für plein, und umgekehrt heißt: eben, ohne Anhöhe und ohne Vertiefung; la plaine, die Ebene, en plain champ, en plaine campagne, velour plain, satin plain. Auch wird der Choral- oder gregorianische Gesang plain chant genannt. Man schreibt aber: un verre plein, une bouteille pleine.

Polir le linge, bügeln, für repasser. Voilà des chemises bien repassées, nicht bien polies. Also auch nicht: une polisseuse, sondern une repasseuse.

Posture statt statue. Posture ist Stellung, Haltung. Avez vous les postures du parc, fragte mich ein Brüsseler. Auch hört man wohl: Estatues, wie die Ungebildeten auch in Frankreich sagen.

Propre. Die Flammänder sagen: donnez moi une *propre* chemise; où sont mes *propres* bas statt une chemise propre, mes bas propres. Wenn propre rein bedeutet, so muß es nach dem Hauptworte stehen. Man sagt auch une chemise blanche. Wenn propre ein Eigenthum anzeigt, so steht es vor: ma propre chemise, mein eigenes Hemde. Doch erlaubt der Gebrauch zu sagen; Ayez bien soin de lui remettre le billet en mains propres.

Denselben Fehler macht man in Betreff der Adjectiva, welche eine Farbe anzeigen; man sagt: jai acheté du blanc vin, je me ferai faire un verd habit statt du vin blanc, un habit verd. In der Poesie trifft man bei den neuern indeß zuweilen das Adjectiv vor dem Hauptworte: une blanche couronne.

Quartier, Quartier, Wohnung, statt appartement, wird allgemein gebraucht, das Wort appartement scheint sogar vielen völlig unbekannt zu sein. Quartier ist ein Stadtviertel. In Brüssel steht in allen Straßen: quartier à louer.

Quelquefois für peut-être, vielleicht. Quelquefois ist ein adverbe de temps; während peut-être eine Möglichkeit anzeigt. Wenn man also sagt: Voilà huit jours que mon frére n'est pas venu nous voir: il est *quelquefois* malade, so heißt das nicht: er ist vielleicht krank, sondern er ist zuweilen krank.

Quitter für wegnehmen, verlöschen, ausmachen. Z. B. Il est très difficile de quitter les taches d'huile, für effacer les taches d'huile.

Quitter wird noch fehlerhaft für ausziehen gesetzt, wenn von Kleidern die Rede ist. Z. B. Quittez votre habit, si vous avez trop chaud, für ôtez votre habit. Im allgemeinen Sinne darf man sagen: Il a quitté l'habit monacal, il a quitté le froc, er hat die Kutte ausgezogen, d. h. er hat dem Klosterleben entsagt.

Rêler für bruiner. Man hört oft sagen: Il a rêle cette nuit für il a bruiné, es hat diese Nacht geregnet. Bruine ist ein eigener feiner Regen, fallender Nebel.

Rendre un plaisir darf nicht statt faire un plaisir gebraucht werden. Eben so wenig sagt man: faire un service für rendre un service.

Renom, Aufkündigung eines Pachtkontrakts, einer Wohnung, für congé. Ich ziehe aus, ich habe meinem Hausherrn aufgesagt: je quitte mon logement, j'ai donné congé à mon propriétaire, nicht renom oder renon.

Ridicule wird häufig für halsstarrig gebraucht. Ne soyez donc pas ridicule, heißt es selbst in guter Gesellschaft, wenn man der Meinung eines Andern nicht beitreten will. Um jedoch höflicher und richtiger zu sprechen, sage man: ne soyez pas entêté, entendez raison.

Rue sans bout für impasse. Rue sans bout, sans fin, ist eine Straße, die an's Wasser, an einen Fluß führt.

Ruses für querelles, disputes, Händel, Streitigkeiten. So hört man wohl sagen: Je n'aime pas à aller dans ce café, il y a souvent des ruses. Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daß ruse List, Ränke heißt. Eben so unrichtig ist es ruses als gleichbedeutend mit reproches, reprimandes zu brauchen, und es geschieht eben so häufig. J'aurai des ruses statt je serai grondé.

Savez. Dieses Wort wird häufig an das Ende eines Satzes gehängt ohne Sinn und ohne irgend eine Veranlassung. Il fait beau temps savez, oder auch savez-vous. Sie sehen gut aus, vous avez bonne mine savez-vous. Es wird mit diesem Worte derselbe Unfug getrieben, wie mit je dis oder dit-il.

Soûlé, part. passé, von soûler (se) sich betrinken für ivrogne, Trunkenbold. C'est un soûlé, hat keinen Sinn. Man sage: C'est un ivrogne. Die Pariser Volkssprache bietet dafür viele Synonymen, wie sie denn überhaupt ihre Eigenheiten hat, die man

am besten aus der Gazette des tribunaux oder dem Journal: Le Droit erlernen kann.

Sous-cure, st. Fabrikat statt vicaire. Streng genommen ist der Ausdruck nicht unrichtig. Man sagt: sous-diacre, sous-prieur; aber es ist in Frankreich nicht gebräuchlich, und es steht keiner Nation zu, eine fremde Sprache zu bereichern wider ihren Willen. Für Vicarius hat man auch wohl im Deutschen den Ausdruck Capelan, dem aber das franz. Chapelain nicht ganz entspricht.

Soutasse, Untertasse. Warum sagt man soucoupe und nicht soutasse? *Usus, penes quem etc.*

Sûr für sûrement. Das Beiwort statt des Nebenwortes. Man darf nicht sagen: je vous paierai *sûr*; je viendrai chez vous *sûr*, sondern sûrement.

Sur cela für d'après cela. Als Folgerung aus aufgestellten Grundsätzen heißt es zuweilen: Sur cela, il est aisé de conclure statt d'après cela --- Auch in folgenden Redensarten wird *sur* unrichtig gebraucht: *Sur* la rue, auf der Straße, statt dans la rue; — *sur* le peu de temps que, für die kurze Zeit, statt pour le peu de temps. Z. B. *Sur* le peu de temps qu'il a étudié statt pour le peu de temps qu'il a étudié. Ferner: *Sur* trois heures, in drei Stunden, j'ai fait ce chemin sur trois heures statt en trois heures; — *sur* un autre jour, sur un autre temps für un autre jour, dans un autre temps. Nous parlerons de cela sur un autre jour statt un autre jour. — Jouer *sur* le violon, er spielt gut Violine, il joue bien sur le violon statt du violon.

Tête de sanglier statt hure. Die Benennung der verschiedenen Theile der Thiere gibt zu mancherlei Verstößen Anlaß, daher wir hier ein wenig mehr in's Detail gehen.

Man sagt: *la hure* d'un sanglier, d'un saumon, d'un brochet.

Le pied du cheval, du boeuf, du cerf, du chameau.

La patte du chien, du chat, du lievre, du lepin, du loup.

Les ongles du lion; *les griffes* du chat, du tigre; *les serres* de l'aigle, du vautour.

La bouche du cheval, du chameau, de l'éléphant.

Le toussaint, Allerheiligen, für la Toussaint; eben so le Noël für la Noël. Es giebt in Frankreich Kirchenlieder, welche eigens für dieses Fest geschrieben sind; ein solches heißt: Le Noël.

Tout-à-l'heure für presque. Z. B. le jeune homme a beau-coup grandi: il est *tout-à-l'heure* aussi grand que son père, für presque aussi grand que son père.

tout-à-l'heure, wenn es so viel heißt als sogleich, auf der Stelle, kann nur mit dem Futurum gebraucht werden, und nicht mit einer vergangenen Zeit. Man kann nicht sagen: on m'a appelé: je suis venu *tout-à-l'heure,* sondern *aussitôt, sur le champ.*

Une messe à chanter, ein Hochamt, für une grand' messe, aber nicht une grande messe, was einen ganz andern Sinn hätte. Dasselbe gilt von grand' salle, grand' place, grand' mère.

Un petit peu, ein klein Wenig, hört man zwar auch sehr oft zu Paris, es ist aber fehlerhaft; richtiger: un peu, oder will man ein Verkleinerungswort hinzusetzen: tant soit peu.

Un six semaines. Es ist uns unerklärbar, wie die Flammänder auf diese Wendung gekommen sind, um zu sagen: dans six semaines. Sie sagen z. B. je vous paierai dans un six semaines, vielleicht nach dem Provinzialismus: In ein Wochen oder sechs.

Un voleur à la chandelle, das Deutsche: Ein Dieb am Lichte. Die Franzosen sagen: il y a une flammèche à la chandelle.

Valoir plus für *valoir mieux* und umgekehrt. Valoir plus heißt: mehr kosten, theurer sein, und wird nie unpersönlich gebraucht; man darf nicht sagen: il *vaut plus* se taire que de parler, es muß heißen: il vaut mieux. Ce qui vaut *le plus* n'est pas toujours ce qui vaut *le mieux:* Das Schwerste ist nicht immer das Beste.

Venir à rien, zu Nichts werden, statt se réduire à rien. Man sage nicht: cette eau est venue à rien, sondern s'est réduite à rien. Sa fortune s'est réduite à rien, und nicht: est venue à rien.

Veux-je. Durch eine wunderliche Verdrehung des Sinnes sagen die Flammänder: will ich? für: soll ich? oder für: wollen Sie? Veux-je faire venir le médecin, für: voulez-vous que je fasse venir le médecin, oder faut-il faire venir le médecin? So auch veux-je boire? voulons-nous boire? statt boirai-je boirons-nous?

Vis-à-vis heißt bekanntlich gegenüber, und darf nicht für envers gebraucht werden. Man darf nicht sagen: il a des torts vis-à-vis de lui, sondern envers lui.

Voir pâle, blaß aussehen, für être pâle. Sind Sie krank, Sie sehen so blaß aus: Etes vous malade? vous êtes si pâle, und nicht voyez si pâle.

Volontaire für soumis, docile, gelehrig, gefügig. Dies ist einer der gröbsten Flandricismen, weil durch den Gebrauch des Wortes volontaire statt soumis, docile, der Sinn umgekehrt wird, indem volontaire gerade das Gegentheil ausdrückt von dem, was man sagen will. Volontaire ist derjenige, der in Allem seinen Willen haben will. Cet enfant est très volontaire, heißt also nicht: Dieses Kind ist sehr willig, sondern sehr halsstarrig.

Volontiers wird häufig mit volontairement verwechselt. Volontiers, heißt gern, volontairement, heißt absichtlich oder mit freiem Willen: de propos délibéré.

Paris.

Duesberg.



Grundbedeutung von to get *).

Es findet sich in den neueren Sprachen wohl kein Wort, welches eine so große und mannigfache Anwendung erleidet und mithin so viele Bedeutungen erhalten hat, als das englische Verbum to get. Nicht ohne Interesse bleibt deshalb vielleicht die Anregung einer Untersuchung über den ursprünglichen Sinn jenes Zeitworts. Zu dem Ende geben wir die folgende in der Eile zusammengestellte Betrachtung der Beurtheilung Sachverständiger anheim.

Das Zeitwort to get hat in dem Sprachgebrauche, wenigstens scheinbar, eine transitive und intransitive Geltung erlangt.

---

*) Wir fügen als interessantes Curiosum aus Dr. Wither's Aristarchus oder The principles of composition folgende scherzhafte Proben von den mannigfachen Diensten bei, welche das Verb to get dem Engländer leisten kann.

I *got* on horseback within ten minutes after I *got* your letter. When I *got* to Canterbury, I *got* a chaise for town; but I *got* wet through before I *got* to Canterbury; and I have *got* such a cold as I shall not be able to *get* rid of in a hurry. I *got* to the Treasury about noon; but first of all I *got* shaved and dressed. I soon *got* into the secret of *getting* a memorial from the Board, but I could not *get* an answer then; however I *got* intelligence from the messenger that I should most likely *get* one the next morning. As soon as I *got* back to my inn, I *got* my supper, and *got* to bed. It was not long before I got to sleep. When I got up in the morning, I got my breakfast, and then *got* myself dressed, that I might *get* out in time to *get* an answer to my memorial. As soon as I *got* it, I *got* into the chaise and *got* to Canterbury by three, and about tea-time I *got* home. I have *got* nothing for you, and so adieu.

D. Red.

I. Als transitives Wort erscheint es mit Präpositionen oder ohne Präpositionen.

1) To get als transitives Verb ohne Präpositionen bedeutet: erlangen, erwirken, machen u. s. w. Z. B. To get a place — money — a cold — children — Eine Stelle — Geld — eine Erkältung — Kinder bekommen. To get it mended: es wieder gemacht erhalten — es wieder machen lassen.

2) To get als transitives Zeitwort mit Präpositionen modificirt seine frühere Bedeutung nur in etwa: To get the harvest in — die Ernte einbekommen (einfahren).

II. Als intransitives Verbum findet es sich gleichfalls mit Präpositionen oder ohne Präpositionen.

1) To get als intransitives Zeitwort ohne Präpositionen bezeichnet: gehen, werden u. dergl. Shey did non all get into the caslo — Sie gingen nicht alle in das Schloß. To get upon a horse — auf ein Pferd steigen. To get well — cold — wohl — kalt werden.

2) Wird jenes Zeitwort mit Präpositionen verbunden, so bleibt seine Bedeutung der vorigen ähnlich: To get over, übersetzen; to get together, zusammenkommen; to get up, aufstehen.

So kurz auch dieser Ueberblick über die verschiedenen Verhältnisse sein mag, in denen das Zeitwort to get auftritt, so ersieht man doch daraus einigermaßen die ausgedehnte Anwendung jenes Wortes. — Es fragt sich nun, ob sich die verschiedenen Bedeutungen jenes Verbums nicht concentriren lassen; und zur Beantwortung jener Frage wird es vorher nöthig sein, festzusetzen, ob to get ursprünglich transitiv oder intransitiv sei. Auf diese letztere Frage läßt sich wohl mit Entschiedenheit erwidern, daß to get eigentlich blos ein transitives Verb ist, seine intransitive Geltung hat es durch die Ueberspringung des reflexiven Pronomens scheinbar erhalten. Eine derartige Unterdrückung ist in der englischen Sprache ein so gewöhnliches Phänomen, daß seine Annahme bei to get dadurch eine völlige Rechtfertigung findet. Z. B. to turn, wenden — sich wenden; to retire, zurückziehen — sich zurückziehen u. s. w.

Mittels der Hinzufügung des Reflexivums zu dem transitiven to get erklären sich seine intransitiven Bedeutungen sehr leicht. Z. B. gehen = sich begeben; werden = sich machen u. s. w.

Haben wir damit schon zur Genüge dargethan, daß to get eigentlich stets als transitives Verbum gebraucht wird, und zwar theils mittels Auslassung des nähern Objekts: so bleibt nun noch

die Auffindung der Grundbedeutung des transitiven Wortes to get übrig.

Jedes Bekommen — Erhalten, ja sogar jedes Werden, in der lebendigen Natur in seiner eigentlichen Entwickelung vom Hervorbringen aus angeschaut, ist eine Erzeugung, wie: der Baum wird (erzeugt sich) grün. Der Baum bekommt (erzeugt — gets) Blätter. — Diese Anschauung des Werdens und Bekommens als eine lebendige Erzeugung findet sich in manchen sprachlichen Verhältnissen und dürfte in ihrer weiteren Betrachtung von Wichtigkeit sein. Z. B. It grows late, es wird (wächst) spät; vergl. das griechische γίγνεσθαι.

Zeugen — Erzeugen ist nach unserem Dafürhalten der Mittelpunkt der Bedeutungen von to get. Aus ihm gehen, wie die einzelnen Beispiele darthun, alle anderen Bedeutungen desselben ohne Gewaltthätigkeit hervor. — Diese angenommene Grundbedeutung von to get erhält noch eine Stütze in seiner unbezweifelbaren Verwandtschaft mit dem Worte Gatte, welches wahrscheinlich Erzeuger bedeutet.

Das gewonnene, für alle Fälle genügende Resultat würde mithin in der Kürze gefaßt, dahin lauten: To get ist blos ein transitives Zeitwort und seine Grundbedeutung ist zeugen — erzeugen.

Münster.

Dr. Schipper.

Das bürgerliche Element in der deutschen Sprache.

Jede Sprache hat ihr eigenthümliches Element; in jeder macht der Sprachgeist originelle Versuche, nach einer von den andern abweichenden Richtung sich zu entfalten, in Wortlaut, Tonfall, Redensarten, Namen und Sprüchwörtern das Nochniedagewesene hervorzubringen. Sogar von Töchtersprachen nehme ich dies an, wenn sie anders von einem frischen Volke geredet werden, dessen Leben nicht zu arm ist. Unter den sogenannten morgenländischen Sprachen zeigt das Indische, die Sanskrita, das Naturträumerische und in sich selbst Verlorene, zumal in den erstaunlichen Zusammensetzungen und in dem Reichthum der Verbalformen; das Hebräische ist sehr anziehend durch die vorherrschende Trinität seiner Wurzellaute, sowie durch manche ihm gehörige, neue Wendung. Anders stellen sich die altklassisch benannten zwei Sprachen, das Griechische und Lateinische, dar; sie sind schon sehr scharf, dem Charakter nach, ausgeprägt; das Griechische mit seiner einschmeichelnden Fülle und Weichheit, seinem so melodischen Wortklang und logisch vollendeten Satzbau ist die Sprache des denkenden Volkes, dessen höchstes Lebensgesetz die Schönheit war und blieb; das Römische ist eine Kriegersprache, der man, sollte ich meinen, überall den Grundsatz der Weltbeherrscher: divide et impera — anmerkt. Daß unter den neuern Volkssprachen die Französische vorzugsweise die Sprache höfischer Leute ist, die zweideutig gerne mit vielen Worten und ausgeprägten, geschliffenen, leichtgewürfelten Phrasen um sich werfen, behaupte ich nicht zuerst, es ist vor mir oft und vielfach behauptet und mit gründlichen Belegen dargethan worden. Ich will es hier so wenig erweisen, als den Charakter des Italiänischen, Spanischen, Englischen, Russischen u. s. w. aufsuchen, was doch leicht ist. Ein Hauptelement der deutschen Sprache

ist, meiner Ansicht nach, das **rein bürgerliche**. Ich denke, in diesem Aufsatze dies anschaulich zu machen. Th. **Mundt** sagt: „Der deutsche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutschen Wort geboren, und durch alle von den Umständen irgend wie gegebene Nöthigungen in ein fremdes Kleid bricht, wie Schweizerthränen beim Alphornruf, die Sehnsucht danach aus ihm hervor." Dies ist unbezweifelt, und da vielleicht kein Volk der Welt so bürgerlich, so ächt bürgerlich **denkt**, wie wir Deutschen, so kann schon aus diesem Grunde das bürgerliche Element das wichtigste unsrer Sprache heißen. Mit dieser Behauptung will ich jedoch nicht mißverstanden sein, als ob ich hier, über den Deutschen spottend oder ihn scheltend, unter dem Bürgerlichen nur das Spießbürgerliche, vielleicht gar, den Ausdruck mildernd und mich eines Euphemismus dafür bedienend, das Lakaienmäßige und Bedientenhafte als Element der Muttersprache erblicken wollte. Dem ist nicht so. Hat sie auch einiges Spießbürgerliche, wie z. B. in ihren langumständlichen Hülfswörtern — so nimmt man dies als unvermeidliche Ausschreitung mit in den Kauf, weil überall das ächt Bürgerliche in dieser Sprache wohl thut. Worin besteht es aber? Schlicht und einfach wie der Bürgersmann nimmt sie gern von dem Thron; selbst bei anständigem Vermögen — ein anderer würde es übergroßen Reichthum nennen! — prahlt sie nicht; sie bezeichnet ihr einfaches Leben mit entsprechendem Laut, ohne zu verstummen, wenn Jubel losbrechen, laute Freuden jauchzen, Witz sprudeln, Trauer sich in Klagen ergehen will. Wie ein wohlstehender Bürger Manches dem Nachbarn nachthut, so holt sie da und dort her Fremdes und schmückt sich zur Zeit damit, allein es ist äußerlicher Zierrath und verwächst nicht so mit ihrem Leben, daß sie es nicht jeden Tag als nutzlos wieder wegwerfen dürfte, ohne nun eine empfindliche Leere zu verspüren. Für Bedürfnisse des alltäglichen, zumal werkthätigen Lebens hat sie entweder Tausende von Ausdrücken und Benennungen, oder verschafft sich solche mit Leichtigkeit; sie braucht dann gerade am wenigsten fremde Beihülfe, während sie für die zahllosen Nichtigkeiten des verfeinerten oder vornehmen Lebens sich verlegen umschaut, mit dem ersten, dem besten Fremdausdrucke sich begnügt, als scheue sich ihre Keuschheit, das unentweihte Heiligthum des Geistes für derlei ungehörige und unnöthige Dinge zu öffnen. Diese wenigen Bemerkungen reichen, ich hoffe es, vollkommen hin, an den bürgerlichen Geist unserer Sprache zu erinnern. Vielleicht ist derselbe Geist die Ursach, daß so viele Schriftsteller aus höherem Stande sich mit dem Deut-

schen nicht recht befassen können, daß sie Fremdartiges aufpfropfen und wären es auch nur — Participialconstruktionen. Alle unsere Musterschriftsteller sind aus bürgerlichem Kreise hervorgegangen, wenn auch spätere günstigere Schicksale sie darüber hoben, und gar mit adligem Rang und Namen sie beglücken zu müssen glaubten. — Noch klarer wird uns obige Behauptung, wenn wir 1) die Namen, 2) die bildlichen oder sprüchwörtlichen Redensarten und 3) die Sprüchwörter selbst näher in das Auge fassen, aus welchem sich das bürgerliche Element der deutschen Sprache nachweisen läßt.

Nur die deutschen Familiennamen können hier in Betracht kommen, weil die Taufnamen mit dem aus fremdem Lande eingeführten Christenthum auch viel Fremdartiges brachten; zumeist aus lateinischem oder griechischem Kalender borgte sich dies ab. Ganz frühe sind wohl die Thier- und Pflanzennamen üblich geworden, z. B. Wolf, Leu, Bär, Hund, Katz, Roß, Greif, Geyer, Adler, Falk, Rabe, Fink, Eich, Buch, Linde, Tanner, Palmer, Rose, Dorn u. s. w. Wo nicht Entlehnungen und Nachahmungen statt hatten, dürften diese meistens auf eine sehr alte Zeit schließen lassen. Jedoch sind sie gewiß minder zahlreich, als die, welche entweder bürgerliche Gewerbe und Handtirungen oder Theile, Geräthe u. s. w. des Bürgerstandes bezeichnen, also recht auf bürgerliches Element in der Sprache hinweisen. Unter den zahllosen Beispielen mögen folgende Beweis geben: Becker, Metzger, Fischer, Schneider, Schlosser, Maurer, Schreiner, Schmidt, Zimmermann, Wagner, Müller, Schuster, Bürger, Burger, Borger u. A. Andere sind erst in das Lateinische übersetzt und dann zum Theil noch mit seltsamer Endung versehen, z. B. Pistor, Pistorius, Textor, Faber, Agrikola, Scriba, Sutor, Sator, Satorius und ähnliche. Bis in das Unendliche verzweigt sich dies nun durch die abweichende, sich neben einander vertragende Orthographie, so daß z. B. Schmidt, Schmitt, Schmid, Schmied, Schmiedt u. s. w. zusammen begegnet. Wollten wir gar die einzelnen Geräthschaften oder zum bürgerlichen Gewerke zählenden Dinge hernennen, so könnten wir nicht fertig werden, z. B. Hammer, Zange, Schloß, Nagel, Hartnagel, Hufnagel, Nodnagel (= Nietnagel?), Rad, Radmacher, Kalk, Glas, Stein, Sand u. dgl. Es erliegt wohl keinem Zweifel, daß sich schon in diesen Namen, zu welchen noch die durch landschaftliche Aussprache oder Provinzialismen entstellten kommen müssen, das bürgerliche Element der deutschen Sprache sehr einleuchtend darlegt.

Das Nämliche gilt von den **bildlichen und sprichwörtlichen Redensarten**, an denen natürlich der deutsche Sprachschatz um so reicher sein muß, je mehr Jahrhunderte dazu beitrugen, diesen Schatz zu sammeln. Es würde höchst interessant für den Forscher sein, die seit uralten Zeiten aufgespeicherten Wörter und Redensarten einmal gesammt in Schau zu nehmen, und das Verlorene mit dem später Hinzugekommenen zu vergleichen. Hier kann das nun meine Aufgabe nicht sein. Vielmehr will ich ohne lange Wahl nur eine Reihe von solchen Redensarten zusammenstellen, aus denen überall das rein Bürgerliche entgegen leuchtet. Wer kennt nicht die Ausdrücke. „Aus der Schnur zehren" — „über die Schnur hauen"? Die bürgerliche Sparsamkeit voriger Zeiten pflegte Geldgeschenke, aus größern Münzen bestehend, in eine Schnur zu fassen und als Familienschatz aufzubewahren; wer nun in gewißer Zeit kein anderweitiges Einkommen hatte, mußte diese Ersparnisse angreifen, aus der Schnur zehren; wer aber toll hausete, mehr ausgab, als er eben zahlen konnte, der hieb über die Schnur. — An einer Person oder Sache ist „Hopfen und Malz verloren" — wie wohl der Bierbrauer sagen muß, wenn ihm ein Gebräu so mißräth, daß auch künstlich nichts Genießbares mehr daraus zu machen und Mühe und Arbeit daran verloren ist. „Den Nagel auf den Kopf treffen" ist wieder eine ungemein bezeichnende Redensart, der wohl nur wenige in ihrer Kürze und Bestimmtheit gleich kommen. „Einen aufs Korn nehmen" könnte wohl auch ein dem Ritterstande entsprungener Ausdruck seyn, weil die Jagd von jeher besonders zu den „nobeln Passionen" gehört, allein im Mittelalter waren die Schützengesellschaften so verbreitet und bürgerlich, daß es wenigstens dem Adel schwer halten dürfte, sich als eigentlicher Bildner dieser Redensart zu legitimiren. „Es ist sein Acker und Pflug" — „er hat leeres Stroh gedroschen" — „er ist ein Flegel" diese und ähnliche Ausdrücke erinnern an die große Bedeutung, die man dem Ackerbau als bürgerlichem Gewerbe beilegte, bevor noch der Bauernstand durch falsche Scheidung vom Bürgerstand abgesondert war. „Die letzte Feile an ein Werk legen," ein Mann von altem „Schrot und Korn" gehören dagegen wieder unbestritten hierher und gelten im ernstesten Sinn, während „Einen schrauben, Einen anzapfen" nur scherzhaft gebraucht wird. Sein „Schäfchen in das Trockene bringen," den „Bock zum Gärtner setzen," die „Pferde hinter den Wagen spannen," nimmt die Sprache aus Gewerken, welche mit den Hausthieren viel zu thun haben. Um nicht zu weitläufig zu sein, mag noch eine Reihe von ähnlichen

Redensarten ohne Erklärung hier folgen: Es ist kein gutes Haar an ihm; die Hand im Sack haben; Einen hecheln; Jemand hänseln; ein ungehobelter Mensch; aus ganzem Holze schneiden; zur Richtschnur nehmen; abgedroschenes Zeug; auf beiden Achseln tragen; zwischen Ambos und Hammer; auf die lange Bank schieben; es fällt kein Baum vom ersten Streich; die Zeche ohne den Wirth machen; die Wurst nach der Speckseite werfen; er sitzt in der Wolle; vom Winde leben; den Karren vor die Pferde spannen; das fünfte Rad am Wagen; den Wagen durch den Koth ziehen; er ist vernagelt; zum Stichblatt dienen; den Stempel an sich tragen; sie sind mit Einem Stempel geprägt; er wird keine Seide dabei spinnen; einem die Saiten spannen; einen rothen Rock verdienen; er hat das Pulver nicht erfunden; mit Haut und Haaren nichts taugen; funkelnagelneu; bei Einem in der Kreide stehen; mit doppelter Kreide schreiben; es paßt nicht in den Kram; ungesäet Korn essen; Einem die Kappe zuschneiden u. s. w. — An bezeichnenden Sprüchwörtern ist endlich vielleicht keine Sprache der neuern Zeit so reich, als die deutsche. Wer damit noch nicht näher bekannt sein sollte, kann sich aus den beiden reichhaltigen Sammlungen von Eiselein und Körte Raths erholen, von welchen die Erstere zwar in einigen Theilen genauer ist, auch dadurch, daß sie die alt- und mitteldeutschen Sprüchwörter berücksichtigt, größere Brauchbarkeit verräth, als die Letztere: Beide aber fehlen darin, daß sie Manches als ein Sprüchwort anführen, was aus Dichtermund wohl in Volkesmund übergehen kann, allein damit noch keineswegs zu dem Rang eines Sprüchworts erhoben ist. Wir werden nun nicht behaupten, daß unsere Kernsprüchwörter alle ihren bürgerlichen Ursprung verrathen, indeß gibt es gewiß keinen Stand, welcher so viele derselben, mit vollem Rechte sich aneignen dürfte, als der Bürgerstand. Wenn ich hier nur einen kleinen Theil derselben folgen lasse, so gehe ich von dem Satze aus, den Gervinus aufgestellt: „Die Sprüchwörter sind das Volksmäßigste, was es überhaupt nächst der Sprache nur immer geben kann.“ Das gesunde Leben derselben ist denn zugleich wohl der Grund, weßhalb die Sprache sie sogleich und allgemein sich aneignete, und zwar in einer Art, daß sie jetzt auch als allgemein gültige Münze keinem Stande mehr besonders angehören, sondern in allen angewendet werden. Wir heben folgende hier aus: Ackerwerk, Wackerwerk — Ein Ambos frägt nach keinem Streiche — Wer allzeit braucht die Angel, hat selten großen Mangel — Er weiß der Sache einen Anstrich zu geben — Schmutzige

Arbeit, blankes Geld — Der Bäcker schiebt das Brot in den Ofen, bleibt aber selber draußen — Wirf das Beil nicht so weit, daß du's nicht wieder holen kannst — Bettler und Krämer sind nie weit vom Wege ab — Von großen Blöcken haut man große Späne — Wo ein Brauhaus steht, kann kein Backhaus stehen — Wer reich werden will, muß erst dicke Bretter bohren — Vorgegessen Brot macht faule Arbeiter — Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe — Man muß ihm den Brotkorb höher hängen — Bücher geben keine Handgriffe (dies hört man noch jetzt häufig bei alten, eigentlichen Spießbürgern, welche daher auch von den Real- und Gewerbschulen wenig wissen wollen, weil nach ihrer Meinung eben der „Handgriff" lediglich zum Wesen der Gewerbe gehört) — Bürger und Bauer scheidet nichts als die Mauer — Wenn der Bürgermeister schenkt Bier und Wein, Metzger und Bäcker im Rathe sein, so leidet Noth die ganze Gemein — Wer ein gläsern Dach hat, muß Andere nicht mit Steinen werfen — Man muß das Eisen schmieden, so lang es warm ist — die Elle dauert länger, als der Kram — Er weiß, woher das Wasser zur Mühle fließt — Wer will mit essen, muß auch mit dreschen — Je voller das Faß, je gelinder der Klang — Er macht aus der Faust einen Hammer — Wer nicht gern arbeitet, hat bald einen Feiertag gemacht — Wo die Frau wirthschaftet, wächst der Speck am Balken — Die karge Frau geht am meisten zur Kiste — Alter Fuhrmann hört gern klatschen — Wer Gäste ladet, gehe zuvor auf den Fleischmarkt — Geschenktem Gaul sieht man nicht ins Maul — Golden Gebiß macht's Pferd nicht besser — Geiger und Pfeifer sind keine Scheerenschleifer — Er liegt auf seinem Gelde wie der Hund auf dem Heu — Geld im Säckel duzt den Wirth — Geld ist der Adel, Gold ist ohn Tadel — Gelehrten ist gut predigen — Man schimpft den Gerber nicht, wenn man ihn einen schäbigen *) Mann nennt — Viel Geschrei und wenig Wolle — Gesindel und Gesind *), das sind Geschwisterkind — Am Giebel und am Dach merkt man des Wirthes Hausgemach — Je höher die Glocke hängt, je heller klingt sie — Jeder ist seines Glückes Schmied — Glück und Glas, wie bald bricht das — Miß dein Glück nicht nach fremder Elle — Gott gibt wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu — Gott begegnet Manchem, wer Ihn nur grüßen könnte — Gott verläßt keinen Deutschen; hungerts ihn nicht, so dürstets ihn — Der Groschen, den die Frau erspart ist

*) Aehnliche Wortspiele begegnen öfter.

so gut, als den der Mann erwirbt — Was Großhans sündigt, muß Kleinhans büßen — Es kräht kein Hahn darnach — Aus der Hand zum Mund gibt schlechte Nahrung kund — Viel Hände haben bald Feierabend — Handwerk hat goldenen Boden — Wer hangt, der verlangt — Eigener Herd ist Goldes Werth — Wer den Heller nicht spart, wird keines Pfennigs Herr — Das Hemd liegt mir näher an, als der Rock — Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen — Gestrenge Herren regieren nicht lange — Herrendienst geht vor Gottesdienst — Dem Hobel zu viel Eisen geben — Wer allerlei Holz aufliest, hat bald einen Arm voll — Hunde und Edelleute lassen die Thüren auf — Wenn man den Hund schlagen will, so hat er das Leder gefressen — Blöder Hund wird selten fett — Viel Hunde sind des Hasen Tod — Geschwind zum Hut, langsam zum Beutel — Iß, was gahr ist; trink, was klar ist; sprich, was wahr ist — u. s. w.

Es dürfte nicht schwer halten, die Zahl solcher Sprüchwörter um das Hundertfache zu vermehren. Ich glaube jedoch, mit den hier angeführten schon den Beweis gegeben zu haben, daß auch die Mehrzahl unserer Sprüchwörter den schlichten, bürgerlichen Sinn der deutschen Sprache anzeigt. Sollte man uns auch durch die Entstehung Eines oder des Andern von diesen Kernsprüchen widerlegen wollen, sollte man nachweisen können, wie dieselben in ganz andern Kreisen als den des bürgerlichen Lebens aufgekommen seien: so berufen wir uns einfach darauf, daß sie doch am meisten und heut zu Tage wohl ausschließlich im bürgerlichen Leben angewendet werden; sie haben sich „eingebürgert," das deutet wohl am entschiedensten darauf hin, daß sie der gesunden und kräftigen Denkweise des deutschen Bürgerstandes vollkommen entsprechen.

Wir kommen zur praktischen Seite unserer Untersuchung. Was nützt dies bürgerliche Element in unserer Sprache? Soll es der Lehrer herausbilden? Was kann er dafür thun? Es ließe sich ein Buch über diese Frage schreiben, eine Preisaufgabe stellen, die würdiger wäre, als hundert andere, an welchen gelehrte Forschungen verschwendet werden. Zuerst vom Nutzen zu reden. Unsere Sprache ist überschwänglich reich und vielseitig. Börne, der sonst auf Deutschland so übel zu sprechen war, sagt doch von ihr: „Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und mild, als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft.

Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen" u. s. w. Bei dieser Vielseitigkeit, welche ihr Niemand abstreiten wird, steht also nicht einmal zu befürchten, daß jenes von mit sogenannte bürgerliche Element, wenn es weiter herausgebildet wird, dem innern Leben der Sprache gefährlich werden könne. Im Gegentheil, wie der Bürgerstand der Kern eines Volkes, Träger und Pfleger seiner besten Kräfte und nachhaltigsten Wirkungen bleibt, so wird auch dies Element nur nützen und fördern. Es bereichere also der Dichter immer die Sprache mit neuen Wörtern und Wendungen, es prüfe der Grammatiker und Sprachphilosoph, ob diese Stich halten und in Wahrheit den Sprachschatz vermehren; es hebe der Kanzelredner durch kühne Formen und Wendungen die Andacht auf Adlersflügeln empor — kurz, es bilde nach jeder Seite und Richtung hin die Muttersprache ein Jeder aus, welcher Beruf und Gelegenheit hat: wir Lehrer der deutschen Sprache an höhern und niedern Anstalten wollen es nicht versäumen, die bürgerlichen Elemente zu entwickeln, woran sie so reich ist! — In welcher Weise dürfte dies am füglichsten geschehen? Ich will, um nicht zu weitläufig zu werden, mich blos über die Anwendung der Sprüchwörter verbreiten; wie ich es mit dem Andern meine, wird man leicht herausfinden. Sprüchwörter können schon von den mittlern Klassen an zu schriftlichen Aufgaben benutzt werden. Zuerst als Uebung im Rechtschreiben, wozu man die schwerern aussucht; zugleich läßt sich bei diesen Diktaten manche Bemerkung über den Satz und seinen Bau, über Ellipsen u. s. w. anhängen, indem sie oft ganz eigenthümlich geformt sind. Dann werden sie im Einzelnen schriftlich erläutert, indem der Schüler den Sinn und die Bedeutung aufsucht, wohl auch ein Beispiel zum Beweis oder als Erläuterung hinzusetzt. Schon weiter geht man, wenn man ihm zumuthet, ähnliche Sprüchwörter neben einander zu behandeln, so daß er gleichsam eine Synonymik der Sprüchwörter ahnen lernt, die es denn auch wirklich gibt. Eine folgende Stufe hat er erstiegen, sobald er drei, vier und mehre Sprüchwörter geschickt und leicht in Einer Erzählung anzubringen versteht, ohne daß man eigentlich merkt, er habe sie gerade dieser Sprüchwörter wegen erfunden. Am weitesten ist er meines Erachtens dann, wenn er mit Glück versucht, ein Sprüchwort zu widerlegen, z. B. Einmal ist keinmal, Noth hat kein Gebot, Man muß mit den Wölfen heulen;

oder, wenn es ihm selber gelingt, zwei einander ganz entsprechende Sprüchwörter, deren es freilich eben nicht viele gibt, in Einer Aufgabe zu verbinden, sich für das Eine zu entscheiden und das Andere zu widerlegen, z. B. 1) Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren; 2) mit Harren und Hoffen hat's Mancher getroffen. — Mit diesen schriftlichen Aufgaben verbinden sich ähnliche Uebungen im mündlichen Ausdruck, die anfangs eine Einübung des eigenen Aufsatzes bleiben, (wobei der Schüler am besten oft wahrnimmt, wie wenig mundgerecht sein Styl ist), dann aber allmählich zum ganz freien Vortrag übergehen, wenn anders die Kräfte soweit gereift sind und nicht ein haltloses Geschwätz zu befürchten steht. Bei dieser richtigen Anwendung der Sprüchwörter muß die Klage über Mangel an geeigneten Aufgaben zur mündlichen und schriftlichen Darstellung aufhören: jene wird nicht mehr blos Deklamiren, Aufsagen von Gedichten seyn, diese hingegen nicht allein ein kühles Nachbilden des Gelesenen oder vom Lehrer vorgetragenen Stoffes: denn in der That liegt in den sprüchwörtlichen Redensarten zugleich so viel Volksthümliches und Kräftigendes, daß die ganze Redeweise des jungen Menschen daraus mehr Kern und Gehalt entnehmen wird. Nur Eine Klippe ist zu vermeiden — und welcher Lehrstoff böte nicht eine solche dar? Ich meine die nicht kleine Gefahr, dem jugendlichen Geist durch das „Allzuviel" — Allzuviel ist ungesund — in Sprüchwörtern ein lästiges Gepräge von Altklugheit aufzudrücken, welches man sonst im Unterricht überall zu verwischen strebt, wenn es etwa durch philisterhafte, häusliche Erziehung sich angesetzt haben sollte. Wie sehen doch Knaben aus, wenn sie in Röcken oder Stiefeln der Erwachsenen umherschlendern! Anders nicht wird es sich ausnehmen müssen, wenn man hier nicht Maas und Ziel hält. Nun gilt dies aber von allen Gegenständen des Unterrichts; ein verständiger Lehrer weiß bald, wie weit er zu gehen hat, der Dumme, der Unpraktische macht Verstöße, sogar wenn man ihm das Hülfsbuch mit Fragen und Antworten in die Hand gibt. Er könnte dann so verfahren, wie jener Schullehrer, welcher, auf Neuerungen ausgehend, dem Schüler das Buch reichte und sich sämmtliche Fragen vorlegen ließ, die er dann auch vor der „offenmaulvergessenen" Jugend ohne den mindesten Anstoß hersagte. — Würde daher die angedeutete Benutzung des Sprüchwörterschatzes unserer Sprache in irgend einer Schule von keinem Erfolge sein, so müßte ich vorerst dem Lehrer Schuld geben. Auch in obern Classen bietet sich noch Gelegenheit zu der bezeichneten Anwendung; Lehrer an

Gymnasien mögen dann ähnliche Sprüche oder Sentenzen aus dem Griechischen oder Lateinischen herbeiziehen; Reallehrer haben im Französischen, Englischen und Italienischen die treffendste Gelegenheit. Beiden empfehlen wir zu diesem Behufe ebenfalls die Sammlungen von Eiselein und Körte; jener citirt in der Regel das fremdländische Sprüchwort in der Ursprache, wenigstens im Griechischen und Lateinischen; dieser bald so, bald in ansprechender Uebersetzung. Aus sorgfältiger, sprachvergleichender Beleuchtung einer gewählten Anzahl solcher Sprüchwörter wird man manches Streiflicht auf die Eigenthümlichkeiten unserer Muttersprache richten und durch diese Beleuchtung weit mehr als durch trockene Regeln darthun können, wie tief das bürgerliche Element im Geist und Leben unserer Sprache wurzelt, ja häufig und innig mit demselben Eines ist. — Schließlich will ich den Wunsch nicht unterdrücken, es möchten andere Mitarbeiter des Archivs in ähnlicher Weise auch das philosophische, poetische, sentimentale, elegische, komische, dramatische, lyrische u. a. Element unserer Sprache beleuchten. Wenn auch die Aufsätze nur Skizzen sind — und für mehr will sich der gegenwärtige in keinem Fall ausgeben! — es findet sich dennoch dadurch die verschiedenste Anregung für den Lehrer im Deutschen, Anregung, die oft die lieblichsten Früchte trägt; ja ich kann versichern, oft in solchen Abhandlungen Goldkörner gefunden zu haben, die mir zur tiefern Erfassung des Sprachgeistes unentbehrlich wurden. So viel dürfte zugleich behauptet werden, solche zerlegende und den Sprachschatz durchmusternde Arbeiten müssen allmählich zu einer „Geschichte der innern Entwicklung der deutschen Sprache" anbahnen, welche zu den Aufgaben der Gegenwart nothwendig gehört: auch mit der Sprache läßt sich chemisch verfahren, nur wird auch der glücklichste Chemiker auf diesem Felde nicht die Früchte ernten, welche dem gewöhnlichen Chemiker als sein „lustiges Loos" vom Himmel herabfallen.

Darmstadt.

A. Rodnagel.

Beiträge zur Lehre von der Aussprache des Englischen

von

Dr. Voigtmann in Jena.

Der Unterzeichnete theilt die folgenden Auszüge aus Webster's Englischem Wörterbuche aus dem Grunde hier mit, weil in Bezug auf die Aussprache des Englischen in den letzten 20 oder 30 Jahren immer nur Walker's Ansichten über diesen schwierigen Punct der englischen Sprache in Deutschland geltend gemacht, andere Stimmen dagegen fast ganz übersehen worden sind. Da aber jeder Kenner dieser Materie wird einräumen müssen, daß die wahren Grundsätze der Aussprache des Englischen auf einer ganz andern Basis ruhen, als jener Orthoepist ihr zu geben gesucht hat, so möchte es, meine ich, vielleicht manchem Leser des Archivs, dem Webster's ziemlich theures Werk grade nicht zur Hand ist, von Interesse sein, einmal eine Stimme aus Amerika über diesen Gegenstand zu vernehmen, von einem Manne, der auf den Anbau der englischen Sprache einen großen Theil seines Lebens verwendet hat und dessen langwierige Arbeit, so groß auch ihre Schwächen im Einzelnen, und namentlich auch in Hinsicht auf Orthoepie, sein mögen, doch immerhin unseren aufrichtigen Dank verdient. Die diesen Auszügen von mir beigefügten Anmerkungen dürften wohl zur Erkennung der Wahrheit ebenfalls ein Scherflein beitragen und vielleicht namentlich denen nicht unwillkommen sein, die sich bereits mit meinen eigenen über die Englische Orthoepie aufgestellten Grundsätzen befreundet und einverstanden erklärt haben. Möchte es mir gelingen, auch durch das hier Gebotene recht Viele zum Nachdenken über diesen Gegenstand anzuregen, und unter ihnen manche neue Freunde zu gewinnen oder aber, was hier gleichbedeutend ist, eine gründliche und überzeugende Entgegnung und Widerlegung zu veran-

lassen. In den folgenden orthoepischen Skizzen wollte ich dann einmal besonders Webster's Polemik gegen die englischen Orthoepisten, namentlich Walker zeigen, welche Polemik, wenn auch selbst oft, wie sich zeigen wird, des rechten Schwerpuncts entbehrend, doch immerhin interessant und zu nützlichen Reflexionen anregend gefunden werden dürfte; sodann aber bei dieser Gelegenheit auch Anlaß nehmen, auf die jüngste von England ausgegangene Arbeit über Englische Orthoepie, ich meine James Knowles Pronouncing Dictionary (London 1840), etwas näher einzugehen, als es anderwärts füglich geschehen konnte (vgl. meine Grundsätze der Syllabirung des Englischen, Vorrede S. XXIII—XXIX und meine Principles of English Pronunciation Nr. 135 u. passim im vollständigen Wörterbuche.

Behufs größerer Deutlichkeit habe ich die folgenden Auszüge in besondere §§ vertheilt und jeden Absatz eines § mit einer besondern Nummer versehen, um meine Bemerkungen in leichter Uebersicht daran anzuschließen.

§. 1.

1. As our language has been derived from various sources, and little or no systematic effort has been made to reduce the orthography to any regularity, the pronunciation of the language is subject to numerous anomalies. Each of our vowels has several different sounds; and some of the consonants represent very different articulations of the organs. That part of the language which we have received from the Latin, is easily subjected to a few general rules of pronunciation. The same is the fact with most of the derivations from the Greek. Many words of French origin retain their French orthography, which leads to a very erroneous pronunciation in English, and a large portion of our monosyllabic words of Saxon origin are extremely irregular both in orthography and pronunciation.

2. If we can judge, with tolerable certainty, from the versification of Chaucer, the pronunciation of words must have been, in many respects, different in his age, from that of the present day; particularly in making a distinct syllable of the *e* final, and of the termination *ed*. But no effort was probably ever made to settle the pronunciation of words, till the last century. In England, which was settled by various nations, there are numerous dialects or diversities of language, still retained by the great mass of population.

3. The first settlers of New England were almost all of English origin, and coming from different parts of England, they brought with them some diversities of language. But in the infancy of the settlements, the people lived in towns adjacent or near to each other, for mutual aid or protection from the natives; and the male inhabitants frequently assembled for the purpose of worship or for government. By the influence of

these and other causes, particularly by that of common schools, the differences of language among our citizens have been gradually lost; so that in this part of the United States there can hardly be said to exist a difference of dialect.

4. It is to be remarked further, that the first ministers of the Gospel who migrated to this country, had been educated at the English universities, and brought with them all the learning usually acquired in those institutions, and the English language as it was then spoken. The influence of these men, who were greatly venerated, probably had no small effect in extinguishing differences of speech.

5. Hence it has happened that the traditional pronunciation of the language of well-educated people has been nearly the same in both countries, to this day. Among the common people, whose pronunciation in all countries is more or less corrupt, the diversities in this country are far less numerous than in England.

6. About fifty or sixty years ago*), Thomas Sheridan, an Irish gentleman, who had been the pupil of an intimate friend of Dean Swift, attempted to reduce the pronunciation of English words to some system and to introduce it into popular use. His analysis of the English vowels is very critical, and in this respect, there has been little improvement by later writers, though I think none of them are perfectly correct. But in the application of his principles, he failed of his object. Either he was not well acquainted with the best English pronunciation, or he had a disposition to introduce into use some peculiarities, which the English did not relish. The principal objection made to his scheme is that he gives to *s* the sound of *sh*, in *sudorific*, *superb*, and other words where *s* is followed by *u* long. These he pronounces *shoodorific*, *shooperb*, *shooperfluity*, etc. This pronunciation of the *s*, corresponding to the Shemitic ש, he probably learnt in Ireland; for in the Irish branch of the Celtic, *s* has often the sound of *sh*. Thus *scan*, old, is pronounced *shean*. This pronunciation was no sooner published, than condemned and rejected by the English.

Bemerkungen zu §. 1.

Zu 6: Dieser Mißgriff Sheridan's ist zwar groß, aber erklärlich genug; auch brauchte er nicht, wie Webster meint, diese Aussprache in Irland gelernt zu haben, sondern fand sie in England selbst vor. So sagt Walker unter insuperable: this word is frequently, but very incorrectly, pronounced as if written *inshuperable*. Und unter superable: there is a corrupt pronunciation of this word, arising from want of attention to the influence of accent on the sounds of the letters, which makes the first syllable of this word sound like the noun *shoe*. This pronunciation Mr. Sheridan has adopted, not only in this word,

*) Webster's Dictionary erschien 1829; Sheridan's Wörterbuch 1780.



but in all those which commence with the inseparable preposition *super*. — Diese fehlerhafte Aussprache und dieser Mißgriff Sheridan's, sie aufzunehmen, erklärt sich aber hinlänglich aus der großen Leichtigkeit, mit der der Consonant *s* in den Zischlaut *sh* oder *zh* durch Contraction übergeht, so daß sich *shooper* leichter oder bequemer ausspricht als *su'per*, *lugzhooriant* *) leichter als *lugzu'riant*. Aus demselben Grunde ist auch offenbar das Wörtchen sure allgemein zu *shoor* geworden, nicht aber shooor, wie Walker es bezeichnet, denn dann wäre hinsichtlich größerer Leichtigkeit nichts gewonnen, eben weil der Diphthonglaut des u (you) die Schwierigkeit macht, die durch die Contraction gehoben werden soll, und wirklich gehoben wird. Diese Vereinfachung des Diphthonglauts wird aber in der Walker'schen Beziehungsweise in der Regel nicht sichtbar, was als einer der größten Mißgriffe dieses Orthoepisten angesehen werden muß, weil aus demselben hundert andere hervorgingen, und diese leider auch auf die meisten späteren Orthoepisten übergegangen sind, so daß dadurch eine sehr große Reihe von Wörtern eine fehlerhafte Aussprache erhalten hat, auf dem Papiere wenigstens, denn ins Volk ging sie nicht gleich über, und ist glücklicher Weise auch jetzt noch nicht allgemein verbreitet, wird es auch wegen ihrer Unnatur wohl niemals werden **). Auch eine Menge Inconsequenzen hat dieser Mißgriff Walker's in seinem Gefolge. So lautet nach dessen Princip es 357: ocean, social, o*she*an, so*she*al, im Wörterbuch aber o*sh*un, so*sh*al, und in gleicher Weise geht es durch sein ganzes Buch. Wie verderblich dieses Verfahren namentlich für Ausländer werden mußte, fällt in die Augen. Doch dieß beiläufig; ich wollte hier nur zeigen, daß das *s* in sure ganz regelrecht in *sh* übergeht, weil dieses Wörtchen zur Kategorie derer gehört, die in der Rede so tausendfach wiederkehren (s. Princ. of Pronunc. 139), und deßhalb gleich jenen mundrechter und leichter geworden ist. Von sure

---

*) Noch viel augenfälliger aber wird diese, durch Contraction bewirkte, Erleichterung unmittelbar nach dem Accent, z. B. luk'-seoo-ry, contrahirt luk'-shoory, nicht aber luk'-shoo-ry, wie Walker und Andere dieses und ähnliche Wörter fälschlich bezeichnen.

**) Vor einiger Zeit sah ich eine in Cincinnati gedruckte englische Schulgrammatik, wo von dem Verfasser, Kirkham, der lieben Jugend Amerika's ihr asso*s*iashun, pronun*s*iashun, roseate, etc. etc. als Fehler angerechnet und als die richtige Aussprache das Walker'sche asso*sh*iashun, pronun*sh*iashun, ro*zh*eate etc. anempfohlen wird!! Man vergleiche unten Webster, §. 9, Satz 7.

ging der Zischlaut oder die Contraction begreiflicher Weise in die Zusammsetzungen assure, assurance, surety etc. über. Nur in sugar erscheint der Zischlaut des *s* willkührlich, und nur durch den Gebrauch gerechtfertiget, das große Steckenpferd derer, die in dem ganzen Lautwesen der englischen Sprache fast nichts sehen als Mode und Willkühr, während doch, in der That, die Zahl derjenigen Wörter, die willkührlich so oder anders ausgesprochen werden können, sich am Ende als klein genug herausstellt, sobald nur mit Consequenz und festen Principien verfahren wird. So lange man aber fortfährt (man sehe die Mehrzahl unserer englischen Wörterbücher oder sonstigen Anleitungen), z. B. bounteous (von bounty) boun-*tshi*-ous, duteous (v. duty) dagegen du-*ti*-ous; *plenteous* (v. plenty) plen-*ti*-ous oder plen-*tshi*-ous, *courteous* aber wiederum nur cour-*tshi*-ous, und courtier court-*sh*ur; propitious pro-pi*sh*'-us, propitiate aber pro-pi*sh*'-i-ate; annunciate an-nun-*si*-ate, nuncio aber nun-*shi*-o; partial par-*sh*al, partiality aber par-*shi*-al'ity; sociable so-*sh*a-bl, insociable aber in-so-*shi*-a-bl, etc. etc. auszusprechen oder zu bezeichnen, statt einzusehen, daß alle diese Wörter und tausend ähnliche nur entweder boun'-te-ous, du'-te-ous, plen'-te-ous, cour'-te-ous, cour'-ti-er oder court'-yer, pro-pis'-sy-ate, a-nun'-sy-ate, nun'-sy-o, par-sy-al'-ly-ty, so'-sy-a-bl, in-so'-sy-a-bl, oder boun'-tshus, du'-tshus, plen'-tshus, kur'-tshus, pro-pish'-shate, a-nun'-shate, nun'-sho, par-shal'-lity, so'-sha-bl, in-so'-sha-bl, etc. gesprochen oder bezeichnet werden können, so lange wird freilich Zufall und Willkühr in den meisten Fällen die einzige Richtschnur sein. Wie viel Falsches, Schwankendes und Willkührliches in der englischen Orthoepie schon durch die Festhaltung dieses einzigen Grundsatzes hinwegfällt, oder vielmehr, wie viel des Genannten Walker und seine Nachfolger durch die Nichtfeststellung dieses Grundsatzes in dieselbe gebracht haben, springt in die Augen.

Uebrigens begreift man kaum, wie Webster, um auf das Obige zurückzukommen, Sheridan sein *sh*ooperb, *sh*oodorific, etc. so hoch anrechnen mag, wenn er die Regel Walker's, daß die Buchstaben *c*, *s*, *t* (d), ihre Zischlaute nur nach dem Accent annehmen können, für rein willkührlich und nur zum eigenen Gebrauche von ihm erfunden erklärt (s. §. 2. Satz 5); denn dieses angenommen, so wäre auch nicht der Schein eines Grundes vorhanden, warum das *s* z. B. in issue wie *sh*, in to sue aber wie *s* ausgesprochen werden muß. Daß aber die fragliche Regel Walker's keineswegs willkührlich, sondern durchaus in der Natur der

Sprache gegründet, und nur von ihm erkannt, nicht erfunden worden ist, geht daraus hervor, daß der Eintritt des Zischlautes obiger Consonanten und der sofortigen Contraction der nächsten Sylbe*), seinem wahren Wesen nach, nichts ist als eine Erleichterung, so zu sagen eine Erschlaffung, die nur durch die vorausgehende Anstrengung (Accent) gerechtfertigt werden kann, so daß also jene Regel, weit entfernt willkührlich zu sein, vielmehr ein Naturgesetz ist: ohne Anstrengung keine Erholung (s. Princ. of Pron. 138). Indem nun Webster dieses Gesetz nicht achtet, kommt er nothwendig in Widersprüche, und, wenn er sich consequent bleiben will, am Ende zu demselben Resultat, das er an Sheridan tadelt. Denn wie Webster partiality par-*sh*al'ity spricht, so sollte er auch z. B. to pursue pur-shoo' sprechen, nicht pur-*su*', denn *par-* und *pur-* stehen sich nun als unaccentuirte Sylben gleich, so wie *t* und *s* vor *ia, io, iu*, etc. an sich gleich stehen. Auf diese Weise consequent fortgegangen, müßten wir auch zu *sh*ooper, *sh*ooperb, *sh*oodorific, *tsh*ootor (tutor), *tsh*oomult (tumult), etc. kommen, wie Sheridan diese Wörter wirklich bezeichnet, denn es wäre nun jeder Haltpunkt verloren. Durch die Nichtachtung jener Regel kommt aber Webster auch noch in Verlegenheit und in Widerspruch mit sich in Bezug auf den Nebenaccent. Denn lautet partiality: par-*sh*al'ity, so lauten auch essentiality, substantiality es''-sen-*sh*al'ity, sub''-stan-*sh*al'-ity, welche Aussprache, von der Verletzung jenes Gesetzes abgesehen, schon wegen der unstatthaften Verlegung des Nebenaccents gewiß eben so wenig gebilliget werden kann, als Sheridan's pronunshashun, negoshashun. In Bezug auf diese letzteren Wörter fühlt Webster das Unstatthafte der Contraction selbst, und gibt daher in seinen „Directions for the pronunciation of words," die etwas seltsame Regel: When *ci* or *ti* precede similar combinations, as in *pronunciation, negotiation,* they may be pronounced *ce* instead of *she*, to prevent a repetition of the latter syllable, as *pronunciashon,* instead of *pronunshashon.* Diese Regel ist aber einmal ungenau ausgedrückt; denn nach den sonst von ihm befolgten Grundsätzen hätte sie Webster so fassen müssen: when *ci* or *ti* precede similar combinations, the letters *c* and *t* may be pronounced *s*, instead of *sh*, nicht aber *she*, denn dann gäbe er

*) Oder bei dem langen *u* die sofortige Abwerfung des i-Lautes, da dieselben nie zwei Sylben machen, und also von einer Sylbencontraction dabei nicht die Rede sein kann.

ja zu, daß man jene Wörter auch pronun*sh*iashun, nego*sh*iashun aussprechen dürfte, gegen welches Verfahren er sich aber anderwärts ausdrücklich erklärt (s. §. 9, 17.). Dann aber gibt er dieser seiner Regel keinen tieferen Grund als „to prevent a repetition of the latter syllable," und dieß ist der Hauptfehler. Denn der wahre Grund dieser (nicht contrahirten) Aussprache liegt nicht etwa in dem zufälligen Zusammentreffen zweier Zischlaute, so unangenehm das Ohr allerdings dadurch berührt wird, sondern vielmehr in der Natur des Accents, der allein die Zischlaute der Consonanten *c*, *s*, *t* und die damit verbundene Contraction der nächsten Sylbe bedingen und rechtfertigen kann (s. Princ. of Pronunc. 136.). Es ist daher klar, daß diese Contraction immer nur nach, nie vor dem Accent eintreten darf, und zwar immer nur nach dem Hauptaccent, denn wollte man sich dieselbe, wie Sheridan in pronunshashun, negoshashun, auch nach dem Nebenaccent erlauben, so würde derselbe dadurch in eine so falsche Stellung zu dem Hauptaccent treten, daß der ganze Habitus des Wortes verändert, und dasselbe fast eben so unverständlich werden würde, als wenn man den Hauptaccent verlegen wollte.

Aus diesen Gründen muß also nicht nur das *c* oder erste *t* in association, pronunciation, negotiation wie *s*, nicht *sh* ausgesprochen werden, sondern auch (und darin liegt Webster's Inconsequenz) das *t* vor i in partiality, impartiality, essentiality, etc., so daß das Verhältniß dieser und ähnlicher Wörter aller sich durchaus gleich steht, und also für die ersteren Webster's Grund „to prevent a repetition of the latter syllable" als bloß zufälliges Ergebniß hinwegfällt, dafür aber die Regel ihre Kraft behält, daß, zusammengesetzte Wörter ausgenommen, d. h. solche, deren verschiedene Sylben einen natürlichen oder inneren Accent haben (s. Princ. of Pron. 42 sq.), der Nebenaccent immer um wenigstens eine Sylbe von dem Hauptaccent getrennt sein muß, und daß der erstere in der Regel die Stelle des letzteren einnimmt, sobald dieser um einige Sylben zurücktritt, wie in essen'tial, essen''tial'ity; substan'tial, substan''tial'ity; pronoun'ce, pronun''cia'tion; nego'tiate, nego''tia'tion, impar'tial, impar''tial'ity, etc. etc., so daß also in diesen und ähnlichen Wörtern nach dem Nebenaccente an keine Contraction, und folglich auch an keinen Zischlaut des nächsten Consonanten gedacht werden darf, wenn nicht dadurch das richtige Verhältniß des Accents gestört und so auf die eine oder andere Weise das Wort verunstaltet werden soll. Als klares Resultat geht aber aus dem allen hervor, daß die

Zischlaute der Consonanten *c*, *s*, *t* in genauester Verbindung mit dem Accente stehen, und daß darum Sheridan's *sh*ooper, *sh*ooperb, etc. eben so sehr getadelt werden muß, als sein par*sh*al'ity, impar*sh*al'ty, etc., welches letztere ihm aber Webster nachschreibt. Uebrigens bleibt sich Sheridan in seiner Aussprache *shoo* statt *su* keineswegs consequent, denn ob er gleich alle mit super anfangenden Wörter shooper lauten läßt: so gibt er doch insuperable, insuperableness wieder den einfachen Laut des *s*, wie recht ist, und wie es die Stellung des Accents nothwendig verlangt. — Hören wir nun Webster in seinen Bemerkungen über Sheridan weiter.

§. 2.

1. Another most extraordinary innovation of Sheridan was, his rejection of the Italian sound of *a*, as in *father*, *calm*, *ask*, from every word in the language. Thus his notation gives to *a* in *bar* the same sound as to *a* in *barrel*, *bat*; to *a* in *father*, *pass*, *mass*, *pant*, the same sound as in *fat*, *passion*, *massacre*, *pan*, *fancy*. Such a gross deviation of established English usage was of course condemned and rejected.

2. In his pronunciation of *ti* and *ci*, before a vowel, as in *partiality*, *omniscience*, Sheridan is more correct than Walker, as he is in some other words; such for example as *bench*, *tench*, *book*, *look*, and others of the same classes.

3. Sheridan has also contributed very much to propagate the change of *tu* into *chu*, or *tshu*; as in *natshur*, *cultshur*, *virthsue*. This inovation was vindicated on the supposed fact, that the letter *u* has the sound of *yu*; and *natyur*, *cultyur*, *virtyue*, in a rapid enunciation became *natshur*, etc. And to this day this error respecting the sound of *u* is received in England as truth. But the fact is otherwise, and if not, it does not justify the practice; for in usage *u* is short in *nature*, *culture*, as *u* in *tun*; so that on the Principles of Sheridan himself, this letter can have no effect on the preceding articulation.

4. This innovation however has prevailed to a considerable extent, although Sheridan subjected the change of *tu* to no rules. He is consistent in applying this change equally to *tu*, whether the accent follows the *t* or not. If *tu* is to be changed to *chu* in *future*, and *perpetual*, it ought to undergo the same change in *futurity* and *perpetuity;* and Sheridan in pronouncing *tutor*, *tutelage*, *tumult*, as if written *tshootor*, *tshootelage*, *tshoomult*, is certainly consistent, though wrong in fact. In other words, however, Sheridan is inconsistent with himself; for he pronounces *multitshood*, *rectitshood*, *servitshood*, while *habitude*, *beatitude*, *certitude*, *decrepitude*, *gratitude* etc., ratain the proper sound of *t*.

5. Walker's rule for changing *tu* to *chu*, only when the accent precedes, is entirely arbitrary, and evidently made by him to suit his own practice. It has however the good effect of reducing the *chus*, and removing the outrageous anomalies of *tshootor*, *tshoomult* etc.

Bemerkungen zu §. 2.

Zu 1: Diese Verwechselung der Laute des *a* in pant und pan, mass und mas'sacre, passable und passible etc. läßt sich nur aus der nahen Verwandtschaft derselben erklären. (Siehe Anleitung §. 6.) Vielleicht wollte Sheridan dadurch nur zu verstehen geben, daß er die breit gedehnte Aussprache des *a* z. B. in father, half, calf, after etc. (Anleit. §. 6.), die ihm unmöglich entgangen sein kann, als gemein verwerfe, so daß er nun in der Verkürzung dieses Lautes die Verwechselung begangen*), und Wörter, wie aha', *papa'*, *mama'* und einige andere, wo dieser Laut nothwendig lang bleiben muß, weil er eine accentuirte Sylbe schließt, (Anleit. §. 6.) übersehen oder ihre Zahl für zu klein gehalten hat, um für sie ein besonderes Lautzeichen zu geben. Wenigstens erscheint mir Sheridan in diesem Punkte noch begreiflicher als Walker, der das a z. B. in master lang läßt, das a in mast aber verkürzt zu dem *a* in fat. Ursprünglich lautete aber das *a* in mast und master durchaus gleich (man sehe z. B. Nares Elements p. 5.), und zum Theil ist dies noch der Fall (s. Princ. 4 und 165.) Es fragt sich also, ob Walker mit Recht diese Laute von Grund aus getrennt hat und worauf sein Irrthum beruht (s. 5, 9, 2.).

Zu 2: In Wörtern wie partiality, omniscience etc. erscheinen Sheridan und Walker gleich incorrect. Walker irrt darin, daß er den Buchstaben *c* *s* *t* ihre Zischlaute gibt, und das folgende *i* noch als eine besondere Silbe bestehen läßt, als om-nish'-i-ent, par-shi-al'ity; erscheint aber inconsequent, daß er dies in anderen Fällen wieder nicht thut, als par'shal, con'shence, statt nach den obigen, par'-shi-al, con'-shi-ence. Doch läßt er den Zischlaut mit Recht nur nach dem Accent eintreten, um welchen sich Sheridan nicht kümmert, und darin irrt letzterer (siehe die Bemerkungen zu Nr. 5. des vorigen §.). Es irrt also Walker in der Natur des Zischlauts obiger Consonanten, und Sheridan in der Anwendung desselben, wie die des ersteren, par--shi-al'i-ty, und des letzteren par-shal'-ity etc. an die Hand gibt. Die Wahrheit kann nur in der Mitte liegen, in par-*si*-al-ity etc. (s. Princ. of Pron. 140.): Webster theilt den Irrthum Sheridan's, und ist auch nicht ganz frei zu sprechen von dem Walker's. (Man sehe die Bemerkung zu §. 9, Satz 16 und 17.)

*) Man vergleiche damit die Bemerkungen zu §. 9. Satz 2.

Zu 3: Hier spricht Webster so völlig ins Blaue hinein, daß man ihn kaum widerlegen mag. Wenn *-ture* in nature, culture „in usage" wie in *tun* lautet, so ist dieser usage eben schlecht, und damit abgefertiget, daß die Orthoepisten ihn *vulgar* nennen. (Vergl. die im nächsten §. mitgetheilte Stelle aus Nares und Princ. 145.) Wörter wie legislature und legislator, sculpture und sculptor, dictature und dictator völlig gleich aussprechen, geht so gegen alles Gefühl und alle Natur, daß man sich nur wundern muß, überhaupt irgend jemand von Bildung als Vertheidiger dieser Aussprache auftreten zu sehen, gar nicht zu gedenken, wie dieselbe vor den Grundsätzen einer wissenschaftlichen Behandlung der Orthoepie bestehen soll. — Ganz unbegreiflich ist ferner, wie Webster sagen mag, daß nach den Grundsätzen Sheridan's selbst, das *u* in nature etc. für das vorhergehende *t* von keiner Bedeutung sein kann, da doch Sheridan nicht na'-tur, sondern na'-tshur bezeichnet, und somit dem *u* hier so gut einen Einfluß auf *t* einräumt, als Webster z. B. in measure etc. demselben *u* einen auf *s*, indem er das Wort mesh'-hur lauten läßt, statt daß er es, wäre er sich consequent geblieben, mez'ur sprechen müßte, gleich als würden beide Wörter nater und measer geschrieben. Aber warum in dem einen Worte dem *u* einen Einfluß auf den Laut des vorhergehenden Consonanten zuerkennen, im andern nicht? oder mit andern Worten, warum in measure das *u* als Diphthonglaut gelten lassen, und diesen durch die Aspiration des vorausgehenden *s* regelmäßig contrahiren, also statt mez'yur mezh'ur sprechen, nature dagegen ohne weiteres na'-tur? Geht daraus nicht klar genug hervor, daß man letzteres Wort nothwendig entweder natyur sprechen muß, oder natshur, wie Sheridan. Dies ist wohl klar; dabei bleibt aber dennoch ein kleines Bedenken, nämlich der Laut ur, da doch die Endsilbe dieser Wörter *-ure* ist, also mit Abwerfung des Diphthongs *oore*. Dieser Umstand hat auch wirklich Walker bewogen, in Bezeichnung dieser und ähnlicher Wörter von seinem Vorgänger Sheridan abzuweichen, und nicht geradezu natshur, mezhure zu bezeichnen, sondern natshure, mezhure etc., wozu er Princ. 481 seines Werks bemerkt, daß die rohe Aussprache zwischen beiden zu liegen scheine (s. Princ. 141.). Diese Bemerkung ist auch gewiß ganz richtig, denn obgleich diese Wörter im gemeinen Leben immerhin nur nathsur, mezhure lauten mögen, so bleibt doch bei gewählterer Aussprache ein kleiner Unterschied unverkennbar, und Walker hat Recht, wenn er am a. O. sagt: every correct ear must per-

ceive an elegance in lengthening the sound of the *u*, and a vulgarity in shortening it. Nur muß man, um dies richtig zu verstehen, den Sprachgebrauch Walker's kennen; denn *to lengthen* heißt bei ihm, wie hier, oft nichts, als eine Sylbe zwar kurz, aber nicht geschlossen aussprechen, also kurz und offen, wofür aber Walker keine anderen Zeichen hat als die der langen Laute, weshalb eben seine Bezeichnung so unvollkommen, und namentlich für Ausländer höchst unverständlich geblieben ist. Daß es aber mit obiger Bemerkung Walker's selbst seine volle Richtigkeit hat, wird jeder erkennen, der nur einmal ähnlich lautende Wörter, als z. B. fisher und fissure, gegen einander halten will, wo ein Unterschied der Aussprache nur in der Endsilbe — *er* und *ure* — bemerkbar zu machen ist.

Zu 4 und 5: Zu diesen beiden Nummern bemerke ich nur nochmals, daß der Eintritt des Zischlauts der Consonanten *c, s, t,* und die damit verbundene Abwerfung des folgenden *i* eine Erleichterung der Aussprache ist, da man sich nicht ohne vorausgehende Anstrengung erlauben darf, ohne, wie wir schon oben gesehen haben, in Gefahr zu gerathen, bei fortgesetzter Consequenz die ganze englische Orthoepie über Bord zu werfen, wie dies an Sheridan's shooper, tshoomult, tshootor etc. genugsam hervortritt. Dieses Verfahren Sheridan's nennt Webster „certainly consistent, *though wrong in fact.*" Um diese Worte gehörig zu würdigen, namentlich die vier letzten, verweise ich den Leser auf die in §. 1. gemachten Erörterungen. Vergl. auch §. 9., Satz 16 und 17.

§. 3.

1. There are many other words which Sheridan has marked for a pronunciation, which is not according to good usage, and which the later orthoepists have corrected. In general, however, it may be asserted that his notation does not warrant a tenth part as many deviations, from the present respectable usage in England, as Walker's; yet as his Dictionary was republished in this country, it had no small effect in corrupting the pronunciation of some classes of words, and the effects of Sheridan's scheme of pronunciation was in England, I am not able to determine. But I have had information from the late venerable Dr. Johnson, of Stratford, and from the late Dr. Hubbard of New Haven, who were in England between the year 1765 and the revolution, that about that period the change of *t* into *chu* had not taken place, to any extent. It began to prevail on the stage, ond among the younger barristers and members of parliament, before Dr. Johnson left England, just before the war with America; and Sheridan's Dictionary, published soon after, undoubtedly contributed to extent the innovation. This change presents a

new obstacle to the acquisition of a language, whose anomalies were before frightfully formidable and perplexing*). The favorers of innovation, seem not to reflect on the immense inconveniences of a correct notation of sounds in a language, by its proper characters; the utility of uniformity and permanence in that notation; and the extensive evil of destroying and impairing the use of alphabetical writing. The man who perverts or changes the established sound of a single letter, especially of a consonant, does an injury to that language, and to the community using it, which fifty men of the same talents can never repair.

Zur Vergleichung mag hier noch stehen, was Nares (Elements p. 129—130) über diesen Gegenstand sagt, weil es für manchen Leser interessant sein dürfte.

2. I know not whether we ought, in any instance, to give way to this pronunciation, which has been creeping in upon us very perceptibly or some years past**). It has become almost a rule to pronounce *t*, like *chu* whenever it is followed by an *u*, as in *fortune*, *importune actuate*, *effectual*, *nature*, *tune*, *tumid*, *tumult* etc. Some of these are more confirmed by usage than others, thus the terminations-*tune* and -*ture* are almost universally spoken with the sound of *ch* instead of *t*, as *nachure*, *forchune*, *picchure;* and the contrary pronunciation has even been ridiculed, as low-lived, in plays and novels, and marked by a false orthography as *nater*, *pickter;* yet perhaps the only common fault in pronouncing these words, is the neglecting to give to the *u* its full long sound. *Natūre*, so pronounced, will scarcely offend any ear, though the *t* may be made hard. In most of the other instances it is somewhat affected to give the sound of *ch* to the *t;* or rather, perhaps, vulgar. *Chune*, *chumid*, *chumult* are seldom heard in the mouths of elegant speakers; and *ac-chuate*, *effec-chual*, not often. This being the state of things, we should, I think, resist the encroachments of this mode of speaking, which encreases the anomaly of our language, without adding to its euphony.

Bemerkungen zu §. 3.

Nach diesen Mittheilungen erlaube ich mir nur noch kurz zu rekapituliren, was ich selbst über diesen Punkt anderwärts zu ermitteln bemüht gewesen bin, 1) daß ursprünglich *t* vor *u*, so gut wie *c*, stets hart ausgesprochen wurde, daß aber bei dem gebildeten Theil des englischen Volks das *t* nach und nach***) in

*) Dieser Satz dürfte vielleicht logischer und verständlicher so lauten: this change *presented* a new obstacle — language, whose anomalies were already formidable and perplexing enough.

**) Nares Elements of Orthoepy erschienen London 1784.

***) Wann sich diese Veränderung machte, geht aus den obigen Auszüge aus Webster und Nares genugsam hervor.

den Zischlaut *ch* oder *tsh* überging, und zwar vorzugsweise in den so häufig wiederkehrenden Endungen *-ture* und *tune,* als nature, feature, picture, fracture, capture, sculpture, rapture, venture, fortune etc.; 2) daß dieser Uebergang nur stattfand, um eine größere Leichtigkeit der Aussprache zu erzielen; daß 3) zu diesem Behufe diese Veränderung gar wohl gerechtfertigt, und der Zischlaut des *t* vor *u*, unter diesem Gesichtspunkte, sogar als im Wesen der Sprache begründet angesehen werden kann; daß er aber auch 4) aus demselben Grunde bei solchen Wörtern beschränkt werden oder ganz wegfallen muß, die viel weniger häufig oder nur selten vorkommen, und daß, wer z. B. actuate actshuate, mit fast nicht weniger Recht auch accurate acshurate spricht, daß aber von dem harten Laut des *c* oder *t* in accurate, actuate, und ähnlichen nicht adäquat auf das *t* in nature, picture und ähnlichen zurückgeschlossen werden kann, und aus dem Grunde der häufigen Wiederkehr der Endung *-ture* und ihrer Analogie mit anderen Fällen, wo ebenfalls nur der häufige Gebrauch eine Veränderung (Milderung, Erleichterung) verursacht oder erheischt. Gehen wir nun von diesen Principien aus und sprechen z. B. fortune fortshune, so würden wir doch, denke ich, sehr fehl greifen, wenn wir nach gleicher Analogie z. B. neptune neptshune lauten ließen, ja in fortune selbst werden wir uns den Zischlaut vielleicht nicht erlauben dürfen, wenn wir damit die Fortuna oder Glücksgöttin meinen. Denn die Analogie entscheidet hier nicht, sondern lediglich jener innere Grund der häufigen Wiederkehr und der durch sie bedingten Erleichterung. Fortune, in seiner gewöhnlichen Bedeutung von Glück, Vermögen rc. mag immerhin durch seinen tausendfachen Gebrauch im täglichen Leben zu fortshun werden, die Göttin Fortuna dagegen, die in eigener Person weit weniger unter den Sterblichen verkehrt, dürfte wider diese kurze Abfertigung mit Recht protestiren.

Historisch mag hier noch erinnert werden, daß unter den Orthoepisten Sheridan, Jones und besonders Walker diesen Zischlaut eben so sehr begünstigten, als Perry, Johnson, Webster u. a. gegen ihn sind. Ich glaube beide Theile übertreiben, überzeugt wie ich bin, daß derselbe weder ganz verworfen, noch auch zu weit ausgedehnt werden darf. Eine scharfe Grenzlinie zu ziehen, dürfte aber kaum möglich sein, und Vieles wird hier vielleicht immer von der Willkühr und dem Geschmacke des Einzelnen abhängig bleiben; — doch wenn nur dabei Ein bestimmtes Princip

festgehalten wird, so mag es immerhin freigestellt bleiben, ein solches Wort mehr oder weniger mit oder ohne Zischlaut, und vielleicht selbst ein und dasselbe Wort, je nach seiner Stellung im Satze, so oder anders auszusprechen. Man wird dann wenigstens nicht Gefahr laufen, sich so sehr zu verirren, als z. B. Walker begegnet ist, wie man jetzt fast allgemein erkannt hat. Zur Begründung eines solchen Princips aber wage ich nur noch so viel hinzustellen, daß, da dem muthmaßlichen Zwecke der Einführung dieses Zischlauts gemäß (s. Princ. 115.), derselbe vorzugsweise die Sprache des alltäglichen Lebens berührt, derselbe auch nur auf Wörter erstreckt werden sollte, die vorzugsweise demselben angehören; woraus dann von selbst erhellet, daß für jeden höheren Vortrag, so wie besonders für solche Wörter, die außer dem Bereich des gemeinen Lebens liegen, der einfache Laut des Consonanten vorzuziehen ist. Und diese Ansicht hat nach Allem, was ich in neuester Zeit darüber erfahren habe, in England auch bereits so ziemlich die Oberhand gewonnen. Vergl. z. B. Lloyd's Grammatik Seite 24 der 5. Aufl.

Am ungenügendsten behandelt diesen Gegenstand vielleicht Webster, was mit seiner eigenthümlichen Ansicht von dem langen *u* zusammenhängt, worauf ich in den Bemerkungen des §. 5. zurückkommen werde.

§. 4.

1. In a few years after the publication of Sheridan's Dictionary, appeared Walker's, the author of which introduces the work to the public with the following remarks, on the labors of his predecessors, (Diese mag man in Walker's Vorrede zu seinem Pronouncing Dictionary selbst nachlesen, auch ist das Wesentlichste davon in dem Anhange zur Anleitung, gleich im Eingange, mitgetheilt worden.)

2. Soon after the publication of Walker's Dictionary, appeared the Dictionary of Stephen Jones, who undertakes to correct the errors of Sheridan and Walker. This author objects to Sheridan that he has not introduced the Italian sound of *a* (as in *father* *) in a single instance, and that Walker has been too sparing in the use of it. He objects that Sheridan has not, by any peculiar marks, pointed out the sound of *oi* or *oy*, as in *noise* and *cloy;* and that Walker has given distinctive marks of pronunciation to the diphthong *ou*, which are terrific to the learner, and not well calculated to express the exact sound. He considers it as no trivial error in Walker's system, that he uses the long *e* in place of

*) Grade das Wort father, so wie fatherhood, fatherly, fatherless, bezeichnet jedoch Jones eben so wie Sheridan, nämlich mit dem *a* in fat, fathom.

the short *y*, which gives to *asperity*, for example, the ludicrous sound of *aspereetee*. He notices also as a fault in Walker's scheme, that he makes no difference in the sound of *oo* in *tool, tooth*, and in *look, took*.

3. In all these particulars, except that of *oi* and *oy*, I think every man who understands genuine English, will accord with Jones. From careful observation, while in England, I know that Jones's notation is far more correct than that of Sheridan or Walker; and except in two or three classes of words, his pronunciation is exactly that which I uniformly heard in England, and nearly the same as that of well-educated gentlemen in New England.

4. A few years after the appearance of Jones's Dictionary, William Perry *) published a Pronouncing Dictionary, in which an attempt is made to indicate the sounds of the letters by certain arbitrary marks. In this work, the author has rejected most of the peculiarities of Sheridan, Walker and Jones, and given the language nearly as it was spoken, before those authors undertook to regulate the pronunciation. This author's manner of designating the sounds of the letters is too complex for convenience, but his pronunciation is nearer to the actual usage in England, than that of either**) of his predecessors before mentioned. His orthography is also more correct, according to present usage, than that of his predecessors.

5. During the year past, appeared the Dictionary of R. S. Jameson, of Lincoln's Inn, intended to combine the merits of the most popular Dictionaries, and to correct the false pronunciation of Walker, whose notation in some classes of words he entirely rejects. He condemns, as a slovenly ennunciation, the sound given to *d*, which, before *i* and *u*, Walker directs, in certain words, to be pronounced like j. He rejects also his notation of *ch*, or *tsch*, in *congratulation; flatulent, natural*, and all similar words. He rejects also the affected pronunciation of Sheridan and Walker, in such words, as *guide* and *kind*. Most of the other errors of Walker, he copies, as he does his antiquated örthography.

Bemerkungen zu §. 4.

Zu 1 und 2: Diese kleinen Ausstellungen an Jones sind allerdings meist richtig, aber wenn Webster im Ganzen diesen Orthoepisten höher zu stellen scheint als Walker, so ist er gegen letzteren ungerecht, oder beurtheilt ihn zu oberflächlich. Jones hat allerdings manches Einzelne viel richtiger als Walker, und ist daher für den, der nicht tiefer eingehen will, brauchbarer oder practischer; Walker aber behandelt seinen Gegenstand jedenfalls gründlicher und will studirt und verstanden sein. Namentlich ist

*) Nach Worcester's Zusammenstellung der bekanntesten Orthoepisten erscheint Perry's Wörterbuch der Aussprache vor dem Jones'schen.

**) Besser any, weil von mehr als zweien die Rede ist. Siehe jedoch Grammatik 102.



seine Bezeichnung der Laute durch Ziffern so, daß sie nur bei einer sorgfältigern Vergleichung der eng damit verbundenen Principles richtig verstanden werden kann, ohne diese aber zu tausend Verirrungen führen wird. Bezeichnet Walker z. B. die Endsylbe von confederate, als Verbum und Adjektiv, gleich lang, so ist nur aus Principles 91. zu ersehen, daß in der letzteren Bedeutung die Sylbe verkürzt gesprochen werden soll oder doch kann. Dieselbe Bemerkung muß man festhalten, wenn er wiederum die Endsylbe von moderate mit dem Laute des a in fat bezeichnet, und doch dabei keinen andern Laut meinen kann und wirklich meint als den in confederate, verbündet. Desgleichen ist in seiner Bezeichnung na'-tshure, mezh'-ure etc. der wahre Laut der Endsylbe nur aus Princ. 461. zu erlernen, ein Laut, der von der Bezifferung, wenn sie streng genommen wird, unendlich weit verschieden ist. Hinwiederum in seinem as-per'-e-te, in-de-viz-e-bil'-e-te, etc. ist der Laut e nur richtig zu verstehen, wenn man aus den Principles gelernt hat, daß Walker unter *long*, in unaccentuirten Sylben eigentlich nur short (kurz) versteht, das Wort short aber nicht gebrauchen mag, weil dies leicht für shut (geschlossen) genommen werden könnte, so wie auch „to lengthen" bei ihm nicht etwa „lang aussprechen" heißt, sondern „kurz" (short), nicht aber „geschlossen" (shut). Hätten nun Jones und Webster diese Vorbemerkungen Walker's gebührend gewürdiget, so würde ihnen, wenn sie es ehrlich meinten, nicht eingefallen sein, Walker's as-per'-ee-tee ins Lächerliche zu ziehen; vielmehr hätten sie darin eine Veranlassung zum Lobe dieses Orthoepisten finden und zeigen können, wie sorgfältig und mit welchem Rechte derselbe auch bei *i* den (kurz) offenen Laut von dem geschlossenen unterscheidet, so gering auch hier bei diesem Vokale der Unterschied zwischen beiden sein mag, (s. Princ. of Pron. 10 ff.), nur daß freilich seine Bezeichnung selbst, hinsichtlich des ersteren Lautes, nicht genau genug ist, namentlich für Ausländer; sie hätten ferner zeigen können, wie Walker das *i* in asperity der Quantität nach durchaus gleich setzt dem *o* in el'ogy und dem *u* in reg'ular. Statt aber dieses durchaus richtige und konsequente Verfahren Walker's zu erkennen, behält vielmehr Jones die kurze Bezeichnung Sheridan's in dem *i* von asperity, etc. bei, dagegen in dem *o* in elogy, etc. und dem *u* in regular, etc. die lange Bezeichnung Walker's. Und diese offenbare Inconsequenz Jones belobt Webster noch, während er nicht oft genug auf den vermeintlichen Fehler Walkers zurückkommen kann. Vergl. §. 6.

Zu 3: Mit diesem guten Lobe Websters bin ich im Allgemeinen sehr wohl einverstanden, so wie ich selbst bei meinen frühesten orthoepischen Bestrebungen (s. Anleitung zur Ausspr. des Englisch. und Ausspr.-Wörterb.) Jones zu Grunde gelegt habe; was aber die zwei oder drei Wörterklassen anlangt, in denen Webster in England eine von Jones abweichende Aussprache gefunden haben will, so erlaube ich mir darüber noch eine Bemerkung. Es könnte uns leid thun, daß Webster diese zwei oder drei, nach seiner Meinung von Jones irrig behandelten Wörterklassen hier nicht genau angibt, weil wir dann nach Berichtigung derselben von Jones ein Buch haben würden, das uns als zuverlässige Norm dienen könnte. Doch läßt sich aus anderweitigen Bemerkungen Webster's ohne große Mühe herausbringen, daß er unter jenen Anstoß erregenden Wörterklassen nur begriffen haben kann 1) die Bezeichnung, welche Jones Wörtern gibt wie nature, natural, sculpture, tincture, mutual etc., als na'-tshur, nat'-tsheoo-rul, sculp'-tsheoor, tink'-tsheoor, mu'-tsheoo-ul, etc. und die Webster na'-tur, nat'-ur-ul, sculp'-tur, etc. ausgesprochen haben will; 2) Wörter wie negotiate, negotiation, associate, association, annunciate, annunciation, nuncio, ratio, etc. als ny-go'-shy-ate, ny-go''-shy-a'-shun, as-so'-shy-ate, as-so''-shy-a'-shun, an-nun'-sy-ate, an-nun''-sy-a'-shun, nun'-shy-o, ra'-shy-o, und die Webster ny-go'-shate, ny-go''-sy-a'-shun, as-so'-shate, as-so''-sy-a'-shun, an-nun'-shate, an-nun''-sy-a'-shun, nun'-sho, ra'-sho, etc. gesprochen haben will; 3) Wörter wie kind, guard, etc. als kyind, gyard, wo Webster das y als affectirt verwirft. — Wenn wir also diese zwei oder drei Wörterklassen verbessern, so dürfen wir fide Websteri uns schmeicheln, unter Leitung Jones eine Aussprache des Englischen zu erlangen, welche ist „uniformly heard in England.“ Nun fragt sich nur noch, wie sollen wir verbessern, oder hat Webster Recht? Nach Obigem zu urtheilen, wohl im Einzelnen aber lange nicht durchgängig.

Zu 4: Perry hat in Bezug auf die in Bemerkung sub 2. berührte Wörterklasse dieselben Fehler und Inconsequenzen als Jones; spricht also z. B. associate, association, das c wie *sh*, in enunciate, enunciation wie *s* etc.; schränkt aber mit Recht den Zischlaut des *t* vor *u* weit mehr ein als Jones, nur fehlt er, denke ich, wieder darin, daß er mancher Wörterklasse den Zischlaut entzieht, wo er doch ganz gewöhnlich ist, ihn dagegen in manchen Wörtern wieder eintreten läßt, wo man ihn am wenig-

sten erwarten sollte, und wo Jones z. B. ihn nicht hat. So gibt er der Endung -ture nie, oder fast nie, den Zischlaut, courteous, und discourteous aber läßt er cur-tshe-ous, dis-cur-tshe-ous!! lauten. Wiederum bezeichnet er legislature: lej'-is-la-tur (gleich legislator), welche Aussprache kein anderer Orthoepist gut heißt als Webster. Ebenso nat'-ur-al statt nat'-shoo-ral, oder nat'-too-ral, welches erstere nur Webster billigt; so volume: vol'-um, wovon dasselbe gilt als von nat'-ur-al. Man sieht also, daß, in mancher Beziehung wenigstens, Perry allerdings die Sprache gelassen hat, wo sie stand „before those authors undertook to regulate the pronunciation."

Zu 5: Jameson endlich verwirft nun den Zischlaut des *t* vor *u* ganz und gar, und bezeichnet venture, tincture, structure, sculpture, scripture, rupture, rapture, posture, puncture, picture, nurture, nature, lecture, illnature, feature, etc.: ventyur, tinghtyur, struktyur, skulptyur, skriptyur, ruptyur, raptyur, postyur, pungktyur, piktyur, nurtyur, nateyur, lektyur, illnatyur, feteyer, etc. Dieselbe Bezeichnung solcher Wörter gibt der neueste englische Orthoepist James Knowles, von dem später noch Einiges.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Gérondif in der französischen Sprache.

Die Anwendung und vorzüglich die Orthographie der Participes ist stets eine Hauptschwierigkeit in der französischen Sprache gewesen und ungeachtet aller traités über diesen Gegenstand, deren Zahl bereits Legion ist und sich stets neu rekrutirt, schwebt doch in den französischen grammaires über den Gebrauch der Participes noch ein solches Dunkel, daß man sich nicht wundern darf, in den meisten der deutschen sogenannten Grammatiken der französischen Sprache dieselbe Unzulänglichkeit wiederzufinden, weil ja noch von Vielen die Grammaire des Grammaires und die Grammaire nationale für wahre Orakel von Weisheit und Gelehrsamkeit gehalten und als solche benutzt werden. Wie schon von Becker, Diez und Anderen bemerkt wurde, ist es allerdings nicht zu verwundern, daß die Grammatiker bei dem vielen Wechsel der Participes in Form und Bedeutung erst allmälich und zwar langsam zu einer klaren Erkenntniß ihres Wesens und der Unterscheidung ihrer besonderen Arten gelangt sind, und zwar später als dies bei allen anderen Wortformen der Fall.

Selbst die scheinbar genügende und ohne Zweifel einfachste und beste der hergebrachten Regeln in den mystères des participes: Le participe joint au verbe *avoir* s'accorde toujours avec son complément direct, quand ce complément précède le participe — hat etwas völlig Unzureichendes und mit vollem Recht sagt von ihr ein neuerer Kritiker: Cette règle est si adroitement trouvée, la formule en est si judicieuse, qu'elle a besoin, pour se maintenir, de quatorze dispositions spéciales, dont elle est flanquée, et au milieu desquelles on la voit s'atténuer, s'affaiblir, et céder une si grande part de l'autorité qu'on y avait

attribuée d'abord que l'on attend sans cesse une dernière exception qui ne lui laissera plus aucun effet. Hätte man nicht die Masse von Beispielen, so würden die Regeln mit den tausenden Subdivisionen von Ausnahmen völlig ungenießbar sein, aber deshalb lernt auch der Franzose schon frühzeitig, sich an die Beispiele halten und hegt von vorn herein gegen die Regeln großes Mißtrauen.

Besonders unglücklich ging es aber bei dieser Konfusion dem Gérondif dessen eigentliches Wesen auch in der neueren Zeit nur von Einzelnen erkannt ist: Es heißt immer wieder: „Le gérondif se rapporte toujours au sujet de la phrase,“ und damit ist die Sache abgemacht. Caspers nahm in seiner französischen Grammatik (Münster 1842) bei Erklärung des Gérondif freilich auf das Lateinische Rücksicht, welches unumgänglich nothwendig ist, doch wird eine Vergleichung seiner Ansicht mit der historischen Entwicklung unserer Form hinlänglich zeigen, wie wenig erstere im Ganzen befriedigt. Er sagt nämlich p. 141: „Aus der Entstehung des Gérondif (in amando - en aimant) folgt, daß das Gérondif nur dann gebraucht werden kann, wenn es sich auf den Nom. des Satzes bezieht und seine Handlung mit der Handlung des verbi finiti als bloß gleichzeitig darstellt: En rentrant chez moi j'ai trouvé mon frère: In revertendo domum fratrem inveni. Doch kann man auch das Particip gebrauchen, wie es in der guten Latinität nur gebraucht wird.“

Wir glauben nicht, daß diese Erklärung einen denkenden Schüler befriedigen könne.

Der hochverehrte Diez sagt in seiner Grammatik der Rom. Sprachen (Syntax III. p. 236): „Das Gérondif mit in begleitet bezeichnet eine Handlung, in welche eine andere Handlung einfällt, z. B. J'ai vu le roi en montant à cheval - regem vidi equum conscendens und umgekehrt.“ Unmittelbar nachher sieht er sich indessen genöthigt, zuzugeben, daß die aufgestellte Regel nicht streng beobachtet werde, und wir führen zum Belege nur zwei Beispiele an. Corneille sagt: „Le souhait impie est un monstre qu'il faut étouffer en naissant“ Hor. 4. 6. und umgekehrt mit verwahrlostem en: „Gagnez une maîtresse accusant un rival.“ Cid 3. 1.

Gehen wir etwas zurück, so erklärt sich die große Willkühr und Verwirrung der meisten deutschen Grammatiker in Beziehung auf unsern Gegenstand besonders daraus, daß sie — wie Girault Duvivier — dasjenige für ein Participe ansehen, was nichts

weiter als ein einfaches Gérondif ist; ein Irrthum, der sich ganz deutlich eben darin zeigt, daß die Grammaire des Grammaires nur dort ein Gérondif anerkennt, wo dasselbe mit en versehen, wenngleich sie, in ihrer gewöhnlichen Weise, das eben Gesagte durch eine Einschränkung wieder aufhebt, indem sie anführt, daß das en auch zuweilen weggelassen werden könne.

Gegenwärtig fällt das Gérondif mit dem Part. près. der Form nach äußerlich zusammen; im Altfranzösischen war jedoch der Unterschied bedeutend (cf. Diez Gramm. der Rom. Sprache II. p. 187.) indem sich das Participe im Nom. auf *ans*, vom Acc. auf *ant* durch Flexion unterschied. Das Gérondif hat dagegen durch alle Konjugationen die Endung *ant* angenommen, wozu, wie Diez meint, die Verdunklung des *e* vor *n* (vendent phonetisch = vendant) Veranlassung geben mochte; nur Verbaladjectiva, wie Altfranzösisch *dolent* und noch jetzt *apparent*, *équivalent* u. s. w. bewahren dieses *e*.

Das Gérondif war also der Form nach früher von dem Particip völlig unterschieden, wie dies z. B. im Spanischen und Italienischen noch jetzt der Fall ist, z. B. cantando und cantante.

Zur Zeit Louis XIV. herrschten indessen schon die größten Verschiedenheiten in der Schreibart des Particip, und Vaugelas sowohl als auch Bouhours und Menage suchten auf ganz entgegengesetztem Wege zur Begründung ihrer verschiedenen Ansichten zu kommen, die im Ganzen ziemlich gleich im Werthe standen; da entschied endlich das hohe Tribunal der Akademie, — stolz in dem Bewußtsein „la langue c'est moi" — daß die Part. act. nicht mehr declinirt werden sollten, und ungeachtet der ketzerischen Ansichten des chevalier de Jaucourt ist die Sache beim Alten geblieben.

Seitdem ist nun das Verbaladjectiv nur variabel und das Participe (oft höchst fälschlich so benannt) bleibt mit dem Gérondif stets gleichförmig und unveränderlich.

Das Gérondif ist bekanntlich eine durch die Wortform bezeichnete adverbiale Beziehung, welche in den romanischen und germanischen Sprachen durch besondere Formen ausgedrückt werden, während statt dessen das Participe an sich eine attributive Form ist, die demnach mit dem Substantiv congruirt. (Siehe K. F. Becker's Organism der Sprache §. 109.) Weil nun das Participe im Gérondif aus seiner attributiven Bedeutung in die adverbiale übergeht und dann die Function eines Objectes

hat, so nimmt es eine substantive Form an, z. B. im Altdeutschen auf o: tuondo (en faisant), furthendo (en craignant).

Im Alt- und Mittelhochdeutschen (cf. Grimm d. Gr. I. p. 1019) wird aus den beiden Participien ein eigenthümliches participiales Adverbium gebildet, welches sich auf *o* endigt (und in den andern Mundarten übrigens nicht vorkommt). Bemerkenswerth bleibt nun besonders, daß, während das Adverb des Part. präs. im Althochdeutschen häufig vorkommt, z. B. predigôndo, hôrendo, bëtôndo unde jëhendo — im Mittelhochdeutschen schon seltner wird und schwerer zu erkennen ist, im Part. prät. dagegen nur vom Particip starker Konjugationen gebildet wird. Z. B. „Alliu Ding imo chedentemo getan sind, unde imo gebietentemo gescaffen sind“ oder Daz ih dir anasehentemo sus getorsta getuon. (Man sieht, daß hier zugleich der Dativ wie im Angelsächsischen als Casus absolutus-Form gebraucht ist.) Gleich dem Althochdeutschen fanden sich nun auch in dem Altfranzösischen zwei besondere Participformen vor, eine attributive und adverbiale, deren Unterschied, wie oben gezeigt worden, jahrelang durch die Orthographie angedeutet wurde, bis die Academie ihren seltsamen Ausspruch that.

Mit Ausnahme des Ablativs trat in den Romanischen Sprachen an die Stelle des lateinischen Gerundium's der Infinitiv; nun steht aber bekanntlich im Lateinischen der Ablativ des Gerundium's mit der Präposition in, um den Begriff der Zeitdauer auszudrücken, während der bloße Ablativ causal oder instrumental zu nehmen ist. (Siehe Krüger's Lat. Grammatik §. 381. Anm. 3.) Z. B. Fit ut distrahatur in deliberando animus. Cic. Off. 1. 3. bei der Ueberlegung; deliberando wäre durch die Ueberlegung.

Ebenso lassen sich nun auch für das Gérondif im Französischen zwei besondere Arten des logischen Verhältnisses der Gedanken unterscheiden, welche durch jenes angedeutet worden, nämlich 1) eine temporale und 2) eine causale. Bei den besseren Schriftstellern finden wir nun stets aufs Genaueste den Grundsatz beobachtet, daß im ersteren Falle, sobald eine Gleichzeitigkeit der Handlungen des Haupt- und Nebensatzes angedeutet werden soll, en hinzugefügt wird, und es springt in die Augen, wie seltsam, ja falsch die Regel der Grammaire des Grammaires sei, welche lehrt, das Wort en sei bei dem Gérondif stets nur „supprimé,“ man müsse es aber hinzudenken. Man sieht hieraus, daß Girault Duvivier über den Ursprung des en gar keine rechte

Vorstellung hatte, da die Hinzusetzung desselben den ganzen Gedanken verändert.

Ebenso unrichtig ist die Behauptung vieler Grammatiker, daß bei ayant und étant das Wort en nie gesetzt werde. Sind ayant und étant mit dem Part. der Vergangenheit zusammengesetzt, so können sie natürlich en nicht bei sich haben, weil ja in diesem Falle die Handlung des Gérondif mit der im Hauptsatze angegebenen Handlung nicht gleichzeitig sein kann. Etant und ayant können übrigens auch Zustände und Handlungen der Gegenwart bezeichnen, als solche mit der Handlung des Hauptsatzes Gleichzeitigkeit haben und demzufolge auch von en begleitet sein.

Es ergiebt sich aus dem bereits Angeführten auch das Unzulängliche der so oft vorkommenden Regel, daß sich das Particip mit en nur auf das Subject des Hauptsatzes beziehen könne; und es ist vielmehr dabei stehen zu bleiben, daß bei dem temporalen Gérondif nur dann en weggelassen wird, wenn keine Gleichzeitigkeit der beiden Handlungen oder Zustände im Haupt- und Nebensatze stattfindet. Bei dem causalen Gérondif wird die lateinische Regel ebenfalls nicht ganz vollständig beibehalten; man findet nämlich in diesem Falle en zuweilen gesetzt, meistentheils wird es indessen ausgelassen, nur die Rücksicht auf Deutlichkeit des Ausdrucks giebt hier vorzüglich die Entscheidung. Indessen giebt doch die von Schifflin höchst scharfsinnig aufgestellte Eintheilung in eine absolute oder objective (mit en) und relative oder subjective (ohne en) Ursache eine sehr gute Andeutung; es wird demnach en gesetzt werden müssen, sobald durch die beiden Verben nur eine einzige That ausgedrückt wird, „indem die Thatsache des Hauptsatzes nur die natürliche Folge der im Gérondif ausgedrückten Thatsache ist."

Anm. Ist die Handlung nur eine, so daß die Thatsache des Hauptsatzes mit Nothwendigkeit aus ihr hervorgeht, so involvirt sie der Begriff der Gleichzeitigkeit, und es muß daher en gesetzt werden.

Hat man dagegen eine erste und zweite Handlung, wo die zweite rein zufällig ist, „indem sich der Gegenstand von Umständen abhängig macht," so wird en ausgelassen. Z. B. En voulant réformer les boyards, il les indisposa und Croyant mon père malade, je partis.

Hg.

Zur Texteskritik des Corneille.

Während im Gebiete der klassischen Philologie wohl kein Autor einer wissenschaftlichen Behandlung entbehrt und selbst vaterländische Klassiker mit Kommentaren und Varianten begleitet werden, ist auf dem Gebiete der französischen Literatur für die Schriftsteller der Periode seit Ludwig XIV. äußerst wenig geschehen. Was in dieser Hinsicht geleistet ist, steht, wie verdienstlich und tüchtig Manches ist, sehr vereinzelt da und hat meist den Zweck, den Leser, welchem größere Hülfsmittel abgehen, mit synonymischen, lexikalischen und feinern grammatischen Bemerkungen zu unterstützen. Damit ist freilich für die Autoren unserer Zeit und der nächsten Vergangenheit, deren Sprache wenig deutlich ausgesprochene Eigenthümlichkeiten bietet, und deren Text uns unverfälscht überliefert ist *), Alles gethan was füglich geschehen kann. Das Uebrige ist Sache eines unbefangenen Eingehens in den Geist eines Werkes und der Literaturgeschichte, in so fern sie die eigenthümliche Richtung eines Schriftstellers und seine Stelle in der literarischen Entwickelung seiner Zeit zu ermitteln hat.

Einer vollständigen und durchgreifenden Bearbeitung scheinen dagegen die Dichter der ältern Tragödie, aus der Zeit Ludwigs XIV. eben so würdig als bedürftig. Ob diese Form der französischen Literatur in ihrem antik-modernen Ansehn, mit ihren Antithesen, rhetorischen Figuren und ihrem einförmigen Versmaaße eine verfehlte sei oder nicht, thut hier in so weit nichts zur Sache, als jeder moderne Philolog sie lesen muß, und kein höherer Schulunterricht sie aus seinem Kreise ausschließen kann. Uebrigens möchte auch wohl eine unbefangene Kritik, welche, sich über die Zufälligkeiten der Form, wie sie der Geist der Sprache und der damali-

*) Obwohl selbst in Voltaire's viel gelesenem Charles XII. sich sinnentstellende Fehler finden, welche immer von Neuem abgedruckt werden.

gen Zeit nothwendig mit sich brachte, hinwegsetzend, unternehme die Einfachheit in der Anlage der Stücke und die Kraft und große Wahrheit der Charaktere und Leidenschaften hervorzuheben, an der Zeit und geeignet sein, diese Dichter aus einer Vernachlässigung und Mißachtung zu ziehen, die ihnen theils nationaler Gegensatz, theils das Auftreten der neuern französischen Schule bereitet hat *).

Unter jenen Dichtern bietet Corneille in mehrfacher Rücksicht ein eigenes Interesse. Er findet sich gleichsam auf der Bahn, die er, wie sein den Spaniern entlehnter Cid zeigt, wider Willen betrat, noch nicht zu recht, und ist einestheils in der Form von lateinischen Dichtern abhängig, anderntheils von den Einflüssen seiner Zeit und besonders des Hofes so wenig frei, daß man manche Stellen in seinen Stücken auf damalige Zustände und Meinungen beziehen kann. In beider Hinsicht ließen sich viele neue und interessante Bemerkungen aufstellen; im Uebrigen reicht der Kommentar Voltaires, welcher einige Mißgriffe seiner tadelsüchtigen Kritik abgerechnet, viele feinere Sprachbemerkungen bietet und auch hie und da auf Anklänge an antike Muster hinweist, nebst den Noten la Harpe's und denen Patissot's zum genauern Verständniß vollständig hin.

Was aber den Text betrifft, so mögen wohl unter den vielen Ausgaben nicht zwei übereinstimmen **). Nach seinem Gutdünken wählte jeder Herausgeber diejenige Leseart, welche ihm am meisten sprachgemäß schien, und verwischte so die Eigenthümlichkeiten des Dichters und der damaligen Sprache; fällt doch Corneille gerade in die Uebergangsperiode zur klassischen Zeit, als die Akademie gegründet wurde und Racine und Boileau erschienen.

Den Text Corneille's nun, nach der Ausgabe von 1682, als der zuletzt von ihm selbst besorgten, wieder zu geben, verspricht die zuerst 1824 in Paris bei Lefèvre erschienene Ausgabe unter dem Titel:

Oeuvres de P. Corneille, avec les notes de tous les commentateurs, les variantes et le texte d'après l'édition de 1682, la derniere que Corneille a revue lui même.

---

*) In dieser Hinsicht haben neuere französische Gelehrte, wie St. Marc Girardin und Philarète Chasles mit vielem Talent Vergleiche mit altklassischen Dichtern angestellt, die nicht immer zum Vortheil der Letztern ausfallen.

**) Selbst Voltaire in seiner kritischen Ausgabe gibt bald diesen, bald jenen Text, für den Cid und le Menteur befolgt er die älteste Ausgabe; in den andern Stücken wählt er willkührlich aus. —

Bei einer nähern Prüfung aber findet sich, daß an sehr vielen Stellen weder jene Grundlage befolgt ist, noch die Varianten der zu des Dichters Lebzeit erschienenen Ausgabe angegeben sind. Beides nachzutragen, resp. zu berichtigen, folgen die Lesearten der ältesten Ausgaben, welche ich bei einer längeren Benutzung der Pariser Bibliotheken zu vergleichen Gelegenheit hatte. Betreffen dieselben auch in den meisten Fällen mehr die Sprache als den Sinn, so möchte doch wohl das Aufsuchen der Gründe, warum der Dichter an manchen Stellen änderte, Gelegenheit zur Erörterung mancher, besonders grammatischer Eigenthümlichkeiten bieten und könnten die folgenden Angaben somit auch für die Schule nutzbar gemacht werden.

Abgesehen aber von dem wissenschaftlichen Bedürfniß, einen Klassiker in seiner wahren Gestalt zu besitzen, bietet eine geordnete Zusammenstellung der vom Dichter selbst vorgenommenen Verbesserungen das Interesse, ihn mit der Sprache ringen und sich eine eigene Form bilden zu sehen.

Die erste Ausgabe gesammelter Stücke Corneille's, außer der Elzevierschen von 1644 und 1655, die nur den Cid, Horace, Cinna, Mort de Pompée, Polyeucte und Le Menteur in einem Bande enthält, ist die vom Jahre 1660 in 2 Bänden Folio, abgedruckt 1663 und 1664; eine zweite Textesrecension erschien 1682 in 4 Bänden. Eine dritte von 1692 trägt zwar den Titel revu et corrigé par l'auteur; sie fällt aber nicht mehr in die Lebenszeit Corneille's, der 1684 starb, und wurde, wie das privilége du roi deutlich ausweist, von des Dichters Bruder Thomas Corneille besorgt. Dazu kommt, daß in den Komödien, welche nicht den Tragiker P. Corneille, wohl aber seinen Bruder besonders beschäftigten, die Abweichungen am zahlreichsten sind. Da indeß eine Mitwirkung des Verfassers nicht durchaus abzuweisen ist, und in dieser Ausgabe sich manche Verbesserungen im Geiste desselben finden, so verdienen sie wenigstens als Varianten angegeben zu werden, desgleichen die Verschiedenheiten in der editio princeps und der von 1660. Zur Probe soll dies in Nachstehendem mit Cinna geschehen, wobei der Kürze des Raums wegen die Angaben in der oben erwähnten Ausgabe als bekannt vorausgesetzt und nur in so weit berücksichtigt werden, als sie zu berichtigen oder zu vervollständigen sind *).

*) a bezeichnet die erste Ausgabe, A die von 1663, B die von 1682 und C die von 1692.

V. 5. a. vous regnez sur mon âme avecque trop d'empire.
V. 20. a. quand il faut, pour le perdre, exposer mon amant.
V. 24. a. te demander son sang, c'est exposer le tien.
V. 33. C. et quoi qu'en ta faveur ton amour execute.
V. 61. a. A. B. C. mais encor une fois, souffrezque je vous die *).
V. 90. a. A. B. C. qu'à son ambition ont immolé ses crimes **).
V. 119. A. quand je songe aux hasards que je lui fais courir.
V. 130. a. A. B. C. qui méprise sa vie est maître de la sienne.
V. 141. a. A. B. mais le voici qui vient. Cinna votre assemblée (Scene 3).
C. mais le voici que vient. (Scene 2).
Cinna votre assemblée (Scene 3).
V. 182. a. où le but des soldats et des chefs les plus braves,
– 187. c'était d'être vainqueurs pour devenir esclaves,
où chacun trahissait aux yeux de l'univers,
soi même et son pays pour assurer ses fers
et tâchant d'acquérir avec le nom de traître
l'abonimable honneur de lui donner un maître.
V. 221. a. A. B. C. pour monter dans le trône et nous donner des lois.
V. 249. a. prête au moindre signal que je voudrai donner.
V. 267. a. A. B. C. la splendeur de leurs noms en est-elle obscurcie?
V. 268-269. a. ont-ils perdu celui de derniers des Romains?
et sont-ils morts entiers avecque leurs desseins?
A. et sont-ils morts entiers avec leurs grands desseins?
B. C. sont-ils morts tous entiers avec leurs grands desseins***)?
ne les compte-t-on plus pour les derniers Romains?
V. 272. C. si le vainqueur y regne, ils y sont regrettés.
V. 337. a. A. B. C. Ah! souffrez que tout mort je vive encor en vous †).
V. 434-435. a. mais sa mort vous fait peur? Seigneur, les destinées
d'un soin bien plus exact veillent sur vos années.
V. 486. a. A. B. C. ils passent pour tyran, quiconque s'y fait maître.
V. 493. a. A. B. C. et que ce mouvement qui vous vient agiter.
V. 499. a. C. quand nous avons pu vivre avecque plus de gloire ††).
V. 518. a. A. B. C. comme ils ont peu de part au bien dont ils ordonnent.

---

*) Diese ältere Schreibweise encor vor einem mit einem Vokal anfangenden Worte befolgt Corneille in den meisten Fällen; fast ohne Ausnahme in der Mitte des Verses, wohl um die Cäsur hörbar zu machen; für die dritte Silbe, wie hier, ist mir kein weiteres Beispiel bekannt.

**) Vergl. le Menteur IV. 4. 7.
que laisser désunis ceux que le ciel a joint.

***) In allen Stellen wo tout mit entier verbunden vorkommt, werden bei Corneille beide Worte flektirt; vergl. unten V. 1377.

†) Vergl. le Menteur V. 6. 15.

††) A. B. et croître notre gloire.
Croître in demselben Sinne findet sich Cid. v. 862. Polyeucte 309. Pompée III. 4. 22, Veuve IV. 1. 7. und in anderen Stellen; Vergl. auch v. 486. ils passent in der Bedeutung von ils ont passer.

V. 561. a. A. de nous vendre bien chez les grands biens qu'ils nous sont.
B. C. de nous vendre un peu chez sq.
V. 570. a. et devait cet honneur aux mânes d'un tel homme.
V. 578. a. A. B. C. les grands, pour s'affirmir achetant les suffrages.
V. 592. a. et si votre bonté la veut favoriser.
V. 603 encor.
V. 629. je sais bien que vos coeurs n'ont point pour moi de fard.
V. 714. C. je ne m'ètonne point de cette violence.
V. 804. a. je sens dedans le coeur mille remords cuisants.
V. 867. C. du noble sentiment dont la vertu m'inspire.
V. 906. a. mais voici de retour cette belle inhumaine.
V. 923. a. mais je n'ose parler, et je ne me puis taire.
V. 985. a. C. implorer la faveur d'esclaves tels que nous.
V. 995. a. en se déshonorant pour l'amour d'une reine.
A. B. C. par l'amour.
V. 1067. a. recouvrera sa gloire aussitôt que perdue.
V. 1069. B. qu'il cesse de m'aimer, ou suivre son devoir *).
V. 1095. a. O le plus déloyal que l'enfer ait produit.
V. 1103. a. il l'a jugé trop grand pour se le pardonner;
- 1105. à peine du palais il a pu retourner,
que de tous les côtés lançant un oéil farouche.
A. B. il l'a trop jugé grand pour ne pas s'en punir
à peine du palais il a pu revenir
que, lès yeux égarés, et le regarde farouche,
C. 1103. il l'a jugé trop grand pour ne pas s'en punir.
V. 1113. A. dont l'eau grosse et rapide et la nuit assez noire.
a. et l'eau grosse et rapide et la nuit parvenue
l'ont dèrobé sur l'heure à ma débile vue **).
V. 1322. a. est de voir que César sait tout votre secret.
V. 1363. a. A. quoi ! si ton amitié pour Cinna t'intéresse.
B. C. s'intéresse ***).
V. 1377. a. A. B. C. ma vertu toute entière agit sans s'émouvoir.
V. 1407. a. il te reste autre fruit que la honte et la rage.
V. 1410. a. mais que peut-on attendre aussi de tes pareils?
V. 1418. C. jusqu'à ce que ta fourbe ait souillé ma vertu.
V. 1444. a. ce fut dedans leur camp que tu pris la naissance
- 1444. et quand après leur mort tu vins en ma puissance,
leur haine héréditaire, ayant passé dans foi
t'avait mis à la main les armes contre moi.
V. 1466. après tant de faveurs montrer un peu de haine.
V. 1549. a. C. cette stupidité s'est enfin dissipée.
V. 1668. A. B. ont enlevé Maxime à la fureur des eaux.

---

*) Suivre statt suive ist ohnstreitig ein Druckfehler.
**) Diese Lesart ist wohl vorzuziehen, wenigstens für den zweiten Vers.
***) Vergl. Polyeucte v. 342.
Je sens dejà mon coeur qui pour lui s'intéresse.

C. ont arraché sq.*)
a. mais enfin le ciel m'aime et parmu tant de maux
il m'a rendu Maxime, et l'a sauvé des eaux.

V. 1691 – 1692.
a. à vos bontés, seigneur, j'en demanderai deux
le supplice d'Euphorbe et ma mort à leurs yeux**).

V. 1717. a. apprends à mon exemple à vaincre ta colère.

V 1771. a. A. C.
vos royales vertus lui vont trop enseigner.
B. vos royales vertus lui vont tout enseigner.

---

*) In dieser Ausgabe beginnt auch die dritte Scene erst mit den Worten
approche, seul ami, que j'éprouve fidèle.

**) Warum der Dichter dieser Leseart die vulgata
faites périr Euphorbe au milieu des tourments,
et souffrez que je meure aux yeux de ces amants
substituirt hat, ist nicht wohl einzusehen. —

Elberfeld.

Dr. Bromig.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Goethe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus. Herausgegeben von Dr. Joh. Wilh. Schaefer. Cotta'scher Verlag. 1846.

Referent begrüßte dieses Buch, sobald er es angezeigt fand, mit einem doppelten Willkommen! Zum Ersten freute er sich, daß die zur Herausgabe desselben berechtigte Verlagshandlung sich endlich entschlossen hatte, einem in der Schulwelt längst dringend gefühlten Bedürfnisse zu genügen, zum Andern, daß sie das Unternehmen den Händen eines Mannes anvertraut hatte, von dem man, nach seinen frühern literarischen Leistungen, etwas Tüchtiges sich versprechen durfte. Eine genauere Durchsicht überzeugte mich freilich bald, daß diese Auswahl noch manche meiner Desiderien, und, wenn ich nicht sehr irre, auch vieler Andern wohlbegründete Wünsche unerfüllt läßt. Aber auch schon in seiner gegenwärtigen Gestalt ist das Buch als ein höchst schätzbarer Zuwachs zu den Hülfsmitteln des deutschen Unterrichts zu betrachten. Gelingt es, Herrn Schaefer zu überzeugen, daß die Ausstellungen, die wir an seiner Auswahl zu machen haben, nicht eines guten Grundes entbehren, so dürfen wir — dafür bürgt die Gediegenheit dieses Mannes — uns versichert halten, daß in der nächsten Auflage, die nicht lange auf sich warten lassen wird, jene Wünsche nach Möglichkeit Berücksichtigung finden. Es gilt also zunächst eine Verständigung mit Herrn Schaefer über die Einrichtung und Anordnung einer Auswahl aus Goethe's Gedichten, wie die Schule sie bedarf; und ich ersuche die verehrlichen Amtsgenossen, wie das auch schon in einem Artikel der Mager'schen Revue (Januarheft 1846) geschehn, zur Erledigung einer Frage mitzuwirken, die für unsere Gymnasien und Realschulen von großer Bedeutung ist, und worüber man nicht leicht zu viele Vota stimmbefähigter Männer vernehmen kann.

Einem Schulmanne gibt vielleicht schon der Zusatz zum Titel der Schaefer'schen Auswahl „für Schule und Haus" einiges Bedenken. Er wird sich sagen: Kommt nicht bei dieser Doppelbestimmung die Schule vielleicht ein wenig zu kurz? Wäre es nicht besser, wenn zwei Bedürfnisse zu befriedigen sind, ihnen gesondert zu genügen? Und in der That möchte das, was sich, vom Standpunkte der Schule betrachtet, an dieser Ausgabe als mangelhaft herausstellt, gerade in den auf anderweitige Leser genommenen Rücksichten seine Erklärung finden. Es läßt sich leicht denken, daß nicht Herr Schaefer, sondern die Verlagsbuchhandlung dem Buche diese zweifache Bestimmung gegeben hat. Ohne Zweifel glaubte sie ihm dadurch ein größeres Publikum zu sichern. Aber sie würde ihren Vortheil unstreitig am besten bedenken, wenn sie die Schule ausschließend ins Auge faßte. Geräth eine Auswahl aus Goethe's Gedichten so, daß sie den Anforderungen der Schule wahrhaft entspricht, so wird, da hier keine Konkurrenz eintreten kann, der Absatz außerordentlich sein.

Was nun zuerst den Grundgedanken, aus dem die Auswahl hervorgegangen, betrifft, so finden wir Herrn Schaefer mit dem, was Referent darüber in Mager's pädagogischer Revue ausgesprochen hat, ziemlich einverstanden. Nachdem er den gangbaren poetischen Anthologien, sofern sie zweckmäßig ausgewählt und angeordnet sind, für eine gewisse Altersstufe ihren Werth zugestanden, fährt er fort: „Die gereiftere Einsicht indeß will nicht von Blume zu Blume schwärmend naschen, sondern sie strebt dahin, in der Literatur das Wirken und Weben des nationalen Geistes in seiner historischen Entwicklung aufzufassen und den einzelnen Dichtergenius sowohl in den Richtungen und Wendungen seines Bildungsganges zu verfolgen, als in seiner Totalität zu begreifen. Es liegt nicht außer dem Bereich der Schule, dies tiefere Verständniß unserer größten Geister zu eröffnen; sonst bleibt es einer planlosen Leserei überlassen, das dort Versäumte kümmerlich nachzuholen. Schiller's Dichtungen werden der reifern Jugend am häufigsten als Ganzes in die Hände gegeben, weil bei diesen am wenigsten sittliche Bedenklichkeiten zur Sprache kommen. Allein man darf dabei nicht stehen bleiben. Die ausschließliche Gewöhnung an Schiller's Reflexionspoesie und rhetorische Diktion hat nothwendig die Einseitigkeit der Geschmacksbildung zur Folge; sie verdirbt nicht selten den Sinn für reingehaltene, mit einfachen Mitteln wirkende Poesie, und ein großes Gebiet der Lyrik ist ihr fremd geblieben. Goethe ist unser größter lyrischer Dichter. Er

beherrscht alle Tonarten der Lyrik von den sanften Naturlauten des Liedes bis zu der nach höchsten Worten greifenden Hymne, und auch das bescheidenste lyrische Blümchen hat Theil an der Sonnenwärme seines reichen Gemüths. Dieser Fülle entspricht die Mannigfaltigkeit der Formen, in denen epische Klarheit wie dramatische Lebendigkeit gleich bewundernswürdig sind. Dessenungeachtet sind Goethe's Gedichte für die Jugend beinahe ein verschlossenes Buch. Was die Anthologien bringen, ist nicht geeignet, auch nur ein ungefähres Bild von dem Reichthum seiner lyrischen Muse zu geben. Der Umfang, zu dem die Sammlung der Goethe'schen. Gedichte durch die Produktivität des Greises angewachsen ist, die unabweisbaren moralisch-pädagogischen Bedenken, welche durch mehrere derselben erregt werden, hindern die Einführung in die Kreise der Jugend, ja der Familie überhaupt, und sind schuld, daß Goethe's lyrische Poesien sich keiner großen Popularität zu erfreuen haben." Dann heißt es etwas weiter über die vorliegende Auswahl: „Sie ist keine Anthologie, sondern sie sucht den ganzen Goethe als Lyriker zur Anschauung zu bringen; alle Lebensperioden des Dichters, alle Gattungen seiner Lyrik sind darin durch seine reinsten und vollendetsten Produktionen vertreten."

Schon diese Erklärungen lassen vermuthen, und die nähere Ansicht des Buches bestätigt es sogleich, daß Herr Schaefer in der Anordnung und Reihenfolge der ausgehobenen Gedichte zwei Prinzipien mit einander zu verbinden gesucht habe, das chronologische, um Goethe's Entwickelungsgang in der Lyrik hervortreten zu lassen, und das der Dichtungsgattungen und Formen, um den Reichthum und Umfang seiner Lyrik zu veranschaulichen. Eines dieser Prinzipien mußte er nothwendig dem andern unterordnen. Er hat sich dafür entschieden, die Anordnung nach Dichtungsgattungen als Hauptprinzip zu Grunde zu legen, und diesem das chronologische zu subordiniren; und daran hat er, wie mir däucht, nicht wohlgethan. Das Wichtigste für die Schule scheint es mir zu sein, dem Lehrling ein Gesammtgemälde von dem Bildungsgange, den Goethe als Lyriker genommen hat, vorzuführen. Dadurch würden (man erlaube mir, meine eigenen Worte aus der Mager'schen Revue zu wiederholen) „die Metamorphosen, die Goethe's Lyrik durchlaufen, ihr Steigen, Kulminiren, Sinken, die verschiedenen Interessen, die ihn nacheinander bewegten, die verschiedenen Dichtungsformen, die er nacheinander kultivirte, die allmälige Vervollkommnung dieser Formen, seine produktiven, wie

seine unproduktiven Perioden — alles dies würde sich dem Schüler von selbst anschaulich darstellen." Gruppirt man dagegen die Sammlung nach den Gattungen und Formen seiner Lyrik, und beobachtet auch innerhalb der einzelnen Gruppen die chronologische Folge, so wird das Gesammtbild seines Entwickelungsganges in eine Menge partikulärer Bilder zerstreut und dadurch der Totalüberblick außerordentlich erschwert. Bei Goethe entfalteten sich die einzelnen Dichtungsarten, so wie die rhythmischen und metrischen Formen mit organischer Gesetzmäßigkeit nach- und auseinander. Dies stellt sich nun, wenn das chronologische Prinzip nicht zur Grundlage des Ganzen genommen wird, durchaus nicht anschaulich dar; man wird dann in den einzelnen Gattungen immer wieder an den Anfang zurückgewiesen, und die Art und Weise, wie diese Gattungen in gewissen Perioden nebeneinander herlaufen, sich ineinander verschlingen, auseinander erwachsen, läßt sich nur durch mühsame Operationen, ja eigentlich nur, wenn man, was die Sammlung versäumt hat, nachholt und den Schematen ein chronologisches Gesammtschema unterlegt, zur klaren Anschauung bringen.

Andrerseits könnte man freilich gegen eine durchgreifend chronologische Grundordnung der Sammlung einwenden, daß sie den Ueberblick über das, was der Dichter in jeder einzelnen Gattung und Form geschaffen, allzusehr erschweren würde. Allein diese Einwendung erweist sich als unbegründet, sobald man, was allerdings bisher noch nicht geschehen ist, die Chronologie der Entstehung der Goethe'schen Gedichte sorgfältig durchführt. Ich habe es für mich versucht und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß auch in einer solchen Chronologie Gedichte verwandter Art und Form sich zu großen Gruppen zusammenordnen. Wer sich hiervon eine Anschauung verschaffen will, möge nur die in Mager's Revue (Januarheft 1846 S. 45 ff.) mitgetheilte Reihenfolge der Gedichte der ersten Periode (bis 1786) ansehen. Noch frappanter zeigt sich dies bei den Gedichten der zweiten Periode (bis 1805), wo die römischen Elegien, venetianischen Epigramme, Xenien, Balladen u. s. w. zu größern gleichartigen Partien zusammentreten. Allerdings fallen noch immer bei dieser Anordnung die zu einer Gattung gehörigen Gedichte in mehrere Gruppen auseinander, und vereinzelte Schößlinge fügen sich keiner Gruppe an; allein der Gesammtüberblick über des Dichters Produktivität in jeder Dichtungsart bleibt so keinesfalls mehr schwierig.

Will man aber einmal durchaus, wie es Herr Schaefer gethan, die Grundeintheilung der Auswahl von den verschiedenen Dichtungsarten hernehmen, so muß wenigstens innerhalb der darnach entstehenden Abschnitte die chronologische Ordnung strenge eingehalten werden. Sehen wir uns hierauf die vorliegende Auswahl an, so finden wir sogleich, daß sie viel zu wünschen übrig läßt. Die episch-lyrischen Gedichte treten in folgender Reihe auf: Der Sänger, Der Musensohn, Wer kauft Liebesgötter? Bergschloß, Geistesgruß, Mignon, Harfenspieler, Das Veilchen, Blümlein Wunderschön, Der Fischer, Der König in Thule, Erlkönig, Zigeunerlied, Die erste Walpurgisnacht u. s. w. Füge ich aus meiner Chronologie die entsprechenden Zahlen bei, so ergibt sich die Reihe: 1782, 1774, 1802, 1803, 1774, 1782, 1783—85, 1775, 1798, 1778, 1774, 1781, 1772, 1799 u. s. w. Nicht viel besser steht es um die chronologische Folge in den andern Abtheilungen: den Liedern, den Oden und lyrisch-didaktischen Gedichten u. s. w. Eine durchaus streng nach dem Entstehungsdatum geordnete Reihe verlangen auch wir nicht; immerhin mag auf Verwandtschaft des Inhalts und der Form einige Rücksicht genommen werden; allein wenn Gedichte aus verschiedenen Zeiten so bunt durcheinander geworfen werden, so verfehlt die Sammlung zum Theil wenigstens ihren Zweck, unter den unser Verfasser selbst im Vorwort die Veranschaulichung der verschiedenen Epochen der Goethe'schen Lyrik mitbegreift.

Herr Schaefer sagt, er habe speciellere chronologische Nachweisungen beigefügt, wenn sie das Verständniß erleichtern konnten. Bei näherer Ansicht der Sammlung ergiebt sich, daß er dies bei einer verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl von Gedichten für nöthig gehalten. Referent aber ist überzeugt, daß die Bekanntschaft mit dem Datum der Entstehung für das tiefere Verständniß sehr weniger Goethe'schen Gedichte, ja vielleicht keines einzigen ganz gleichgültig ist, und hätte es daher überall beigesetzt gewünscht. Auch möchten die aufgenommenen chronologischen Daten noch einer strengern Revision bedürfen; so fällt mir z. B. bei dem Gedichte „Einschränkung" das unrichtige Datum d. 3. Aug. 1783 auf, wofür d. 3. Aug. 1776 zu setzen ist. Herr Schaefer hat sich hier ohne Zweifel, wie bei den übrigen Angaben, auf die den neuesten Ausgaben von Goethe angehängte „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Werke" verlassen; allein diese Chronologie bedarf, wie sich Referent bei näherer Prüfung überzeugt hat, vielfacher Berichtigung. Daß das eben besprochene Datum irrig

ist, habe ich erst nach der Anfertigung der in Mager's Revue mitgetheilten Chronologie erkannt, weshalb dort das Gedicht noch an der unrechten Stelle eingeordnet steht.

Außer durchgängigen chronologischen Nachweisungen wären ferner erläuternde Zwischenreden und Anmerkungen über Veranlassung und Beziehung der einzelnen Gedichte zu wünschen, und zwar nicht blos für anderweitige Leser, sondern auch für die Schüler. Denn nicht leicht wird irgendwo ein Lehrer so viel Zeit für die Lektüre der kleinern Dichtungen Goethe's gewinnen, daß er das ganze Buch mit den Schülern lesen könnte. Was die vorliegende Sammlung an solchen Andeutungen bietet, ist durchaus unzureichend. Goethe's Gedichte sind einer Interpretation weit bedürftiger, als man gewöhnlich anzunehmen scheint. Ist die Lektüre der Klopstock'schen Gedichte wegen ihrer sprachlichen Form schwierig, und machen Schiller's Gedichte durch ihre philosophische Tiefe eine Nachhülfe für den Schüler wünschenswerth, so sind Goethe's Gedichte zum Theil geradezu unverständlich, weil sie Gelegenheitspoesien sind, weil sie ganz individuellen und persönlichen Anlässen und Lebenserfahrungen ihren Ursprung verdanken. Vielleicht hat der Herausgeber aus Rücksicht auf den Raum von solchen Erläuterungen, wie wir sie wünschen, Abstand genommen. Allein man hätte lieber, wenn einmal ein bestimmtes Volumen nicht überschritten werden sollte, eine etwas geringere Zahl von Gedichten auswählen und diese zu genügendem Verständniß bringen sollen.

Wenn erst das Buch eine Zeit lang in Schulen von tüchtigen Lehrern gebraucht sein wird, dürfte sich herausstellen, daß an manchen Stellen die gewöhnliche Interpunktion und der herkömmliche Text, wie er hier abgedruckt ist, der Berichtigung bedarf. So wird es z. B. in dem Gedicht „Seefahrt" (I. 152) V. 32. heißen müssen: „Streicht der Fischer u. s. w." statt Streckt der Fischer u. s. w. In demselben Gedichte hat unsere Sammlung in V. 15 unrichtig „blähen" statt blühen, wie Goethe selbst geschrieben hat (s. das Gedicht in den Briefen an Lavater, Brief vom 16. Sept. 1776, und in den Briefen an Merck, Brief vom 11. Sept. 1776).

Mit einem andern Wunsche, daß nämlich für den Schulgebrauch hier und da eine interessante Variante beigegeben sein möchte, trete ich nur schüchtern hervor, da sich über diese Forderung die Stimmen noch so wenig vereinigt haben. Um so unbedenklicher aber wünsche ich im Interesse der Schulen, daß in einer

neuen Ausgabe die Verse von 5 zu 5 oder wenigstens von 10 zu 10 mit Zahlen bezeichnet werden. Warum? das bedarf für den kundigen Schulmann keiner Auseinandersetzung.

Das wären ungefähr die Hauptpunkte, auf die wir des Herausgebers Aufmerksamkeit für die künftigen Editionen hinlenken möchten. Im Uebrigen wird nicht leicht Jemand der Sammlung das Lob versagen, daß sie mit Geschmack und Umsicht zusammengestellt ist. Alle Epochen der Goethe'schen Lyrik, alle Gattungen derselben sind durch charakteristische und meisterhafte Proben vertreten; nur Werthvolles und Gediegenes ist aufgenommen, und Gedichte, welche das sittliche Zartgefühl verletzen, sind nicht zu finden.

B.

---

1. Dichtungen des deutschen Mittelalters. 5. Bd. Gûdrûn. Herausgegeben von Al. J. Vollmer. Mit einer Einleitung von Albert Schott. Leipzig, Göschen'sche Verlagshandlung. 1845. 1 Thlr.
2. Kudrun, die echten Theile des Gedichtes mit einer kritischen Einleitung. Herausg. v. Karl Müllenhoff. Kiel, Schwers'sche Buchh. 1845.

Der erste Band der lobenswerthen Sammlung Nr. 1. hat bereits im 4. Hefte des 1. Jahrgangs des Archivs eine Anzeige gefunden: In gleicher Weise ist dieser 5. Band angelegt, so nämlich, daß die Varianten, auch der in Commentaren zu andern Gedichten, Grammatiken, Zeitschriften gegebenen Lesarten, dem Texte angehängt sind; und schon darum möchte diese kritische Ausgabe der Gudrun bei dem billigen Preise zu empfehlen sein. Die Zählung findet statt nach Strophen.

Aber hier ist es besonders Pflicht auf die treffliche Einleitung von Alb. Schott aufmerksam zu machen.

Schott vergleicht zunächst das Nibelungenlied und die Gudrun, die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten klar hervorhebend. Er ist dabei jedoch der Meinung, daß alle die Dichtungen, denen einheimische Heldensage zu Grunde liegt, auf den Vorzug äußerer Vollendung keinen Anspruch machen können, daß, auch wenn die Anordnung im Großen betrachtet werde, man finde, daß der Kunstsinn den widerstrebenden Stoff nicht so völlig gebändigt habe, wie es z. B. einem Homer, Gottfried oder Tasso gelungen sei. Diesen Ausspruch wird man insofern nicht bestreiten können, als der Stoff, der den deutschen Volksepen zu Grunde liegt, an sich formloser ist als der, welcher den homerischen Dichtern vorlag, aber er läßt sich nicht so beweisen, wie der Verfasser meint.

Er führt als Beispiel nämlich die Art an, wie beide Dichtungen die Theilnahme des Lesers zu Anfang für andere Gestalten in Anspruch nehmen als später. Im Nibelungenlied gehe zwar Krimhilde durch das Ganze, aber in der ersten Hälfte müsse sie ihre Bedeutung mit Sigfried, in der zweiten mit Hagen theilen. Aber, fragen wir, ist Krimhild die Hauptperson, was leidet dann die Einheit, wie zeigt sich dann, daß der Stoff nicht gebändigt sei? Ja auch ihr Verhältniß zu Sigfried bleibt dasselbe in beiden Theilen; denn es ist ja die Schilderung der unendlichen, nimmer sich erschöpfenden Liebe des Weibes die Aufgabe für den Dichter gewesen, und wie passend da, daß nun nach Sigfried's Tode, wo sich diese Liebe in ihrer höchsten Kraft berühren soll, der Mörder vorzugsweise in die Mitte der Dichtung tritt. In der Gudrun beschäftigte sich der Dichter mit der Jungfrau erst vom zweiten Drittel an, nachdem erst die Großeltern, dann Horand die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Da aber hier gleich der Verfasser bemerkt, daß Gudrun in höherem Grade als Krimhild der Stern des Gedichtes sei, so ist es fast überflüssig, zu entgegnen, daß wir ja nur der Odyssee zu gedenken brauchen, wo der Held des Gedichtes erst mit dem 5. Gesange in den Vordergrund tritt. Die epische Einheit ist immer eine andere als die dramatische, die Breite bleibt ein Merkzeichen des Epos, und läßt sie auch in den beiden großen Volksdichtungen der Deutschen sich nicht verkennen, so dürfen wir ihnen nicht den Vorwurf der Kunstlosigkeit machen. Sie werden immer das empfängliche Herz erquicken, reinigen, stärken, denn sie sind, wie der Verfasser wahr sagt, „erfüllt vom Odem gesunder Kraft, unverbrüchlicher Treue, aufrichtiger Demuth, bewußtloser Keuschheit, es strömt aus ihnen so frischer Hauch, so reicher Klang, wie aus der bewegten Meeresfluth über Strand und Bord."

Der Verfasser vergleicht hierauf die Sage mit der Sprache, die verschiedenen Gestaltungen jener mit den mannigfaltigen Entwickelungen dieser, und wendet sich dann zu dem Inhalte des Gedichtes. Er betrachtet ihn nach den drei Hauptgruppen, der Sage von Hagen und Hilde I., der Sage von Hetel und Hilde II., und der Sage von Gudrun, und zeigt, daß alle drei Theile eigentlich denselben Inhalt haben, nur modificirt und mehr oder weniger weit hinausgeführt; Hilde ist dieselbe Person wie Gudrun. Diese Reduplikation der Sage wird daher geleitet, daß der Held nicht unvorbereitet aus der Nacht hervortreten dürfe, daß daher in Folge des germanischen Hanges zum Ahnenwesen die Geschichte

seiner Vorfahren erzählt wird. So finden wir es im Tristan, Parcival. Da nun dieselbe Sage sich in verschiedenen Gegenden verschieden gestaltete, so galten dem Bearbeiter diese verschiedenen Gestaltungen für verschiedene Sagen, für Berichte und Schicksale verschiedener Personen und erschienen ihm doch innerlich verwandt genug, um für die Geschichte von Mutter und Kind angesehen zu werden. So sind also drei verschiedene Darstellungen derselben Mähre im Rahmen Eines Gedichtes zusammengefaßt. Doch ist der Kreis dieser Sage noch weiter, und der Verfasser geht nun die zahlreichen Anklänge dieser Mähre in andern Gedichten und die vielfachen Umdeutungen durch.

Offenbare Anspielungen finden sich in der Klage, in Biterolf und Dietlieb, in Wolframs Parcival, in Lamprechts Alexander, der Wilkinasage, wo Hilde zu einer Tochter des Königs Artus von Bertangaland (Bretagne) gemacht wird. Ebenso erscheint die Sage bei dem Isländer Snorro in der Geschichte des Raubes der Hildr, der Tochter des Königs Högni, durch König Hadhin und der Schlacht auf der Orkadeninsel Haey, bei Saxo Grammaticus in doppelter Gestalt, in dem angelsächsischen Liede Scôpes vid sidh, im Beowulf.

Die Verbindung der Geschichte von Hilde-Gudrun mit den Sagenkreisen von Dieterich und Artus, welche in der Wilkinasage sich findet, bleibt ohne wirkliche Folgen. Wichtiger erscheint dem Verfasser die Verbindung mit der Dichtung von den Nibelungen. Hier hält sich der Verfasser an das Gedicht vom hörnenen Seifried. Seifried befreit Krimhild aus der Gewalt des Drachen, und Krimhild sei nun eins mit der durch den Greifen geraubten älteren Hilde, und Seifried eins mit dem Retter derselben Hagen. Indeß diese Aehnlichkeit, so wie die Aehnlichkeit, welche der Verfasser zwischen den Kämpfen findet, welche Brunhild im Niebelungenliede aufgibt, und dem Kampfe, welchen in der Gudrun der starke Wate mit König Hagen besteht, worauf dann Wate und seine Freunde die jüngere Hilde mit List rauben, ist doch nur eine so unbedeutende und findet sich in dieser Weise in so zahlreichen Sagen, daß wir darauf eine Vermischung beider Sagen noch durchaus nicht anzunehmen berechtigt sind. Damit aber wollen wir diese Verbindung keineswegs leugnen. Geradezu heißt in der nordischen Sage die Schwester der Burgunder, welche Siegfried heirathet, Gudrun, aber im Uebrigen ist diese Gudrun von der Gudrun unseres Gedichtes verschieden. Noch mehr Widerspruch möchte die Zusammenstellung der Gudrun-Sage mit der

griechischen Sage von Helene finden. Raub und Kämpfe finden sich freilich in beiden Sagen vor, aber wie berechtigt dies zu einer Identificirung? Paris soll sein gleich mit Horand, dann wieder mit Hartmuot, Menelaos soll Hetels und Herwigs Gestalt in sich vereinigen, Achilles soll sein Sigfried, welcher nun aber in der Gudrunsage zwar erwähnt ist, aber als ein anderer dann der Sigfried der Nibelungensage, und mit diesem gerade stellt ihn der Verfasser zusammen. Nun erkennt Herr Schott wohl, daß gerade das Wesentlichste fehlt, daß nämlich Hagen (= Sigfried?) Hilde rettet, Achilles aber Helena nicht befreit, sondern vielmehr fällt, bevor Troja erobert ist; er glaubt aber, der Mangel sei nur scheinbar; denn durch Hektors Tödtung habe Achilles doch das Beste gethan, wie Herwig (die dritte Person!) vor Cassiane durch die Tödtung Ludwigs, des Vaters des Hartmuot; er meint ferner, daß Menelaos und Achilles nur eine Person vorstellen, weshalb Menelaos in der Helenasage nur zu Anfang und am Ende hervortrete, aber in der Mitte seiner Laufbahn dem Achilles Platz mache; und so sei auch die Braut in zwei Personen zerfallen, in die Helena, welche Achilles für Menelaos erstrebe, und in die Polyxena, in deren Besitze er selbst sich glücklich fühle. Gewiß bleibt diese Deutung gezwungen; auf ähnliche Weise läßt sich alles Mögliche vergleichen. Es finden sich freilich Spuren schon im 7. Jahrhundert, daß die Franken von den Trojanern sich ableiten, wird ja auch Hagen sowohl Franke, wie von Troja genannt; indessen solche einzelne Punkte dürfen nicht zu gewagten Hypothesen verführen, und wir können dem gelehrten Verfasser nicht beistimmen, daß „die Uebereinstimmung zwischen der Sage von Gudrun und der vom trojanischen Kriege unleugbar, die Gudrun ganz Iliade sei.“

Die von Snorro erzählte Geschichte von Högni, Hilde und Hadhin stellt sodann der Verfasser mit der Sage von der Persephone zusammen. Auch gegen diese Ansicht wird mancher Widerspruch erhoben werden, wogegen wir in dem nun Folgenden eher mit ihm übereinstimmen, daß nämlich diese einfache Erzählung den Keim der ausführlichen Gudrunsage enthalte. Wie diese Sage sich aus diesem ursprünglichen Bestandtheile immer reicher und reicher entwickelt habe, das versucht der Verfasser weiter darzuthun, und auf diesen durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Theil der Einleitung, von dem sich nicht füglich ein Auszug geben läßt, machen wir insbesondere aufmerksam.

Daß die Gudrunsage, an welche der Verfasser die Helena- und Proserpina-Sage bei der weitern Betrachtung angeknüpft, eine Göttersage sei, wird wohl Niemand bezweifeln; der dämonische Charakter ist in der gesammten deutschen Heldensage anerkannt. Der Verfasser hält sich zu der jetzt vorherrschenden Ansicht, daß die Götter durch Versinnlichung der Naturkräfte entstanden seien. Persephone ist die Blumenwelt, die im Herbste hinabsinkt und im Lenze zurückkehrt. Nanna, denn auch der Mythus von Baldur und Nanna scheint dem Verfasser in die Gudrunsage verflochten, ist ebenso die Blumenwelt, deren schönste Zeit mit Baldurs Lichtherrschaft zusammentrifft. Hilde ist Nanna mit verändertem Namen, also eine germanische Persephone, sie ist räthselhaft wie die Persephone, sie streift an das geheimnißvolle Reich der Nacht. Daher steht sie in Zusammenhang mit Hulda, Holda, die zugleich die Spenderin goldener Geschenke (hold) wie die heeranführende Göttin, die nächtliche Jägerin (Frau Holle, Hülle) ist. Gudrun erscheint in ähnlicher Weise noch bald als blühende Jungfrau, dann in der Gefangenschaft mit verworrenem Haar, grau gekleidet und alt. Hagen, Hildes Vater, vertritt in der germanischen Sage nach dem Verfasser die Stelle der Demeter; hagan ist aber Dornstrauch, Wald, welcher im Winter seines Schmuckes beraubt, trauert: als Dämon, Sohn eines Elfen bezeichnet ihn auch die Wilkinasage. Hetel fällt zusammen mit Höther bei Saxo, und mit Hödh, dem Bruder und Mörder Balders, d. i. dem unschädlichen Dunkel, dem nothwendigen Zusammentreffen des Schattens mit dem Lichte, welches erst durch die Hand des tückischen Loki verderblich wird: Dieser Hödh oder Hedhin raubt in der Hildensage die Jungfrau, d. h. bringt dem sommerlichen Schmuck des Waldes den Untergang. Den Namen Hödh erklärt Grimm vom gothischen hatus, ahd. hadu = Krieg, Hödh also Kriegsgott; Hr. S. aber leitet den Namen vom gothischen hidan. ahd. hëtan, hat, hâtum, welches bedeute „decken, bergen" (hût, Haut, Hut, hüten, κεύθειν, κύτος), also sei Hedhinn der verborgene und verbergende Herr des Dunkels und der Unterwelt. Weiter noch glaubt der Verfasser auch Aehnlichkeiten in den Lauten zwischen den griechischen und germanischen Namen zu erkennen. Helena hange zusammen mit Huldana und Hilde; Achilles mit Hagen, da ch und g wechsele (χολή Galle, λέχος Lager) N statt L eintrete wie in magnus aus μεγάλος, und auch griechische Wörter mit weichem Anlaut auch sonst im Deutschen scharf lauten, wie ὄλβος in hilpan, odium in hatis, ἄορ in hairus (Schwert).

Hades mit Hedhin, dem Verborgenen zusammen zu stellen, hält aber der Verfasser für gewagt, obgleich Hades für eine Nebenform statt Ἀΐδης, der Unsichtbare, ausgegeben wird, aber gerade die Einheit dieser zwei Namen leuchtet dem Verfasser nicht ein. Horand (von heru) soll mit Ares (von ἄορ, hairus) zusammenfallen. Wate endlich sei eins mit Wuotan, Odhin, dem Sinnbilde der alles durchdringenden Luft, der schaffenden Grundkraft, nach seiner geistigen Seite der weltlenkende, siegverleihende Gott.

Schon Saxo verstand die Hildensage nur geschichtlich, und so starb sie allmälig mit der Zunahme der Bildung ab, doch sind auch in der Gestalt, wie das Gudrunlied sie bewahrt, noch einige Spuren der Cosmologischen Grundlage zu erkennen, namentlich in der Wahl der Jahreszeiten. Indem aber ein Volksstamm die alte Göttersage geschichtlich machte, verfehlte er nicht die edle Rolle des Siegers und Retters einem Sohne seines Landes, die des Räubers und Besiegten einem Feinde zuzuschreiben. Also entdeckt sich die Heimath der Sage und des Liedes. Seeland ist der niederländische Gau g. N., der Wülpensand ist in Flandern, vielleicht auf der Insel Kazand (Cassiane?). Als Feinde der Friesen, welche also als Pfleger der Sage zu betrachten sind, treten die Normannen auf, weil sie wegen ihrer Streifzüge verhaßt sind; diese Normannen wohnen zwar in der Normandie, aber ursprünglich sind die scandinavischen Normannen gedacht, weil der einzig mögliche Weg von ihrem Lande nach Friesland ein Seeweg genannt wird. Manche Unbekanntschaft mit Niederdeutschland legt außerdem die Vermuthung nahe, daß das Gudrunlied von einem Oberdeutschen nach niederdeutschen Quellen abgefaßt sei. Als Zeit der Entstehung der Sage in der vorliegenden Form ließe sich das Ende des 10. Jahrhunderts denken, doch sind später Zusätze gemacht. Das Lied aber ist später entstanden; da es der ganzen Anlage und Vorarbeitung nach Aehnlichkeit mit dem Nibelungenliede hat, auch der Wigalois erwähnt wird, so ist es wahrscheinlich zwischen 1210 — 1240 entstanden. Die Art der Entstehung des Liedes ist dem Verfasser dieselbe wie die des Nibelungenliedes, doch verzweifelt er, daß es je gelingen werde die älteren und jüngeren Strophen zu sondern.

Wie Referent vorher bemerkt, ist es schwerer die Ueberarbeitungen der Kudrun zu scheiden, als der gleiche Proceß bei den Nibelungen von Lachmann mit Meisterschaft durchgeführt ist, und es schien nach dem unglücklichen Versuche L. Ettmüller's (Gudrunlieder, nebst einem Wörterbuche. Zürich 1841.), als ob sobald

Niemand wieder sich daran machen würde. Von dieser Ansicht ward auch A. Schott a. a. O. geleitet. Eher als zu erwarten war, ist ein neuer Versuch erschienen, von einem Gelehrten, welcher hiermit zuerst, aber zugleich in ausgezeichneter Weise als Kritiker sich bewährt. Herr M. (Nr. 2.) hat uns die vortrefflichsten Untersuchungen über die Kudrun mitgetheilt, und indem er sowohl auf Inhalt wie auf Form sein schärfstes Augenmerk richtete, dabei von wahrhaft dichterischem Geiste durchdrungen war, nicht blos das echte Gedicht hergestellt, denn die Wahrscheinlichkeit wird hier fast zur Gewißheit, sondern auch wieder die verschiedenen Ueberarbeitungen von einander ausgeschieden. Daran reihen sich zugleich die Untersuchungen über die Heimath des Gedichtes, die einige neue Aufschlüsse geben. Der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen wollen wir die Wahrheit kurz zusammenfassen, indem wir diejenigen, welche Sinn für die Großartigkeit des deutschen Volksepos haben, bitten, die Begründung derselben in dem Buche selbst nachzulesen. Um so mehr als der Verfasser gelegentlich auch über andere berühmte Dichtungen des M. A., wie Biterolf, die Klage, Orendel, Rather, über Walther u. a. schätzbare Bemerkungen mittheilt.

Wir haben in dem Gedichte drei Sagen, die von Hagens Jugend, die von Hilde oder von Hetel aus Hagen, und die von Kudrun, welche nicht von einem und demselben Dichter zu einem Ganzen verbunden sind. Der erste Theil fällt zunächst aus. So liegen zwei Hauptmassen vor, die eine von Hilde, die andere von Kudrun handelnd, und sie zerfallen wieder in lauter kleinere und größere Abschnitte, Aventüren, Romanzen. Alle echten Lieder rühren von einem Sänger her, das erste derselben ist Str. 204. Ziemann: Ein helt der was erwasen in Tenelant —, womit die Hilde beginnt (vergl. S. 8. fgg.). Und mit der Befreiung der Kudrun und der Vereinigung der treuen Vermählten ist die Handlung zu Ende und die echten Theile des ganzen Gedichts geendigt. (S. 36.)

Die ausgeschiedenen Stücke fallen zunächst einer ältern und einer jüngern Bearbeitung zu. Der Ueberarbeiter Thätigkeit bis ins Einzelne zu verfolgen ist unmöglich, doch scheint nachweisbar, daß die ältern Zusätze wieder in sich zu scheiden und zwei Ueberarbeitern zuzutheilen. Scheiden wir aber vorerst die Zusätze der jüngern (S. 43. fgg.), so finden wir, daß der ältere Vorgänger sich bestrebte, die einzelnen Theile des Gedichtes zu verbinden (S. 58.), er dichtete sowohl hinzu als er die Handlungen dehnte

(S. 60.). Nur in unechten Stücken kommt der Name der Burg Ludwigs Kassiâne vor, so wie der Name von Hagens Burg Balîân, das französische Wâleis und Matelâne, die Burg zu Hegelingen, worin Ettmüller und J. Grimm das Münstersche Städtchen Meteln (Matilone) an der Vecht erblicken (S. 76.). Die Masse des Hinzugedichteten ist überhaupt sehr groß, mehr als drei Viertel des ganzen Gedichts (S. 81.), doch stand dem Ueberarbeiter keine neue und umfassende Relation der Sage zu Gebote als eben nur das was die echten Lieder gaben, alles Uebrige sind seine eigenen Erfindungen und Zusätze (S. 82.). Dieser Ueberarbeiter war freilich ein geschickter und kenntnißreicher, aber nicht besonders geschmackvoller Dichter. Er ist der Dichter von Hagens Jugend.

Die Nibelungenstrophen theilt der Verfasser einem zweiten Ueberarbeiter zu. Da sich aber schon innerhalb der ersten 200 Strophen sowohl einzelne mit innern Reimen als nicht durchgereimte jüngere Zusätze finden, so nimmt für die innern Reime der Verfasser einen dritten Ueberarbeiter an. Das Verhältniß derselben zur echten Kudrune bestimmt er so, daß sich in der letztern wenig Frömmelei und Gelehrsamkeit findet, die Zusätze insgesammt nicht aus der lebendigen Sage im Munde des Volks entlehnt seien, der erste Interpolator maßlos erdichtete, der zweite überaus gelehrt und willkürlich, der dritte von beschränkten Kenntnissen war, die beiden letzten aber, da auch der zweite zuweilen innere Reime hat, schwer zu scheiden seien. Mit Wahrscheinlichkeit lasse sich annehmen, daß der erste Ueberarbeiter ungefähr 1230, der zweite und dritte etwa 1250 zu setzen seien.

Von dem echten Gedichte wurde nach dem Verfasser das Lied von Hetel und Hagen eher gedichtet und vorgetragen als die Kudrun (S. 95. 118.). Dieser Sänger setzt überall die Sache als nicht bekannt voraus, er weist nirgends auf etwas den Zuhörern Bekanntes hin, überhaupt ward die Hegelingensage weniger verbreitet als die Nibelungensage. Die Heimath der ganzen Kudrun sowohl ihren echten Theilen, wie ihren Erweiterungen nach ist die der Klage und des Biterolf, nämlich Oesterreich, wie sich aus dem Dialekte ergibt (S. 103. fgg., die Beweise für Niederdeutschland genügen nicht), und das Gedicht erhielt, wie jene zwei aus einer französischen Mire die Erweiterungen, obgleich daher Einiges schon der Sänger des echten Liedes in der Volkssprache übertrug; daß der nordische Frute vorkommt, ist kein Zeugniß dagegen, da er überhaupt nur eine unsichere und unbedeutende

Rolle spielt (S. 107.). Schwerlich wurde das Gedicht vor von der Hagens Abdruck 1820 außerhalb Oestreichs bekannt, dieser ist nach der in Wien befindlichen Handschrift gemacht, welche Kaiser Maximilian I. nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts, wenn nicht einer älteren anfertigen ließ. Daß die echten Theile nicht erst späterhin von einem zweiten verbunden sind, sondern von einem Verfasser insgesammt herrühren, welcher in der blühenden Zeit der Babengischen Herzöge wahrscheinlich um 210 oder 212 dichtete, läßt sich aus dem Reime, der Strophe, den metrischen Eigenthümlichkeiten und dem gleichmäßigen Character der Poesie und Stil der Darstellung beweisen (S. 112. fgg.)

Herford.

L. Hölscher.

Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen, von Dr. Th. Echtermeyer. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von R. H. Hiecke, Conrector und Professor. Halle, 1845.

Wenige Bücher gibt es, die sich stufenweise mit jeder neuen Auflage so sehr verbessert haben, als diese Auswahl deutscher Gedichte. Schon die erste Auflage, die zunächst nur für die untern Classen der Gymnasien berechnet war, fand eine lebhafte Theilnahme und war in kurzer Zeit vergriffen. Diese günstige Aufnahme verdankte sie ohne Zweifel einmal dem feinen Takt, womit der Herausgeber bei der Auswahl den dichterischen Werth, den sittlichen Gehalt und die Angemessenheit der Stücke für die oben bezeichnete Bildungsstufe berücksichtigt hatte, dann aber auch der geschickten Anordnung des ausgehobenen Materials. Er ging bei der letztern von dem, wie uns scheint, ganz richtigen Grundsatze aus, daß in den untern Klassen die Anregung des poetischen Sinnes noch mehr elementarer Art sein müsse und daher eine systematische Vertheilung des Materials nach Gesichtspunkten, die aus der Metrik, Poetik oder Literaturgeschichte entnommen wären, nicht verlange, ja kaum gestatte, und so begnügte er sich dafür zu sorgen, daß sich in der Anordnung der Stücke, sowohl in Beziehung auf Inhalt, als auf Form, ein continuirlicher Fortschritt vom Leichtern zum Schwierigern ergebe. Indem die Sammlung so die einzelnen Stücke nach dem einfachen Prinzip der größern oder geringern Faßlichkeit in übrigens buntem Wechsel aneinander reihte, bot sie für die Lectüre eine erfreulichere Mannigfaltigkeit dar, und konnte zugleich, selbst bei einem elementaren Cursus über Metrik und Poetik, für eine zweckmäßigere Basis gelten, als die

nach Gesichtspunkten dieser Disciplinen streng rubricirten Sammlungen, da sie der Selbstthätigkeit des Schülers (für eigene Auffindung des Zusammengehörigen) freiern Spielraum ließ. In der zweiten Auflage kam dann, außer vielen neuen Stücken, die hier und dort eingefügt worden, ein ziemlich starker selbstständiger Anhang für die höhern Gymnasialklassen hinzu, aus drei gesonderten Anthologien Klopstock'scher, Göthe'scher und Schiller'scher Gedichte bestehend. Ueberdies wurden noch in zwei werthvollen Beilagen das Wesen der epischen Lyrik und Göthe's Stegreifpoesie erörtert. Und was als eine sehr dankenswerthe Zugabe zu betrachten war, und seitdem in andern Chrestomathien Nachahmung gefunden hat, — dem Register waren nicht blos biographische Notizen, sondern auch andere literarische Nachweisungen beigefügt, namentlich Nachweisungen von Erläuterungen zu den aufgenommenen Gedichten. Bei der 3. Auflage betheiligte sich schon Herr Prof. Hiecke, und so war es nicht zu verwundern, daß die Anthologie jetzt wieder einen guten Zuwachs trefflicher Eigenschaften bekam, da Hiecke sich damals (1842) bereits durch die Ausarbeitung seiner Schrift über deutschen Unterricht den hellsten und umfassendsten Ueberblick über dieses Gebiet der Pädagogik und Didaktik verschafft hatte. Die uns vorliegende vierte endlich hat Hiecke, wegen des mittlerweile allzufrüh erfolgten Todes von Echtermeyer, allein besorgt; und Referent darf mit voller Ueberzeugung sagen, daß Hiecke dem Werke seines Freundes die rühmenswertheste Sorgfalt und Liebe gewidmet hat. Echtermeyer's Prinzip der Anordnung hat er zwar im Allgemeinen festgehalten, doch hat er die Gedichte vielfach umgestellt und dadurch der Sammlung einen neuen Reiz gegeben und zugleich die pädagogische Brauchbarkeit derselben erweitert. „Diese Aenderung der Anordnung war ganz besonders auf Zusammenordnung der Gedichte zu kleinen Gruppen nach einleuchtender Verwandtschaft, auch wohl nach entschiedenem Contrast des Inhalts und der Form, ferner nach Aehnlichkeit der Behandlung oder des Metrums, endlich auch nach Identität der Verfasser gerichtet." Gerade so viel, und nicht mehr, scheint uns für eine den Gymnasialschülern zugedachte Dichter-Anthologie wünschenswerth. Sie soll eine vergleichende und zusammenpassende Behandlung mehrerer Gedichte beim Unterrichte, mag nun eine solche Vergleichung aus den Gesichtspunkten der Metrik, Poetik, Literaturgeschichte, oder mit Rücksicht auf den Inhalt, angestellt werden, vorbereiten und erleichtern; aber nach einem jener Gesichtspunkte die ganze Sammlung streng systematisch anzuordnen

wäre nicht wohlgethan, da dies dem Ganzen den Reiz des Wechsels raubte, den allmäligen Fortgang vom Leichtern zum Schwerern beeinträchtigte und andern wichtigen didaktischen und pädagogischen Zwecken geradezu hinderlich würde. Auch durch eine bedeutende Vermehrung des Umfangs zeichnet sich diese vierte Auflage vor der dritten aus, ohne daß darum ein Preiserhöhung eingetreten wäre; und endlich sind die dem Register beigegebenen biographischen und literarischen Nachweisungen vielfach bereichert und vervollständigt worden. Nur Eines will dem Referenten nicht recht einleuchten: warum in dem Anhange für obere Classen neben dem alten anerkannten Triumvirat gerade Hölderlin, oder vielmehr nur Hölderlin die Auszeichnung erfahren hat, in einem besondern Abschnitte aufgeführt zu werden. Im Uebrigen kann Referent dem ganzen Werke nur den entschiedensten Beifall zollen.

C. H. E.

Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Herausgegeben von Dr. A. Höfer, Professor an der Universität zu Greifswalde. In zwanglosen Heften. Berlin, G. Reimer. 1845.

Auf diese neue werthvolle Zeitschrift dürfen wir auch wohl in dem Archiv aufmerksam machen; mögen wir nun mit den alten oder den lebenden Sprachen uns beschäftigen, es muß eine Zeitschrift unser Interesse erregen, welche die Resultate der Studien in den einzelnen Sprachen zu einer höhern Einheit zusammenfassend für die Wissenschaft der Sprache benutzt. Denn wenn auch nach dem Vorworte des Herausgebers die Erklärung der einzelnen Sprachen der neuen Zeitschrift nicht fern liegen soll, so soll sie doch in dem Sinne nur verstanden werden, daß der Nutzen, welchen die allgemeine Grammatik daraus schöpfe, erhelle. Es soll also diese Zeitschrift eine Vereinigung aller derer sein, denen die Wissenschaft der Sprache am Herzen liegt, mögen sie nun ihre besonderen Studien dieser oder jener Sprache zugewendet haben, wobei es aus der Natur der Sache sich ergibt, daß bei der Betrachtung des Einzelnen die europäischen Sprachen die meiste Berücksichtigung verdienen. Unter diesen weiset der Herausgeber den neuern Sprachen mit Recht den ersten Platz ein, theils wegen ihrer weiten Verwandtschaft, theils wegen der formellen Verderbniß und Entartung und der Wichtigkeit für alle Lautlehre und Etymologie, theils endlich wegen der innern Vollendung und der Bedeutung für Syntax und Semasiologie, und das genauere Studium derselben wird für das Studium der alten Sprachen,

dies bleibt eine nicht genug zu beherzigende Wahrheit, so wie für die ganze Wissenschaft der Sprache einen hohen Gewinn herbeiführen. Die vergleichende oder etymologische Behandlung hat in der lateinischen wie griechischen Grammatik schon eine bedeutende Umgestaltung hervorgerufen, und man kann höchstens sagen, daß die Sache, als noch nicht reif, für die Schule einer gründlichen Vorbereitung bedürfe, keinesweges daß sie entbehrlich oder an sich verwerflich sei.

Es ist hiermit hinlänglich die Wichtigkeit dieser Zeitschrift dargethan, und vergleichen wir die Namen der Mitarbeiter des ersten Heftes und ihre Beiträge, so haben wir vollen Grund, des Erscheinens derselben uns zu freuen. Referent will nur hervorheben, was für die Leser des Archivs von besonderem Werthe sein muß, mit Uebergehung der Abhandlungen über orientalische Litteratur, so wie der zwei über klassische Literatur, von Geppert über Betonung im Griechischen und von Schömann über die Bezeichnung γενικὴ πτῶσις (vergl. Zeitschr. für die Alterthumswiss. 1845. 10. Heft). Wir haben zuerst hier die Abhandlung von Jacob Grimm über das finnische Epos.

Grimm macht uns mit einem Volksepos bekannt, welches das serbische weit übertrifft und dem außer dem homerischen und germanischen nichts an die Seite gestellt werden kann. Es heißt Kalevala und besteht aus 32 Gesängen von je 200 bis 700 Versen, entstanden in der einen Landschaft Karelien. Wir finden in demselben eine mächtige Darstellung, einen Reichthum unerhörter und wieder mit andern bekannten zusammentreffender Mythen, Bilder und Ausdrücke, ein sinniges Naturgefühl, wie wir es sonst nur in indischen Gedichten anzutreffen gewohnt sind. Wir finden zugleich auch eine Verwandschaft mit den ältesten Urkunden des Menschengeschlecht wie mit der deutschen Sage, welche dem Historiker neuen Stoff zu Untersuchungen darbietet, während das Interesse des Sprachforschers durch die Gewißheit, daß den in Europa eindringenden Germanen nicht blos Celten, sondern auch Finnen vorgegangen sind und Eindrücke hinterlassen haben, angeregt wird. Eine solche Verwandschaft in der Sprache weist nun Grimm zunächst nach und erklärt aus dem Finnischen mehrere Wörter in den nordischen Sprachen, welchen die deutschen Dialekte nichts Aehnliches aufzuweisen haben. Uebergehend sodann auf die noch größere Verschiedenheit kommt er zu dem Resultate, daß die finnische Sprache eine der wohllautendsten und gefügigsten des Erd-

bodens ist, zugleich in der Flexion eine der reichsten, ein Reichthum, der sich auch in ihren Schwestersprachen zeigt, z. B. im Wotjakischen, über welcher Sprache Deklination von der Gabelentz in diesem Hefte eine interessante Untersuchung mittheilt. Das Epos Kalevala ist aus dem Munde des Volkes gesammelt von Elias Lönnrot und 1835 in Helsingfors herausgegeben. Der Inhalt des Gedichts wird im Folgenden von Grimm ausführlich angegeben und daran die Uebersetzung eines Gebetes als Probe, so wie historische und sprachliche Untersuchungen geknüpft.

Zum andern macht Referent aufmerksam auf den Aufsatz von Kosegarten über die Wangeroger Sprache. Er ist gegen die Meinung Schaumanns (in der Geschichte des niedersächsischen Volkes) gerichtet, daß in der Sprache der Insel Wangeroge die alte sächsische Ursprache erhalten sei, welche das Volk vor seinem Einzuge in Norddeutschland geredet habe und weist nach, daß dieselbe vielmehr zum Gebiete der friesischen Sprache gehöre. Der Beweis stützt sich auf mehrere Glossarien, welche der Fleiß des Verfassers zusammengebracht hat, besonders auf eine nachgelassene Sammlung des bekannten Reisenden Seetzen aus Jever und eine Arbeit des jetzigen Schullehrers auf Wangeroge Herr Minßen. Die meiste Verwandtschaft hat die Wangeroger Sprache mit dem Saterländischen, mit dem, wie mit dem Altfriesischen daher meist der Verfasser die Wörter jener vergleicht. Auch ist oft das entsprechende englische Wort beigefügt, die große Aehnlichkeit zwischen dem Wangerogischen und Englischen erklärt sich daraus, daß das Altfriesische in manchen Punkten, namentlich in manchen Vokalverhältnissen dem Angelsächsischen nahe stand. Ueber das Einzelne bemerkt Referent noch, daß das in den friesischen Rechtsbüchern erwähnte sax, Messer, sich auch noch im heutigen Wangerogischen findet, daß das Wort game (Hochzeit) nicht verführen möge an das griechische *γάμος* zu denken, sondern ein altfriesisches Wort ist (= Freude, Wonne), und daß das saterländische Wort quaddern, welches der Verfasser mit dem Wangeroger Worte quiddern (d. i. sprechen) vergleicht, auch im Westfälischen vorkommt in der Bedeutung „in die Breite und langweilig besprechen." Die Bezeichnungen der Verwandtschaftsgrade sind eigenthümlich und dem Verfasser meist unklar (Vepp Vaterbruder, Enp Mutterbruder, Pey Vaterschwester, Bobb Mutterschwester); mit Opel (Großvater) und Omel (Großmutter) ließe sich aber vielleicht das in Westfalen gebräuchliche Kinderwort Opappa und Omamma (Corruption aus Großpapa, und Großmama) vergleichen.

Diese Mittheilungen geben hinlänglich zu erkennen, welchen Werth die Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache für jeden Sprachforscher haben muß.

Herford.

L. Hölscher.

---

1) Dictionnaire Général Anglais-Français, nouvellement rédigé d'après Johnson, Webster, Richards etc. par A. Spiers. Paris, Baudry, 1846.
2) Royal Dictionary, English and French, and French and English by Fleming and Tibbius. 2. starke Quart-Bände, Prachtausgabe bei Firmin Didot frères.

Wenn die Meinung, die sich seit einiger Zeit in Deutschland geltend machen zu wollen scheint: daß das Studium der neuern Sprachen eben so bildend für die Jugend sein könne, wie das der bisher allein als klassisch geltenden griechischen und lateinischen, — von keinem Unbefangenen mehr belächelt werden kann, so müssen wir doch gestehen, daß bisher dieses noch ein bloß theoretischer Schluß war, dessen thatsächlichen Beweis wir bis jetzt immer noch blos hoffen dürfen. Der Grund davon scheint uns einfach der zu sein, daß entweder die Methode, oder die Lehrer nichts taugten. In den höhern ordentlich organisirten Schulen nämlich, wo man die Lectüre mit mehr Rücksicht auf Kopf- und Herzensbildung zu wählen weiß, hat man immer das moderne Sprachstudium als Nebensache betrachtet, und ihm daher nie einen solchen Umfang im Schulplane gegönnt, daß der wohlthätige Einfluß hätte fühlbar werden können. In den Real- und gar in den Bürgerschulen geht das Hauptaugenmerk (?) darauf hin, daß die Schüler von der fremden Sprache mehr oder weniger sprechen lernen, der Uebungsstoff ist also vocabularisch, oder wird doch soviel wie möglich auch in seinen zusammenhängendern Theilen hauptsächlich auf das Phraseologische beschränkt. Der Inhalt ist Nebensache (?), die Form blos wird gesucht und diese dabei noch in ihrer farblosesten Gestalt, ohne Rücksicht auf Entstehung, Begründung, Analogie und Sprachgeist (??). Hand in Hand mit jeder dieser beiden Einseitigkeiten geht ein anderer Mißstand, der von den nachtheiligsten Folgen für das sprachliche Studium ist; die höhern, von den Eltern unabhängigen Anstalten nämlich wählen zu Professoren der neuern Sprachen immer lieber einheimische, klassisch-gebildete Männer, die aber sehr oft gar keine Gelegenheit gehabt haben, die resp. Sprachen in ihrem ganzen innern Organismus zu erler-

nen und sie unter allen Umständen richtig und bündig zu handhaben, geschweige ohne fremden Accent zu sprechen. Daher meistens Gymnasial-Schüler Französisch und Englisch erbärmlich lesen, jämmerlich sprechen und selbst nur kümmerlich verstehen, indem sie durch die Kenntniß der klassischen Sprachen den Inhalt viel besser errathen, als sie ihn durch besonderes Studium wissen. Von elegantem Styl, von der richtigen Auffassung auch nur eines halben französischen oder englischen Satzes kann bei ihnen um so weniger die Rede sein, als man dieses bei dem Professor selbst meistens vergebens suchen würde. Der gute Mann hat ja selbst gar keine Ahnung von der eigentlichen Fülle, Kraft, Schönheit und Natur der Sprache, die seinen Schülern einzudekliniren und zu konjugiren er so viel Beruf in sich verspürt! Der entgegengesetzte Fehler findet sich nur zu häufig in den abhängigern oder untergeordneten Anstalten und bei fast allem Privatsprachunterricht. Hier findet man meistens Nationale, die ihre Sprache lehren; dies sind aber beinahe eben so oft Leute ohne allen Beruf zum Unterrichten, die, was man so im Auslande heißt: ihre Sprache schön sprechen; während sie von der Elle weg oder gar der Nadel, oft auch der Börse und dem Spielhause entlaufen, als natürlichstes Subsistenz-Mittel den Unterricht in ihrer Sprache finden. Ich kannte so einen sehr besuchten Englisch-Lehrer, der erst von seinen Schülern erfuhr, daß es einen Shakspeare gebe; einen andern, der die schöne, volksthümliche Sitte hat, das Particip Präsens immer auf *in* zu endigen, *havin* seen you *goin* in the street with a *fowlin*-piece and a *walkin*-stick etc. beständig sagt, *I has*, *I knows*, *you was etc.* Es muß ihm wohl sauer geworden sein, sich das *feller* für *fellow*, *winder* für *window* u. s. w. abzugewöhnen, da ich es noch nie von ihm hörte. Dagegen kenne ich einen Dritten, der regelmäßig *he as* für *has*, *avin* für *having* u. s. w. schreibt, dagegen aber auch I *ham* statt *am*, you *howe* für owe u. s. f. spricht. Wenn diese Leute zur Bildung durch eine fremde Sprache gewiß nicht geeignet sind, so sind es die vielen Privat-Lehrer, die selbst Deutsche sich durch Selbst-Ueberredung und absichtliche Täuschung andern als fertige Franzosen oder Engländer aufdringen, noch viel weniger. Ich muß gestehen, daß dieser lächerliche Dünkel, fremde Sprachen beinahe wie ein Eingeborner zu verstehen und zu sprechen, sich ganz unverhältnißmäßig mehr bei Deutschen findet, als bei den beiden andern Hauptvölkern der europäischen Civilisation. Daher finden wir bei uns eine solche Unzahl von Sprachlehren,

Gesprächbüchern, Phraseologien und Dictionären, die buchstäblich gesprochen alle keinen Groschen werth sind.

Um aber von dem großen Wuste der obligaten Grammatiken u. s. w., die jeder Sprachlehrer schreiben muß, abzusehen, und uns nur bei den wichtigern Dokumenten deutscher Schnitzerhaftigkeit aufzuhalten, will ich meinen geehrten Lesern nur einige auf's Gerathewohl aufgenommene Artikel aus Flügels Handels-Lexikon in 3 Sprachen mittheilen, die ich der Güte eines sehr gelehrten Freundes verdanke. Im Englisch-, Französisch-, Deutschen Theil gibt Herr Flügel für

Englisch.		Französisch.	
patent	—	concession, permission, patente, (odroi d'un privilège)	Fehlt blos der richtige Ausdruck *brevet*.
patentee	—	celui qui a obtenu les lettres patentes, marchand muni d'une licence particulière	Fehlt blos das Wort *Brevété*.
Accommodation Bills	—	Lettres de change fictives	für Billets de complaisance.
Blank-bill	—	Papier-monnaie, papier à crédit, assignat	falsch, für Billet de banque.
to bond	—	mettre des marchandises sous (!) le dépôt, sous le verrou (!) du gouvernement	für entreposer die Güter in den Freihafen legen.
Branch-Bank	—	Banque subordonnée ou de Commandite (!)	für Banque succursale.
a close style	—	Une style concise *(sic!)*	
drawing and redrawing	—	Manège des tirailleurs	für traite et retraite (tirailleur heißt Plänkler.)
Print-seller	—	Brocanteur	für marchand d'estampes et de gravures.
Savings'-bank, die Sparkasse.	—	Banque où l'on met son argent (ses épargnes) en dépôt	für caisse d'epargnes.
toll-gate	—	porte où il y a une douane	für barrière à péage.
touched patent	—	billet de santé qui dit qu'il court un bruit d'une maladie contagieuse, mais qui ne s'est pas encore manifestée	für patente suspecte.
Manufacturer, der Fabrikant.	—	fabricant de manufacture! fabricateur (!)	falsch, für fabricant manufacturier.

Englisch.		Französisch.	
Lump-sugar, der Hut-Zucker.	—	barboute, sucre noir	für sucre en pain.
clerk	—	commis marchand, aide: teneur de livres: scribe (!), copiste (!), employé	für commis aux écritures.
fruiterer	—	fruitier: marchand de friandises (!)	

und so noch unzählige willkührliche, falsche oder gar lächerliche Erklärungen und Uebersetzungen, die gewöhnlich selbst gemacht sind, und zeigen, daß der Autor ohne den geringsten Beruf es unternommen habe, in's Französische zu pfuschen. Was wird man aber von Herrn Flügel's Kenntniß des Englischen denken, wenn man folgenden englischen Erfindungen bei ihm begegnet?

Für das Franz.		Englische	
pompe aspirante, die Saugpumpe.	—	aspiring pomp	lächerlich für suction pomp; aspiring pomp würde ehrgeizige Pumpe heißen.
poids brut	—	Brute Weight	lächerlich für gross weight; Brute Weight hieße neues viehisches Gewicht.
tenir la caisse	—	to keep the cash	lächerlich für to act as cashier; to keep the cash hieße die Kasse halten, veruntreuen.
roulage accéléré	—	conveyance of dispatch	erfunden für fly waggon.
principal et intérêt	—	fund and its accessory	erfunden für principal and interest.
fausse monnaie	—	naught money	falsch für base coin.
colonie	—	planting state	falsch für colony.
rembourser	—	to redisburse	falsch für reimburse.
marchand de bois	—	wood-monger	lächerlich für timber merchant.
deballer	—	to unbale	falsch für to unpack.
coffre-fort	—	iron safe	falsch für iron chest.
manufacturier	—	work-master	falsch für manufacturer.
parafe	—	check	falsch für initials.
société en nom collectif	—	collective society of merchants	erfunden für copartner ship.
lettre de vente	—	bill of emption	falsch für bill of sale.

Flügel's englisches Wörterbuch, nebst meinen dazu gemachten Randglossen, das ich jetzt aber nicht bei der Hand habe, enthält ebenso zahllose Auslassungen, Irrthümer und Erfindungen; ebenso seine Phraseologie von Hodgkin's Briefsteller ist schon in der Wahl dieses sehr einseitigen, unvollständigen Werkes verfehlt, und seine Erklärungen sind unbedeutend.

Wenn ich es hier unternommen, unserm sonst so kritischen deutschen Publikum auch einmal ein wenig Kritik über Arbeiten der modernen Philologie aufzutischen, und dabei gleich mit den Coryphäen der englischen Literatur und Sprache in Deutschland anzubinden gewagt habe, dessen Tauchnitzer Ausgabe englischer Autoren zu $1/2$ Thlr. ich beiläufig noch als von unzähligen Irrthümern und Druckfehlern wimmelnd bezeichnen muß — man lese nur Eine zufällig aufzuschlagende Seite des Vicar of Wakefield — so sollte dies blos ein Präludium zur Würdigung einer kurzen Notiz über englisch-französische Lexicographie und Grammatik sein.

In diesem Zweige französischer Gelehrsamkeit oder besser Oberflächlichkeit hat es erst ganz kurz angefangen zu tagen. Bis vor wenigen Jahren beschränkte sich die französisch-englische Grammatographie auf bloße Umarbeitung des alten Siret, sowie sich noch bis zum vorigen Jahre die Lexicographie auf Auszüge, Verbesserungen und Wiederkäuungen des alten sehr verdienstvollen, aber leider ganz unzeitgemäßen Boyer beschränkt hat. Die Anzahl aller Bearbeiter von des alten Boyer 150jährigem 2 Bände in 4. haltenden englisch-französischem und französisch-englischen Lexicon genau oder auch nur beiläufig angeben zu wollen, wäre ein sehr gewagtes Unternehmen. Da gibt es Chambaud, Boniface, Hamonière, Salmon, Fain, Thunot und Clifton, und noch viele große und kleine Ausgaben, in denen sie immer nur finden, was sie nicht suchen, und immer suchen, was sie nicht finden. Am allerschlimmsten aber ist man erst dran, wenn man den nachgeschlagenen Artikel wirklich findet. Dann erst, wenn man auch zuweilen etwas mehr weiß als vorher, weiß man es doch selten besser. Denn falsche Erklärungen und ungenaue, schwankende, unsichere Definitionen sind meistens ebenso häufig als das eigentliche Schlagwort in der andern Sprache fehlt. So heißt es überall für Waistcoat camisole (Wamms) und veste (Jacke), aber das Schlagwort gilet (Weste) fehlt. — Als voriges Jahr das große Pracht-Lexicon von Fleming und Tibbius fertig wurde, auf das der Verleger Firmin Didot frères so viel Sorgfalt verwendete, und das auf mehr als 60 Francs zustehen kommt, sagte ich zu mir: „Nun haben wir doch endlich ein dem lange unbefriedigt gebliebenen Bedürfniß bei der Nation vollkommen entsprechendes, der beiderseitigen Bildung würdiges Denkmal von Lexicographie! Es ist theuer, aber es ist gut!“ Wie hatte ich fehlgeschossen! Es ist dies herrliche Monument von Typographie

nichts, als eine schönere und etwas weiter ausgedehnte Bearbeitung immer desselben Boyer, d. h. immer desselben falschen Prinzips, Erklärungen und Definitionen statt Schlagwörter zu geben. Dies ist um so abgeschmackter, als man ohne dies mit einem einzigen Worte ganze Linien ersetzt hätte, und dies einzige Wort das Gesuchte ist, während die Definition von weiter keinem Gebrauch sein kann, wenn sie auch, wie sie es oft nicht thut, genau die Bedeutung eines Ausdrucks fixirt. Dabei wimmelt es noch von alten Fehlern Boyer's, die längst selig sein sollten, die aber von den französischen Lexicographen wie Kabinetstücke vererbt werden. Alles dies ist übrigens noch begreiflicher, als der Mangel an den jetzt gewöhnlichsten, gleichsam unentbehrlichsten Wörtern und Redensarten, ein Mißstand, der nur in allzuflüchtiger Behandlungsweise der Verfasser seinen genügenden Grund finden kann.

Nun ist mit diesem Jahre abermals ein neues englisch-französisches Lexicon, unter dem Titel: Dictionnaire Géneral Anglais-français von A. Spiers endlich erschienen. Schon seit 1839, wo Herr Spiers den Prospectus zu einem noch größer angelegten analogischen Werke veröffentlichte, das wegen der Großartigkeit des Planes und der Anlage noch nicht zur Ausführung kommen konnte, war das Publikum in beständiger Erwartung einer Leistung, wie man sie nach den frühern Publikationen im Sprachfache mit Recht von dem Autor sich versprechen durfte. Durch seine Stellung als Professor am Collége royal de Bourbon, an der Ecole royale des Ponts et Chaussées und an der Ecole spéciale du Commerce de Paris in Stand gesetzt, seinen Arbeiten einen weitern Wirkungskreis zu verschaffen, wollte Spiers nicht, wie so viele, durch flüchtiges Zusammentragen aus verschiedenen ungesichteten Quellen oder durch ebenso flüchtiges Ueberarbeiten eines andern Werkes, sich eine leicht und gemächlich verdiente Publizität verschaffen. Leistungen, bei denen der wichtigste Umstand die Beifügung seines Namens auf dem Titel ist, konnten unserm kritischen und rührigen Autor nicht zusagen. Und wirklich hat er in mehrern Sprachlehren, die er verfaßte, eine ganz eigene Richtung eingeschlagen. Sein wichtigstes grammatisches Werk, das jetzt schon die 6. Auflage erlebt hat, Etude raisonnée de la Langue Anglaise, ist sogar 1835 von Professor H. Bacharach, unter dem Titel: Englische Sprachübungen nach rationeller Methode für deutsche Schulen bearbeitet, bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen. Es besteht aus einer sehr gedrängten Grammatik, wo Regeln und Definitionen sehr kurz

und scharf gegeben werden, und wo, was überhaupt schon Herrn Spiers der deutschen tiefern Weise, Sprachstudien aufzufassen viel näher stellt, immer noch Raum genug gefunden wurde, den aufmerksamen Schüler in die Vorhallen der vergleichenden Philologie einzuführen. Nicht nur ist, wie in einigen größern englischen Sprachlehren für Deutsche z. B. in der von Jost und Burckhard zu Berlin vor einigen Jahren in der dritten Auflage erschienenen, ein ganzer Schlußabschnitt der englischen Wortbildung gewidmet, der an Schärfe und Fülle allen andern überlegen ist, sondern im ganzen Werke werden englische Stämme und Formen gelegentlich jedes Mal mit denselben Gebilden und Stämmen der Schwestersprachen, des Deutschen, Holländischen, Dänischen und Schwedischen verglichen und womöglich auf sichre untrügliche Analogien reduzirt. Diese Methode habe ich immer nicht nur für die Sprachmnemonik bei den Schülern dienlich gefunden, sondern auch durch lange Erfahrung eingesehen, daß sie die Begriffe der Schüler ungemein erweitert und folglich ein wahres Bildungsmittel ist. Man sehe die Noten zur 6. Auflage S. 321 über das englische *W*, das oft dem französischen *g* oder *gu* entspricht. So Wages, *gages;* wager, *gageure:* ward, *garde;* warrant, *garantir;* warren, *garenne* (Kaninchenlager); war, *guerre;* wise, *guise* (Weise); William, *Guillaume;* Woad, *guede* (Waid). Wir hätten diese Anmerkungen auch aufs Deutsche ausgedehnt gewünscht, wo z. B. Wahr und *guerre;* wahren und *gare* (la tête!); Wespe und *guèpe* (engl. Wasp); weiden (anfänglich so viel wie führen) und *guider;* winden und *guinder* (to wind); waschen und *gacher;* Wimpel und *guimpe* (Nonnenschleier); Waffel und *gauffre* (engl. Wafer noch für Oblate) und sonst viele interessante Aufschlüsse über Sprachverwandtschaft und Analogie geben. — S. 323 über die regelmäßige Abwerfung des anlautenden *s* impurum im Französischen; S. 368 eine schöne Distinction zwischen *shade* und *shadow*. — Der 2. Theil der Etude raisonnée, bei weitem der umfangreichste, enthält blos Auszüge aus den besten englischen Autoren, mit vielem Takt und Geschmack gewählt, vom Leichtern zum Schwerern fortschreitend und am Ende des Buches mit rationellen Wort- und Sacherklärungen versehen. Nichts Triviales ist zugelassen, sondern nur Belehrendes und Erhebendes, so daß die Bildung in der Sprache und die des kindlichen Gemüthes identisch werden. Und dies ist die einzige Auffassungsweise, wodurch die moderne Linguistik mit der alten Philologie einst wird konkurriren können. Auch die

klassische Ausgabe des School for Scandal von Sheridan, so wie die gewöhnliche Schulgrammatik haben Herrn Spiers als denselben denkenden, fleißigen und selbstständigen Autor bewährt, von dessen lexicographischer Arbeit man nicht Gewöhnliches erwarten wollte. Ich muß gestehen, meine Erwartungen erfüllt zu sehen, und daß die neuere Lexicographie endlich wieder einmal einen Schritt weiter gethan hat. Denn die gewissenlosen Dictionär-Fabrikanten werden doch jetzt etwas Gutes zu plündern haben, und vor solchen Plagiaren, die mit Geschmack und Geschick was Rechtes wenn auch in ihren eigenen Namen zu bieten verstehen, habe ich wenigstens insofern noch Achtung, als sie, indem sie sich selbst nützen, wenigstens Andern nicht schaden, außer dem Autor und dem Verleger. Der nur 712 Octavseiten, mit 3 enggedruckten Colonnen, starke Band à 7 Fr. 50 Ct. macht nicht nur das große Prachtwerk von Fleming und Tibbius entbehrlich, sondern übertrifft es noch bei Weitem. Denn es ist „so reich, und mit Geschmack so reich," daß die Ueberlegenheit des andern nur im puren äußern Umfange besteht. So z. B. hat Fleming und Tibbius unter Cashew-nut, a tree of the West-Indies, bearing a Kidney — shaped nut (*Ana*-cardium) Anacardier. Dies ist aber grundfalsch, denn der Elephantenlaus-Baum heißt Cashew-tree oder Cashew (was fürs Holz und die Frucht gilt), während Cashew-nut nur die Nuß bedeutet. Cashew und Cashew-tree, die bei Spiers stehen, fehlen aber ganz bei Fleming und Tibbius, und unter Cashew-nut fehlt die Bedeutung pomme d'acajou, als für die Frucht, ganz. Unter Postage, Briefporto, das schon im Auszug aus Boyer von Salmon und später von Fain 1817 sogar steht, fehlt bei Fleming und Tibbius. Additional Postage, supplément de port; payment of postage, Affranchissement; reduced rate of postage, moderation du port; to pay the postage of a. th. affranchir (une lettre); postage-stamp, timbre d'affranchissement. — Unter to call in haben Fleming und Tibbius außer hineinrufen und besuchen, blos to call in one's money, faire rentrer ses fonds, retirer son argent; es fehlt to call in a coin, retirer des monnaies de la circulation. Für to call in a law, welches Fleming und Tibbius haben und mit abroger, revoquer übersetzen (warum nicht auch rapporter?), sagt man gewöhnlich to repeal, was jedem bekannt ist. — Unter Embezzlement haben Fleming und Tibbius: (the act of appropriating that which is received in trust for another, waste) l'action de s'approprier ce que l'on a en depôt; dégât, dissipation, malversation, pécu-

lat. Die Schlagwörter und verschiedenen Bedeutungen fehlen ganz. Derselbe Artikel bei Spiers lautet: Embezzlement: 1) détournement (soustraction frauduleuse); 1) bien détourné (diese wichtige Bedeutung erfährt man bei Fleming und Tibbius gar nicht); 3) abus de confiance (was doch ein sehr stereotypes Schlagwort ist, das aber Fleming und Tibbius sonderbarer Weise mit lauter erklärenden Ausdrücken ersetzen. Die folgenden Phrasen dagegen, die Fleming und Tibbius noch zu geben für nöthig halten, verstehen sich bei Spiers von selbst: the Embezzlement of the public treasure, la dissipation des deniers publics; to be guilty of embezzlement, être coupable de malversation; to be accused of embezzlement, être accusé de péculat. — Unter Allowance heißt es bei Fleming und Tibbius nach der Bedeutung permission auch noch aveu (!); folgende Bedeutungen von compositis ganz: trade-allowance, reduction, remise (commerce); making allowance (Gerichtssprache) consignation d'aliments; on allowance, à la ration; on half-allowance, à la demiration; to be on short allowance, être rationné; Dagegen hat Fleming und Tibbius to shorten allowance fabrizirt und barbarisch — wenigstens müßte es doch the allowance heißen — und dies zweimal, wofür man doch eigentlich to put on short allowance sagt, rationner, welches aber bei Fleming und Tibbius ganz fehlt. Auch to stop the allowance fehlt. — Unter Cash fehlt bei Fleming und Tibbius hard-cash, numéraire, espèces sonnantes; to be short of cash, n'être pas en fonds, être à court; to turn into cash, convertir en argent; to pay cash, payer comptant. Unter Cash-account, compte de caisse, fehlt bei Fleming und Tibbius: to make up the cash-account, faire la caisse. Unter Steam geben Fleming und Tibbius die Composita st. boiler, st. case, st. chamber, st. chest, unter dem Artikel st. engine, so daß man sie, ohne dies zu wissen, gar nicht findet; gänzlich fehlen folgende Composita: double-acting st. engine, single acting st. eng. fixed, und stationary und expansion st. eng.; ferner: st. jacket, st. mottress, ja sogar steam-packet. — Statt Court-plaster, das man vergebens bei Fleming und Tibbius sucht, findet man dort English taffeta mit der Erklärung taffetas anglais (qui n'a que $^5/_8$ de largeur), Englisches Pflaster wurde so schon von Boyer falsch übersetzt. So beinahe alle Unsinnigkeiten, die in Boyer vorkommen, sind hier beibehalten: lease-parole, bail verbal; will parole, testament verbal; bargain-parole, marché-verbal; lauter falsche Zusammensetzungen,

wo das parole vorn stehen müßte; aber Boyer hat es ja so. Uebrigens sagt man, wie Herr Spiers besonders bemerkt, jetzt nicht mehr parole-will, sondern nuncupative oder nuncupatory will. Ueberhaupt ist die Manier in dem so prunkhaft Royal Dictionary genannten Werke des Fl. und Tib. die alte, unkritische, plauderhafte, ich möchte sie vielleicht am ausdrucksvollsten bezeichnen: die johann-valentin-meidinger'sche, die auch leider bei Mozin überwogen und sein Lexicon so ungenießbar gemacht hat. Die Leutchen bedachten eben nicht, daß man mit viel weniger Aufwand an Worten, Dinte und Papier dennoch viel mehr, viel Richtigeres, Beßres und Sicheres bieten könnte. Weil die meisten solcher Arbeiten blos Buchhändler-Speculationen sind, und die Autoren nicht den geringsten edlern Ehrgeiz besitzen, der für seinen Namen wenigstens ebenfalls besorgt wäre. Fast in jedem Artikel des Fleming und Tibbius'schen Werkes, wenn man es mit dem Spiers'schen vergleicht; findet man die Bestätigung, daß der nur 45 Bogen starke Octav-Band dem 175, sage Einhundertundfünfundsiebzig Bogen starken Quart-Band himmelweit überlegen ist, etwa sowie der Zwerg-Kobold Flibbertigibet dem stattlich-dummen Riesen. So unter Brass, zitirt Fleming und Tibbius mehrere Beispiele, die, sobald man die Bedeutung des Stichworts kennt, sich alle von selbst verstehen, wie brass-candlestick u. s. w.; es fehlt aber, was sich nicht von selbst verstehen kann, brass-wares, dinanderie (Messing-Waaren); red-brass, tombac; und noch mehrere Composita. Copartnership findet sich im Royal Dictionary von Fleming und Tibbius aber nicht copartnery, was doch mit bloßer Hinzufügung dieses Wortes und einem v geschehen gewesen wäre. Uebrigens erklären sie copartnership durch association commerciale, was blos erläutert ist, statt durch das Schlagwort société en nom collectif; das Wort mit private, société en participation haben sie gar nicht. — So erklärt das Royal Dictionary — memorandum sehr schlecht, note pour faire ressouvenir, souvenir (ein memorandum ist aber kein souvenir!) Das ist der ganze, schlechte und unbrauchbare Artikel der Herren Fleming und Tibbius. Nun sehen wir Spiers: Memorandum, pl. memoranda ou memorandums: 1) note (de chose à se rappeler); 2) (com.) bordereau. Detailed memorandum, bordereau; to enter a memorandum, inscrire une note; to make a memorandum, prendre une note; to make a memorandum of, prendre note; noter. Von allen diesen Phrasen und Zusammensetzungen findet sich keine Ahnung bei Fleming und Tibbius und an den wenigen Beispielen, die wir ge-

geben, und die wir in's Unendliche vermehren könnten, wird jeder, der nur ein französisches Buch versteht, sehen, daß die Leutchen wenigstens kein Französisch zu verstehen scheinen, wiewohl Herr Fleming früher Professor am Collège Louis-le-Grand war.

Bei aller Benutzung einer Unzahl von englischen und französischen Lexicis, mit denen die Herren Fleming und Tibbins in der Einleitung des königlichen Staats-Lexicons einhersteigen, haben sie doch bei weitem nicht so viel Material, ich möchte sagen, nicht die Hälfte des Materials, das sich im Diction. général anglais des Herrn Spiers findet. Vom Innern der Artikel haben wir unsern Lesern schon einen oberflächlichen Begriff gegeben; von den vielen Artikeln, die fehlen, müssen wir ihnen jetzt noch einen kleinen Vorschmack beibringen. Crotchety sujet à des lubies, launisch, närrisch, ein Wort, das 100 Mal des Tages sich darbietet, fehlt bei Fleming und Tibbins. Godsend, aubaine, ein unverhoffter Glücksfall, fehlt bei Fleming und Tibbins, und doch erscheint dieses Wort schon in Smollet's Roderik Random; auch Flügel hat es nicht, wenn ich mich recht erinnere, sowie ihm auch fag, cellerage, theatricals, technicality, avadavat, authoritative und crumpet (welches sogar Grieb hat) und viele andre fehlen, die ich gleich als auch bei Fleming und Tibbins mangelnd aufführen werde. Wir haben die von Herrn Spiers in seiner Vorrede namhaft gemachten Artikel und Composita alle sorgfältig bei Fleming und Tibbins gesucht, in der Hoffnung, das Royal Dictionary werde in dem einen oder andern von der großen Menge eine Ausnahme machen. Wir sahen uns getäuscht. Pencraft, Schreibetalent, Feder, figürlich ein schon längst bestehender, sehr gebräuchlicher Ausdruck, fehlt. Dagegen steht pen-holder 2 Mal unter pen, und als besonderes Stichwort; baby-linen, layette, Kinderzeug, fehlt. Ebenso: half and half, halb Bier halb Porter, Artesian, artesisch; cholerine, falsche Cholera; Dahlia; to madder, mit Krapp färben; to ret, rösten (Hanf): uncertificated 1) sans certificat; 2) (de failli) sans concordat, unindifferency, partialité; bleach-works, bleichen; airstove, caliorifere; bonded-store, bonded warehouse, Freihafen; gas-holder, Gazometer; gas-works, Gasfabrik; hydraulic inkstand, encrier à pompe. Es würde uns viel zu weit führen, alle sonstigen Auslassungen und Unrichtigkeiten aufzutischen; so interessant sie auch mitunter für den Sprachforscher sein mögen, so müssen wir uns doch Grenzen setzen. Genug, des Fehlenden und Falschen gibt es wahrhaft eine Legion. Ueberdies hat Spier's Werk den Vortheil, daß es durch sehr kurze Zeichen und Abbre-

viaturen den jedesmaligen nähern und engern Gebrauch eines Wortes bezeichnet, je nach Wissenschaft, nach Gesellschaft, nach Menschen oder Dingen, und sonstigen ähnlichen Categorien, deren Nichtunterscheiden im Lexicon den Schüler zu gar abscheulichen, wo nicht lächerlichen Mißgriffen führte. Allerdings fehlen auch bei Spiers manche besonders noch ganz junge, oder doch sehr im Gebrauch beschränkte Ausdrücke; so tandem, ein Wagen mit zwei Pferden hintereinander bespannt; unicorn, ein Wagen mit drei Pferden, wovon eins vorn, bespannt; Dukery, (neu) spaßhaft für die Adelstolzen, etwa, das Herzogenthum; protectionist, Anhänger der Handelsprotection durch Zölle (neu); theatricals, Theaterangelegenheiten; back-settlements, die Grenz-Ansiedlungen der Nord-Amerikaner nahe bei den Wäldern der Wilden, fehlt noch in allen mir bekannten Lexicis; ebenso bowel-complaint, Leibschmerzen, ein gewiß nicht überflüssiges Wort. So scheint uns unter dem Artikel coin, die Phrase: to receive coin for less than its value sehr überflüssig zu sein, da sie kein stehender Ausdruck sein kann. Doch es hieße undankbar sein, nachdem Herr Spiers in so engem Umfang so Vieles geleistet, auch noch das Unmögliche, ganz mangellose Vollständigkeit von ihm zu verlangen. Genug, er hat eine neue Aera in der französisch-englischen Lexicographie gegründet, die wir Deutschen zu benutzen, sehr gegründete Veranlassung haben. Wir hoffen der französisch-englische Theil wird nicht zu lange auf sich warten lassen, um darüber unsern Lesern Rechenschaft abzulegen. Und so rufe ich denn meinen Landsleuten, die noch Heil von der neuern Sprachkunde und dem Sprachunterrichte erwarten, die tröstenden Worte des alten Dichters zu: Durate, et vosmet rebus servate secundis!

Paris.

Dr. L. Schlesinger.

H. J. Ollendorf, neue Methode, eine Sprache in sechs Monaten lesen, schreiben und sprechen zu lernen; nach dessen Grammatik für Engländer bearbeitet und zur Erlernung der französischen Sprache für den deutschen Schul- und Privatunterricht eingerichtet von P. Gands, Sprachlehrer und beeidigter Uebersetzer in Frankfurt. Frankfurt bei Jügel 1846.

Beeidigter Herr Uebersetzer! Warum haben Sie Ihrem unschätzbaren Werke einen so unermeßlich langen Titel vorgesetzt? Um es dem „hochverehrten" Publicum und seiner besonderen Gnade

zu empfehlen? Gleichwie Theater-Directoren an kleinen Provinzbühnen allen Stücken noch außer dem vom Dichter gegebenen einen lockenden, sogenannten Ober-Titel zu geben pflegen, z. B. Don Carlos oder Liebe und Convenienz oder der grausame Vater. Sie wünschen, Ihr Werk möge als Lehrbuch in Schulen eingeführt werden. Ein frommer Wunsch! Jetzt denken Sie sich einmal, beeidigter Herr Uebersetzer, Ihr Wunsch ginge in Erfüllung und ein unglückseliger Gymnasial-Schüler träte auf höhern Befehl (aus eigenem Antriebe würde es wohl Niemandem einfallen!) in den Buchladen, um sich Ihren „schnellen Franzosen" zu kaufen — würde dem armen Würmchen nicht der Athem ausgehen, blos um den riesigen Titel auszusprechen? Das scheinen Sie nicht bedacht zu haben, es ist zwar sehr die Frage, ob Sie, wenn Ihnen auch wirklich ein solcher Gedanke in Ihr Gehirn gefahren wäre, menschenfreundlicher gehandelt haben würden, denn, im Grunde genommen, bildet der lange Titel doch eine sehr passende Ouvertüre zu dem Buche selbst — die Geduld der geduldigsten Seelen wird in beiden auf eine gar harte Probe gestellt. — Man wird sich wundern, weshalb wir nur überhaupt dies Opus der Erwähnung werth geachtet haben. Wir wollen uns hier nicht mit der Bearbeitung des beeidigten Herrn Uebersetzers befassen; man vergönne uns nur einige Worte über das Original, Ehren-Ollendorf's deutsche Grammatik für Engländer, ein Werk, das unbegreiflicher Weise zu einer ziemlich großen Verbreitung gelangt ist. Man kann sich in der That nichts Faderes, Geistloseres, Abgeschmackteres und Unwissenschaftlicheres denken, als dies sogenannte Lehrbuch der deutschen Sprache. — Ein alter brittischer Haudegen, der wahrscheinlich vom Studium einer Sprache ebenso wenig eine Idee hatte, als Mr. Ollendorf selbst, erklärt in einer dem Buche vorgedruckten Einleitung, er habe sich auf alle mögliche Art abgemüht, das Deutsche in sein kriegerisches Hirn zu pressen, aber bei allem Drücken sei sein Kopf doch hart geblieben, und habe sich nichts von diesem unbegreiflichsten aller Idiome einquetschen lassen, da sei ihm, dem Verzweifelnden, endlich Ollendorf's „neue Methode" zwischen die Finger gekommen, und durch die Anwendung dieses unfehlbarsten Mittels sei sein Kopf genesen, und willig und weich geworden. Oh, wonderful! riefen Albion's Söhne, und begannen stracks „this puzzling tongue" nach der neuen Methode zu erforschen. Die Geschichte schweigt darüber, ob sich Andere des Palliativs mit eben so gutem Erfolge bedienten, als jener hartköpfige Krieger. Wir zweifeln! — Diese neue Methode zeichnet sich vor

allen andern dadurch aus, daß sie die Spracherlernung zu einer rein mechanischen, gedankenlosen Verrichtung herabwürdigt. Mr. Ollendorf verfährt, als ob er Papageien, nicht Menschen, vor sich hätte. — Wann werden endlich einmal die marktschreierischen Ankündigungen von „neuen Methoden" ein seliges Ende nehmen? Es wäre wohl Zeit! —

Botzen.

Hartung.

Revue nouvelle, littéraire et grammaticale. Stuttgart, Rümelin.

Vorstehendes Blatt, von welchem uns die zehn ersten Nummern vorliegen, erscheint seit Anfange dieses Jahres unter der Redaction des Herrn Charles Bigot. Es ist für einen Kreis junger Leser berechnet, steht indessen auf einer weit höhern Stufe, als das bekannte Museum, da es neben Auszügen aus modernen Schriftstellern auch gute Originalaufsätze enthält und zugleich grammatische Einsicht zu verbreiten strebt. Wir erwähnen mit Vergnügen die Beiträge des Prof. Dr. Péschier in Tübingen, dessen Name wohlverdientermaßen einen guten Klang hat. Nr. 1. enthält von ihm zwei Proben einer Chrestomathie épistolaire (sie wird binnen kurzer Zeit in Wien erscheinen), welche sowohl dem Inhalte als auch dem Style nach vortrefflich sind. In einem anderen Aufsatze: Les bohémiens de Paris liefert Herr P. ein Bruchstück aus einer Sammlung französischer Idiotismen, deren Veröffentlichung ebenfalls nahe bevorsteht, wo er in der Weise der bekannten Causeries parisiennes das Didactische von dem Trocknen und Monotonen freizuhalten sucht. Unter den in der Sammlung enthaltenen Originalgedichten verdient besonders Le Drack*), legende du Quercy, weitere Verbreitung, da die mitgetheilte Tradition mit Goethe's Erlkönig eine eigenthümliche Verwandtschaft hat und zugleich mit einer Anmuth und Naivität geschrieben ist, wie man sie bei den Franzosen nur selten findet. In dem grammatischen Theile behandelt Herr B. einzelne Abschnitte, die ihm besonders wichtig erscheinen, z. B. über den Artikel, die Negationen, das Pronom soi und die verschiedenen Arten von Verben, stellt zuerst die Ansichten der französischen Grammatiker zusammen, behauptet dann, daß die sämmtlichen

*) Le ravisseur d'enfants, le roi des aulnes du Quercy.

deutschen Grammatiken nur nach den französischen ausgeschrieben seien und gibt dann seine eigene Ansicht über den fraglichen Punkt. Abgesehen davon, daß die Motivirung der letztern nicht immer ganz vollständig erscheint (wir werden bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückkommen), kann man die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Herr B. mit den Fortschritten, welche die eigentliche Wissenschaft der französischen Sprache in Deutschland gemacht hat, völlig unbekannt sein muß (wir erinnern nur an Mager und Schifflin). Gern gestehen wir indessen, daß die kurzen grammatischen Aufsätze viel Scharfsinn verrathen, und ganz neu und eigenthümlich ist es, daß Herr B. in jeder einzelnen Nummer seinen Abonnenten irgend eine Aufgabe zur Preisbewerbung gibt und späterhin zur Belohnung der Sieger die Arbeit nebst einzelnen kritischen Bemerkungen abdrucken läßt. Unter den Aufgaben finden sich Mährchen von Grimm zum Uebersetzen in's Französische, Fragen über den Gebrauch einzelner Wörter, grammatischer Analysen und dergleichen mehr. Bemerkenswerth erscheinen uns besonders zwei Arten von Aufgaben, die sich auch bei unserem Gebrauche als sehr practisch bewährt haben und welche wir zur Bildung eines guten französischen Styles auf's Dringendste empfehlen, nämlich: 1) mettre des vers en prose, wobei das vom Verfasser angeführte Princip zu beobachten ist: Que la pensée contenue dans les paroles mesurées se retrouve, intacte et sans aucun mélange, dans une prose châtiée et digne, en quelque sorte, de figurer auprès du texte primitif. Que la mesure poétique soit absolument brisée, la rime élimnée avec soin, l'expression assortie à la nouvelle enveloppe de l'idée u. s. w.

Außerdem ist zu berücksichtigen: 2) die Analyse littéraire, welche folgendermaßen definirt wird: Resserrer en quelques lignes l'essence de plusieurs périodes, réduire un sujet à son expression la plus décharnée, savoir retrouver le point de départ et la filiation d'idées successivement développées; extraire l'idée mère de chaque paragraphe, de chaque alinéa, et former un tout compacte, non interrompu, du résultat combiné de ces divers travaux*).

Anmerk. Er schlägt zur Bearbeitung l'Oraison funèbre de la Reine d'Angleterre vor von Bossuet und gibt als Probe folgende Analyse von den zwei ersten Absätzen:

Dieu seul commande aux rois et les frappe. Tous les effets de sa volonté tendent à les instruire à leur apprendre qu'ils sont nuls devant sa puissance

La mémoire de la reine d'Angleterre est un exemple de la vanité de choses d'ici-bas. Tantôt heureuse au faite de la puissance, tantôt renversée de son trône et fugitive, elle fut constamment le jouet d'une inconstante fortune, et sa vie rappelle aux princes ces paroles du roi prophète: Et nunc, etc.

Ueberzeugt, daß die neue Zeitschrift bei den ihr zu Gebote stehenden Kräften Tüchtiges leisten wird, schließen wir diese kurze Anzeige mit dem Wunsche, daß sie in ihrem Kreise recht gedeihlich wirken möge.

Hg.

English Poets oder Lebensnachrichten von den wichtigsten englischen und amerikanischen Dichtern in chronologischer Ordnung, nebst ausgewählten Stücken aus deren Werken. Bearb. von Dr. August Beck, Lehrer der franz. und engl. Sprache am Realgymnasium in Gotha. Leipzig bei Böhme.

Bei den großen Schätzen, welche die englische Sprache darbietet, ist es eine höchst erfreuliche Erscheinung, daß die Vorliebe für dieselbe immer mehr zunimmt. „Keine Sprache," sagt der Verfasser des vorliegenden Buches (welches den zweiten Theil seines Handbuches der englischen Literatur, Gotha bei Henning's bildet) mit vollem Rechte, „ist gleich geschickt zu so tiefsinniger Speculation im Felde der Philosophie, keine zu so ernster, reicher und würdiger Darstellung der Geschichte; keine so biegsam und reich an poetischen Erzeugnissen, als die deutsche und englische." Was die deutsche vielleicht an noch größerer Fülle voraushaben dürfte, bringt die brittische an Reichthum großer Geister wieder bei, die sich als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Zu aller Zeit hat Deutschland auch diese Superiorität Englands anerkannt, so daß sie jetzt als unbezweifelte Thatsache besteht. In keinem Fache ist dies aber mehr der Fall, als in dem der Poesie; und darum begrüßen wir die vorliegende Anthologie mit wahrer Freude, da sie in gleicher Weise wie die I. Abthlg. (Prosa) den Schüler tüchtig befähigt, sich von dem Geiste der englischen Poesie einen vollständigen Totaleindruck zu verschaffen und ihn zugleich das Verhältniß gut begreifen lehrt, in welchem die einzelnen Schriftsteller zur Literatur stehen. Freilich haben wir bereits ein mit gleicher Tendenz ausgearbeitetes Handbuch von Ideler und Nolte, welches weite Verbreitung gefunden hat; aber ganz abgesehen von dem hohen Preise desselben befriedigt es die Lehrer doch nicht recht mehr, da theils die neuere Literatur in demselben zu ungenügend

berücksichtigt ist, theils auch die Auswahl bei den einzelnen Schriftstellern einer gewissen Vollständigkeit entbehrt, und ihre verschiedenen Richtungen keineswegs genügend vertreten sind. Ueberdies begreift man nicht recht, warum oft manche höchst langweilige Stücke ausgewählt sind, welche für die Jugend sehr wenig Interesse nur haben können, und in den biographischen Bemerkungen endlich tritt hinter höchst unersprießlichen Personalbemerkungen die Schilderung des Charakters und der Schreibart der Schriftsteller fast ganz zurück. Doch es ist nicht einmal nöthig, diesen Punkt weiter auszuführen, da ja bereits über die französischen Theile der Ideler'schen Sammlung sich Stimmberechtigte genug haben vernehmen lassen, und es sind ja bereits mehrere Chrestomathien und Anthologien erschienen, welche die ältern Sammlungen von Ideler und Nolte mehr oder weniger verdrängt haben.

Herr B. hat nun in seiner poetischen Anthologie mit sehr viel Geschmack und Umsicht gewählt und die Reinheit der Moral und Sprache sowohl, als auch eine gewisse Vollständigkeit und die nöthige Abwechslung auf's Gewissenhafteste berücksichtigt. Auf 506 eng gedruckten Seiten liefert er Stoff von circa 180 englischen und amerikanischen Dichtern, gibt über das Leben und den Werth der einzelnen Schriftsteller kurze Berichte und erläutert zugleich in einzelnen Anmerkungen veraltete Ausdrücke und schwierigere Wendungen. Wir hätten gewünscht, daß der belesene Herr Verf. statt der aus englischen Schriftstellern gezogenen Urtheile, die doch nur ein nothdürftiges Gerippe ausmachen, lieber ein Ganzes über die genetische Entwicklung der englischen Poesie geliefert hätte, wie schon V. Huber in Berlin dieses früher versucht hat. Doch hoffentlich erblicken wir vorliegendes Buch, welches wir recht sehr empfehlen können, bald in einer zweiten Auflage, wobei dann die biographischen Notizen ganz weggefallen sind, und Herr B. hat vielleicht bis dahin Muße gewonnen, um in einem besondern Anhange ein Seitenstück zu dem poetischen Handbuche von Kurz zu geben, dessen Behandlungsweise sich ungetheilten Beifalls erfreut.

Der Druck ist scharf und korrekt und das Papier ziemlich gut.

Hg.

---

1. Französ. Lesebuch nebst Memorirstoff nach der von den Behörden empfohlenen Memorirmethode von Dr. L. Schipper, Gymnasiallehrer in Münster. Theissings 1.

2. **La grammaire en exemples.** Franz. Sprachlehre in Beispielen aus guten franz. Schriftstellern von L. Schmid, Dr. ph. und Lehrer an der Real-Anstalt zu Tübingen. Stuttgart, Neff.

Zweimal ist in den letzten zwanzig Jahren vom Standpunkte des Unterrichts in den alten Sprachen eine Verbesserung der Methode des Unterrichts in den neuern, namentlich in der in den Lectionsplan der Gymnasien aufgenommenen französischen Sprache, ausgegangen. Einmal wurde der früher durch besondere Umstände fast allgemein betretene Weg der mechanischen Einübung des Französischen verlassen und eine gründlich grammatische Behandlung der Sprache von philologisch gebildeten Lehrern eingeführt, bei welcher der Unterrichtsstoff zugleich als Mittel zur formellen Bildung diente. Aber bei weiterer Anwendung dieser Methode stellten sich auch alle Nachtheile einer oft sterilen grammatischen Bildung, der Mangel an Fertigkeit und Umfang im Materiellen der Sprache heraus, der ebenfalls beim lateinischen Sprachunterrichte fühlbar war, und dem abzuhelfen neuerdings durch wirksame Vorschläge, wie auch die bekannte Ruthardt'sche Memorirmethode, Bedacht genommen wurde. Da diese ins Leben getreten, so war zu erwarten, daß eine heilsame Einwirkung auf den französischen Unterricht als zweiter Einfluß des Fortschritts der Methodik beim Unterricht im Lateinischen Statt haben würde, wie dies auch in obigen Schriften wirklich der Fall ist, auf welche auch hier besondere Rücksicht genommen werden kann, wiewohl sie schon 1843 erschienen sind, da die Wichtigkeit desselben für den Unterricht in neuern Sprachen auch für die Gegenwart dieselbe geblieben, nur allgemeinere Verbreitung noch sehr wünschenswerth ist.

Aus dem „Memorir- und Lesebuche von Schipper" ist nun zunächst für jeden Lehrer ein Fingerzeig zu nehmen, wie Theorie und Praxis zu einer sich gegenseitig durchdringenden Einheit zu verbinden sind. Der Verfasser, der sich in der Vorrede gründlich darüber ausspricht, was er unter der Memorirmethode versteht, welche Vortheile sie gewährt, und wie sie behandelt werden soll? liefert einen Versuch, dieselbe auf den Unterricht im Französischen anzuwenden, und gibt in dem, diesem Werke eigenthümlichen, ersten Theile seines Buches eine Sammlung von Sätzen, die sich an die Grammatik anschließen und ihres Gehaltes und ihrer Sprachreinheit wegen dem Gedächtnisse eingeprägt zu werden verdienen.

Es wird sich die Beurtheilung des Buches zuerst also die Frage stellen, ob der Verfasser diese Aufgabe gelöst hat? und dann, ob der andere Theil, der auf Neuheit und bessere Auswahl, als sich in andern Lesebüchern vorfindet, wohl keinen Anspruch macht und auch nicht zu machen braucht, einen so zweckmäßigen und hinreichenden Stoff darbietet, daß er für die bezeichnete Stufe der Schüler ausreicht.

Wenn es nun erstens einem Buche zur Empfehlung gereicht, aus der Schule hervorgegangen zu sein, für die es bestimmt ist, so muß der specielle Werth des vorliegenden dadurch noch erhöht werden, daß es aus einer besondern Schule, und zwar zunächst aus dem Gymnasio, nach seinem gegenwärtigen Standpunkte nur für das gegenwärtige Bedürfniß hervorgegangen ist, wie sowohl Anordnung und Methode, als auch Art und Umfang der Auswahl beweisen. Da keine Anordnung vom Leichtern zum Schwerern Statt findet, indem z. B. die Sätze 1. 7. 8. 10. ihres Inhalts und ihrer Fassung wegen sich nicht für kleine Anfänger eignen, wogegen im Verlauf 98. 110. u. A. zu leicht für weiter fortgeschrittene Schüler sind, so hat der Verfasser bei Abfassung seines Lehrbuches die mittlern Klassen, in welchen vorzugsweise grammatische Einsicht und Sicherheit zu geben ist, im Auge gehabt und das Buch diesen Schulen angewiesen. Und mit Recht! Denn dort ist die Stelle, wo die Memorirübungen in Anschluß an die Grammatik die beste Anwendung finden und nicht genug betrieben werden können. Die unterste Stufe muß, wenn man sich die Aufgabe stellt, die französische Sprache als eine lebende im Schüler aufzubauen, durch ein dem Standpunkte des Alters angemessenes, größtentheils Erzählungen und Kindergespräche enthaltendes Lesebuch aus dem Leben in das Leben führen; und auf der höhern Stufe, auf welcher der Lehrer die Schüler in die Literatur einführen will, müssen sich die stets fortzusetzenden Memorirübungen an die Lection anschließen, was früher weniger passend ist, in den obern Klassen aber leicht dadurch bewerkstelligt werden kann, daß die Kraftstellen und wahrhaft schönen Abschnitte, deren man auch in französischen Dichtern und namentlich der klassischen Zeit viele vorfindet, selbstständig von den Schülern aufgesucht und fest, dem Genius der Sprache gemäß eingeprägt werden. Ist daher auf der untersten und obersten Stufe ein besonderes Memorirbuch kein Bedürfniß, so ist es dagegen in formeller und reeller Beziehung ganz zweckmäßig, wenn dasselbe in mittlern Klassen durch Erklärung und Analyse den Mittelpunkt des ganzen

Unterrichts macht, indem dadurch Gedächtniß, Verstand und Geschmack zugleich mit und an der Sprache geübt, und diese sicher und in ihrer Eigenthümlichkeit eingeprägt wird.

Wenn nun diesen Uebungen zugleich mit der Grammatik und mit Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische die gehörige Zeit und Sorgfalt zugewendet werden, so daß sie Eigenthum des Schülers werden: so kann auch der aus 130 Seiten bestehende Lesestoff für diese Klasse besonders auf Gymnasien ganz ausreichen; und somit wäre auch die zweite Frage zu Gunsten des Buches entschieden. Was den Inhalt der Lesestücke betrifft, so ist die gute, auch die so häufig hintangesetzte gute Auswahl, vom moralischen Standpunkte aus, zu loben; dagegen werden einige Briefe und Conversationsstücke vermißt, welche dazu beitragen, die Einförmigkeit des Styls zu vermeiden. Auch möchte der Verfasser eine Sichtung der Memorirstücke vornehmen, und ihm anzurathen sein, dieselben durch eine Anzahl von Sentenzen, wie sie z. B. die Exercises von Noël und Chapsal unter anderm Mittelgut enthalten, und Phrasen aus dem gewöhnlichen Leben zu vermehren, indem letztere die größten Anomalien darbieten und deshalb als Gesammtäußerungen des fremden Idioms aufzufassen sind. Endlich wird es auch wünschenswerth erscheinen, daß die Namen der Verfasser und des Werks, aus dem die Sätze genommen sind, als Anhaltpunkte des fernern Unterrichts in der Literatur kurz angedeutet werden.

Da diese und andere sich im Einzelnen etwa ergebenden Ausstellungen bei einem Buche, das auf so gesunden Grundsätzen beruht, in einer zweiten Auflage von selbst wegfallen, so ist um so mehr zu wünschen, der Verfasser werde bald zu einer solchen Veranlassung finden, damit ein correctes, keinen wesentlichen Veränderungen mehr unterworfenes Schulbuch dadurch allgemeine Einführung finde. Denn da dieser Versuch, die Memorirmethode auf den französischen Sprachunterricht anzuwenden, gewiß für viele Lehrer als ein eben so erwünschter, wie gelungener aufgenommen wurde, so ist der allgemeinere Gebrauch in den mittlern Klassen zu erwarten, um so mehr, als der Lehrer neben diesem trefflichen Hülfsmittel nur noch einer Grammatik bedarf, die Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische enthält oder auch nur einer Anleitung zum Uebersetzen, weil die nöthigen grammatischen Regeln leicht an die Sätze angeschlossen und durch dieselben eingeprägt und besonders aufgestellt werden können.

Das Schulbuch Nr. 2. ist ebenfalls aus dem Grundsatze hervorgegangen, daß die Erklärung der Regeln und Eigenthümlichkeiten einer Sprache am natürlichsten und sichersten durch Einprägung der Stellen, in welchen sich die Eigenthümlichkeit der Sprache ausspricht, vorgenommen wird; daß man aber, um praktisch zu Werke zu gehen, nicht unvollständige Sätze oder gar fade Redensarten bringen muß, sondern das Beste, was die Sprache aufzuweisen hat. Ganz richtig! Für den Schüler ist aber das Beste gut genug!

Der Verfasser ist diesem in der Vorrede entwickelten Grundsatze in der Ausführung treu geblieben und zwar im Allgemeinen mit sehr gutem Erfolge, wenn auch im Einzelnen unter den 80 Autoren (welche, was sehr zweckmäßig ist, angeführt sind) gewählten Sentenzen Manche vermißt werden und Andre mit gediegnern und passendern Stellen hätten vertauscht werden können. Da einmal so viele Sprachlehren berücksichtigt wurden, so hätte der Verfasser auch auf die gründlichen und zugleich praktischen Grammatiken in deutscher Sprache — ich nenne für Syntax nur die Werke von Simon und Schifflin — Rücksicht nehmen können. Eine table des matières gewährt eine Uebersicht der vom Verfasser getroffenen Anordnung, in welcher in 9 Kapiteln die Wortklassen, ohne Formenlehre und Syntax zu scheiden, und im zehnten die französische Construction behandelt wird. Wenn auch keine wichtige Regel unberücksichtigt bleibt, so wird doch die Formenlehre zu wenig bedacht, denn für die unregelmäßigen Verba, um ein Beispiel zu nehmen, sind die auf 5 Seiten enthaltenen Beispiele nicht ausreichend, die vielen Schwierigkeiten, welche sich der Sicherheit in diesem Punkte grade entgegenstellen, wegzuräumen. Sollen die Verba und zumal die unregelmäßigen tüchtig eingeübt werden, so müssen dieselben in allen möglichen Formen und Verbindungen vorkommen, um aus den Beispielen vollständig aufgestellt werden zu können. Der Lehrer des Französischen kann einen doppelten Gebrauch von diesem Buche machen, einmal indem er daraus Extemporalia dictirt und dieselben genau durchgeht und einprägt, und dann, indem er das Buch den Schülern in die Hand gibt und es völlig die Stelle der Grammatik vertreten läßt, in welchem Falle er noch schriftliche Uebungen aus dem Deutschen ins Französische, nach denselben Grundsätzen und mit demselben Zwecke, hinzuzufügen hätte. Ein Tadel müßte noch über die verhältnißmäßig große Zahl von Druckfehlern — das Buch von 168 Seiten enthält ½ Seiten errata und gibt sie noch lange

nicht alle an — ausgesprochen werden, wenn dieser Umstand in den Händen sprachkundiger Lehrer wirklich von Erheblichkeit wäre. Diesen werden aber die Fehler nicht entgehen und ohne Lehrer kann und soll ein Schulbuch ohnehin nicht gebraucht werden.

Elberfeld.

Dr. Kruse.

Examen et appréciation impartiale de la tragédie de Lucrèce de M. Ponsard par Hermann Sieglerschmidt, ancien précepteur de S. A. R. le Prince George de Prusse. Paris. Tresse.

Der Verfasser vorliegenden Buches, welcher gegenwärtig Rector der höheren Bürgerschule in Wald ist, hat sich während seines mehrjährigen Aufenthalts in Paris mit der dramatischen Literatur Frankreichs ausführlich beschäftigt und hier einen Vorläufer größerer und umfassenderer Arbeiten erscheinen lassen. Zwischen den beiden Extremen der begeisterten Bewunderung und einer parteiischen Verkleinerung Ponsard's hält er die Mitte und betrachtet mit unbefangenem Blicke das wirkliche Verdienst des Dichters. In einem Chap. I. berücksichtigt er die Tragödie mehr im Einzelnen (examen et appréciation des détails), gibt den Inhalt der verschiedenen Acte und Scenen und knüpft daran anziehende Bemerkungen über Grammatik, Präcision des Ausdrucks, richtige Gedankenfolge u. dergl. und sucht seine Behauptungen stets durch ausführliche Beweisführung zu begründen, welche für den Leser nicht ohne Interesse ist, wenngleich man nicht immer mit dem Verfasser übereinstimmen kann. In einem zweiten Kapitel liefert er ein examen et appréciation de l'ensemble, beurtheilt den eigentlichen Werth des Stückes und die Stelle, welche ihm in der dramatischen Literatur Frankreichs zukomme.

Mit großem Geschicke behandelt er hier die sehr wichtige Frage, ob eigentlich Lucrèce oder die Befreiung Roms das Süjet des Stückes sei, und kann zuletzt nicht umhin, zuzugeben, daß, wie man sich auch hierüber entscheiden möge, die Theilnahme eine getheilte und deshalb geschwächte sei. Das Unhistorische in dem Character der Tullia wird vom Standpunkte der dramatischen Kunst gerechtfertigt und nach einer strengen Kritik über die anderen Personen spricht Herr Sieglerschmidt einen wohlbegründeten Tadel über vielfache Mängel in der Diction aus und erinnert an V. Hugo's Ausspruch: Un écrivain qui a quelque souci de la postérité, cherchera sans cesse à purifier sa diction, sans

effacer toutefois le caractère particulier par lequel son expression révèle l'individualité de son esprit. Der romantische Versbau wird gelobt, aber, wenngleich Ponsard seine Zeitgenossen in ihren Fehlern nicht nachahmte, kann Herr Sieglerschmidt doch dem Dichter die Palme nicht zuerkennen, ein eigentliches Meisterwerk geschaffen zu haben; er gibt zu „qu'il a dignement rempli sa haute mission," es bleibe ihm aber noch Manches zu thun übrig: „à se mieux pénétrer de la grandeur de sa vocation, à donner plus de soin à la forme, enfin à mieux approfondir les hommes et les choses."

Der Styl der Abhandlung, wie auch Druck und Papier sind vortrefflich und ächt französisch.

3.



Programmenschau.

Das Siegerländer Sprachidiom. Ein Beitrag zur Kenntniß der deutschen Mundarten von Hermann Schütz. Siegen 1845. 28 S. 4. (Abhandlung zum Programme der höhern Bürger- und Realschule.)

Diese Abhandlung kündigt sich als Vorläufer eines umfassendes Werkes an. So sehnlichst nun auch im Interesse der deutschen Sprachforschung zu wünschen ist, daß dies nicht lange ausbleibe, so ist es doch schon Pflicht auf die vorliegende Arbeit aufmerksam zu machen. Bei dem neu erwachten Studium deutscher Mundarten sind bisher hauptsächlich die reinen ober- und niederdeutschen Dialekte genauer und in besondern Schriften gewürdigt, diejenigen dagegen, welche aus einer Vermischung beider entstanden sind, die Dialekte der sogenannten Messingsprache, der Schwierigkeit des Gegenstandes wegen mehr übersehen. Ein zweiter Mangel ist, daß die bisherigen Arbeiten größtentheils nur eine Sammlung der Idiotismen enthalten, dagegen die Abweichungen der Lautverhältnisse unberücksichtigt lassen. In beiden Rücksichten verdient die vorliegende Arbeit besondere Beachtung; in letzterer Beziehung ist von der Becker-schen Lauttheorie Anwendung gemacht.

Der Verfasser war überdem zu seiner Arbeit recht berufen, da er hier den Dialekt seiner Heimath darzustellen hatte. In der Ansicht, welche Herr Viehoff früher geäußert, daß es eine würdige Aufgabe der Seminarlehrer sei, durch ihre Schüler sich mit der Sprache der Heimath derselben bekannt zu machen, liegt der wahre Satz ausgesprochen, daß eigentlich der Dialekt nur von dem, der ihn von Kindheit an gesprochen, richtig aufgefaßt werden könne; die vielfachen Nüancirungen wird der Fremdgeborne auch durch jahrelange Bekanntschaft schwerlich genau kennen lernen. Einen besonders empfehlenswerthen Weg hat daher der Verfasser eingeschlagen, indem er sein Programm den Landschullehrern des Kreises übergeben und sie aufgefordert hat, Nachträge dazu aus täglicher Erfahrung zusammenzustellen. Auf diese Weise ist zu erwarten, daß wir ein gründliches und umfassendes Werk über das Siegerländer Idiom erhalten, und es ist zu wünschen, daß man in andern Gegenden Deutschlands ähnlich verfahre.

Nach einer Einleitung über Werth und literarische Cultur der Dialekte wendet sich der Verfasser zu seiner besonderen Aufgabe. Er bestimmt die Grenzen des Siegerländer Idioms gegen die westfälische und oberdeutsche Mundart, und charakterisirt zuerst die Eigenthümlichkeiten der Vokale, ausgehend von

dem u, welches bald wie das hochdeutsche u lautet, bald dem o, dem oa, ou, ao entspricht. Für jede Lautveränderung werden zahlreiche Beispiele gegeben. In ähnlicher Weise werden dann die Umlaute besprochen, ü (das in Siegen häufig dem ee entspricht z. B. Gemees statt Gemüse, Kester statt Küster, Metsche statt Mütze), ö, ä, und die Diphthonge. (Au entspricht wie im Westfälischen dem u z. B. Bur statt Bauer, aber auch dem o z. B. grô statt grau, aber äu lautet wie ai, i z. B. Hieser statt Häuser). Hierauf folgen die Consonanten. Die Lippenlaute gehen auch im Siegenschen, wie sonst, häufig in einander über. Wunderlich ist, daß bei Ortsnamen bach sich in mich oder be verwandelt z. B. Hilchemich statt Hilchenbach, Firschbe statt Feuersbach. Pf wird als Anlaut nicht gesprochen, sondern dafür gebraucht man p, wie im Niederdeutschen, behält dagegen das einzelne f bei, wofür der Niederdeutsche auch p setzt z. B. lautet Pfeife Piffe (niederd. Piepe), Pfeffer Peffer (niederd. Pieper), Pfaffe Paffe (niederd. Pape). Der Spirant h lautet vor p und t stets ein Anlaut wie sch, also ganz oberdeutsch und wie wir im Hochdeutschen zu sprechen haben: Schtein, Schprechen, Schpitz. S steht statt der Liquide r in frieren, verlieren (friese, verliese, engl. lose, aber auch im Niederdeutschen frêsen, he früst, verlesen, he verlüst). S und t wechseln im Siegenschen nicht mehr so häufig wie im Niederdeutschen, doch sagt man wat und et. Besonders beliebt ist eigenthümlicher Weise die Liquide r, besonders statt d (so Märercher statt Mädchen, blôre statt bluten, Vârer statt Vater, berreln statt betteln; das Niederdeutsche läßt bekanntlich meist die Zungenlaute in diesen Beispielen aus: Vâr, Môr, Kieen = Ketten, Bräer = Bretter), und der Verfasser folgert daraus richtig, daß r nicht etwa vorzugsweise der Kehle, sondern der Zunge angehöre, was Becker in der Wortbildung nur wegen des häufigen Wechsels mit s annahm.

Unorganische Veränderungen, Contraction und Abschleifung, finden sich auch im Siegerländer Idiom. Statt Erdbeere sagt man Erber, statt Himbeere Hember, statt Waldbeere Wolver (in der Grafschaft Ravensberg Beberkens, hochd. Bickbeeren), Arvel statt ein Armvoll, und der Verfasser rechnet dahin Doffel, Duffel statt Erdapfel, was man vielleicht richtiger aus der aus Erdapfel verdorbenen Form erklärt, da im Niederdeutschen beide Formen Tuffel und Erdappel neben einander existiren, auch Katuffel vorkommt. Die Zusammensetzung findet sich besonders bei Eigennamen und macht diese fast unverständlich, wie Sanner statt Alexander, Delmes statt Tillmann, Rikes statt Heinrich, eine Erscheinung, welche sich bekanntlich vorzugsweise in der Messingsprache z. B. am Niederrhein noch auffallender als im Siegerlande, findet, bei weitem nicht so häufig im Niederdeutschen, (Ammerije statt Anna Maria, Hermhinnerk statt Hermann Heinrich). Auch Fremdwörter kommen im Siegenschen in wunderlicher Form vor z. B. Basseledang, Zeitvertreib, aus passer le temps, Crammesché aus grandmerci, Rittekil, Strickbeutel, aus reticule, stôwe, schmoren, (auch sonst gebräuchlich) aus étuver. Bei der Ableitung kommt die Nachsilbe che häufig vor, so wie die eigenthümliche Endsilbe ches bei Kinderspielen z. B. Kriegelches, Verstechelches, ferner die Nachsilbe ich in Dommerich (dumm), Alwerich (albern) u. s. w., ing statt ung z. B. Rechning; die Iterativform eln (duckeln, suckeln von saugen, ruckeln von rucken, leikeln von läugnen, auch das Factitiv dänzeln). Was die Flexion betrifft, so bilden die Substantiva auf chen den Plural auf cher

z. B. de Maerercher (Mädchen), Kinnercher. Unter den vom Verfasser angeführten Formwörtern zur Bezeichnung der Intensitätsverhältnisse kommen mehrere auch im Niederdeutschen vor, barbarisch, unvernünftig (gewöhnlich unwise = unweise z. B. en unwise klôken Kärel, ein außerordentlich kluger Mann), quetschenass; andere wie ewwerenzing = vollkommen (überrinnen!), mèhrig = sehr, scheinen eigenthümlich zu sein.

Nach einigen Bemerkungen über syntaktische Eigenheiten gibt der Verfasser zwei Verzeichnisse von Idiotismen, das eine von solchen Wörtern, die schon Schmidt in sein Westerwälder Idiotikon aufgenommen hat, das andere von solchen, welche theils gar nicht, theils in anderer Bedeutung dort vorkommen. Viele kommen natürlich auch sonst vor; ich will für das Niederdeutsche nur nennen: allert (flink), bagetelle (Kleinigkeit), henaût (beengt), Buddel, destig u. s. w.; kreegel heißt auch im Niederdeutschen, was der Verfasser zu bezweifeln scheint, munter. — Die Idiotismensammlung ist nicht vollendet. Der Verfasser verspricht zunächst die Fortsetzung derselben, so wie der syntaktischen Bemerkungen und auch ganze Stücke als Proben, außerdem ausführlichere Untersuchungen über die Lautnüancen der Vokale u. s. w. Wir sprechen nochmals den Wunsch aus, daß dieselben nicht lange ausbleiben mögen. —

Herford.

Hölscher.

Ueber die Behandlung der deutschen Sprache und Literaturgeschichte auf Gymnasien, von Dr. Lübben. Programmschrift des Gymnasiums zu Oldenburg, 1845.

Der Verfasser bringt erstens darauf, daß die deutsche Sprache zur Grundlage des gesammten grammatischen Unterrichts gemacht werde. Der Schüler besitze hier das Material, mit dem operirt werden soll, es werde ihm leicht, sich in dasselbe hineinzufinden, der Unterricht brauche dann nicht blos an der Oberfläche hinzustreifen, sondern könne zugleich mit der Breite in die Tiefe gehen, wissenschaftlicher und darum gedeihlicher werden. Das für die Muttersprache zu Grunde gelegte System der Grammatik müsse aber auch für die andern Sprachen angenommen werden. Ein grammatisches System müsse den gesammten Unterricht beherrschen, dessen erste Umrisse in der untersten Klasse gegeben werden, und das, durch die andern Klassen hindurch sich erweiternd und vervollständigend, in der obersten sich abschließe und vollende. Indeß vindicirt der Verfasser der deutschen Grammatik nicht blos nach ihrer philosophischen Seite hin diese Stellung auf den Gymnasien; er möchte auch der historischen Grammatik ein bescheidenes Plätzchen erobern helfen, und zwar besonders aus dem Grunde, weil ohne einige Kenntniß der altdeutschen Sprache die Literaturgeschichte bis zur Reformation nichts Anderes, als Bibliographie und Biographie der Dichter sein könne, oder, wenn man sie von einem höhern Standpunkt lehrt, in ihrer genetischen Entwickelung dargestellt, nothwendig abstracter werden müsse, indem sie concreter Fülle und lebendiger Anschauung entbehre. Auch verspricht er sich von dem Studium der wort- und formenreichen, schwungkräftigen, volltönigen und gelenkigen altdeutschen Sprache einen vortheilhaften Einfluß auf unsere neuhochdeutsche Sprache. Eine Beschränkung auf das Mittelhochdeutsche hält er für unthunlich, weil ein gründliches Verständniß desselben nur durch die Kenntniß des Althochdeutschen möglich wird.

Was dann weiter die Frage nach dem Werthe unsrer alten Nationallite- ratur betrifft, so gibt der Verfasser zu, daß sie mit der griechischen keinen Vergleich aushält, „daß gegen die plastische Festigkeit der hellenischen Poesie, gegen ihre Harmonie des Innern und des Aeußern, des Gedankens und der Darstellung, die deutsche Poesie romantische Zerflossenheit zeigt und eine Ohn- macht, bei der vollendetsten Technik im Einzelnen die Idee in ihre formelle Erscheinung aufgehen zu lassen." Aber „der romantische Duft, der über unsrer alten Poesie sich ausbreitet, ihre Innigkeit, ihre gemüthliche Tiefe, ihr Anschmiegen an das Gefühl, die liebliche Zartheit, die manchmal mit über- raschender Kraft wechselt, wird den Leser freilich nicht zur flammenden Be- geisterung fortreißen, wohl aber mit einem stillen, innigen Behagen erfüllen, ihm hohe Achtung abnöthigen und ihn zur dankbaren Anerkennung zwingen, daß es sich der Mühe lohnte, diese Schätze unserer Poesie, die ein undankbares Geschlecht in Bibliotheken und Archiven vermodern ließ, wieder ans Tageslicht zu ziehen und verständlich zu machen."

Das sind die leitenden Hauptgedanken dieser Programmschrift, die ein paar wichtige Streitfragen aus dem Gebiete des deutschen Unterrichts in klarer und bündiger, nur hier und da von der Farbe der neuen Philosophie tingirten Darstellung behandelt, ohne indeß wesentliche neue Momente zur endlichen Erledigung jener Fragen beigebracht zu haben.

Z.

Ueber Schiller's Maria Stuart. Programmschrift von Bernhard, Lehrer an der Löbnicht'schen höhern Stadtschule. Königsberg. 1845.

Diese Programmschrift ist eigentlich eine ausführliche Kritik einer Abhand- lung von Brandt, Lehrer an der Realschule zu Nordhausen (vom Jahr 1843), worin dieser die Frage erörtert, wie man ein dramatisches Werk un- serer Nationalliteratur vor den Schülern der ersten Klasse einer Realschule zu behandeln habe, und die Methode seiner Behandlung an Schiller's Maria Stuart veranschaulicht. Herrn Bernhard's Kritik ist nun nicht sowohl gegen diese Methode selbst, als vielmehr gegen die Anwendung derselben auf das ge- nannte Drama gerichtet. Zuerst erklärt er sich gegen die Art, wie Herr Brandt die Idee des Stücks zu ermitteln sucht. Dieser will sie, allerdings seltsam genug, aus der historischen Entwicklung des Lebens der schottischen Königin gewinnen; als ob nicht der Tragiker und Historiker jeder sein be- sonderes Gebiet, jeder seine eigenen Rechte hätten. Auch in Betreff der dra- matischen Entfaltung, so wie der Charaktere polemisirt Herr Bernhard vielfach gegen die Programmschrift von Nordhausen, und wie mir scheint, fast überall mit siegenden Gründen. Mit Hoffmeister's vortrefflicher Abhandlung über Maria Stuart findet sich Herr Bernhard fast durchgehends im Einklange, mit Ausnahme weniger Einzelnheiten, bei denen er wohl gegen Hoffmeister Recht haben möchte. Die Empfindung, wodurch Mortimer zur Apostasie geleitet wird, bezeichnet Hoffmeister treffend als „Ueberdruß an dem dürren, kalten Glauben und Gottesdienst der heimischen Kirche." Dem pflichtet Bernhard bei; nur will es ihm (und uns desgleichen) nicht recht einleuchten, daß der Dichter sich bei seiner Verherrlichung des katholischen Kultus eigentlich den „antik-heidnischen Gottesdienst," wie Hoffmeister meint, vergegenwärtigt habe.

In dem Charakter Burleigh's vermißt Hoffmeister die gehörige Haltung und innere Begründung: kleinliche Leidenschaft, ein nirgends motivirter Haß gegen Maria blicke überall durch, und so werde er dem Leser unerklärlich und widerlich. Dagegen bemerkt nun Herr Bernhard: „Wie aber, wenn dieser Haß nicht direct der Maria gilt, wenn er vielmehr gegen Leicester gerichtet ist, dessen zweideutiges und eigennütziges Verfahren Jener durchschaut, dessen persönliche Theilnahme für Maria er argwöhnt, dessen heuchlerisches Verhalten gegen Elisabeth ihm daher höchst zuwider ist? Freilich hat er keine persönlichen Gründe, Maria zu hassen, aber sein Interesse geht in dem seiner Königin vollends auf; und insofern jene dieser sorgenvolle Tage bereitet, ihre Staatsmänner vom ungetheilten Interesse für dieselbe ablenkt, und so dem Gedeihen des Staates hinderlich ist, haßt er sie allerdings, und, wie gesagt, um Leicester zumal, durch den er, trotz dessen ihm so verdächtiger Gesinnung, sich selbst in der Gunst bei seiner treu und rücksichtslos geliebten Monarchin den Weg vertreten sehen muß. Dazu rechne man die an sich ganz passende stolze Sprache, welche Maria im Kerker ihm gegenüber, der doch als ihr Richter und als Abgeordneter seiner Königin erscheint, zu führen keinen Anstand nimmt, und in der sie, die Gefangene, Gerichtete, ihn wie einen bloßen obersten Bedienten ihrer Gegnerin behandelt."

Wir nehmen bei der Anzeige dieser Programmschrift, die als ein schätzbarer Beitrag zur Charakteristik und Kritik der Schiller'schen Maria Stuart betrachtet werden muß, Veranlassung, den Wunsch auszusprechen, daß häufiger, als bisher geschehen, die größern und kleinern Dichtungen unserer Nationalliteratur, die man in Schulen zu lesen pflegt, zum Gegenstand kritischer und erläuternder Programmabhandlungen gemacht würden. Es ist auf diesem Gebiete noch so viel zu thun, daß die Philologen ihre Kräfte wenigstens mehr nach der Billigkeit theilen und nicht so vorherrschend dem schon längst reich angebauten Felde der alten Philologie zuwenden sollten.

X.

Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker von Dr. Kuhn, Progr. des Realgymnasiums in Berlin. (18 Seiten.) 1845.

Diese Abhandlung, welche aus der Sprache den Beweis liefert, daß die Ahnen der indogermanischen Völker bereits ein seßhaftes Volk waren, kündigt sich als Vorläufer eines größeren Werkes an, dessen Erscheinen eine fühlbare Lücke ausfüllen wird. Der Verfasser erinnert in der Einleitung daran, daß drei der bedeutendsten Völker des großen gewöhnlich indogermanisch genannten Volksstammes das Bewußtsein über ihren Ursprung verloren hätten und jedes sich diesen auf besondere Weise erkläre. Ein sicheres Mittel, welches über den Ursprung Auskunft geben könne, sei die Sprache. Eine konsequente Beobachtung derselben habe gelehrt, daß Deutsche, Celten, Römer, Griechen und andere Völker durch eine gemeinsame Abkunft zusammen gehören, daß in der Sprache die gemeinsame Mutter am deutlichsten zu erkennen und in Asien auch aus mehrern andern Gründen das Stammland zu suchen sei. Es war natürlich, daß man dabei nicht stehen blieb, und Eichhof versuchte es in seiner Paralèle des langues de l'Europe et de l'Inde. (Paris, 1836.) einige Grundzüge über den Zustand des Urvolkes in seiner Vereinigung aufzustellen. Die

Leistungen Eichhof's charakterisirt der Verfasser sehr treffend, indem er sagt: „Er steht einerseits noch zu sehr auf dem Punkte der Sprachvergleichung, wo die äußere Gleichheit des Verglichenen der Maaßstab für die ursprüngliche Identität ist, andrerseits geht er durch unkritische Anwendung der von der vergleichenden Grammatik aufgestellten Lautgesetze viel zu weit und wirft daher oft das Allerungehörigste zusammen." Herr Dr. Kuhn bemüht sich nun (auf Bopp und Pott sich stützend) durch einfache Zusammenstellung der deutschen, lateinischen, griechischen und indischen Ausdrücke jenen oben erwähnten Versuch zu erweitern und zu berichtigen.

Er beginnt in seinen etymologischen Andeutungen mit der Familie, aus deren Keime er sich den Staat entwickeln läßt, belegt seine Behauptung durch die fast vollständige Uebereinstimmung der Ausdrücke, bis er zuletzt zur Seßhaftigkeit der alten Völker anlangt. Das religiöse Gebiet ist in vorliegender Abhandlung noch nicht berührt, und der Herr Verfasser gibt das Versprechen, daß er bald an einem anderen Orte das entworfene Gemälde durch das geistige Element ergänzen werde. Wir sehen dem Erscheinen dieser Fortsetzung mit Freude entgegen und werden die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen dann auf die einzelnen Punkte näher einzugehen, als dies eben hier geschehen konnte.

Hs.

Versuch einer neuen Gestaltung der Vermessung der germanischen Sprachen. Von C. Risler. Crefeld 1845. Funckesche Buchh.

Unter den vielen Schriften, die in jüngster Zeit über deutsche Metrik erschienen sind, nimmt die vorstehende sowohl wegen der Eigenthümlichkeit der Behandlung, als wegen des Grundsatzes, welcher dem ganzen System zu Grunde liegt, eine so bedeutende Stellung ein, daß sie zugleich mit andern, die von entgegengesetzten Principien ausgehen, eine sorgfältige Würdigung finden wird. Wir wollen nur vorläufig auf den Inhalt derselben aufmerksam machen und bemerken, daß diese Ansichten sich der Hauptsache nach in der Poetik von Otto Lange, Berlin 1844, wiederfinden, ohne dem Verf. vorher bekannt gewesen zu sein; daß er sie vielmehr aus langjähriger Erfahrung und Beschäftigung mit der deutschen Literatur gewonnen hat. Es handelt sich nämlich darum, die Versfüße an den Wortfuß anzuschließen und darnach den Vers in Versglieder einzutheilen. Dem Verf. schien die Zerscheidung der Worte durch den Versfuß ungeeignet und er war darauf bedacht, ein Verfahren zu finden, durch welches dies vermieden und die metrische Behandlung den Sprachformen der Prosa mehr angepaßt werden kann. Vorstehende Abhandlung liefert nun einen interessanten, für jeden Sprachforscher beachtenswerthen Versuch, die Theorie der Metrik zu vereinfachen und naturgemäßer aufzustellen.

Kr.

Probe einer Uebersetzung des Wolfram'schen Parzival, nebst Anmerkungen, vom Oberlehrer Rührmund. Programmschrift des Gymnasiums zu Potsdam. 1845.

Eine Arbeit, die nicht bloß durch die mitgetheilten Uebersetzungsproben, sondern auch durch werthvolle Zugaben auf eine mehr als gewöhnliche Theilnahme Anspruch machen darf. Vorangeschickt ist zunächst eine Ab-

handlung über das Versmaß und den Reim, so wie über die Darstellungsweise des Dichters und über den Inhalt des Parzival. Unter dem, was hier über den Reim überhaupt gesagt ist, verdient das die gleichen Reime betreffende für Theorie und Praxis zu besonderer Beachtung empfohlen zu werden. Als Resultat seiner Untersuchung gewinnt der Verfasser den Lehrsatz: „Reime von ganz gleichlautenden Sylben sind erlaubt, wenn die Reimsylben in der einen oder in beiden Zeilen noch nicht den vollständigen Begriff (das ganze Wort, die ganze Redensart) enthalten und in den übrigen Sylben oder Wörtern die Ergänzung zu etwas der entsprechenden Reimzeile entweder Verwandtem oder Entgegengesetztem ausgesprochen ist." Als eine vorzüglich wichtige Zugabe ist die Erläuterung des so schwierigen Eingangs zum Parzival zu betrachten. Je weniger es den übrigens sehr verdienstvollen Abhandlungen von Lachmann und Kläden gelungen ist, alles Dunkle in dieser Einleitung aufzuhellen, um so mehr Beachtung verdient diese neue scharfsinnige und umsichtige Analyse derselben, die nur noch geringen Zweifeln und Bedenken Raum zu lassen scheint. Daran reiht sich dann eine an die deutsche Jugend gerichtete warme Empfehlung der Lektüre des Parzival; und sodann folgen zwei Abschnitte desselben als Uebersetzungsproben, wovon der erstere, von komisch-epischem Charakter, Parzivals Jugendgeschichte enthält, der andere aber, mehr lyrischer Art, von der übermüthigsten Satyre bis zur schmerzlichsten Melancholie hinabsteigt. Sollen wir unser Urtheil über die Uebersetzung kurz abgeben, so müssen wir sagen: sie hat vor der San Marte'schen entschieden den Vorzug größerer Treue und Richtigkeit, und übertrifft die Simrock'sche gleichfalls durch strengere Anschließung an den Urtext und zugleich durch eine dem modernen Leser weit mehr zusagende, strengere rhythmische Form; nur dürfte der Uebersetzung ein leichterer Fluß der Sprache und mehr Durchsichtigkeit und Klarheit zu wünschen sein, müßten diese selbst auf Kosten der Treue gewonnen werden. Der Verfasser hat sich, wie uns scheint, durch das Bestreben, Zeile für Zeile zu übersetzen und die allerdings häufig charakteristischen und malerischen Reimklänge des Originals möglichst beizubehalten, allzusehr binden lassen. Sonst besitzt er sicher eine hinreichende Herrschaft über die Sprache, um uns eine durchaus leichte und gefällige Uebertragung der herrlichen Dichtung liefern zu können. — Zum Schlusse sind noch Anmerkungen zum genauern Verständniß des Urtextes der beiden übersetzten Bruchstücke beigefügt, die von einem gründlichen Studium der mittelhochdeutschen Dichter zeugen.

X.

Alphabetisches Verzeichniß mehrerer in der Oberlausitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten, von Dr. K. G. **Anton**. Programmschrift. Görlitz, 1845.

Unter den Verfassern von Programm-Abhandlungen ist unstreitig Herr Rektor Anton der fleißigste Idiotismensammler. Seit dem Jahre 1824 hat er in nicht weniger als sechszehn Programmen mundartische Ausdrücke und Wendungen aus der Oberlausitz veröffentlicht, die großentheils diesem Sprachgebiet eigenthümlich sind. Schon zweimal glaubte er sein Verzeichniß zu Ende gebracht zu haben, und hat jedesmal wieder Stoff zu einer reichen, interessanten Nachlese gefunden. Sehr beifallswürdig ist es, daß er den Ge-

brauch der einzelnen Ausdrücke durch hinzugefügte Beispiele und Wendungen näher nachweist. Häufig sind auch etymologische Erörterungen angeknüpft und Hypothesen über Ursprung und Entstehungsweise einzelner Wendungen aufgestellt. Mitunter findet sich wohl in dem Verzeichniß eine Redensart oder ein Wort, das ziemlich allgemein in Deutschland üblich ist und daher nicht in ein Idiotikon gehörte; indeß läßt man sich hier lieber etwas zu viel als zu wenig gefallen. Zu wünschen wäre, daß nun Herr Anton seine Aufmerksamkeit auch den vokalischen und konsonantischen Lauteigenthümlichkeiten und den syntaktischen Unterschieden des Oberlausitzer Dialektes zuwändte und uns darüber in der Weise Mittheilungen machte, wie H. Schütz sie in dem Programm der Siegener Realschule 1845 über das Siegerländer Sprachidiom gegeben hat.

X.

Gedanken über den Charakter der germanischen Welt im Vergleich zur romanischen, nebst einem geschichtlichen Ueberblick bis 1740, von Dr. Moser. Programmabhandlung. Sorau, 1845.

Der Verfasser hat schon gleich in den ersten Zeilen den Schlüssel des ganzen Verhältnisses der germanischen Welt zur romanischen in der Nachricht des Tacitus gefunden, daß zu seiner Zeit ganz Deutschland mit Waldung bedeckt war, in welcher die großen starken Menschen in vereinzelten Hütten lebten. Er bezeichnet jenes Verhältniß als Subjektivität und Objektivität oder als Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, und versucht dann dasselbe im Privat- und Staatsleben, Religion, Kunst, Wissenschaft, Sprache und Literatur nachzuweisen. Referent gesteht, daß ihm diese Abhandlung oft gar zu transcendental zu verfahren und häufig den sichern Boden der Geschichte unter den Füßen zu verlieren scheint.

X.

Bemerkungen über den deutschen Unterricht. Programmschrift vom Oberlehrer Dr. Otto. Königsberg, 1845.

Die Abhandlung hat im Ganzen eine vermittelnde Tendenz. Nachdem die beiden Extreme, in welche die gegenwärtigen Ansichten über die Methode des deutschen Unterrichts auseinandergehen, dargelegt worden, sucht der Verfasser das Gute und Wahre aus beiden auszusondern und zu einem Dritten zu verbinden, das sich von den jenen zwei äußersten Richtungen anhaftenden Uebelständen und Gefahren frei halte. Dabei zeigt sich indessen, daß er den Männern, welche das Prinzip der Auctorität festhalten, namentlich Günthern, näher steht, als denen, die mittelst des deutschen Unterrichts dem Schüler frühe zu einer freien geistigen Bewegung verhelfen wollen. Andrerseits läßt er aber auch Hiecke's Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren. Am ausführlichsten verbreitet sich die Abhandlung über die Auswahl und Behandlung der Themata zu deutschen Aufgaben, bei welcher Gelegenheit, gegen Günther, mit guten Gründen nachgewiesen wird, daß die schriftlichen Nach- und Umbildungen keinen vollen Ersatz für die freien Arbeiten bieten können. Auf eine Kritik des Einzelnen kann hier nicht eingegangen werden, da eine solche leicht zum Umfange der angezeigten Abhandlung anschwellen würde. Im Allgemeinen

aber wird Niemand dem Verfasser das Zeugniß versagen können, daß er den Gegenstand reiflich durchdacht, würdig und ernst behandelt und ein Votum über den deutschen Unterricht abgegeben hat, das der Aufmerksamkeit der Lehrer des Deutschen an Gymnasien und Realschulen wohl empfohlen zu werden verdient.

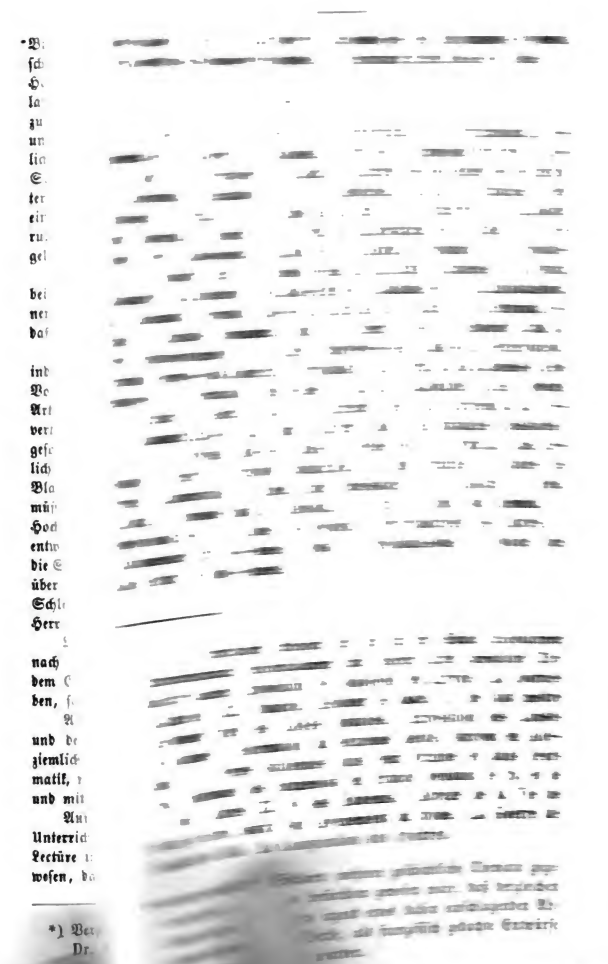
X.

La langue française considérée comme partie d'enseignement de nos collèges. Traité par Erneste Höchsten. (Gym. Coblenz 1845.)

Die vorliegende Schrift bespricht die Behandlung des Unterrichts der französischen Sprache auf Gymnasien, und der Herr Verfasser betrachtet 1) die Methode und 2) den Stoff, welcher in jeder einzelnen Klasse zu behandeln sei. Ganz abgesehen daß strenge Kritiker gegen einzelne Ausdrücke Manches möchten einzuwenden haben, können wir es überhaupt nicht billigen, daß der Herr Verfasser nach dem Vorgange von Becker in Düsseldorf (jetzt Bedburg) und Gillhausen in Aachen eine Abhandlung über Methodik, welche doch für Deutsche bestimmt ist, in französischer Sprache geschrieben. In Verfolg der Abhandlung, welche sehr viele schöne Stellen enthält, macht man zwar eine Entdeckung, welche den Verfasser in etwa entschuldigen kann. Man kommt nämlich wegen der vielen längeren grammatischen Expositionen zu der Ueberzeugung *), daß Herr H. besonders seine Schüler als Leser berücksichtigte; an andern Stellen und in der eigentlichen Tendenz des Ganzen tritt diese Berücksichtigung vollständig zurück, und wir können deshalb nicht umhin die Ansicht auszusprechen, daß Herr H. bei einem etwas mehr durchgreifenden Principe der Behandlung sich die Sache weit leichter gemacht hätte und zugleich in seiner ganzen Darstellung weit consequenter gewesen wäre. Dessen ungeachtet können wir die Abhandlung nur rühmen und empfehlen, da der Herr Verfasser seiner Theorie zufolge ein tüchtiger Lehrer sein muß und mit Freimüthigkeit die Mängel der höheren Bestimmungen für den franz. Unterricht bespricht. Es fehlt uns hier an Raum, ganz ausführlich auf den Inhalt des Progr. näher einzugehen, wie dasselbe wohl verdiente; wir werden deshalb für jetzt nur einige aphoristische Bemerkungen daran knüpfen. Nach der Ansicht des Verfassers ist die Methode des Unterrichts in den neuern Sprachen auf der Realschule ganz verschieden von der Weise, wie sie auf dem Gymnasio behandelt werden. Allerdings wird der Unterricht auf der Realschule ein anderer sein müssen, aber nicht deshalb, weil (wie der Verfasser implicite andeutet) die Realschule nur materielle Zwecke suchte (die ja auch ohne zugleich formell genutzt zu haben, fast undenkbar sind), sondern nur insofern, als sich eine Verschiedenheit in dem Subjekte und dessen Standpunkte der Bildung nachweisen läßt. Ein anderer Unterschied wird nicht stattfinden, denn auch bei der gut eingerichteten Realschule geht das Bestreben keinesweges dahin, die Schüler abzurichten oder auch nur für einen besonderen Stand vorzubereiten; die Realschule erstrebt die

---

*) Der Verfasser sagt auch am Schluß: Puissent les remarques que --- être utiles à nos élèves.



h) Zu Disputirübungen *). Les Connaissances sont le meilleur Trésor. La Prospérité de l'Etat se fonde sur la Moralité de ses Lois. Ce que les Proverbes énoncent, est vrai. Les Exemples conduisent plus efficacement à la Vertu que les Préceptes. Notre Intérieur nous dit toujours la Vérité. Qui est notre Ennemi? La Tranquillité de l'Ame est l'Effet d'une bonne Conscience. Notre Félicité éternelle se fonde sur la Foi chrétienne. Si l'Esprit humain a besoin d'une Révélation surnaturelle? Est-il difficile d'être Vainqueur sans abuser de sa Victoire? Les Exemples ne prouvent rien. Vivre sans désir, c'est d'être mort. Nos Principes ne sont que le Résultat de nos Expériences. Y a-t-il encore une autre Vie après celle-ci? Tous les grands Faits sont les Effets de quelque Passion. Le plus grand Fléau du Riche est l'Ennui. Le Fils qui est brouillé avec sa Mère a toujours tort. S'il est vrai que toute Vérité ne soit pas bonne à dire? Le beau Temps de chaque Peuple est celui de son Ignorance. Tout Citoyen oisif est un Fripon. Point de Vertu sans Combat. L'Imprimerie a produit plus de mal que de bien. La Réformation de l'Eglise, fut-elle une Révolution? On jouit moins de ce qu'on a obtenu que de ce qu'on espère. Ce qui rend la Mort un grand Mal pour l'Homme. La Mort est le Commencement de la Vie. Les Guerres de Religion, auraient-elles pu être évitées? L'Histoire ancienne nous présente plus de grands Caractères que la moderne. La Volonté équivaut à l'Action. La Terre tourne autour du Soleil. Quand on ne va pas chercher l'Occasion, elle ne se présente pas. On ne peut deviner les Sentiments d'autrui si ce n'est que par ses Actions. Celui qui désire le moins, est le plus riche. Il n'y a rien de si caché qui ne perce au jour. Lequel est le plus malheureux, le Sourd-Muet ou l'Aveugle? Les Jeunes Gens aiment l'Histoire plus que la Géographie. L'Ingratitude est l'Effet de la Bienfaisance. La Vie n'est pas le plus précieux des Biens terrestres. Qui aime les Dangers, n'aime pas sa Vie. Le Corps doit faire tout ce que l'Esprit veut. Pour parler beaucoup, il faut penser beaucoup. Définition de „Grandeur de la Nature." Une chose peut être grande, sans durer long-temps. Quel homme agit raisonnablement? La Guerre suspend toutes les Lois. Les Arts et les Métiers ne sont pas les Produits de la Civilisation, mais de la Nécessité. Les Voyages cultivent l'Esprit et le Coeur plus que la Lecture de bons Livres. Qui ment, se trompe lui-même. Il est plus difficile, de se reconnaître soi-même que les Autres. Les Troubles de l'Esprit trahissent une mauvaise Conscience.

d) Freie Vorträge wurden meist nur über Theaterstücke gehalten, welche die Schüler für sich gelesen haben mußten; oder sie bestanden in Relationen

---

*) Das Thema stellte, wie für die Correcturarbeiten, so auch für diese Uebungen der Lehrer; ein jedesmal dazu ernannter Schüler lieferte über das Thema eine Disposition, die sich alle übrigen Schüler abschreiben mußten. Bei der einige Tage darauf gehaltenen Disputation mußte jeder Schüler zu irgend einem Angriffe auf die gemachten Propositionen v[orbereitet] bereitet sein.

Bildung ihrer Zöglinge und sie nimmt auf keinen einzelnen Gewerbzweig ausschließliche Rücksicht, sie will weder Comtoiristen bilden, noch Künstler und Handwerker — sie will **Menschen** bilden, welche, wenn sie die Schule verlassen, wohl befähigt sind, jeden Zweig der menschlichen Betriebsamkeit leicht zu erfassen und ihn von dem Standpunkte geistiger Bildung aus beherrschen und in Verbindung setzen zu können. Auch die Realschule erstrebt die eigentliche παιδεία oder humanitas d. h. Uebung der Seelenkräfte, Veredlung, Stärkung und Kräftigung von Geist und Herz. Darum richtet sich der Unterricht freilich mehr oder weniger auf Gegenstände, die ins Leben unmittelbar eingreifen, bei der Behandlung aber darf der formelle Nutzen und die Hinführung zum wissenschaftlichen Denken von dem guten Lehrer nie aus den Augen gelassen werden *).

Es versteht sich deshalb von selbst, daß man auch auf den Realschulen bei dem Unterrichte im Französischen Sprachvergleichungen anstellt, und wir können Herrn H. versichern, daß es durchaus nicht schwer ist unsere Zöglinge dafür zu interessiren.

Die Andeutung auf den Universitätsunterricht, welche Herr H. macht, indem er von der Vorbereitung spricht, welche die Schüler zu den academischen Vorlesungen zu machen hätten, erinnert ganz unwillkührlich an die klägliche Art und Weise, wie noch auf den meisten Hochschulen die Romanischen Sprachen vertreten sind. Während man für das Deutsche mit Recht überall so herrlich gesorgt hat, geschieht für die romanische Abtheilung der neuern Sprache eigentlich gar nichts und wenn gleich wir manche Namen wie Diez, Huber, Wagner, Blanc, Péschier, Ulrici und Voigtmann und Andere mit Verehrung nennen, müssen wir es doch bedauern, daß wegen mangelhafter Kräfte auf den meisten Hochschulen Vorlesungen über französische und englische Sprache und Literatur entweder gar nicht zu Stande kommen, oder nach kurzer Zeit aufhören, da die Studenten keine Lust haben, in ein Colleg zu laufen, wo sie nichts weiter z. B. über Shakespeare hören als eine Vorlesung des Textes, der Uebersetzung von Schlegel und vielleicht auch wohl einmal eine einzelne Anmerkung, die der Herr Professor aus seiner Stevenschen Ausgabe vorliest. —

Wie es schon der selige Hofmeister verlangte, und viele Schuldirectoren nach ihm, dringt Herr H. darauf, daß der Unterricht im Französischen auf dem Gymnasio schon in der Quinta begonnen werde und er hat, wie wir glauben, seine Ansicht durch genügende Gründe unterstützt.

Ausführlich wird die Methode des grammatischen Unterrichts besprochen, und der Verfasser vertheidigt die genetische als die beste, deren Werth wohl ziemlich allgemein jetzt anerkannt wird. Die Excurse über comparative Grammatik, welche die Ansicht des Verfassers erläutern sollen, sind höchst vollständig und mit Klarheit und Gewandtheit dargestellt.

Auffallend war es uns, daß Herr H. erst in Secunda einen vollständigen Unterricht über die Aussprache ertheilen will und über die Behandlung der Lectüre in I. und II. gar nichts mittheilt. Wünschenswerth wäre es auch gewesen, daß der Verfasser seine Ansicht darüber ausgesprochen hätte, ob und in

*) Vergl. über die Methode des Unterrichts in den neueren Sprachen von Dr. Ludwig Herrig. Allg. Sch. Ztg. 1842. Nr. 154, 55.

welcher Weise den Schülern eine Unterweisung über die Geschichte der französischen Sprache und Literatur zu geben sei. In Betreff der schriftlichen Uebungen lesen wir nur von Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische; von freien selbstständigen Arbeiten ist keine Rede.

Programm der Realschule im Waisenhause zu Halle vom Inspektor Ziemann. 1844.

Schon seit längerer Zeit ist es Sitte geworden, in den Programmen die Stylübungen zu den deutschen und lateinischen Aufgaben zu veröffentlichen, und diese Einrichtung ist gewiß nicht ohne großen Nutzen. Der als tüchtiger Pädagog wohl bekannte Verfasser der vorliegenden Schulnachrichten, hält es nicht für unpassend, auch einmal die Themata mitzutheilen, welche in den beiden obersten französischen Klassen der Hallenser Realschule von den Schülern schriftlich oder mündlich in den 3 letzten Jahren behandelt sind; und Viele werden sich mit uns über diesen Fortschritt freuen, welcher Anerkennung verdient.

In den drei untersten Klassen, sagt Herr Director Ziemann werden theils Exercitien dictirt, die mit den in der Grammatik behandelten Regeln in Verbindung stehen, theils kleine Erzählungen aus dem Deutschen ins Französische übersetzt, wobei den Schülern der III. Klasse die Wahl des Ausdrucks schon ziemlich frei gegeben wird, um bei ihnen den Weg zu freien Stylarbeiten anzubahnen.

Zweite Klasse*).

a) Nachahmungen. Bienfaits des Vents, d'après Cousin-Despréaux. Combat du Taureau, d'après Florian. L'Enfance, la Jeunesse, l'Age viril et la Viellesse d'après Lacépède. Le Riche et le Pauvre, d'après La Bruyère. L'Egoïste, d'après l'Hermite de la Ch. d'Antin. Les Merveilles du Firmament, d'après Xavier de Meistre. Trait de Reconnaissance, d'après Ségur. Caractère de Corinne, d'après le Roman de M. de Staël. Des fausses Vertus, d'après Massillon. Les Effects de la Vérité, d'après le Même. La Dureté envers les Indigens, d'après le Même. L'emploi des Richesses, d'après Poulle.

b) Arbeiten ohne Muster. La première Promenade dont je me souviens. Invitation à un voyage; Réponse négative à la Lettre précédente. On donne à un Ami de ses Nouvelles. On prie son Ami, de nous donner des Renseignements sur les Lois de son Ecole. Les mauvais Exemples corrompent les bonnes Moeurs. La Mort du Pécheur. Le Devoir de la Prière. Réflexions sur l'Incertitude de la Vie. La Reconnaissance alimente la Bienfaisance. Pourquoi faut-il savoir le Français? Pourquoi l'Enfence est-elle l'âge des Instructions et des Etudes? Il y a des Misères qui font saigner le Coeur. L'Origine et les Suites de la Guerre de trente ans. Le Travail adoucit les Peines de notre Vie. Réflexions à l'aspect de la Nature qui vient se réveiller au retour de la

---

*) Die zur Correctur eingelieferten Arbeiten waren entweder freie Nachahmungen oder selbstständige Entwickelungen der Gedanken.

belle Saison. Ce qui fait tomber la Jeunesse en de mauvaises Moeurs. La Pauvreté ne déshonore personne. Description d'une belle Vallée.

Erste Klasse *)

a) Schriftliche Arbeiten zur Correctur. Les principaux Evénements qui ont opéré les Croisades. Prise de Jérusalem par les Croisés. Jean Hus, Précurseur de Luther. Caractère des Guerres de religion en Allemagne. Alexandre, roi de Macédoine, mis en parallèle avec Napoléon. L'Origine et les Suites du Traité de Verdun **). L'Histoire nous enseigne le chemin de la Vertu. L'Importance de l'étude de l'Histoire pour l'Adolescent. L'étude de l'Histoire, pourquoi ne produit-elle pas toujours chez les Jeunes Gens les Effects auxquels on devrait s'attendre? La Différence qui existe entre le Judaïsme et le Christianisme. Les Allemands, pourquoi sont-ils si fiers de ce nom? Si Hermann est digne de l'auguste Monument qu'on va ériger en son Honneur dans la Forêt teutobourgienne? Le Clergé duMoyen-Age dans sa Détérioration. Pourquoi devons-nous aimer nos Prochains? Les Fruits de la Jeunesse bien employée. Le Spectacle d'une belle Nuit à la Campagne. Les Moeurs sont le Miroir du Coeur. C'est par l'Erreur que l'on parvient à la Vérité. Comment faut-il lire, pour en tirer tous les Avantages possibles? En quoi les Voyages sont-ils utiles? Quelle est la Vertu la plus nécessaire au Héros? L'Oraison dominicale, la plus parfaite de toutes les Prières. L'Immortalité de l'Ame, suite nécessaire de la Justice de Dieu. Le Rang de l'Homme dans la Création. Si l'on va droit son chemin, on offense moins que si l'on aime les Détours. Pour maîtriser les Autres, il faut commencer par soi-même. Nous ne reconnaissons le Monde que dans le Miroir de nous-mêmes.

---

*) Die zu den schriftlichen Arbeiten der eilf an der Schule abgehaltenen Abiturientenexamina vorgeschlagenen und höhern Orts gewählten Themata sind folgende: Expédition de Napoléon en Egypte. La Journée de Lutzen en 1632. Maurice, Electeur de Saxe. Il ne faut mettre son Honneur qu'en des Choses louables. Exposition des Causes qui ont amené la Réformation au seizième siècle, surtout en Allemagne. Les Vêpres siciliennes dans leur Origine et dans leurs Suites. Souffrances des Huguenots en France pendant le 16. et le 17. siècle. Charles XII. et ses Ennemis. Abrégé de la Vie de Frédéric le Grand jusqu'à son Avénement au trône. La Guerre de Smalcalden en 1546. La Conspiration des Poudres.

**) Es würden jedenfalls den Schülern mehrere geschichtliche Themata gegeben worden sein, wenn nicht zu befürchten gewesen wäre, daß dergleichen Arbeiten mehr nur Uebersetzungen irgend eines dahin einschlagenden Abschnittes aus einem historischen Werke, als französisch gedachte Entwürfe und Ausführungen geworden sein würden.

h) Zu Disputirübungen *). Les Connaissances sont le meilleur Trésor. La Prospérité de l'Etat se fonde sur la Moralité de ses Lois. Ce que les Proverbes énoncent, est vrai. Les Exemples conduisent plus efficacement à la Vertu que les Préceptes. Notre Intérieur nous dit toujours la Vérité. Qui est notre Ennemi? La Tranquillité de l'Ame est l'Effet d'une bonne Conscience. Notre Félicité éternelle se fonde sur la Foi chrétienne. Si l'Esprit humain a besoin d'une Révélation surnaturelle? Est-il difficile d'être Vainqueur sans abuser de sa Victoire? Les Exemples ne prouvent rien. Vivre sans désir, c'est d'être mort. Nos Principes ne sont que le Résultat de nos Expériences. Y a-t-il encore une autre Vie après celle-ci? Tous les grands Faits sont les Effets de quelque Passion. Le plus grand Fléau du Riche est l'Ennui. Le Fils qui est brouillé avec sa Mère a toujours tort. S'il est vrai que toute Vérité ne soit pas bonne à dire? Le beau Temps de chaque Peuple est celui de son Ignorance. Tout Citoyen oisif est un Fripon. Point de Vertu sans Combat. L'Imprimerie a produit plus de mal que de bien. La Réformation de l'Eglise, fut-elle une Révolution? On jouit moins de ce qu'on a obtenu que de ce qu'on espère. Ce qui rend la Mort un grand Mal pour l'Homme. La Mort est le Commencement de la Vie. Les Guerres de Religion, auraient-elles pu être évitées? L'Histoire ancienne nous présente plus de grands Caractères que la moderne. La Volonté équivaut à l'Action. La Terre tourne autour du Soleil. Quand on ne va pas chercher l'Occasion, elle ne se présente pas. On ne peut deviner les Sentiments d'autrui si ce n'est que par ses Actions. Celui qui désire le moins, est le plus riche. Il n'y a rien de si caché qui ne perce au jour. Lequel est le plus malheureux, le Sourd-Muet ou l'Aveugle? Les Jeunes Gens aiment l'Histoire plus que la Géographie. L'Ingratitude est l'Effet de la Bienfaisance. La Vie n'est pas le plus précieux des Biens terrestres. Qui aime les Dangers, n'aime pas sa Vie. Le Corps doit faire tout ce que l'Esprit veut. Pour parler beaucoup, il faut penser beaucoup. Définition de „Grandeur de la Nature." Une chose peut être grande, sans durer long-temps. Quel homme agit raisonnablement? La Guerre suspend toutes les Lois. Les Arts et les Métiers ne sont pas les Produits de la Civilisation, mais de la Nécessité. Les Voyages cultivent l'Esprit et le Coeur plus que la Lecture de bons Livres. Qui ment, se trompe lui-même. Il est plus difficile, de se reconnaitre soi-même que les Autres. Les Troubles de l'Esprit trahissent une mauvaise Conscience.

d) Freie Vorträge wurden meist nur über Theaterstücke gehalten, welche die Schüler für sich gelesen haben mußten; oder sie bestanden in Relationen

---

*) Das Thema stellte, wie für die Correcturarbeiten, so auch für diese Uebungen der Lehrer; ein jedesmal dazu ernannter Schüler lieferte über das Thema eine Disposition, die sich alle übrigen Schüler abschreiben mußten. Bei der einige Tage darauf gehaltenen Disputation mußte jeder Schüler zu irgend einem Angriffe auf die gemachten Propositionen vorbereitet sein.

über ihre sonstige Privatlectüre, die einem Jeden anheim gegeben blieb, wozu aber die Schüler-Bibliothek jedesmal die erforderlichen Bücher lieferte.

Abriß der französischen Literaturgeschichte, vom Prorector Zander. (Pillau höhere Bürgerschule 1842.) 20 Seiten. 4.

Es ist gewiß für jeden Schulmann erfreulich, wenn in den Programmen der höhern Lehranstalten zuweilen Gegenstände besprochen werden, welche nicht außerhalb der Sphäre der Schüler liegen und so auch für sie selbst von eigentlichem Werthe sind; doppelt erfreulich ist aber eine solche Arbeit, da man ihresgleichen nur selten antrifft. In Betracht der Wichtigkeit, welche eine kurze Uebersicht der Literaturgeschichte für den Unterricht im Französischen auf der höheren Bürgerschule und in Erwägung der Schwierigkeiten, welche die Einführung der ausführlichen kostspieligen Literaturwerke in Schulen verursacht, schrieb Herr Zander vorliegenden Abriß, damit er seinen Schülern als Leitfaden beim Unterrichte dienen könnte; und wir müssen denselben als äußerst praktisch und zweckmäßig bezeichnen, da er bei sorgfältiger Genauigkeit und Vollständigkeit in ein Gewand gekleidet ist, daß er zugleich in der ersten Klasse als Grundlage zu Exercitien (wie der Verfasser beabsichtigt) recht gut benutzt werden kann. Der ganze Stoff ist zu letzterem Behufe durch Ziffern in 45 Abschnitte abgetheilt, um dadurch das für jede Stunde zu übersetzende Pensum anzudeuten, und dem Lehrer erwächst hieraus unzweifelhaft der Vortheil, daß sich der Inhalt durch die gebotene Uebersetzung dem Gedächtnisse der Schüler nur um so fester einprägen wird. In ähnlicher Weise veröffentlichte Herr Direktor Immanuel in Minden einen kurzen Abriß der englischen Literaturgeschichte, und wir können nicht umhin den Wunsch auszusprechen, daß es ihm wie auch Herrn Professor Zander gefallen möchte, ihre wohlgelungenen Arbeiten nach den Erfahrungen, welche sie im praktischen Gebrauche derselben gesammelt, zu revidiren und vielleicht etwas weiter auszuführen. Es fehlt für diesen Unterrichtszweig noch an einem guten Leitfaden, und die beiden Herrn würden viele Lehrer durch ihre Arbeit außerordentlich verpflichten.

X.

Ueber die südfranzösische Volkspoesie von Dr. Günther. Programm des Karls-Gymnasiums zu Bernburg *). 1845.

Die Vergleichung vorstehender Schrift mit Am. Thierry's: Sur la population primitive des Gaules läßt interessante Schlüsse auf die alte und neue Ethnographie Frankreichs machen.

Bekannt ist die alte Eintheilung und der Widerstreit von Langue d'oui und Langue d'oc und Günther bemerkt hierüber (p. 12): „Die Kluft, welche die Langue d'oc und Langue d'oui während des 12. und 13. Jahrhunderts trennte, besteht noch jetzt fast in ihrer ganzen Schroffheit. Allerdings hat die französische Schriftsprache in neuerer Zeit wohl hie und da ihren Einfluß auf die Volksidiome des Südens geltend gemacht, aber im Ganzen sind die Ver-

---

*) Ausland, 1845 Nr. 44. S. 173.

änderungen, welche sich aus diesen gegenseitigen Berührungen ergeben haben, nur unbedeutend, und dem Wesen nach gehören die südlichen Patois noch immer der alten romanischen oder provençalischen Mundart an, während die nordfranzösischen Dialekte die deutlichsten Spuren an sich tragen, daß sie aus einer gänzlich verschiedenen Sprache hervorgegangen sind." Was die Grenzen dieser beiden Sprachen betrifft, so müssen wir auf diese dankenswerthe Abhandlung selbst verweisen; hier legen wir hauptsächlich Nachdruck auf die Worte, daß die nordfranzösischen Dialekte aus einer ganz verschiedenen Sprache hervorgegangen sind, weil sich daraus ergibt, welches Feld und welches Ziel der noch immer keineswegs hinreichend angebauten Dialektenkunde der französischen Sprache vorliegt, worüber die genannte Abhandlung mehrere interessante Nachrichten mittheilt.

Von dieser Angabe gehen wir unmittelbar auf die Mittheilung von Am. Thierry über (Moniteur 31. October und 16. November 1844), mit deren Resultat wir indeß in Einem Punkte nicht einverstanden sind, um so weniger, als er sich gewissermaßen selbst widerlegt, so interessant auch seine Auseinandersetzung an sich ist. Er geht, wie natürlich von dem alten Spruche Cäsars aus: „ganz Gallien ist in drei Theile getheilt, wovon den einen die Belgen, den andern die Aquitanier, den dritten diejenigen bewohnen, welche in ihrer Sprache Celten, in der unsrigen Gallier genannt werden." Diesen Satz commentirt er durch Strabo's genauere Nachrichten dahin, daß Belgen und Celten hinsichtlich ihrer Sprache nur dialektisch verschieden, im Grunde aber Eines Stammes gewesen, wenn gleich die Belgen weit später als die Celten in Gallien eingewandert seien; was sodann den andern südlichen Theil der Bevölkerung betrifft, so schickt er die Bemerkung voraus, daß Cäsar das narbonensische Gallien, welches damals schon römische Provinz gewesen, völlig aus dem Spiele ließ. Es blieben also nur die nördlich und westlich wohnenden Völker übrig, und diese sind die Ligurer oder Ligyer und Aquitanier. Die letzten wohnten am Nordabhange der Pyrenäen und schoben sich nur theilweise gegen das Flachland vor; die ersteren aber bewohnten theils die Küste des Mittelmeers, theils die Rhoneufer. Daß die Aquitanier zu den Iberern gehören, leidet wohl keinen Zweifel, aber zu welchem Stamme die Ligurer zu zählen, darüber findet Am. Thierry keinen genügenden Aufschluß, und kommt endlich zu der Annahme, die Ligurer seien gleichfalls iberischen Stammes gewesen.

Dieser Punkt ist es, welchen wir bestreiten und der uns aller Geschichte zu widersprechen scheint, falls man unter Iberern einen von den andern pelasgischen oder griechisch-italischen Völkern verschiedenen Stamm versteht. Ist die Aehnlichkeit zwischen den Ligurern und Iberern wirklich so groß, wie Am. Thierry nach seinen beigebrachten Zeugnissen anzunehmen geneigt ist, so würde dies beweisen, daß die Iberer mit den Ligurern zu den pelasgischen Stämmen gehören, welche Griechenland und Italien, so wie die Alpenthäler füllten. Man sieht die Iberer durchaus als spanisches Volk an, ohne einen Versuch zu wagen, über ihre Herkunft zu bestimmen; wohl kann man aber über die Ligurer ein ziemlich sicheres Urtheil versuchen. Skylax gibt ausdrücklich an, daß die Ligurer an der Südküste Galliens bis nach Etrurien hin wohnten, aber die Ligurer um Genua, mit denen die Römer so lange Krieg führten, gehören, wie sich nach Plinius ziemlich deutlich nachweisen läßt, zu demselben Stamme, der ganz Oberitalien und die Alpen bewohnt, dem die

Rhätier und die Helvetier angehören. Steub hat in seinen „Urbewohnern Rhätiens“ die Verwandtschaft der Alpenstämme mit den norditalienischen hinreichend nachgewiesen; vergleicht man aber seine Auseinandersetzungen mit den Forschungen Abeken's, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die mittelitalienischen und oberitalienischen Völker nur Stämme Eines Volkes gewesen; ja die solchergestalt gewonnenen Resultate geben noch viel weitern Aufschluß. Sehen wir von der argen Verwirrung, welche die Namen Celten und Gallier in der spätern Zeit hervorgebracht haben, gänzlich ab, und gehen wir auf die ältere Zeit zurück, so finden wir eine merkwürdige Analogie für spätere Verhältnisse in der Geschichte der Umbrier. Nach den Angaben Abeken's kann über ihren italienischen, d. h. pelasgischen Character kein Zweifel sein, aber diese Umbrier sind durch die Celten gedrängt schon in sehr alter Zeit — Thierry sagt im 14. Jahrhundert v. Chr. — nach Italien gezogen und hießen dort später Galli veteres, die alten Gallier, zum Unterschiede von den erst unter Tarquin und noch später in der republicanischen Zeit Roms in Italien eingebrochenen Galliern, mit welchem generischen Namen man die aus dem Norden gekommenen Fremdlinge bezeichnete. Hinsichtlich der Beweise für die Wanderung der Umbrier verweisen wir auf die Abhandlung von Am. Thierry selbst. Es kann nach dem Gesagten wohl wenig Zweifel übrig bleiben, wessen Stammes die Ligurer sind, und den letzten möchte der Umstand heben, daß die Helvetier demselben Stamm angehören, wie aus der Angabe in Cäsar hervorgeht, daß sie als der mächtigste unter den benachbarten Stämmen auszogen, um die Herrschaft über alle verwandten und umliegenden Stämme zu vereinigen.

Die Anwendung dieser Sätze auf die Sprachen in Frankreich ist sehr leicht zu machen: so weit die pelasgischen, d. h. die den griechisch-italienischen Völkern überhaupt verwandten Stämme reichen, geht die Umwandlung der Volkssprache in die römische leicht und in kurzer Zeit vor sich; von den ligurischen Alpen bis nach Catalonien hinein herrscht im Wesentlichen Ein Dialekt, und dieser ist, wenn auch aus dialektisch verschiedenen, so doch im Stamme gleichen Sprachen hervorgegangen; weiter hinauf nach Norden fängt man an, auf celtische Mischung zu stoßen, und die Sprache gestaltet sich anders, indem ein fremdartiges Element sie modificirt. Schon Strabo bemerkt, wie man dies heutzutage noch findet, daß das celtische Element öfters jenseits der allgemeinen Grenzlinie sich findet, und führt Beispiele an, deren Richtigkeit man zum Theil noch jetzt nachweisen kann. Die jetzige Dialektenkunde Frankreichs läßt noch Manches zu wünschen übrig, es sind aber auf diesem Felde noch viele Entdeckungen zu machen, und wenn man an der sichern Hand einer kritischen Geschichtsforschung fortschreitet, so werden sich für die alte und neue Völkerkunde noch äußerst interessante Ergebnisse herausstellen.

Ueber die französischen Zeitwörter in oir von Dr. Ahn, Pr. des Collegiums zu Neuß. 1845.

„Abweichend von den gewöhnlichen Sprachlehren*)“ nimmt der Verfasser des vorliegenden Schriftchens (wie auch gewiß viele Lehrer außer ihm) nur

*) Der Verfasser kann hiermit doch wohl nur Hirzel, Sanguin und Consorten meinen, denn z. B. in der ersten Ausgabe von Mager's französi-

3 Conjugationen im Französischen an, nämlich er, ir und re. Die gewöhnlich als 3. Conjugation bezeichnete Form *oir* ist nachweislich späteren Ursprungs und sie entstand, indem mehrere Zeitwörter der ersten Conjugation neben der Form auf *er* eine zweite auf *eir* bei der damals sehr schwankenden Schreibart annahmen, so daß man aver, mover, saver und daneben auch aveir, moveir und saveir vorfand. In der Sprache beider Endungen war das *r* hörbar. Durch einen Lautwechsel ging *eir* später in *oir* über, wie auch z. B. in loi (lei) und roi (rei), wobei indessen die Aussprache är noch lange Zeit beibehalten ward. Rechnet man das Hülfsverbum avoir und die Composita ab, so gibt es nur noch 12 Verba auf oir; nämlich devoir (altfr. dover, ital. dovere, lat. debere), mouvoir, seoir, voir, valoir, vouloir, pouvoir, choir, falloir, pleuvoir, recevoir und savoir, — und von diesen werden nur devoir und recevoir (mit den abgel. concevoir, apercevoir u. s. w.) zu den regelmäßigen Verben gezählt. Zieht man dies in gehörige Erwägung und bedenkt zugleich, daß auch diese beiden Verben in der Conjugation ihrem Stamme nach bis auf den Anlaut verstümmelt werden, so gewinnt der Unterricht nur an Vereinfachung und wissenschaftlicher Begründung, wenn man sie sämmtlich zu den anomalen zählt. Wünschenswerth wäre es gewesen, daß der Herr Verfasser im Interesse vieler seiner Leser, wenn auch nur in aller Kürze, die verschiedenen Angaben mit den nöthigen Beweisstellen belegt hätte, und wir können nicht umhin, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er die Verben auf oir wohl besser als halbunregelmäßige bezeichnet hätte, zu denen (cf. Mager's Sprachbuch p. 101) mit Recht diejenigen gezählt werden können, bei welchen entweder der Radical durch Ablaut oder Umlaut eine Veränderung erleidet, durch Gründe des Wohllauts, Synkope u. dergl., worüber in der angezogenen Stelle sehr ausführlich und gründlich gehandelt wird.

Hg.

Observations sur le génie de la langue française p. Dr. Grubnau. Programmschrift der Petrischule in Danzig. 1845.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die französische Sprache durch eine Schilderung ihres Geistes insofern ganz besonders in Schutz zu nehmen, daß er mit schlagenden Gründen zu beweisen sucht, wie sie auch in formeller Hinsicht ein bedeutendes Bildungsmittel für die Jugend sein könne. Daß sie dieses leider nicht immer ist, hat gewiß nicht in der Sprache selbst ihren Grund, und die Verächter derselben würden ohne Zweifel weniger vornehm und geringschätzend über dieselbe aburtheilen, wenn sie sich einmal die Mühe geben wollten, französische Grammatik einigermaßen zu studiren. Aber die meisten dieser vornehmen Herren sind wohl dem Fortschritte der Wissenschaft in alten Sprachen gefolgt, aber im Französischen kennen sie eben nichts was diesseits Meidinger, Hirzel und Consorten liegt. Die Abhandlung des Herrn

---

schem Sprachbuche schon, und in einigen anderen älteren Schriften findet sich die Theorie von 4 Conjugationen im Französischen nicht mehr, und alle wissenschaftlich gebildeten Lehrer sind darüber doch wohl längst hinaus.

Grübnau ist mit gründlichem Fleiße ausgearbeitet und verräth ernstes Streben. Zu bedauern bleibt nur, daß der Verfasser seine Aufgabe nicht noch weiter ausgeführt hat; bei dem Kapitel über das Adjectiv hätte er übrigens wohl (wie auch bei ein Paar andern Stellen) seine Quelle (Schifflin's Wissensch. Syntax) anführen können.

Emploi du mode en français par Mr. Fulda. Programmschrift des Gymnasiums in Duisburg. 1845.

Der Herr Verfasser, welcher schon durch den 1. Theil der grammaire française par Scotti et Fulda rühmlich bekannt ist, gibt eine Probe von dem zweiten Theile des erwähnten Werks, dessen Druck nahe bevorsteht. Wir würden hier gern näher auf dieses lesenswerthe Programm eingehen, welches außer sehr bestimmten Regeln zugleich einen großen Reichthum passender Beispiele enthält, wenn wir nicht beabsichtigten, bei einer anderen Gelegenheit über Modus und Modalität in der französischen Grammatik ausführlicher zu reden.

Observations sur les enfants d'Edouard de Delavigne et sur les rapports de cette tragédie au Richard III. de Shakspeare. Von Dr. Müller Gymnasiallehrer in Fulda. 1844.

Der durch seine französische Grammatik bekannte Verfasser liefert in vorstehender Abhandlung einen gut geschriebenen Vergleich zwischen der Auffassung Richard's III, wie sie in Delavigne und andrerseits in Shakespeare vorliegt. In dem ersten Abschnitte zeigt Herr Müller, in wie weit sich Delavigne im Verlauf des ganzen Stücks und in der Entwicklung der einzelnen Charakter an die Geschichte gehalten, betrachtet sodann das Verhältniß, welches zwischen dieser Tragödie und Shakespeare's Aufgabe stattfindet und stellt in einer dritten Abtheilung noch darüber eine besondere Untersuchung an, inwiefern die Darstellung des Sujets und der Hauptpersonen bei beiden Dichtern verschieden sind. Jeder Leser wird obige Abhandlung mit Befriedigung aus der Hand legen, da sich der Herr Verfasser seiner Aufgabe mit großer Umsicht, bedeutendem Scharfsinne und einer entschiedenen Unparteilichkeit entledigt hat. Möchte Herr Müller recht bald zu einer ähnlichen Arbeit Muße finden.

Essay on Merlin the Magician, by Dr. Herrig. M. C. S. Programmschrift der Real- und Gewerbschule in Elberfeld. 1845.

Nach einer Betrachtung über den Ursprung und die Verbreitung der romantischen Poesie sucht der Verfasser den Charakter des Cymrischen und das Eigenthümliche der welschen Poesie zu schildern. Dies führt ihn auf den Inhalt der ältesten walisischen Dichtungen und deren Hauptheldén, König Arthur und Merlin, den eigentlichen Begründer der Tafelrunde. In Beziehung auf letzteren streitet der Verfasser gegen Turner's Ansicht, daß Taliessin die alten Bardenlieder gesammelt habe, als durch Germanus und Lupus das Druidenwesen aufgehoben ward. Taliessin scheint nur ein welscher Orpheus zu sein. Neben diesem werden zwei Merline unterschieden, nämlich Merddin Wylt oder Merlinus Caledonius (s. Silvaticus), welcher mehrere druidische Gedichte verfaßte, und Merlinus Ambrosius, der Zauberer. Gegen die gewöhnliche Ansicht sucht nun der Verfasser, auf Nennius und walisische Quellen sich stützend, die

Abstammung des Letzteren aus Bassaleg in Monmouthshire zu erweisen und erzählt dann, was über den Helden der Fabel einigermaßen historisch verbürgt ist; hierauf beschreibt er die Schicksale des Romanes in seinen verschiedenen Gestaltungen.

In dem zweiten Theile der Abhandlung berichtet der Verfasser die Fabel des Romans im Zusammenhange nach dem französischen Texte von Robert de Borron, unter besonderer Berücksichtigung der ältesten englischen Bearbeitung.

Dem Programm ist eine Tafel in Steindruck beigefügt, welche ein Bild von dem jetzigen Stonehenge gibt nebst dem Plane des alten Druidentempels.

Shakespeare und seine deutschen Uebersetzer, eine literarisch-linguistische Abhandlung als Beitrag zur Kritik der deutschen Uebersetzungsliteratur. Von dem Conrector Professor Dr. C. Aßmann. Programmschrift des Gymnasiums in Liegnitz. 1844.

Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß Frankreich für die Uebersetzung Shakespeares im Ganzen noch wenig gethan hat; lange begnügte man sich mit den wäßrigen Bearbeitungen von Ducis, in welchen der arme Dichter sich viel hatte gefallen lassen müssen; man verfiel später in ein anderes Extrem und vernachlässigte über der Genauigkeit und Treue die poetische Auffassung ganz und gar. Nur die Uebersetzung des Romeo und Julie von Emile Deschamps kann bescheidenen Anforderungen genügen. Aus der neuesten Zeit ist besonders das Streben von Louis Delâtre bemerkenswerth, der sich schon durch die Chants d'un voyageur einen sehr guten Ruf erworben hatte. Wenngleich wir gern zugestehen, daß er an einzelnen Stellen tief in das Verständniß des Dichters eingedrungen ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die Uebersetzung außerordentlich subjectiv französisch ist; bei dem Uebersetzer war die Absicht zu sehr vorherrschend, den Shakespeare für den Geschmack des Publikums zurechtzustutzen und deßhalb mußte er natürlich viel von seiner Eigenthümlichkeit verlieren. Die Leistungen der Franzosen für die Bearbeitung Shakespeare's sind also nach der gegebenen Mittheilung noch äußerst schwach. Wie steht es aber damit in Deutschland? Der Verfasser unseres Programms liefert darüber in äußerst anziehender und gründlicher Weise die genaueste Auskunft und mit wahrer Freude geben wir den Inhalt des kleinen sehr schätzbaren Werkchens.

Nachdem Herr Aßmann in der Einleitung den Werth, welchen die englische Sprache und Literatur für Gymnasien hat, angedeutet und auf die Ansicht der competentesten Schulmänner sich stützend die Ueberzeugung ausgesprochen, daß nach dem veränderten Gange der modernen Weltentwicklung auch auf den gelehrten Unterrichtsanstalten der englischen Sprache der Raum und die allgemeine Geltung werden müsse und werde, welche die französische bisher fast ausschließlich in Anspruch genommen, wendet er sich sogleich zu Shakespeare, von dessen dichterischer Eigenthümlichkeit er bei seinen Vorträgen auf dem Gymnasio über moderne deutsche Literatur habe ausführlich reden müssen, ebenso wie von dem Einflusse, den dieser Riesengeist, der die reiche Geistesbildung und umfassende Weltanschauung der Gegenwart wie kein anderer in sich aufgenommen und in den herrlichsten Gebilden abspiegelte, auf die Kultur von ganz Europa ausgeübt hat. Von den Gründen, weßhalb sich noch zu-

weilen verwegene Ignoranz, seichte Bornirtheit und flache Phantasielosigkeit gegen Shakespeare geltend macht und in dem Dichter nichts als ein wildes, regelloses Genie erblickt, glaubt der Verfasser einen in der Mangelhaftigkeit der Uebersetzungen suchen zu müssen, welche wir von Shakespeare haben. Er fühlt das Kühne seiner Behauptung und bemüht sich deßhalb, gründlich zu beweisen, indem er sehr ausführlich die einzelnen Uebersetzungen charakterisirt. Wieland besaß nicht die Gabe der „Sichselbstentäußerung," Eschenburg war „kein Dichter;" aber durch Schlegel's Arbeit schien der Culminationspunkt erreicht zu sein und jetzt begann erst das eigentliche Studium des Shakespeare. Nachdem der Verfasser nun in höchst anerkennender Weise das Verdienst Schlegels gewürdigt hat, spricht er sein Bedauern darüber aus, daß Schlegel seit 1797 nichts für die Uebersetzung gethan und Tieck und Graf Baudissin die Vollendung seines Werkes überlassen habe; er findet das Ideal einer Verdeutschung auch durch die Voß nicht erreicht, da sie eigentlich nur invita Minerva arbeiteten. Auch die jüngeren Leistungen von Benda und Kaufmann hatten eine vom Originale ganz verschiedene Physiognomie und so erhielt Schlegel's Form mehr und mehr stabil-klassische Geltung. Es findet sich bei den Neueren nur einige Veränderung in Sprache und Ausdruck, zuweilen auch wohl eine kleine Verbesserung der Verstechnik, aber die inneren Mängel der älteren Uebersetzung kommen stets wieder zum Vorschein. Nur Ortlepp arbeitete selbstständig und förderte die Sache außerordentlich; sein Werk fand große Anerkennung und viele gründliche Besprechungen, in welchen man ihn zugleich auf viele Mängel aufmerksam machte. Leider hat er bei der zweiten Auflage keinen der ihm von vielen Seiten her ertheilten Winke benutzt, und die Verbesserungen stehen nur auf dem Titel. — In der zweiten Abtheilung zeigt der Verfasser praktisch, daß die Philologie keineswegs nur in Griechenland und Rom zu Hause sein dürfe; das Alterthum ist die Basis der modernen Geisteskultur; man unterminire sie und das ganze Gebäude stürzt zusammen. Die moderne Welt hat ihre eignen Bedürfnisse und es ist die Aufgabe des wahren Humanismus, das Alte und Neue harmonisch zu versöhnen. Der Verfasser findet nämlich einen wesentlichen Mangel der vorhandenen Verdeutschungen Shakespeare's in der Willkühr, womit der Text in Bezug auf die Genauigkeit der Worterklärung behandelt wird, die er mit vollem Rechte für das Erste und Wichtigste erklärt. Er stellt sodann in mehreren Stellen den Grundtext mit den Uebersetzungen von Schlegel, Voß und Ortlepp zusammen, woraus hervorgeht, daß sie, statt einander recht ähnlich zu sein, häufig auch nicht den geringsten Familienzug miteinander gemein haben. Die Verdeutschung sieht entweder wie eine Paraphrase aus, oder wie ein Torso, in welchem der Uebersetzer nach Belieben wegschneidet. Herr Aßmann zeigt nun das Falsche in den angeführten Stellen der Uebersetzungen mit kritischer Schärfe und erklärt das Schwierige des Originals mit Gründlichkeit und großem Geschicke. In einem dritten Abschnitte gibt er von dem am tiefsten in der Liebe der Deutschen wurzelnden Stücke: Romeo und Julie die Probe einer eigenen Verdeutschung, die wir als sehr gelungen bezeichnen müssen, da sie nicht nur der Form nach aller Beachtung werth ist, sondern auch einen reichen Schatz von Studien in sich birgt.

Hs.

Miscellen.

Noch Etwas über die Quelle von Goethe's Hermann und Dorothea. Von Dr. E. Burmeister,

Lehrer am Gymnasium zu Güstrow.

(Aus einem Briefe an H. Viehoff.)

Sie hatten im ersten Hefte Ihres Archivs den Wunsch ausgesprochen, die von Göthe seinem idyll. Epos zum Grunde gelegte Quelle mitgetheilt zu erhalten und ist diesem Wunsche, wie ich so eben aus des 2. Jahrgangs 3. Hefte ersehe, von den Herrn Dr. Mayer und Dr. Jacob genügt worden. Daß ich Ihnen nichts desto weniger das Folgende mitzutheilen mir erlaube, bitte ich eines Theils mit dem Interesse des Gegenstandes, anderen Theils mit dem Wunsche zu entschuldigen, die Aufmerksamkeit wieder auf eine Abhandlung zu lenken, in welcher die Sache schon vorher befriedigend erörtert zu sein scheint. Beiden Gelehrten sind nämlich zwei recht interessante Vorträge über Göthe's Hermann und Dorothea vom Yrem, mitgetheilt in v. d. Hagens Neuem Jahrbuche für deutsche Sprache und Alterthumskunde II. Bd. 2. Hft. p. 98 — 107 und 137. ff. (Berlin 1836) entgangen, deren erste die ästhetische Würdigung des Gedichts zum Gegenstande hat, während der letztere als Nachtrag sich über die Quelle desselben verbreitet. Da Göthe Fragen über die Quellen seiner Dichtungen nicht gern hatte, so ist es nicht zu verwundern, daß die historische Grundlage dieses Epos nicht allgemein bekannt wurde. Aus Yrems Nachtrage ist zu ersehen, daß nicht eine, sondern vier wenig von einander abweichende Erzählungen über diese Anecdote existiren, daß aber die drei letzten nur Ueberarbeitungen der ersten, von Mayer im Archiv mitgetheilten, sind. Dieser ursprünglichen steht am nächsten die von Jacob im Archiv p. 72. ff. nachgewiesene, indem sie sich selbst den Worten nach streng an dieselbe anschließt. Die dritte Relation ist einen Monat später als die geraische (d. i. erste), deren Vorrede vom 12. Mai 1732 datirt ist, in einer 5 Bogen starken Flugschrift erschienen unter dem Titel: „Fünftes Stück oder Vierte Fortsetzung der Nachrichten von den Saltzburgischen Emigranten u. s. w. Berlin bei Rüdigern, unter dem Berlinischen Rathhause, den 16. Juni 1732. 4., und eine Fortsetzung der in demselben Jahre und ebendaselbst erschienenen zwei Bogen starken Umständlichen und Wahrhafftigen Nachrichten von den Saltzburgischen Emigranten u. s. w." In dieser Relation finden sich einige Abweichungen im Ausdrucke, welche zum Theil durch das Berliner Idiom hervorgerufen zu sein scheinen. Sie beginnt mit den Worten: „Eine gewisse Saltzburgische Dirne hatte wegen der Religion Vater und Mutter verlassen und war mit ihren emi-

grirenden Landesleuten zugleich mit fortgezogen; die geraer nennt sie eine Person. Die Berliner sagt ferner: ein reicher Bürger; die geraer: ein gar feiner und vermögender Bürger. In der Berliner erzählt die Saltzburgerin alle ihre Bauer-Arbeit, die sie verstände, in der geraer alle ihre Künste." Auch hat die Berliner den Idiotismus: „Foggen aber ließe sie sich nicht" und läßt die Worte der geraer: „Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne, als auch der Emigrantin zum Besten gereichen könne" gänzlich weg. Die vierte Relation findet sich in Göcking's Vollkommener Emigrantengeschichte der aus dem Erzbisthum Saltzburg vertriebenen Lutheraner. Frankfurt und Leipzig 1734. 4. Thl. I. S. 671, auch von Herrn Jacob p. 74. des Archivs erwähnt. Sie kommt der dritten am nächsten und weis't zu Anfang und Ende auf die wunderbare Fügung Gottes hin (welche Betrachtung in den beiden ersten dem Prediger in den Mund gelegt wird). Im Anfange heißt es nämlich: „So nahm man auch die wunderbare Fügung Gottes an einer Saltzburgischen Dirne wahr, die der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte und auf der Reise so wunderlich verheirathet ward" und am Schlusse: „Hat man wohl nicht Ursache, bei solchen Umständen voller Verwunderung auszurufen: Herr, wie gar unbegreiflich sind deine Gerichte und wie unerforschlich deine Wege?" Die beiden letztgenannten Erzählungen beginnen mit der Saltzburgerin, die beiden ersten machen uns zuerst mit dem wohlhabenden Bürger und seinem eheschеuen Sohne bekannt; auch Göthe führt uns im Anfange seines Gedichts in das Haus desselben. Drem vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Göthe die erste Relation entweder im Originale oder in einer treuen Mittheilung desselben vor Augen hatte und vielleicht durch die in der ersten und zweiten sich findende Aeußerung des Predigers veranlaßt worden sei, seiner Heldin den Namen Dorothea zu geben. Vgl. Polyhymnia V. 70. „die Gaben kommen von oben herab in ihren eigenen Gestalten." Der Dichter hat den Stoff seines eigenthümlichen lokalen und historischen Gewandes entkleidet, ihn auf das rein Menschliche reducirt und ihn dann in eine dem Leser näher liegende Zeit gerückt, von deren Eindrücken er in einzelnen seiner Werke nicht frei geblieben ist. Unter den erfundenen Personen ist unstreitig die Mutter die bedeutendste.

Das Historische der Zurückführung dieses Epos auf seine Quelle findet sich bei Drem S. 138. f. kurz zusammengestellt und ich erlaube mir für den Fall, daß Ihnen das Hagensche Jahrbuch nicht zugänglich sein sollte, die Worte dieses Gelehrten hier mitzutheilen.

„Daß die Quelle, aus welcher Göthe den Gegenstand seines idyllischen Epos Hermann und Dorothea schöpfte, in der Geschichte der saltzburgischen Emigranten zu suchen sei, ist schon seit geraumer Zeit mehr als einmal ausgesprochen worden. Zuerst machte im Jahre 1809 ein Pseudonymus im Morgenblatte (Nr. 38. Vergl. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von K. H. Jördens. Bd. VI. S. 215.) darauf aufmersam. Dabei hat man sich, so viel mir bekannt, lange Zeit beruhigt, bis das Erscheinen von K. Pansa's Geschichte der Auswanderung der evangelischen Saltzburger im Jahre 1732. Leipzig 1827" neuen Anstoß zu Forschung und Mittheilung gab. Die Geschichte von der wackern Saltzburgerin war hier zwar ohne Hindeutung auf Göthe erzählt, entweder weil dem Verfasser die Aehnlichkeit der Götheschen Dichtung mit jener

Erzählung entgangen war, oder aus Grundsatz, weil er Nebenbemerkungen unterdrücken zu müssen glaubte. Aber schon im Jahre darauf stimmte ein Mitarbeiter des Berliner Gesellschafters (Jahrg. 1828. S. 206. Beil. zu Bl. 41.) ein ordentliches Jubelgeschrei an, daß man ja hier offenbar Göthe's Dorothea habe. Er gab sich auch die Mühe, in dem vor dem Buche befindlichen Quellenverzeichnisse nachzuforschen, und gerieth nach Anleitung des Panseschen Textes auf das Schriftchen, das, wie sich nachher zeigen wird, wahrscheinlich auch Göthe in Händen gehabt hat und das zugleich die Quelle aller andern Erzählungen desselben Gegenstandes sein möchte (S. die erste Relation). Sechs Jahre später bemerkte ein Mitarbeiter des Dresdener Abendzeitung die Aehnlichkeit jener Saltzburgerin mit Göthe's Dorothea noch einmal und die Berliner Spener-Zeitung, die inzwischen die Erzählung von der schönen Saltzburgerin aus einer Berliner Flugschrift vom Jahre 1732 als aus der eigentlichen Originalquelle der Geschichte mitgetheilt hatte, gab nicht nur von dieser Dresdner Entdeckung schleunigst Nachricht (1834. N. 304.), sondern ließ bald darauf (1835. N. 6.) durch einen „hohen, auswärtigen Gönner" die Geschichte wieder aus einem andern Werke mittheilen, worüber sie beinahe Krieg bekommen hätte. Jeder dieser vier Mittheilenden, von dem Mitarbeiter des Morgenblattes an, hatte ein anderes Werk oder eine andere Schrift als Fundort seiner Mittheilung namhaft gemacht; jeder glaubte, ohne von der Entdeckung des Andern zu wissen, die Quelle des Götheschen Gedichts entdeckt zu haben. Dieser Umstand ist so gut als ein halber Beweis, daß in der Hauptsache Alle das Richtige getroffen haben. Vier Zeugen sind ohne Verabredung in der Aussage einig, daß Göthe einen Zug aus jener Emigrationsgeschichte bearbeitete. Niemand hat dieser Behauptung widersprochen; ja die letzte der bezeichneten Mittheilungen ist in der Allg. Literatur-Zeitung (1835. N. 163.) und im Morgenblatte (1836. N. 44.) wiederholt worden, einiger Biographien Göthe's nicht zu gedenken, in denen auf das eine und andere jener Citate, oder doch auf das Resultat der Entdeckungen verwiesen wird. Die Aehnlichkeit des Götheschen Gedichts mit jenen Erzählungen ist auffallend; das Abweichende beruht zu sehr auf nachweisbaren Gründen, als daß gegen die Behauptung, daß Göthes Dorothea und die wackere Saltzburgerin eine und dieselbe Person sei, Erhebliches eingewendet werden könnte." So weit Prem.

Daß die Begebenheit sich so ereignet haben kann, wie die genannten vier Gedichte sie mittheilen, ist nicht zu bezweifeln, da sie nichts Unwahrscheinliches enthält und nach der ersten Relation den Geraern von einem glaubwürdigen Manne erzählt und von einigen bestätigt, nach der zweiten von den Emigranten selbst mitgetheilt wurde. Merkwürdig ist aber, daß, wie Prem S. 146. zuerst bemerkt hat, weder im Oettingischen noch sonst irgendwo ein Städtchen Altmühl oder Alte Mühle existirt. Ist vielleicht das im Oettingischen gelegene Dorf Allerheim mit dem Flusse Altmühl verwechselt worden?

Zu Seite 79 des Archivs sei noch bemerkt, daß der Schillersche Geisterseher seinem Inhalte nach von Morrell in seinem Geisterseher: „Aus den Memoiren des Grafen von O. Leipzig 1833. 3 Thle." aufgenommen und nebst der Grävenitzschen Unglücksperiode zu einer geschickt angelegten Schilderung jesuitischer Umtriebe verarbeitet ist. Die betreffenden historischen Data sind dort aus den Quellen zum Theil ausführlich beigebracht.

Die Macaronische Poesie in sprachlicher Hinsicht.

Vom ästhetischen Standpunkte aus ist die Macaronische Poesie blos als Carrikatur zu betrachten, als ein Auswuchs und ein Produkt gelehrten Muthwillens, es ist das Charivari des Humanisten. In linguistischer Hinsicht hat sie einige Bedeutung. Die Grammatiken und Wörterbücher geben nicht die mindeste Auskunft darüber, weil sie den Sprachforschern bisher nur als ein Jargon ohne Zweck und Regel erschienen ist. Die Macaronische Poesie darf als integrirender Theil der Linguistik betrachtet werden. Das System ihrer Bildung gibt uns Auskunft über die Art und Weise, wie sich die romanischen Sprachen gebildet haben. Ihr Verfahren ist das entgegengesetzte von dem Verfahren dieser letzteren; sie ist die Parodie der gewöhnlichen Sprache.

Die ursprünglichen französischen, italienischen und spanischen Sprachen sind zwar im Lateinischen untergegangen oder vielmehr durch diese belebt, aufgefrischt und erneuert worden, doch so, daß das lateinische Wort in jedem Lande nach den Gesetzen der Landessprache umgestaltet wurde; so wurde aus Civitas, Ciudad, Citta, Cité. Hier giebt also das Latein das Wurzelwort, und die Flexion wird aus der gewöhnlichen Sprache entlehnt. Die Macaronisten machen es gerade umgekehrt, sie entlehnen ihre Wörter der gewöhnlichen Sprache und hängen eine lateinische Endung an, die sie nach den Regeln der lateinischen Sprache flektiren. Auch die Construction ist dieselbe; die Macaronische Poesie schafft einen lateinischen Satz mit unlateinischen, und blos der Form nach latinisirten Ausdrücken, während die romanischen Sprachen unlateinische Sätze mit lateinischen Vokabeln bilden.

Leider reichen die ältesten macaronischen Gedichte nicht über das sechszehnte Jahrhundert hinaus; sie stammen also aus einer Zeit wo die romanischen Sprachen schon so weit in ihrer Ausbildung vorgerückt waren, daß die macaronischen Dichter selbst in der gewöhnlichen Sprache fast nur noch Wörter mit lateinischer Wurzel fanden. Daher sind ihre Produkte in einem barbarischen Latein geschrieben und wimmeln von Idiotismen. Wären sie in einem frühern Jahrhundert entstanden, als die Quellen der neuen dem Römischen nachgebildeten Sprachen näher lagen, so würden sie die wichtigsten Dokumente über die Geschichte der neuern Sprache, ihre Umgestaltungen und Fortschritte sein. So wie sie sind, verdienen sie immer noch die Aufmerksamkeit des Linguisten, durch die Menge Archaismen und origineller und charakteristischer Ausdrücke und Wendungen, die man sonst nirgends findet. Die Philologen des 16. und 17. Jahrhunderts haben sich wenig damit befaßt.

Molière war ein großer Meister auch in dieser Sprache; die große Ceremonie im malade imaginaere, wo dieser zum Doktor creirt wird, hat sehr rgötzliche Stellen:

Savantissimi doctores,
Medicinae professores,
Qui hic assemblati estis,
Et vos altri messiores
Sententarium facultatis
Fideles executores,

Chirurgiarii et apothicarii,
Atque tota compania aussi,
Salus, honor et argentum
Atque bonum appetitum.

Eins der ältesten und interessantesten macaronischen Gedichte führt den Titel: Recitus veritabilis super terribili Esmeuta Paysanorum de Ruellis. Der Verfasser nennt sich Samon Faillyona. Der wahre Name ist Frey. Wer war dieser Frey? Wir wissen es nicht und haben nirgends eine Spur von dem genannten Manne gefunden, der aber nach einigen Stellen des Gedichtes zu urtheilen, dem geistlichen Stande angehört zu haben scheint.

Der Inhalt des Gedichtes ist kurz dieser: Rueil ist ein Städtchen bei Paris, es liegt in einer weinreichen Gegend. Die Einwohner hatten von jeher das Recht, ihre Weine zu Hause zu verkaufen, statt, wie andere Weinbauer, ihr Produkt nach Paris zu führen, und daselbst auf dem Grève Platz feil zu halten. Dieses Recht sollte ihnen durch einen Parlamentsbeschluß genommen werden, gegen welchen sich die Paysani auflehnen. Sie liefern den Reitres einige Gefechte, in denen letztere den kürzeren ziehen. Leider schließt das kleine in Herametern geschriebene Gedicht mit der Niederlage der letzteren, ohne daß man über das Ende der Streitigkeit belehrt wird.

Der Anfang ist ganz im epischen Style:

Archeros pistoliferos, furiamque manantum
Et grandem esmeutam, quae inopinum facta Ruellae est.
Toxinumque alto troublantem corda clochero
\- - - - - - - hardito carmine dicam.

Hierauf folgt die Invocation der Musen:

Musae nudipedes, seu vos ad littora Chatou
Gardetis vaccas, seu dejeunetis in agris
Dicite, cur animis tantae vegneronibus irae.

Chatou ist ein Ort bei Rueil in einer Ebene, wo die Kühe grasen. Auffallend ist der Ausdruck: Archeros pistoliferos, Bogenschützen mit Pistolen. Die Wurzeln sämmtlicher Ausdrücke sind übrigens noch heute gebräuchlich.

Eine der merkwürdigsten Stellen ist folgende, wo die Rueiller Bauern die gegen sie abgesandten Truppen anreden:

Louangem vero grandem grandemque butinum
Gagnatis, quando armati domptatis inermes.
At nostrae vignae vestris sunt proïa laquayis,
Nec unum dicemus motum, et moriemur inulti?
Nos, durante ligua, contra defendimus hostem;
Jamque revestiti nos, gueusi, impune tuabunt.
Non ita: per carnem testam, sanguinemque sacratum,
Non ita: per totos centum millena diablos.

Diese Stelle scheint uns für's erste wahrhaft beredt und poetisch. Vielleicht muß es manchem Leser nicht unerwünscht sein, wenn wir im Vorbeigehen anmerken, daß proïa von proie, Beute, kommt; laquayis von laquay; louangem von louange und gueusi von gueux. Was uns aber historisch wichtig scheint, ist die Erinnerung an die ligue, es ist nicht allein dadurch erwiesen, daß die Handlung in die Zeiten der ligue fällt, sondern auch sehr

muthmaßlich gemacht, daß der Verfasser zu jener Zeit lebte; Parodien werden gewöhnlich von Gleichzeitigen gemacht, zumal wenn es sich um eine so geringfügige Thatsache handelt; die ganze Geschichte konnte doch nur für Rueil und dessen damalige Einwohner Interesse haben.

Die Etymologisten haben sich mehr mit der macaronischen Poesie zu thun gemacht als die Grammatiker und Lexicographen; sie leiten das Wort von macaroni ab. Woher kommt aber macaroni? Aus einer Schwierigkeit werden auf diese Art zwei. Der gelehrte Bibliothekar Naudé leitet es sehr richtig von dem veralteten Worte macarone her, welches einen groben, ungeschliffenen Menschen bedeutet wie Coelius Rhodiginus in seinen antiquae lectiones berichtet. Daß dieses Wort zu zwei dem Anscheine nach so verschiedenen Bedeutungen gekommen ist, darf uns nicht befremden; es ist ganz natürlich, daß man das Kauderwelsche mit einer aus verschiedenen Ingredienzien bestehenden Sprache vergleicht. So gebrauchen heut zu Tage die Franzosen die Wörter Macédoine und Potpourri in demselben Sinne. Eine Macédoine de légumes ist ein Gemengsel von allerlei Gemüsen, das man auf der Karte eines jeden Restaurateurs findet.

Die ältesten macaronischen Dichter in Italien sind Typhis Leonicus von Padua; er nennt sich auch Typhis Odarius; man verdankt ihm eine beißende Satyre auf einige Paduaner, welche sich der Magie ergaben. Vermuthlich ist Alione d'astli oder vielmehr Arione, denn dies scheint sein eigentlicher Name zu sein, noch älter als Odarius.

Beide hat Folengio verdunkelt; er ist der Homer der macaronischen Poesie; hundert Jahre nach ihm erschien der Virgil derselben, Caesar lirsinus, unter dem Namen eines Meisters Stopini. Dieser Caesar lirsinus war einer der glänzendsten und excentrischsten Geister des siebzehnten Jahrhunderts.

Unter den Franzosen ist Arena (de la Sable) der älteste; zu seinen bekanntesten und anziehendsten Produkten gehört die burleske Beschreibung des Feldzuges Karls V. in der Provence. Zu seiner burlesken Originalität kommt noch das Verdienst, daß es mehr höchst wichtige und interessante Einzelheiten erhält, als alle die Memoiren jener Zeit. Von Jean Cecile Frey haben wir bereits gesprochen; sein Recitus terribilis ist einer der anmuthigsten Späße der Art. Das Werk ist äußerst selten geworden und befindet sich in einer Ausgabe sämmtlicher Werke dieses wenig bekannten Polygraphen von Valesdens.

Ein gewisser Rev. Alf. Williams hat so eben ein höchst interessantes Werkchen, betitelt: Home sermons, each six minutes long herausgegeben. Das wäre ohne Zweifel ein rechter Prediger nach dem Herzen Yorick's oder des frère Jean von Rabelais.



I. Abhandlungen.

Ueber Goethe's Bearbeitung von Shakspeare's Romeo und Julie.

Die Bühnenbearbeitung von Shakspeare's Romeo und Julie, welche Goethe im Jahre 1811 zunächst für das Weimarische Theater ausführte, dann aber auch an andere Bühnen versandte, hat außerhalb Weimar nicht recht greifen wollen und ist daher bald nicht blos von den Repertoirs verschwunden, sondern beinahe gänzlich vergessen worden. Man glaubte, das Manuscript sei verbrannt oder sonst verloren gegangen; aber auf E. Boas' Bitte ließ der Weimarische Theaterintendant, Baron Spiegel von Pickelsheim, Nachsuchungen anstellen, und das Stück fand sich in dem Theaterarchive wieder. Boas übergab es in seinen „Nachträgen zu Goethe's sämmtlichen Werken *)" zum erstenmale dem Drucke. Wir müssen ihm, wie manches Mangelhafte auch dieser Bearbeitung anhaften mag, für die Veröffentlichung derselben dankbar sein, wäre es auch nur, weil dadurch Goethe's Ansichten über Theatralisches und Untheatralisches, die er unter Anderm in dem Aufsatze „Shakspeare und kein Ende" flüchtig niedergelegt hat, in ein helleres Licht treten und sich an einer bestimmten Leistung auf die Probe nehmen lassen. Goethe versprach am Schluß des eben genannten Aufsatzes, die Grundsätze, nach denen er bei der Redaktion von Romeo und Julie verfahren, ein andermal weiter zu entwickeln. Es wäre gewiß von größtem Interesse gewesen, hierüber den Altmeister zu vernehmen, der ein ganzes langes Leben hindurch dem Drama und der Bühne Thätigkeit und Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Da es aber leider bei dem bloßen Versprechen geblieben ist, so ist es um so erfreulicher, an dem uns nun vorliegenden Stücke jene Grundsätze zum Theil wenigstens in praktischer Anwendung klar dargelegt zu finden. Bei einigen wenigen

*) Leipzig, 1841.

Abänderungen mag noch die Intention des Dichters dunkel und räthselhaft bleiben; in der Hauptsache wird man, wenn die von Goethe selbst im oben genannten Aufsatze und anderswo gegebenen Andeutungen zu Hülfe genommen werden, nicht länger im Zweifel bleiben können.

Das Erste, was uns an Goethe's Bearbeitung auffällt, ist eine bedeutende Verkürzung und Zusammenziehung des Shakspeare'schen Stückes, wie er denn auch selbst in einem Briefe an Zelter (vom 8. April 1811) diese Bearbeitung als einen „konzentrirten Romeo" ankündigte. War es nun vielleicht die einzige Rücksicht auf die beschränkte Zeit einer gewöhnlichen Theatervorstellung, also ein mehr zufälliges Bedürfniß, was ihn zu dieser Konzentrirung bewog? Gewiß nicht allein. Seit Goethe, von Shakspeare angeregt, im Götz von Berlichingen die Fesseln, worin sich bis dahin das deutsche Drama bewegte, gesprengt und eine durchaus geniale, aber für die Bühne zu regellose Produktion geliefert hatte, war er stufenweise von jener freien und kühnen Behandlungsweise des dramatischen Stoffes, welche alle theatralischen Forderungen als unberechtigt und nichtig verachtete, zurückgekommen. Er hatte sich nicht bloß in seinen neuen Dramen der regelmäßigern, beschränkten Form des griechischen und französischen Drama's angenähert, sondern auch später, in Verbindung mit Schiller, ältere Produktionen, eigene wie fremde, durch wiederholte Bearbeitung bühnengerechter zu gestalten gesucht. Der dramatische Dichter, so hatte sich seine Ansicht gestellt, sei zunächst, so lange er die theatralischen Forderungen noch nicht berücksichtige, Epitomator der Weltgeschichte, des Menschenlebens und der Natur, der, was in Natur und Leben an Großem und Bedeutsamem zerstreut auseinander liege, zu übersichtlichen Bildern konzentrire und dabei zugleich das innerste Leben hervorkehre und so im höchsten Sinne zu einem Interpreten der Welt und des Menschenschicksals werde. Wenn er für diese Gemälde auch die Theaterform wähle, so arbeite er doch nicht sowohl für das körperliche Auge, als für die Einbildungskraft, welcher durch jene Form ihre Operation erleichtert werde. Um aber theatralischer Dichter zu sein, müsse man Epitomator des Epitomators werden. Durch die Rücksichten nicht bloß auf die Bühnenenge, sondern auch auf das Maß der geistigen und sinnlichen Kraft der Zuschauer, auf die Eigenthümlichkeit der Nation und der Zeit werde dem Bühnendichter eine Menge von Beschränkungen und Bedingungen auferlegt, an die sich der rein dramatische Dichter nicht gerne binde, und wenn er auf die Büh-

nenwirksamkeit verzichte, nicht zu binden brauche. In Beziehung auf Shakspeare war es nun bei ihm eine feste Ansicht geworden, daß er zwar ein höchst genialer Epitomator der Natur und Menschenwelt sei, aber sich nicht dazu habe bequemen können oder wollen, zu Gunsten der Bühne, das Geschäft eines Epitomators in zweiter Potenz zu übernehmen. Die theatralischen Forderungen, behauptet er, seien ihm nichtig erschienen; in seinen Werken seien nur einzelne theatralische Momente, wie Juwelen, ausgesät, die aber durch viel Untheatralisches auseinander gehalten werden. Er billigte daher Schröder's Verfahren in der Bearbeitung Shakspeare'scher Stücke, obgleich er nicht läugnete, daß dieser bisweilen durch Weglassung einiger Scenen (z. B. der ersten Scenen im König Lear) den Charakter eines Stückes aufgehoben, und glaubte man müsse auf Schröder's Bahn fortgehen, wenn Shakspeare nicht in kurzer Zeit von der deutschen Bühne verschwinden solle. Die Richtigkeit dieser Ansichten möge einstweilen dahin gestellt bleiben; wir wollten zunächst nur zeigen, wie Goethe's Bearbeitung von Romeo und Julie mit einer tief in den Entwicklungsgang, den er als dramatischer Dichter genommen, eingreifenden Ansicht zusammenhänge.

Verfolgen wir nun näher die Art und Weise, wie Goethe hier das Geschäft eines Epitomators in zweiter Potenz geübt hat, so finden wir zwei Hauptabkürzungen am Anfange und am Schluß der Tragödie. Die letztere scheint sich auf den ersten Blick am leichtesten rechtfertigen zu lassen. Goethe hat das Stück da, wo die Haupthandlung zu Ende ist, bei Juliens Tode, mit einem ganz kurzen Monolog Lorenzo's geschlossen. Shakspeare läßt noch mehrere Wächter, sodann den Prinzen mit Gefolge, den Grafen und die Gräfin Capulet mit Begleitung, den Grafen Montague und Andere auftreten und, besonders durch Lorenzo, ihnen den ganzen Zusammenhang der Begebenheit aufklären, wodurch das Stück über den ergreifendsten Moment, über die Katastrophe hinaus noch eine Zeit lang fortgeführt wird. Hierbei erscheint es nun vor Allem bedenklich, daß Lorenzo, Romeo's Diener und des Grafen Page so Vieles wiederholen, was dem Zuschauer durchaus bekannt ist; und dieser Umstand, der unläugbar auf die Stimmung der Zuschauer erkältend einwirken muß, mag wohl vorzugsweise unsern Dichter bestimmt haben, die Scenen nach Julia's Tode ganz wegzulassen. Zelter stimmte seinem Freunde vollkommen bei. „Nach meinem Gefühle," schreibt er (am 14. April), „hatten Sie vollkommen Recht, das Stück zu schließen, wo es aus ist."

Aber Andere urtheilten anders, und die Berliner „weitmäuligen" Kritiker, wie Zelter sie zürnend nennt, nahmen Goethe's Bearbeitung sehr mit und tadelten besonders den neuen Schluß. Ob mit Unrecht, möge folgende Erwägung uns lehren. Erstens fragt es sich, ob überhaupt der dramatische Dichter den Zuschauer da entlassen dürfe, wo das Mitleid und der Schrecken ihren Höhenpunkt erreicht haben, oder ob er nicht erst die Leidenschaft bis auf einen gewissen Grad beschwichtigen und dadurch reinigen, ob er nicht das Gemüth erst der drückendsten Last des Affekts entledigen und zu freiern Regionen erheben solle. Daß ihm das Letztere obliege, möchte kaum zu bezweifeln sein. Aber hat nicht vielleicht Goethe eben dies durch den Monolog, den er dem Bruder Lorenzo in den Mund legt, geleistet? Als Julia sich erstochen hat, spricht der Mönch nach einer Pause:

Auch sie ist hin! damit bekräftigt werde,
Daß menschliches Beginnen eitel sei.
Des weisen Mannes Rath verstiebt zu Nichts
Und Thorheit sieht sich vom Erfolg gekrönt.
Das Gute wollen ist gefährlich, oft
Gefährlicher als Böses unternehmen.
Die eh'rne Pforte mög' euch hier verwahren,
Bis ich es darf den Obern offenbaren.
Glückselig der, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab so Lieb als Haß verschließt.

Ich möchte sehr zweifeln, daß diese Reflexionen geeignet seien, das Gemüth von der niederdrückenden Last des Mitleids und des Schreckens zu befreien und emporzurichten. Vielmehr scheinen die sechs ersten Verse dem niederbeugenden Gedanken an einen blindwirkenden Zufall, der die besten Absichten, die weisesten Entwürfe, das schönste Glück des Menschen zertrümmert, das Wort zu reden. Auch verklingen diese paar kalten Verse zu wirkungslos an dem Ohr des Zuschauers, der noch ganz von den Schrecknissen, die sich vor ihm begeben haben, erfüllt ist. Wie ganz anders und wie viel energischer wirkt der Shakspeare'sche Schluß der Tragödie! In dem erschütternden Eindruck, den das Geschehene auf die Eltern der Liebenden, auf den Prinzen, den ganzen nahbetheiligten Kreis, den Shakspeare um die Leiche versammelt, ja auf das gesammte Volk macht, das auf den Straßen „Romeo" und „Julia" und „Paris" ruft und im Aufruhr dem Grabmal zurennt, spiegelt sich noch einmal die ganze Größe des Unglücks ab; aber zugleich hören wir unter den grellen Schmerzenslauten die Töne hervorklingen, welche die Dissonanzen lösen. Wie durch

einen Zauberschlag umgewandelt reißt Capulet den alten, tief eingewurzelten Parteihaß aus seinem Herzen und ruft dem Todfeinde zu:

> O Bruder Montague, gib mir die Hand:
> Das ist das Leibgedinge meiner Tochter,
> Denn mehr kann ich nicht fordern.

Und Montague erwiedert:

> Aber ich
> Vermag dir mehr zu geben; denn ich will
> Aus klarem Gold ihr Bildniß fert'gen lassen.
> So lang Verona seinen Namen trägt,
> Komm' nie ein Bild an Werth dem Bilde nah
> Der liebevollen, treuen Julia.

Dadurch ist der Zuschauer mit Einem Mal über das einseitige Interesse für Romeo's und Julia's Schicksal emporgehoben; er sieht dieses Schicksal im Zusammenhang mit einem größern, wichtigern Ganzen, er erkennt in ihrem Untergange die Geburtsstätte des Glücks von ganz Verona, die Liebenden erschienen ihm als geweihte Opfer, die dem Heil ihres Vaterlandes fielen, und er wird ihnen nun, wenn auch vielleicht noch reichlichere, doch sicher minder bittere Thränen zollen. Ja, wir dürfen sogar behaupten, daß, wenn das Stück mit Juliens Selbstmord abgebrochen wird, auch der Idee der Tragödie nicht ihr volles Recht widerfährt. Fassen wir nämlich die Grundidee der Dichtung die Macht der Liebe, wie sie sich im Konflikte mit dem elterlichen Willen, im Konflikt mit Parteihaß, im Konflikt mit der größten Ungunst des Zufalls, unter allen Umständen, gegen alle Hindernisse siegreich bewährt: so leuchtet ein, daß der Shakspeare'sche Schluß einen sehr wesentlichen Theil des Stückes bildet, indem hier die Liebe ihre Macht aufs glänzendste dadurch bekundet, daß sie noch über den Leichen des liebenden Paars das Unmöglichscheinende bewirkt, die urplötzliche Umwandlung eines verjährten Grimmes in den Herzen zweier Greise zur Bruderliebe. Denn man muß den Grund dieser plötzlichen Umstimmung nicht etwa bloß in der Erkenntniß der beiden Väter suchen, daß sie durch ihren Streit sich um das Theuerste gebracht, was sie auf Erden besaßen, sondern vorzugsweise darin, daß ein Mitglied des feindlichen Hauses einem Mitglied des eigenen aus Liebe in den Tod gefolgt ist. Wie Romeo's Liebe zu Julien den alten Haß des alten Capulet überwältigt, so bahnt Juliens Liebe zu Romeo in Montague's Herz den Weg zur Versöhnung mit den Capulet's.

Nicht ganz so ungünstig, obwohl auch nicht beifällig, wird sich das Urtheil über die andere, am Anfange des Drama's vorgenommene Abkürzung stellen. Shakspeare eröffnet das Stück mit der Darstellung eines Streits zwischen den beiden Parteien, deren alter Hader Verona's Ruhe stört; und die Dazwischenkunft des Prinzen gibt Veranlassung, den Zustand der Stadt zu schildern. So führt der Dichter zuerst den Hintergrund seines Gemäldes aus, der nun, nachdem er einmal so lebhaft dem Zuschauer vergegenwärtigt worden, im ganzen Verlauf des Stückes seiner Phantasie vorschweben wird. Wir lernen gleich den zitternden, gefahrdrohenden Boden kennen, auf dem das die Macht der Liebe verherrlichende Prachtgebäude aufgeführt werden soll und werden so vornherein in eine tieftragische Stimmung versetzt. Goethe hat diese Scene gestrichen und die Tragödie mit dem Gesang eines Dieners aus Capulet's Hause begonnen:

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran,
Hell sei das Haus!
Ehret die mächtige
Feier mit Tanz und Schmaus!
Capulet der Prächtige
Richtet sie aus.
u. s. w.

Abgesehen davon, daß dieses an Stellen aus dem zweiten Theil des Faust erinnernde Lied ganz aus dem Tone der Shakspeare'schen Tragödie fällt und zumal sich nicht im Munde eines Shakspeare'schen Bedienten paßt: so ist der Hauptübelstand der, daß uns der Hintergrund des tragischen Bildes, das durch Parteihaß aufgewühlte Verona nicht lebhaft vorgeführt wird. Die Kollision, in welche die Liebe mit diesem Parteihaß kommt, ist ja einer der wichtigsten Konflikte der Dichtung, und so durfte auch neben dem Bilde der Liebe das Gegenbild jenes Hasses nicht fehlen. Goethe hat dies nun auch keineswegs verkannt, und daher das Weggefallene durch spätere Einschiebsel zu ersetzen gesucht. Er läßt schon gleich in der zweiten Scene Romeo im Gespräch mit Benvolio den Zustand Verona's in einigen Versen schildern:

Vermehre nicht die Spannung, die schon lange
Die Häuser Capulet und Montague
Mit eh'rnen Armen auseinander hält,
Erneue nicht den Zwist, der dreimal schon
Aus einem Nichts, aus luft'gem Wort erzeugt,
Den holden Frieden unsrer Stadt zerrüttet.
u. s. w.

Besonders aber hat Goethe zu diesem Zwecke ein Gespräch des Prinzen mit Mercutio auf dem Maskenball bei Capulet (Sc. 8.) hinzugedichtet, worin Mercutio mit gutem Humor die Rauffsucht und Schmarrenlust der jungen Veroneser schildert. Allein diese epischen Einschiebsel bilden doch nur einen schwachen Ersatz für das lebenvolle dramatische Gemälde im Anfange des Shakspeare'schen Stückes; sie machen lange nicht den tiefen nachhaltigen Eindruck, wie das leiblich Angeschaute. Was hat nun wohl unsern Dichter bestimmt, jenes lebendige Bild in referirende Expositions-Scenen zu verwandeln? Für untheatralisch konnte er den Shakspeare'schen Anfang nach seiner eigenen Definition des Theatralischen unmöglich halten; denn er erklärt „das für die Augen Symbolische" als das ächt Theatralische. Nun aber stellt ja eben jener einzelne Zusammenstoß der Parteien den gesammten Zustand Verona's symbolisch dar. Es bleibt daher wohl nur die Annahme übrig, daß Goethe durch seine mit den Jahren zunehmende Vorliebe für die Konzentrirung des Drama's auf wenige Personen, wie auf eine beschränkte Zeit und Oertlichkeit zu jener Abänderung geführt worden ist. Er glaubte ohne Zweifel, es müsse die Aufmerksamkeit, die ganze sinnliche und geistige Kraft des Zuschauers zusammengehalten und nicht auf eine breite und reiche Welt äußerlicher Erscheinungen zersplittert werden, damit sie um so ungetheilter sich dem Innerlichen, der Seele der Dichtung zuwenden könne.

Einigen weitern Abkürzungen, die Goethe innerhalb des Stückes vorgenommen, wird man vielleicht weniger seine Zustimmung versagen. So scheint es ganz angemessen, daß in dem Gespräch zwischen der Gräfin Capulet, Julia und der Wärterin (bei Shakspeare I, 3, bei Goethe I, 5) die anstößigen Zweideutigkeiten der Letzten ganz weggeschnitten worden; ob aber darum ihre Rolle so sehr zusammengezogen werden, ob ihr auch die komische Geschwätzigkeit, überhaupt die am meisten charakteristischen Züge genommen werden mußten, ist eine andere Frage. Goethe scheint mir gerade über diesen Charakter und über den des Mercutio am aller befangensten in seinem Urtheil gewesen zu sein. Er meint, durch diese beiden komischen Figuren werde der tragische Gehalt der Dichtung beinahe ganz zerstört. „Betrachtet man," sagt er, „die Oekonomie des Stückes recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren, und was an sie gränzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich werden

müssen." Dies Urtheil zeigt hinlänglich, wie Göthe in seinen spätern Jahren sich in der Abneigung gegen die freiere Shakspeare'sche Form des Drama's einem Extrem näherte, wo er in Gefahr kam, den Werth der unvergleichlichen Werke des großen Briten weit unter Gebühr anzuschlagen. Eine solche „folgenrechte, Uebereinstimmung liebende Denkart" mußte in allen Shakspeare'schen Stücken ohne Ausnahme sich fast auf jedem Schritte verletzt fühlen. Fast überall mischt er ja komische und tragische Elemente; aber was er versteht sich so zu mischen, daß der poetische Gehalt eher gesteigert, als vernichtet, und jedenfalls die ästhetische Wirkung erhöht wird. Seine Tragödien werden dadurch nicht bloß ein treueres Abbild des Menschenschicksals und der Welt, die auch „mit einem Auge lacht, wenn sie mit dem andern weint;" sondern die pathetische Anspannung wird auch gerade so weit gemildert, daß der Zuschauer die zum wahren ästhetischen Genusse erforderliche Gemüthsfreiheit behält.

Besonders auffallend ist die Verkennung von Mercutio's Charakter, die sich in der oben angeführten Stelle ausspricht: „Mercutio ist," wie Heyse*) mit Recht sagt, „eine Gestalt von der großartigsten Komposition. Sein Standpunkt ist die humoristische Weltanschauung, welche alles Endliche auflöst, da es der Idee nicht entspricht und doch den Schein der Selbstständigkeit behauptet. Weil bei einer solchen Weltanschauung selbst das Leben nur einen geringen Werth haben kann (obgleich nicht etwa ein sehnsüchtiges Verlangen, es als eine lästige Bürde abzuwerfen), so ist es natürlich, daß selbst im Momente des Todes der Charakter einer erhabenen Heiterkeit nicht aufgegeben wird. Es ist ferner begreiflich, daß auf diesem Standpunkt von einem Pathos nicht die Rede sein kann, da das Pathos eine Hingebung an ein einziges und ausschließliches Interesse ist, wogegen Mercutio durch seinen Humor vielmehr jedes einseitige Interesse auflöst." Eine nothwendige Folge der Verkennung des humoristischen Charakters in Mercutio war es, daß dessen Erzählung von der Frau Mab unserm Dichter als ein phantastischer Auswuchs erscheinen und daher seinem kritischen Messer fallen mußte. „Und doch ist eben dieses Mährchen," wie Rötscher gewiß mit Recht behauptet, „die Spitze seiner humoristischen Lust. In ihr wirft Mercutio, wie in eine Retorte, den ganzen Umfang aller zeitlichen und endlichen Zwecke,

*) Vorträge über ausgewählte dramatische Dichtungen Shakspeare's, Schiller's und Goethe's (Halberstadt, 1844).

Interessen, Mühen und Sorgen, um sie durch das Feuer seines Humors zu schmelzen. Die Erzählung ist daher eine Art Läuterungsprozeß alles Vergänglichen, mit Ernst verfolgten Mühens und Sorgens, in welchem sich der Mensch in die Eitelkeit des Lebens einhaust, ohne die Nichtigkeit seiner Zwecke und Interessen zu ahnen."

Die bedeutendste Abkürzung, außer den bereits erwähnten, ist die Weglassung der ganzen letzten Hälfte des Shakspeare'schen vierten Aufzuges (von Sc. 4 an). Hier war es ohne Zweifel wieder der grelle Kontrast des Tragischen und Komischen, was dem Gefühl des deutschen Dichters widerstrebte; und in der That bildet auch der heftige Schmerz der Eltern Julia's und des Bräutigams Paris um die Todtgeglaubte mit den Witzen des Bedienten und der Musikanten eine schneidende Disharmonie. Wenn Goethe diese Disharmonie dem deutschen Gefühl und dem Geschmack unserer Zeit für unerträglich hielt, so geben wir ihm nicht ganz Unrecht, obwohl sie, von einem höhern und allgemeinern Standpunkt aus, noch wohl zu rechtfertigen sein möchte.

Indem Goethe aber so bedeutende Partien aus dem Meisterwerk des Briten ausschied, konnte es nicht fehlen, daß an manchen Stellen Lücken entstanden, die er durch eigene Produktion wieder auszufüllen suchen mußte. Hierbei hätte er nun, um seinem Geschäfte ganz gewachsen zu sein, noch die reiche und vielseitige Produktivität, die frische Geistesbeweglichkeit seiner Jugendjahre besitzen müssen, wo er eine Person, der er eine Viertelstunde zugehört hatte, einen Tag lang in ihrer eigenthümlichsten Art und Weise konnte fortreden lassen. Allein, daß dieser reiche Born versiegt war, davon hatte Goethe schon vor Jahren, bei der Bühnenbearbeitung seines Götz (1804), die deutlichsten Beweise gegeben. Er hatte, in jener Zeit schon, nicht einmal den Ton eines eigenen ältern Werkes wieder finden können, und die neugedichteten Scenen mußten auch einem ungeübtern Auge als heterogene Bestandtheile auffallen. Das Letztere findet hier nun in gesteigertem Maße statt, wie der Leser schon aus den oben mitgetheilten Proben erkannt haben wird. Gemahnen uns die einleitenden Verse mit ihren gleitenden Reimen an Partien aus dem zweiten Theil des Faust, so klingt in andern Stellen die gemessene, geziert feierliche Diktion der natürlichen Tochter an, z. B. in der Scene, wo Paris um Julia's Hand wirbt:

Zu solchem Feste ziemt ein festlich Wort.
Was sagt Ihr, edler Herr, zu meinem Werben?

Erlaubt, daß ich's hier feierlich erneue.
Kein Wunder, daß mich Juliens Glanz und Werth,
Der Allen leuchtet, mächtig an sich zieht.
Nicht rasche Neigung ist's, ein ganzes Jahr
Begleitet schon mein Auge diesen Stern.
Zwar von mir selbst bescheid' ich mich zu schweigen,
Denn Werth und Unwerth schätzet Ihr am besten;
Allein des Aeußern darf ich wohl gedenken:
Verwandt bin ich dem Prinzen, jung und reich.

Capulet.

Ein doppeltes Gefühl erreget mir
Die ehrenvolle Werbung, junger Mann.
So geht's dem Vater. Wächst die Tochter auf,
Forscht' er für sie nach einem würd'gen Gatten;
Doch kommt zuletzt der Augenblick, erscheint
Ein Jüngling, werth, sie mit sich heimzuführen:
Dann bebt das Vaterherz und schwanket sorgenvoll.
u. s. w.

Jeder fühlt sogleich, daß Shakspeare's Geist nicht in solchen Worten athmet, und besonders daß Capulet, der derbe, kräftige Alte, nicht so sich ausdrücken konnte. Noch stärker wird man an die natürliche Tochter, und geradezu an bestimmte Stellen derselben erinnert in einer andern neugedichteten Scene (Aufz. 4, Sc. 5), wo Paris Julien selbst den Heirathsantrag macht.

Wir unterlassen es, im Einzelnen die meist glücklich und geschickt gewählten Mittel nachzuweisen, wodurch Goethe das Stück der Einheit des Ortes angenähert hat, um über die veränderte Eintheilung desselben in Aufzüge noch ein paar Worte zu sagen. Hier finden wir nun schon gleich am Schluß des ersten Aufzuges die, wie mich dünkt, beifallswürdige Aenderung, daß das unvergleichlich reizende Gespräch im Garten zwischen Romeo und Julia aus dem zweiten Aufzuge des Shakspeare'schen Stückes an das Ende des ersten Aufzugs verlegt ist. Dadurch scheint mir Goethe einen doppelten Vortheil erreicht zu haben. Einmal schließt jetzt der Akt mit einer der schönsten Scenen des Stückes, die während der Zwischenpause nun im Innern des Zuschauers eine Zeit lang in lieblichen Tönen fortklingen kann. Dann treten dadurch auch die Hauptmassen der Dichtung reiner auseinander; der Herzensbund der Liebenden ist fest entschlossen, der Plan ihrer geheimen Vermählung durch Lorenzo ist entworfen und verabredet. Der zweite Aufzug versetzt uns dann auf einen ganz andern Schauplatz, zu Lorenzo in den Klostergarten, wo sich ein neuer Abschnitt der

Dichtung auch symbolisch durch den Sonnenaufgang, wie durch ein neues Metrum ankündigt:

> Der Morgen lächelt froh der Nacht in's Angesicht
> Und säumet das Gewölk im Ost mit Streifen Licht.
> u. s. w.

Goethe hat aus Shakspeare's drittem Akt die ersten Scenen, den Streit Tybalt's mit Mercutio, den Tod des Letztern und den Fall Tybalt's von Romeo's Hand, der des Prinzen Bannspruch gegen Romeo zur Folge hat, in seinen zweiten Akt herübergenommen, so daß sich in diesem Aufzuge zwei kontrastirende Gruppen gegenüberstellen; die durch Lorenzo im Geheimen vollzogene kirchliche Verbindung, und das Ereigniß, welches den die Neuvermählten trennenden Spruch des Staatsoberhauptes hervorruft. Auf eine ähnliche Weise stehen sich in Goethe's drittem Akt zwei Gruppen gegenüber. Die erste Hälfte stellt die Wirkung der Kunde von Romeo's Verbannung auf Julia, die zweite den Eindruck dieser Nachricht auf Romeo dar. Hierbei ist es wieder als ein glücklicher Umstand anzusehen, daß der in seinen ersten Versen die Tageszeit bezeichnende Monolog Julia's „Hinab du flammenhufiges Gespann u. s. w." gerade an den Anfang des Aktes fällt. Eben so glücklich war der Gedanke, den vierten Aufzug mit der Morgenscene (bei Shakspeare der fünften Scene des dritten Aufzugs), wo Romeo von Julia nach der Brautnacht Abschied nimmt, zu beginnen, so wie auch der Schluß des Aktes durch einen der prägnantesten Momente des Stückes bezeichnet ist, durch den Augenblick, wo Julie den von Lorenzo bereiteten Kräutergeist trinkt mit den Worten:

> Ich komme, Romeo, das trink' ich dir.

Weil Goethe Alles, was bei Shakspeare im vierten Akt nach dieser Stelle noch weiter folgt, ganz gestrichen hat, so konnten die Anfänge des fünften Aufzugs bei beiden coincidiren.

Fassen wir das Ergebniß aus dem Gesagten kurz zusammen, so läßt sich nicht verkennen, daß unser Dichter Shakspeare's Werk durch seine Bearbeitung überschaulicher und faßlicher gestaltet, auch dasselbe dem Geschmack und der Empfindungsweise des deutschen Theaterpublikums angenähert hat, aber eben so wenig, daß die Idee des Stückes in seiner Bearbeitung nicht mehr in ihrer vollen Reinheit und Kraft erscheint, daß er aus mehreren Figuren bedeutende, charakteristische Züge weggelöscht und einzelne heterogene Elemente in die Dichtung gebracht hat.

B.

Die Barden und ihre Eisteddfods.

(Ein Beitrag zur altenglischen Literaturgeschichte.)

Zu den ersten Pflegern der Wissenschaft in England gehören die Barden*). Ihre Eisteddfods sind den olympischen Spielen gleichzustellen, und wurden zu Caerwys in Wales abgehalten. Zahlreich fanden sich dieselben dann ein, um den Preis davon zu tragen, der in der Ehre des Sieges bestand. Nicht alle wurden hinzugelassen. Eine fürstliche Kommission bestimmte die Richter, welche ihnen eine lange Probe abzunehmen hatten. Diejenigen, welche man für fähig befand, kamen in bestimmte Klassen, worin ihnen viele Zulassungen zur Uebung ihrer Talente eingeräumt wurden. Eduard I. zeigte sich den Barden sehr abhold; allein die folgenden Fürsten waren sehr auf die Erneuerung und Verbesserung eines Institutes bedacht, welches die Manieren des Volkes leicht mäßigen konnte. Die Richter entschieden sowohl über die Kunst, als auch über den Gegenstand des Gedichtes.

Die Barden standen in großer Berühmtheit unter den celtischen Nationen: Die Germanen fühlten sich in den Schlachten durch ihre Verse, welche in einem tiefen, feierlichen Tone hergesagt wurden, angefeuert (Tacitus); unter den Gaelen besangen sie die Thaten großer Männer, besonders gefallne Helden, wie sich aus Folgendem ergibt:

> Vos quoque qui fortes animas belloque peremtas
> Laudibus in longum vates dimittis in aevum
> Plurima securi fudistis carmina *Bardi*. — Lucan.

> You too, ye bards, whom sacred rapture fire
> To chaunt your heroes to your country's lyre,
> Who consecrate in your immortal strain,
> Brave patriot souls in righteous battle slain;
> Securely now the tuneful task renew,
> And noblest themes in deathless songs pursue. — Rowe.

---

*) Siehe meine Genesis der engl. Sprache (Leipzig, bei Baumgärtner) S. 2.

Höchst wahrscheinlich waren sie schon während der Zeit des Druidismus gewissen Gesetzen unterworfen, obgleich die Geschichte keinen Beweis dazu liefert. Von Cadwaladr, dem letzten britischen Könige † 688 zu Rom, wird erzählt, daß er bei einer Versammlung mit Edeln seines Reichs, einem Barden den Gesang für immer untersagte, da sein Spiel und Gesang einen unangenehmen Eindruck gemacht habe. Nach Cadwaladr unternahm Bleddyn ach Cynfyn und Gryffydd ach Cynan eine Reform; der erste Zeitgenosse des Erobrers, der zweite König Stephans. Es wurde beschlossen, daß nur diejenigen, welche zu den Eisteddfods zugelassen wurden, dürften in dem Berufe eines Barden bleiben. Auf das Strengste war ihnen untersagt, in keine andere, als die angewiesene Provinz zu gehen; auch durch keine Nebenbeschäftigung sich zu erniedrigen. Keiner von ihnen dürfte über zehn Schilling bei irgend einer vorkommenden Gelegenheit fordern, unter der Strafe, das Ganze zu verlieren und drei Jahre von ihrem Berufe entbunden zu werden.

In späteren Zeiten nahmen sie die Fürsten unter ihren Schutz und Pflege, indem sie ihnen erlaubten, die ihnen zugetheilten Bezirke drei Mal des Jahres zu bereisen: Weihnachten, Ostern und am weißen Sonntag; und zwar ihren ganzen Bezirk einmal in drei Jahren.

Ihre Achtung nahm mit der Zeit sehr zu. Man glaubte, daß sie mit hohen Kräften begabt seien. Sie waren die mündlichen Geschichtschreiber aller vergangenen, und zwar sowohl der öffentlichen, als der Privatbegebenheiten. Sie erzählten die großen Staatsereignisse und bewahrten, gleich den Skalden der nordischen Nationen, das Andenken an zahllose Begebenheiten, welche sonst in Vergessenheit gerathen wären. Auf diese Weise kannten sie auch die Werke der vorzüglichsten Barden: Myrddyn ach Morfryn, Myrddyn Emrys und Taliesin ben Beird. Aber sie besaßen noch eine andere Gabe, welche sie besonders dem Adel theuer machte, und diese bestand darin, daß sie die vollkommnen Geschlechtskundigen waren und der Eitelkeit der Adeligen schmeichelten, indem sie die Thaten der Vorfahren, deren Geschlecht sie bis in die ältesten Zeiten leiteten, besangen. Dafür war ihnen ein gewisser Rang an des Fürsten Hofe, sowie bestimmte Belohnung, Leben und Schutz gegen Beleidigung zugesagt, wie es die alten Gesetze besagen.

Der Bardd Teulu, oder Hofbarde, nahm den achten Platz an des Fürsten Hofe ein. Die Ländereien, welche er besaß, waren

frei von Abgaben. Der Fürst übergab ihm ein Pferd und ein wollenes Kleid; die Fürstin ein leinenes. An den drei Hauptfesten saß er neben dem Haushofmeister (major domus), der ihm zum Spiel die Harfe zu überreichen hatte. An denselben Festen erhielt er die Disdain's, d. i. die Bewahrung der Haushaltgeräthe als ein Lehen.

Wenn ein Gesang gefordert wurde, so mußte zuerst der Cadeir fardd, oder der Barde, welcher das Ehrenzeichen des Stuhls*) erhalten hatte, auftreten und ein Lobgedicht zu Ehren Gottes singen. Darauf sang ein Andrer eins zur Ehre des Fürsten. Wenn dies vorüber war, so mußte der Teuluwr, oder der Barde der Halle, einen andern Gegenstand besingen.

Verlangte die Fürstin, nachdem sie sich in ihre Zimmer nach Tische zurückgezogen hatte, einen Gesang, so mußte der Teuluwr vor Ihrer Hoheit mit sanfter Stimme singen, damit er nicht die Musikanten in der Halle störe. John Dafydd Rhys sagt, daß der Gegenstand den Tod hätte betreffen müssen. Wotton hingegen behauptet, daß nicht der Tod (angau), sondern ein anderer Gegenstand als der schon besungene (amgen) zur Aufgabe für den Gesang gefordert worden sei.

Ging der Barde mit des Fürsten Dienern auf einen Raubzug und sang vor ihm seine begeisternde Dichtung, so gab man ihm die beste Färse von der Beute. Stellte sich die Kriegsmannschaft in Schlachtordnung, so war er verpflichtet, an ihrer Spitze das Lob des britischen Königreichs zu besingen, um sie an ihr Anrecht und an das ganze Königreich zu erinnern. Die Fürstin überreichte ihm einen goldnen Ring. Seine Wohnung wurde ihm beim Haushofmeister überwiesen. Wenn er aufgefordert war, mit andern Barden zu singen, erhielt er zur Auszeichnung eine doppelte Belohnung.

Wenn der Barde um eine Gunst bei dem Fürsten bat, so mußte er eins von seinen Gedichten singen; wenn er einen Edelmann um solches bat, drei; und wenn er eine gemeine Person ansprach, hatte er so lange zu singen, bis er sich auf seinen Ellenbogen stützen mußte, oder in Schlaf verfiel. Wahrscheinlich fielen sie Andern oft beschwerlich, weßhalb sie eines solchen Zaums bedurften. Dennoch standen sie in hoher Achtung. Ihr Gwerth**),

*) In früherer Zeit galt es als besondere Auszeichnung, Jemand einen mit einer Lehne versehenen Stuhl anzubieten.

**) Wotton, Leges Wallicae, 37.

oder die Kost für ihren Unterhalt, wurde auf 126 Kühe, und eine ihnen angethane Beleidigung auf sechs Kühe und 126 Pence abgeschätzt.

Das Brautgeld (Merch-Gobr) seiner Tochter betrug 120 Pence; ihr Hochzeitsgeschenk (cowyll, argyffreu) 30 Schilling; und ihre Mitgift drei Pfund. Es ist merkwürdig, daß der Pencerdd Gwlad, oder der Vorsteher der Fakultät, zu dem Brautgelde der Töchter aller Untergeordneten der Gesellschaft in dem Distrikte berechtigt war, welche 24 Pence bei ihrer Heirath zahlten.

Der Pencerdd gehörte nicht zu den Hofbeamten; nahm jedoch vorkommenden Falls den zehnten Rang ein. Auch er hatte sein Land frei, mußte aber mehr singen als der Hofbarde. Nur mit seiner Erlaubniß durfte gesungen werden. Seine Ermordung bestrafte man mit 126 Kühen; eine ihm angethane Beleidigung mit sechs Kühen und 126 Pence. Jeder der Hauptbarden mußte von seinem Herrn, und zwar der erste eine Harfe, der zweite eine Leier (crwth), der dritte eine Pfeiffe erhalten, welche Gegenstände nach ihrem Tode zurückgegeben werden mußten. Des Fürsten Harfe schätzte man auf 120 Pence; die des Pencerdd eben so hoch; die eines Gentleman's auf 60 Pence.

Eine Kommission zur Abhaltung eines Eisteddfods zu Caerwys im Jahr 1568 war noch im Besitz einer silbernen Harfe, die jedes Mal der Vorsteher der Barden in Gebrauch nahm. Dieses Ehrenzeichen war mit neun Saiten (nach der Zahl der Musen) bezogen. Diese Kommission ist die Letzte gewesen, welche verstattet wurde. Folgender Brief von der Königin Elisabeth schreibt die Ordnung vor; und ich setze ihn im Originaltexte her, da er die englische Sprache damaliger Zeit zugleich charakterisirt.

Ellizabeth, by the grace of God, of England, Fraunce, and Ireland Quene, defendor of the fayth, etc. to our trustie and ryght wel beloved Sr Richard Bulkley knight, Sir Rees Gruffith knight, Ellice Price esquio^r, Doctor in cyvill lawe, and one of our counsail in our marches of Wales, William Mostyn, Jevan Lloyd of Yale, Ihn Salusbury of Ruge, Rees Thomos, Maurice Wynne, Willm Lewis, Peres Mostyn, Owen Ihn ap Ho^ll Vaughan, John Willm ap John, John Lewis Owen, Moris Gruffyth, Symound Thelvall, Ellice ap Wm Lloyd, Robt Puleston, Harry Aparry, William Glynne, and Rees Hughes, esquio^rs, and to every of them, greating. Wheras it is come to the knowledge of the lorde president and other o^r said counsail in o^r marches of

Wales, that vagraunt and idle psons, naming themselfs mynstrells, rithmors, and barthes, are lately growen into such an intollerable multitude wthin the principalitee of Northwales, that not only gentlemen and others, by theire shameles disorders, are oftentimes disquieted in theire habitacons; but also thexpert mynstrells and mucisions in toune and contry therby much discouraged to travail in thexercise and practize of theire knowledge; and also not a litle hyndred in theire lyvings and pferm^{ts}. The reformac̄on wherof, and the putting of these people in ord^{r}, the said lorde president & counsail have thought verey necessarye, and knowing you to be men both of wysdome and upright dealing, and also of experience and good knowledge in the scyence, have apointed and authorized you to be comissioners for that purpose. And forasmuch as o^{r} said counsail of late, travayling in some pte of the said principalitee, had pfect understanding or credible report, that thaccustomed place for thexecuc̄on of the like comssyon, hath bene hertofore at Caroyes in our countie of Fflynt; and that William Mostyn esquio^{r}, and his ancest^{rs} have had the gyfte and bestowing of the sylver harpe apptayning to the cheff of that facultie, and that a yeares warning at the least hath bene accustomed to be geaven of thassembly and execuc̄on of the like commissyon. Our said counsail have, therfore, apoynted thexecuc̄on of this commissyon to be at the said towne of Caroyes, the Monday next aft^{r} the feast of the blessed Trynitee, wch shall be in the yeare of o^{r} Lorde God 1568.

And therfore we require and comand you, by the aucthoritee of these psents, not only to cause open pclamac̄ons to be made in all ffayo^{rs}, m^{r}ketts, townes, and other places of assembly wthin our counties of Anglize, Carn^{r}von, Meyryonneth, Denbigh, and Fflynt, that all and ev^{ry} pson and psons that entend to maynteigne theire lyvings by name or color of mynstrels, rithm̄rs, or barthes, wthin the Talaith of Aberffowe, comphending the said fyve shires, shal be and appeare before you the said daye and place, to shewe their learnings accordingly: but also that you, XX^{tie}, XIX^{en}, XVIII^{en}, XVII^{en}, XVI^{en}, XV^{en}, XIIII^{en}, XIII^{en}, XIIe, XI^{n}, X^{en}, IX, VIII, VII, or VI of you whereof youe, Sr Richard Bulkley, Sr Rees Gruffith, Ellice Price, and Wm Mostyn, Esquio^{rs}, or III or II of you, to be of the nomb^{r} to repayre to the said place the daye aforsaid, and calling to you such expert men in the said facultie of the

Welshe musick, as to you shall be thought convenient to pceade to thexecucon of the pmiss[s], and to admytt such and so many as by your wisdomes and Knowledges you shall fynde worthy into and und[r] the degrees heretofore in semblable sort, to use exercise and folowe the scyences and facultes of theire pfessyons in such decent ord[r] as shall apptaigne to eche of theire degrees, and as yo[r] discrecons and wisdomes shall pscribe unto them, geaving straight monycons and comaundm in o[r] name and on o[r] behalf to the rest not worthy that they returne to some honest labo[r] and due exercise, such as they be most apte unto for mayntenaunce of their lyvings, upon paine to be taken as sturdy and idle vacaboundes' and to be used according to the lawes and statutes pvided in that behalf, letting you wyth o[r] said counsaill look for advertisem[t] by due certificatt at your handes of yo[r] doings in thexecucons of the said pmiss[s]. For seeing in any wise that upon the said assembly the peas and good order be observed and kept accordingly, assertayning you that the said Will[m] Mostyn hath pmised to see furnyture and things necessary pvided for that assembly at the place aforsaid. Geven under o[r] signet at o[r] citie of Chester the XXIII[th] of October, the nynth yeare of o[r] raigne.

Signed her Hignes counsaill, in the m[r]ches of Wales.

Den 26. Mai wurde denn ein Eisteddfod abgehalten, wobei ernannt wurden: Vier zu Hauptbarden, sieben für die erste, drei für die zweite Klasse, und drei zu Novizen in der Vokalmusik; für die Musik auf der Harfe: Drei als Hauptbarden und Lehrer, fünf als Hauptbarden (durften jedoch nicht lehren), vier für die erste Klasse, fünf für die zweite, und drei als Novizen; für die Musik auf der Leier (crwth, Crott): zwei als Hauptbarden und Lehrer, vier als Hauptbarden (durften nicht lehren), einer für die erste, sieben für die zweite Klasse, und vier Novizen.

Es muß bemerkt werden, daß Spieler auf der Leier mit drei Saiten, Trommelschläger und Pfeiffer zu den unedlen Spielleuten gehörten. Sie erhielten daher nicht die Erlaubniß sich niederzusetzen und bekamen nur einen Pfennig für ihre Bemühung.

In dem Folgenden wollen wir die verschiedenen Grade näher angeben, deren vier bei den Dichtern und fünf bei den Musikern unterschieden wurden.

Zur niedrigsten Klasse, welche eigentlich die Kandidaten oder die zu Prüfenden umfaßte, gehörte der sogenannte „niedrigste

Schüler" (Y Dysybl Yspâs), und hatte die Verpflichtung, die Zusammenziehung von fünf Arten Englyns zu verstehen, und diese bei einem Pencerdd zusammenzusetzen, der dann auf sein Gewissen erklären mußte, daß der Geprüfte ein wirklich dichterisches Genie besaß. Darauf wurde ein solcher

Dyscybl Dyscyblaidd, Discipulus disciplinabilis. Jetzt erhielt er einen Rang, aber er mußte 12 verschiedene Versarten verstehen und zu jeder einen Beweis durch eigne Dichtung liefern. Erreichte er in drei Jahren nicht den nächsten Grad, so wurde er degradirt. Hatte er Glück, so trat er in den Grad eines

Dyscybl Penceirddiaidd, oder Kandidat des Grades eines Pencerdd, wo er die Eigenthümlichkeit der Ausdrücke und die verschiedenen Versmaße verstehen und in 21 Versarten dichten mußte. Kam er in drei Jahren nicht dahin, daß er durch sein eignes Verdienst den nächsten Grad erlangte, so fiel er in den Rang des Vorigen zurück. Im andern Falle wurde er

Penbardd oder *Pencerdd*, d. h. Haupt des Ranges. Gehörte er diesem Range an, so mußte er in jedem Theile seiner Kunst vollkommen sein. Er erhielt dann den Orden der silbernen Harfe oder den einer goldenen oder silbernen Kette, welche er auf seiner Schulter trug. Mit größter Feierlichkeit setzte man ihn auf einen prächtigen Stuhl, der einen Theil der Ausstattung (furnyture) ausmachte, welche im Patente erwähnt ist. Darauf erhielt er seinen Grad und bekam den ehrenvollen Namen eines Cadeirfardd, auch Bardd cadeiriawg.

Hinsichtlich der Instrumentalmusik fanden fünf Grade statt, welche von der andern Fakultät sich nur in den beiden untersten unterschieden: 1) Der Dyscybl yspas heb râdd, oder gradlos; 2) Dyscybl yspas graddawl, oder im Grade stehend; 3) Dyscybl dyscyblaidd; 4) Dyscybl penceirddiaidd; 5) Pencerdd. Diese, gleich den andern, wurden nach ihren respektiven Verdiensten in ihren Wissenschaften aufgenommen. Nur ein Pencerdd durfte lehren.

Es hatten die so berechtigten Pencerdds die Erlaubniß, unter gewissen Beschränkungen zu singen oder zu spielen. Nach den Gesetzen der Fürsten wurde besondere Rücksicht auf ihre Sitten genommen: Sie durften weder Zänker, noch Vagabonden, noch Bierhausbesucher, noch Säufer, keine Schreier, keine whore-hunters, noch Diebe, noch Gesellschafter solcher Leute sein. Ließen sie es in solchen Stücken an sich fehlen, so berechtigte Jedermann das Gesetz, einen Beamten abzugeben, sie gefangen zu nehmen und zu

bestrafen, ja selbst Alles von ihnen zu nehmen, was sie bei sich hatten.

Sie durften skandalöse Worte weder in öffentlichen noch in Privatgesprächen gebrauchen. Witzeleien, Verkleinerung Anderer, Lügen, oder deren Verbreitung, war ihnen unter Verpönung von Geld oder Einsperrung verboten. Auch durften sie Niemand ohne seine Erlaubniß besingen, noch in irgend Jemandes Haus eintreten, wenn sie nicht erst Erlaubniß eingeholt hatten.

Jeder Penbard oder Pencerdd konnte für eine gewisse Zeit Schüler aufnehmen, doch nie mehr als Einen zu einer Zeit. Jeder mußte die Fastenzeit bei seinem Lehrer zubringen, wenn er nicht seinen Grad verlieren wollte; es sei denn, daß er durch Krankheit oder Gefängniß daran verhindert wurde. Er mußte jede Dichtung seinem Lehrer zeigen, ehe er sie öffentlich absingen durfte. Da, wo bereits die cler y dom, d. i. Bänkelsänger und Musikanten ihrem Berufe nachgingen, durften sie nicht hin. Sie hatten die Verpflichtung, einen Monat vor jedem Feste ihre Reisewege resp. Lehrer anzugeben, damit sich nicht zu Viele an einem Ort versammeln möchten. Einen Mann, welcher jährlich 10 Pfund Abgaben bezahlte, konnte nur Einer besuchen; wer 20 Pfund abgab, konnte von Zweien besucht werden 2c. Jeder Lehrer hatte die Verpflichtung, eine Abschrift dieser Vorschriften bei sich zu haben, um sie seinen Zöglingen zu zeigen und einzuprägen, wenn sie in der Fastenzeit zu ihm kamen, um unterrichtet zu werden.

In dem Hause, in welches sie zur Zeit der Kirmeß kamen, mußten sie bleiben, so lange das Fest währte; es sei denn, daß der Hauswirth es gestattete, oder daß sie von einem Andern eingeladen würden. Wanderten sie von Haus zu Haus, so nahm man an, daß sie Vagabonden wären, und sie verloren ihre clera (ihren Bezirk). Wenn sie sich berauschten, ging ihnen ihre Besoldung verloren; und wenn sie violated the chastity of wife or maid, traf sie Geld- und Gefängnißstrafe und sie verloren sieben Jahr ihre clera.

Ihre Besoldungen waren festgestellt. Ein Dyscybl dyscyblaidd erhielt für den Vortrag eines Stückes 3 s. 4 d. Ein Dyscybl Penceirddiadd erhielt dafür 6 s. 9 d. Sein Lehrer, der Pencerdd, erhielt nicht mehr; doch schenkte ihm der Hauswirth gewöhnlich ein Kleid oder etwas Aehnliches. Die Minstrels erhielten dieselben Belohnungen; ein Dyscybl yspas graddawl nur 1 s. an jedem der Hauptfeste; ein Dyscybl Dyscyblaidd zu derselben Zeit 2 s. und ein Dyscybl penceirddiadd 3 s. 4 d. Der Pencerdd

der Minstrels erhielt einzelne Geschenke, sowie von jedem ganzen Acker seines Distriktes 1 Pfennig.

Der Pennbardd und Penncerdd besuchten bei ihren Umgängen nur die Häuser der Adeligen. Wenn sie in die Häuser gemeiner Leute gingen, sah man dies als Erniedrigung an, und sie konnten bei ihnen nur die Belohnung eines gewöhnlichen Spielmannes (clerwr) beanspruchen, zu dessen Amt es gehörte, die Häuser gemeiner Leute zu besuchen.

Zu den Letztern zählte man Personen, die an irgend einer Körperschwäche litten, Lahme, Blinde, aber auch die niedrigsten Klassen der Barden.

Keine öffentliche Feierlichkeit, kein großes Fest, keine Hochzeit konnte ohne die Anwesenheit der Barden gehörig gefeiert werden. Ein ehrenvoller Wetteifer entstand unter ihnen, und für den Würdigsten wurden Belohnungen ausgesetzt. Im Jahr 1176 stellte der Lord Rhys, Fürst von Südwales, ein großes Fest um Weihnachten an, weil er sein neues Schloß zu Aberteifi vollendet hatte. Jahr und Tag vorher ließ er dies in ganz Britannien bekannt machen. Groß war der Zufluß von Fremden, und sie fanden eine adelige Bewirthung, so daß Niemand unzufrieden abreiste. Alle Barden von Wales trafen ein. Auf den Stühlen sitzend, welche in der Halle für sie besorgt waren, begannen sie ihren Wettgesang. Den Barden von Nordwales wurde der Preis zuerkannt. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Hofrichter (Brawdwr Llys), ein Beamter des fünften Ranges, laut den Sieger, und erhielt von dem Barden als Gegengeschenk ein mächtiges Trinkhorn, verfertigt aus dem Horn eines Ochsen, einen goldnen Ring und das Kissen, auf welchem dieser auf seinem Stuhle saß.

Die Barden dieser Zeit begleiteten oft ihren Gesang mit der Harfe, wie sie es von alter Zeit gewohnt waren. Außer ihnen werden eine untergeordnete Art genannt: Datceiniad, welche die musikalischen Instrumente Anderer mit ihrem Gesange begleiteten. Ein Solcher stand sowohl unter dem Barden, wie unter dem Minstrel. Er mußte verstehen, eine Harfe und eine Leier zu stimmen; mußte seine Kenntniß im Spielen verschiedener Noten und Schlüssel zeigen; vollkommen erfahren sein in 24 Versmaßen des Instrumentalgesanges und mit Verstand und Melodie singen. Richtiges Lesen und korrekte Schrift war Haupterforderniß. Traf er einen falschgeschriebenen Gesang, so hatte er ihn zu verbessern, was nicht ohne *Einfluß auf die Ausbildung der Sprache* geblieben ist. Er mußte eine Harfe oder

eine Leier in einem weißen Futteral bei sich führen. Bei Tische übertrug man ihm das Vorschneiden und bei Hochzeiten die Aufwartung der Braut.

Bei dieser Gelegenheit gedenke ich zugleich noch einer Sitte. Nach ihren Hochzeitfesten setzte sich ein Pencerdd auf einen Stuhl, und ringsum standen die Barden, welche ihn zum Gegenstande fröhlicher Dichtungen nahmen. Stillschweigend mußte er zuhören, und erst am folgenden Tage die in der Halle Versammelten auf Unkosten der niedern Barden belustigen.

Ich beschließe diesen Aufsatz mit einer Beschreibung des poetischen Genius der Welschen von Michael Drayton:

'Mongst whom, some there were bards, that in their sacred rage
Recorded the descents and acts of every age:
Some with their nimble joints that struck the warbling string,
In fingerring some unskill'd, but us'd to sing
To others harp; of which you both might find
Great plenty, and of both excelling in their kind,
That as the *Stethon* oft obtain'd a victor's praise;
Had won the silver harp, and worn *Apollo's* bays:
Whose verses they deduc'd from those first golden times,
Of sundry sorts of feet, and sundry suits of rhimes.
In *Englins* some there were, that in their subject strain:
Some makers that again affect a loftier vein,
Rehearse their high conceits in *cowyths;* other some
In *owdells* theirs express, as matter haps to come.
So varying still their moods, observing yet in all
Their quantities, their rests, their ceasures metrical;
For, to that sacred art they most themselves apply;
Addicted from their birth to so much poesy,
That in the mountains, those who scarce have seen a book
Most skilfully will make, as though from art they took.

Halle.

Maennel.

Histoire du noble et très-vaillant roy Alexandre-le-Grand,

jadis roy et seigneur de tout le monde, avec les grandes prouesces qu'il a faites en son temps. (Paris chez Bonfonds, sans date.)

Nachdem nun durch die von den Freunden mittelalterlicher Literatur lang erwünschte Veröffentlichung der Alexandreis des Lambert li Cors oder li Tors *) eine Vergleichung desselben mit dem deutschen Alexanderliede Lamberts gestattet ist, liegt es zu Tage, wie unabhängig von einander beide Werke dastehn, und daß sie nichts als die Quelle der Sagen, aus der die Dichter schöpften, gemein haben. Es möchte daher nicht ohne Interesse sein, ein anderes Werk der ältern französischen Literatur genauer zu betrachten, welches in der Behandlung derselben Sagen dem deutschen Gedichte häufig näher steht, als jenes Epos des 13. Jahrhunderts. Dieses Werk ist ein in Prosa verfaßter Roman über das Leben Alexanders, welcher sich aus den im Pseudo-Kallisthenes enthaltenen Sagen hervorgebildet zu haben und bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst ein beliebtes Volksbuch geworden zu sein scheint. Es befinden sich zwei verschiedene Ausgaben desselben, beide aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aber ohne Jahreszahl gedruckt in der Sammlung alter Drucke der königl. Bibliothek zu Paris. Als der Berichterstatter sich im Jahre 1838 beide zur Einsicht ausbat, konnte nur eins derselben gefunden werden; das andere soll wörtlich mit demselben übereinstimmen.

---

*) Li Romans d'Alixandre par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay. Nach Handschriften der königl. Büchersammlung zu Paris herausgegeben von Heinrich Michelant. Stuttgart 1846.

Das Folgende ist eine genaue Inhaltsangabe dieses mit groben Holzschnitten gezierten Volksbuches.

Die Einleitung, welche sich das Ansehn gibt, die älteste Geschichte Macedoniens zu erzählen, enthält folgende Angaben:

Macedonien hieß in den ältesten Zeiten Maty, und wurde nach Macedonicon, einem Enkel Deukalions, Macedonien genannt. Die Grenzen des Reichs gingen im Orient bis zu der Gegend, die man Parma nennt. Könige des Landes waren: Thelegon, Vater des Helden Desteron, der im trojanischen Kriege kämpfte; ferner Opius, während dessen Regierung der König Darans, durch einen Orakelspruch aufgeregt; einen Eroberungszug in das Land machte. Später regierte Vuidimus, diesem folgte Pardeleon, der im Sterben erklärte, daß er Argeolon geheißen habe. Sein Sohn war Philipp, der jung starb und die Herrschaft Europas seinem Sohn Alirander hinterließ. Es gab damals einen Krieg gegen die Völker von Frace und Heleric. Das Volk von Heleric erneute seinen Angriff auf die Macedonier, da es hörte, daß diese ein Kind zum Könige hätten. Zuerst hatte es guten Erfolg, dann aber wurde es geschlagen, da die Macedonier den kleinen Alirander aus der Wiege nahmen und ihn mit sich in das Treffen führten. Nach diesem Alirander herrschte Philipp Amycas, berühmt durch seine und seines Sohnes Alirander Tapferkeit. Nachdem dieser alle Feinde seines Landes besiegt hatte, folgte ihm sein Sohn Alirander, und darauf kam die Regierung an Amycas, Enkel des Menelay. Dieser hatte mit seiner Gattin Eurydice drei Söhne: Alirander, Pardelion und Philipp, welcher letztere Vater Aliranders des Großen ist. Der junge Alirander brachte drei Jahre in Theben zu, wo er sich für die noble chevalerie ausbildete. Dieses erzählt Passavimus, der ein Kaiser und weiser Philosoph war. Als Philipp sah, daß er nicht allen seinen Feinden widerstehn könne, verglich er sich mit einigen und bekriegte die andern, besonders die Athener. Nachdem er diese durch Gewalt und List überwältigt hatte, gab er ihnen, ohne Lösegeld zu fordern, ihre Freiheit wieder. Dann ging er gegen das Volk von Syre und nahm die Stadt Barisien. Nachdem er viele Siege errungen hatte, heirathete er die Olimpias, Tochter des Königs Neptalin von Melosien. Dieses geschah auf den Rath des Sarraba, Onkel der Olimpias, der durch diese Verbindung Herrschaft über Länder zu gewinnen strebte. Nachdem Philipp die Athener und die Arcassessers unter dem Könige Aruste unterworfen hatte, starb er im Auslande. Solches erzählt Orosius.

Hier erst wird mit folgenden Worten die Geschichte Alexanders eingeleitet: Bruce ein Jakobiner-Mönch, „qui chercha toutes les histoires du monde,“ sagt, Nektanabus, König von Aegypten, habe in Gestalt eines Drachen*) mit Olimpias den Alexander gezeugt.

Die Geschichte Alexanders beginnt erst im 2. Kapitel, welches folgende Ueberschrift führt: Cy commence le livre du bon roy Alixandre, qui fut filz de Nectanabus qui jadis fut roy Degypte et de la Reyne Olimpias qui estoit femme a Philippe roy de Macedone, lequel roy Alixandre conquist tout le monde, comme vous pourrez veoir et ouyr cy apres.

Nektanabus, König von Aegypten, da ihm der Krieg von Seiten des Arcassessers, Königs der Perser, angesagt war, benutzt seine Seherkünste, um den Ausgang des Krieges zu erfahren, und da er bemerkte, daß dieser ungünstig für die Aegypter und glücklich für die Perser sein würde, so entfloh er, nachdem sein Barbier, Philipp, ihm Kopf und Bart zugestutzt hatte, heimlich mit allen Erfordernissen eines Zauberers. Die Aegypter, da sie ihren König vermissen, versammeln sich und sind, wenigstens zum Theil, geneigt, sich einen andern Herrn, der sie gegen den Feind beschützen könne, zu erwählen; da verkündet ihnen ein Seraphim, Nektanabus habe aus Furcht vor Arcassessers sein Land verlassen und werde in verjüngter Gestalt in dasselbe zurückkehren. Sobald die Aegypter dieses gehört hatten, ließen sie dem Nektanabus zu Ehren ein Bild von schwarzem Marmor verfertigen, an dessen Fuß sie die Worte des Seraphims setzten. Darauf ernannten sie einen Ritter, Pararabrion, der eine Versammlung halten sollte, in der durch Berathung ein Entschluß über das, was zu thun sei, gefaßt würde. In einer Rede erklärt er, es sei der Wille Gottes, sie eine Zeit ohne rechtmäßigen Herrn zu lassen; sie wollten daher dem Nektanabus treu bleiben, sich aber für die Zeit seiner Abwesenheit dem Perserkönig unterwerfen. Zu diesem Zwecke wurde an diesen eine Gesandtschaft geschickt, die ihm die Schlüssel der Festungen übergab. Er nahm sie an, legte Besatzungen in ihre Städte, setzte seine Burgvögte und Pächter (chastlains et baillisz) ein und kehrte nach Persien zurück.

Indessen war Nektanabus nach Macedonien gereist, wo er die Olimpias allein traf, da Philipp auf einem Feldzuge begriffen

*) Man hat schon im Mittelalter das Griechische δράκοιν, die Schlange, durch Drachen übersetzt.

war. Durch viele Beweise seiner Wahrsagekunst erwarb er sich in dem Grade ihre Gunst, daß sie ihm in ihrem Palaste ein Lager bereiten ließ. In Gestalt eines Drachens verwandelt erzeugte er hier mit derselben den Alexander; aber er trug Sorge, daß zu derselben Zeit Philipp einen Traum hatte, der ihm verkündete, daß seine Gattin von Jupiter Ammon geschwängert sei und einen Held gebären werde, der große Siege im Morgenland erkämpfen würde.

Nachdem Philipp jetzt glücklich gegen seine Feinde gekämpft hatte, kehrte er in die Heimath zurück, und da seine Gattin ihm entgegenzog, erkannte er ihren Zustand; aber er zürnte ihr nicht, sondern erklärte ihr, daß sie von einem Gotte gelitten, was sie gelitten habe.

Bald darauf, nach manchem geschehenen Wunder und nach Erscheinung desselben Drachens, den auch Philipp im Traume gesehen hatte, gebar sie unter Donner, Blitz und Hagel und indem die Nacht einzutreten zögerte und länger dauerte als gewöhnliche Nächte, einen Knaben. Philipp aber erklärte, das er ihn aufziehn wolle wie seinen Sohn und daß er mit Namen Alixander heißen solle, so wie der Sohn, den er mit einer andern Gattin hätte. Alixander aber glich weder seinem Vater, noch seiner Mutter, sondern seine Haare waren wie die eines Löwen, seine Augen waren groß, glänzend und eins verschieden von dem andern, denn das eine war schwarz, das andere grün, und ihr Blick war scharf wie der eines Löwen.

Als Alixander alt genug war, um seine Studien zu beginnen, gab der König ihm andere Kinder zu Genossen, die er bald in allen Dingen, in Kenntnissen, in der Rede, wie in Gewandtheit und Kraft des Körpers übertraf, so daß, als er erst zwölf Jahr alt war, er schon von Aristoteles die sieben Künste erlernte. In allen Dingen freute sich sein Vater, Philipp, über ihn; nur das betrübte ihn, daß er ihm nicht ähnlich sähe. Olimpias, die diesen Grund seines Kummers erkannte, theilte ihn dem Nektanabus mit, der ihn dem Einflusse eines Sterns zuschrieb und dem Alixander, auf dessen Bitte, versprach, ihm denselben während der Nacht zu zeigen. Zu diesem Zwecke gingen sie zusammen aus der Stadt; aber während Nektanabus dem jungen Alixander mehrere Gestirne erklärt, stößt dieser ihn in einen Graben, indem er ihm zuruft: „Greis, so mußt du sterben, weil es dir nicht genügt, die irdischen Dinge zu wissen, sondern du auch die himmlischen Geheimnisse beurtheilen willst, in die sich kein Sterblicher mischen soll.“

Nektanabus stirbt, indem er sich auf seine eigne Weissagung beruft, daß er durch seinen eignen Sohn umkommen mußte und Alixander für seinen Sohn erklärt. Hierauf trägt Alixander den Leichnam des Nektanabus in den Palast, wo Olimpias gleichfalls den Verstorbenen für den Vater ihres Sohnes erklärt, der ihr jetzt, weil sie ihm die Wahrheit bisher verborgen habe, die Schuld des Mordes beimißt. Olimpias sorgt für ein ehrenvolles Begräbniß des Nektanabus.

Philipp bietet jetzt seinem Sohn an, ihn zum Ritter zu schlagen, welches dieser mit Freuden annimmt. Zu dieser Feierlichkeit werden viele Ritter und Edelleute und manche seiner Altersgenossen eingeladen, und alle beeiferten sich, Alixander, dessen künftige Größe sie erkannten, Ehre zu erweisen.

Nach einiger Zeit schickte ein Fürst von Capadozien dem König Philipp zum Geschenk ein wildes Pferd von großer Güte; es hieß Bucifal und war überall mit eisernen Ketten gebunden, denn sonst hätte es alle Menschen gefressen, die es erreichen konnte, und auf dem Kopfe hatte es Hörner.

Der Bucifal wurde eingeschlossen und es wurden ihm die zum Tode verurtheilten Verbrecher vorgeworfen, die er tödtete und verzehrte. Einst trat Alixander an seinen Käfig hinan, steckte seinen Arm durch das Gitter desselben und ergriff das Pferd bei den Hörnern. Dieses setzte sich nicht gegen ihn zur Wehr, sondern streckte den Hals vor, beugte die Knie und neigte sich vor ihm, indem es ihn anblickte. Da öffnete Alixander den Käfig, setzte sich auf das Pferd und ritt an Philipps Hof. Philipp, indem er ihn erblickte, erklärte sogleich, daß Alixander sein Nachfolger sein würde; denn eine Stimme im Traum hatte ihm verkündet, daß derjenige, der den Bucifal ritte, ihm in der Regierung folgen würde. „Wenn dem so ist," sagte Alixander, „so gib mir Pferde und Leute, mit denen ich künftig dein Reich vertheidigen kann." Der König Philipp antwortete ihm: Nimm mein Pferd Bucifal und vierzigtausend goldne Spangen (cercles d'or) und nimm von meinen Leuten diejenigen, die du willst.

Zu dieser Zeit entstand ein Zwist zwischen Philipp von Macedonien und Nikolas, dem Könige der Ovidier, der einen Tribut von Philipp verlangte und behauptete, daß er einen Theil seiner Länder von ihm zum Lehn habe. Gewähre er ihm nicht, was ihm gebühre, so würde er ihn mit Krieg überziehen. Als Alixander dieses erfuhr, erbat er sich von seinem Vater die Erlaubniß, diese Angelegenheit zu beenden; zu diesem Zwecke zog er mit

seinem Freunde, dem Philosophen Ephestion, dem Nikolas entgegen und suchte ihn zu einem Vertrage zu bewegen; als dieser aber sich nicht nachgiebig zeigte und seine Vermittelung verschmähte, so wurde ein Tag zur Schlacht bestimmt und beide Theile rüsteten ihre Heere. Am Morgen begann der Kampf und dauerte mit der größten Heftigkeit bis zum Mittag, wo Alirander auf den Nikolas stieß, ihn tödtete, sein Heer in die Flucht schlug und sich seiner Krone bemächtigte. Am Tage seiner Rückkehr feierte Philipp das Fest seiner Vermählung mit einer neuen Gemahlin, Caliopater, nachdem er die Olimpias verschmäht hatte. Alirander überreichte ihm die Zeichen seines ersten Sieges, aber mit Vorwürfen über die Behandlung seiner Mutter. Da erklärte Lycas, der König würde mit Caliopater einen Sohn zeugen, der ihm ähnlich sein und nach ihm regieren würde. Als Alirander dieses hörte, ergrimmte er und warf mit einer Lanze gegen den Lycas, daß er todt niederfiel. Bei diesem Anblick zog Philipp sein Schwerdt, um seinen Sohn damit zu treffen; aber indem er auf ihn zustürzen wollte fiel er nieder und das Schwert flog aus seinen Händen. Durch diesen Vorfall war die Hochzeit gestört und Philipp mußte sich krank zu Bett legen. Wenige Tage darauf begab sich Alirander zu ihm und sprach: „Philipp, das Gesetz will nicht, daß ich dich bei deinem Namen nenne, daher spreche ich nicht zu dir wie ein Sohn zum Vater, sondern wie ein Freund: laß Gerechtigkeit deiner Gattin widerfahren, gegen die du schlecht gehandelt hast und zürne nicht über den Tod des Lycas, denn ich habe wohlgethan, ihn zu tödten, da es ihm nicht gebührte, solche Worte vor mir zu reden.“ Da er dies gesagt hatte, fingen beide an zu weinen. Alirander ging zur Olimpias und führte sie dem Philipp zu, und als dieser sie sah, umarmte er sie und versöhnte sich mit ihr.

Bald darauf kamen die Gesandten des Königs der Perser zum Philipp und verlangten von ihm den herkömmlichen Tribut; aber als Alirander sie sah, sagte er: geht und sagt euerm Kaiser, daß, da Philipp keinen Sohn hatte, seine Henne Eier legte; nun aber habe er einen Sohn, darum sei seine Henne unfruchtbar (que quand Philippe navait point filz sa geline couvait oeufz, desormais Philippe a filz pourquois sa geline e brehaigne). Ueber diese Antwort erstaunt, zogen die Gesandten fort und meldeten sie ihrem Herrn. Zu derselben Zeit kam die Nachricht, daß die Bewohner von Armenien sich gegen Philipp empört hätten; dieser schickte

seinen Sohn mit Heeresmacht gegen sie und schnell waren sie zum Gehorsam zurückgeführt und ihre Städte und Schlösser besetzt.

Während Alixanders Abwesenheit hatte Philipp einen andern Kampf zu bestehn. Pausania, Sohn des Arastes, König von Bitinien, liebte Philipps Gemahlin und begehrte sie zur Ehe; zu diesem Zwecke sammelte er ein großes Heer und zog nach Egea. Als Philipp dieses erfuhr, zog er, durch Alixanders Abwesenheit mit dem Heere fast aller seiner Truppen entblößt, mit einer kleinen Schaar dem Feinde entgegen. Von beiden Seiten wurde der Kampf mit der größten Tapferkeit geführt; da trafen um die Mittagsstunde die beiden Fürsten selbst gegen einander und nach kräftiger Gegenwehr unterlag Philipp, tödtlich verwundet, der Uebermacht seines Feindes. Die Macedonier, da sie ihren König fallen sahen, verzweifelten an dem Siege und ergriffen die Flucht. Pausania ließ sie nicht verfolgen, sondern ritt, da er keinen seiner Feinde mehr sah, in die Stadt Lom, deren Thore offen standen und in deren Palast er Olimpias zu finden hoffte. Aber sie hatte sich, mit Lebensmitteln versehen, in eine wohlbefestigte Burg geflüchtet und Pausania sah sich genöthigt, sie zu belagern.

Alixander, der nach seinem über die Armenier errungenen Siege einen Statthalter über sie eingesetzt hat, kehrt nach Macedonien zurück und trifft vor der Burg ein, in welcher man die Königin Olimpias bestürmte. Die Mutter erkennt den Sohn von fern und fordert ihn auf, sie zu befreien. Auch Pausania, der sich schon in der Stadt, die die Burg umgab, befand, erfährt bald des jungen Helden Ankunft und reitet ihm kühn entgegen; aber er fällt im Zweikampf und auch seine Leute werden geschlagen, getödtet oder gefangen genommen. Nach errungenem Siege zieht Alixander nach dem Kampfplatze, wo sein Vater gefallen ist und findet ihn noch am Leben, aber seinem Ende nahe. Bei seinem Anblicke weint er; aber als Philipp ihn hört, spricht er: „Alixander, nun sterbe ich mit Freuden, da ich dich gesund weiß und du meinen Tod gerächt hast." Indem er dieses sagt, gibt er seinen Geist auf. Alixander aber trauerte sehr, sorgte für ein ehrenvolles Begräbniß und kehrte zu seinem Palaste zurück, wo er seine Mutter tröstete, wie es dem Sohn gebührte.

Wenige Tage darauf hielt Alixander eine Versammlung seiner Leute, in welcher er sie zu neuen Kämpfen vorbereitet. „Denn," sagte er, „die edelste Sache, die der Mensch unternehmen kann, ist, die Freiheit zu behaupten, die ihm die Natur verliehen hat, oder sie wieder erwerben, wenn er sie verloren hat." Daher solle

künftig alle Furcht weichen von Macedonien, Thessalien und Tarce (Thracien), denn er werde die Feinde dieser Länder unterwerfen. Dennoch bitten ihn die alten Krieger, sie den Mühen des Kampfes zu entheben und lieber die Jünglinge, die diese leichter ertragen könnten, mit sich zu nehmen. Aber als Alirander ihnen erwiederte, daß Jünglinge zwar oft zu sterben wüßten, aber Greise die Dinge mit Ueberlegung ausführten, da unterwarfen sie sich seinem Willen und rüsteten sich, mit ihm zu ziehen.

Es war Frühling, als Alirander den Heereszug antrat und er selbst war damals zwanzig Jahr alt. Er kam zu einem Orte der Aragetes hieß, wo er einen Tempel sah, in welchem sich ein Idol befand, das die Einwohner des Landes Apolin nannten; Alirander opferte ihm, um von ihm einen Orakelspruch zu haben. Nachdem der Priester des Tempels, welcher Virgines, d. i. im Griechischen Seraphin, heißt, ihm erklärt, daß der Tag nicht günstig sei, so kehrte er am andern Tage wieder, brachte sein Opfer und wurde von Apolin angeredet: „O Herkules.“ „Du nennst mich Herkules, Apollo,“ sprach Alirander, „so ist deine Weisheit eitel.“ Er zog aus dem Tempel, unterwarf sich den Herrn des Landes, der Hylericus hieß und ging nach der Stadt Solone, wo er sich zur Seefahrt nach Italien rüstete und dahin einschiffte.

Als die Grafen und Barone Aliranders Ankunft erfuhren, bewogen sie ihn, durch reiche Geschenke an Gold, Pferden und Jagdvögeln, vom Kampfe gegen sie abzustehen und nach Afrika hinüberzufahren. Nachdem er Afrika unterworfen hatte, schiffte er sich wieder ein und gelangte zu einer Insel, Victoms, und von da zu einer andern, welche nach dem Gotte Amon genannt war, von dem ihm Nektanabus geredet hatte. In der Nähe des Tempels des Amon sah er einen Hirsch, auf den seine Leute, so wie er selber, vergeblich mit ihren Pfeilen schossen, und von der Zeit an wurde der Ort, wo sie den Hirsch gesehen hatten, Sagitaire genannt. Darauf ging er in den Tempel des Amon und brachte ihm seine Opfergaben; bestieg dann wieder sein Schiff und irrte auf dem Meere umher, bis er zum Königreich Aegypten kam, an einen Ort, den man Loffotirin nennt, wo funfzehn Städte und zwölf Flüsse waren, die da zusammenflossen, wo Alirander opferte und die Götter bat, ihm wahre Ruhe und alles was er begehrte zu verleihen. In derselben Nacht erschien ihm der Gott Seraphin im Traume und verkündete ihm auf seine Anfrage, wann er sterben würde, daß er nicht durch Gift, sondern nach vielen Mühen und Qualen umkommen würde.

Jetzt befahl Alixander, daß eine Stadt erbaut würde, die seinen Namen trüge; der Ort derselben aber wurde durch Vögel bezeichnet, die mit Fischen im Schnabel über demselben einherflogen. Dieses Zeichen erklärten die Priester von Aegypten dahin, daß die hier erbaute Stadt viele Menschen ernähren würde. Alixander, hierüber erfreut, ließ aus einem andern Orte Aegyptens die Gebeine des heiligen Hieronymus kommen und auf der neuen Stadtmauer aufstellen, um durch das Verdienst dieses heiligen Propheten die Stadt gegen Schlangen und Krokodille zu vertheidigen. Ganz Aegypten unterwarf sich ihm freiwillig; und er zog in den Palast ein, wo er die schwarze Statue des Nektanabus erblickte, den er für seinen Vater erklärte und als solchen verehrte. Von dort zog er nach Syrien, gegen Damas und Sur; und als er diese Stadt belagert hatte, schickte er Boten zu dem Bischof der Juden von Hierusalem, der Jaidus hieß. Da Jaidus Alixanders Ankunft erfuhr, ließ er alle Juden sich versammeln und befahl ihnen, drei Tage zu fasten und zu beten; dann ging er, als Alixander heranrückte, wie der Heiland es ihm im Traume verordnet hatte, mit allen Priestern, sämmtlich in weißen Gewändern, und mit vielem Volk in feierlichem Aufzuge zu dem Platze Scopolus, von dem aus man Jerusalem und den Tempel übersehen konnte und erwartete den Krieger. Als dieser die Priester in den weißen Gewändern erblickte, ließ er seine Truppen zurück und ritt ihnen allein entgegen; und als er nahe bei ihnen war, stieg er von seinem Pferde und verehrte den Heiland. Da begrüßte das Volk den Alixander und rief: „vive Alixandre.“ Jetzt zog er in Jerusalem ein, wo er nach Anweisung des Bischofs dem Mosaischen Gesetze gemäß opferte und dann die Prophezeihung erfuhr, in der der Prophet Daniel ihm den Sieg über den Perserkönig verhieß. Dafür erlaubte er den Juden nach ihrem Gesetze zu leben und erließ ihnen auf sieben Jahre den Tribut.

Einige Leute aus Sur, die nach Eroberung dieser Stadt den Händen Alixanders entkommen waren, meldeten seine Ankunft dem Daire (Darius), König von Persien. Dieser befahl ihnen, in eine steinerne Tafel sein Bildniß zu schneiden, und da er es sah, verachtete er Alixander wegen seiner kleinen Gestalt und sandte ihm sogleich einen Boten mit einem Briefe, in welchem er ihn mit der Sprache des größten Uebermuthes auffordert, seine Eroberungspläne aufzugeben und in seine Heimath zurückzuziehen. Diesen Brief erwidert Alixander, der erst die Gesandten kreuzigen lassen wollte, dann aber begnadigte, mit einem scheinbar demüthigen,

aber höchst spöttischen Schreiben, durch welches Darius aufs Aeußerste gereizt wird, so daß er sogleich Aufgebote an seine Statthalter Copinus und Antiotus sendet und sie aufforbert, ihm zu helfen, das Kind Alixander zu züchtigen, damit er es in Purpur gehüllt seiner Mutter Olimpias zuschicken könne. Da die Statthalter ihm in ihrer Antwort von Alixanders Tapferkeit und Siegen erzählten und er erfuhr, daß Alixander schon am Flusse Grenique gelagert sei, so sendet er ihm einen andern Brief, in welchem er ihn auf sanftere Weise zur Rückkehr zu bereden sucht und einen Handschuh voll Nelkensamen, der ein Sinnbild seiner zahlreichen Heere sein soll. Nachdem Alixander den Brief gelesen, steckt er den Samen in den Mund, ißt ihn auf und sagt: ich sehe, daß das Kriegsvolk dieses Landes zahlreich ist, aber es ist auch wie dieser Samen. Während er noch so sprach, kamen andere Gesandte aus Macedonien, die ihm die Nachricht von Olimpias brachten, daß sie krank sei. Sogleich schickte Alixander dem Darius einen Brief, in dem er ihm die Ursache seiner jetzigen schleunigen Abreise erklärte und bald wiederzukommen versprach; zugleich übersandte er ihm statt des Nelkensamens Pfeffer, als Zeichen, daß er ihm, wenn nicht an Zahl, doch durch die Beschaffenheit seiner Krieger überlegen sei. Bei seiner Ankunft in Macedonien fand Alixander seine Mutter schon in der Besserung, doch blieb er bei ihr, bis sie wieder von ihrem Lager aufgestanden war und eilte dann wieder in sein Lager am Grenique zurück. Hier hielt er eine Versammlung, in welcher er vorschlug, dem Darius einen Abgeordneten zu schicken, der verlange, daß er sich unterwerfe, oder einen Tag zur Schlacht bestimme. In der Nacht darauf erschien ihm im Traum der Gott Amon, in Gestalt des Merkur und in Macedonischem Gewande und ermahnte ihn, selbst als Gesandter zum Darius zu reiten, indem er ihm dazu seinen Schutz versprach. Mit dem Vorsatze, dem Befehle zu gehorchen, ritt daher Alixander am andern Morgen, mit dem Fürsten Emenidus, der zum Gesandten bestimmt worden war, aus, ließ denselben, als sie am Flusse Tigris angelangt waren, mit dem Befehle, dort seine Rückkehr abzuwarten, zurück und ritt allein in die Residenz des Darius. Dieser vermuthete nach seiner edlen Haltung und Sprache, daß er nicht der Gesandte, für den er sich ausgab, sondern Alixander selbst sei, aber führte ihn doch an seiner Rechten in den Palast, wo er ihn stattlich bewirthete. Bei Tafel bemerkten die Gäste, daß Alixander jedes Mal den goldnen Becher, in welchem der Mundschenk ihm zu trinken reichte, nachdem er ihn geleert

hatte, einsteckte und sagten dieses dem Darius, der seinen Gast um die Ursache dieses Verfahrens fragte. „Das ist," erwiedert Alixander, „so der Gebrauch in dem Hause unseres Herrn, daß diejenigen, welche zur Mahlzeit eingeladen sind, die Geräthe, aus denen sie trinken, mitnehmen, wenn sie wollen; aber dieser Gebrauch herrscht unter euch nicht, daher will ich die Becher dem Kellner wiedergeben." Während die Fürsten, die gegenwärtig waren, diesen Gebrauch lobten, erkannte einer derselben, der als Abgeordneter am Hofe Philipps gewesen war, deutlich den Alixander und erklärte dieses laut. Da stand Alixander eilig auf, entriß einem Perser, der am Ausgange des Gemachs stand, eine Fackel, die er in der Hand trug, warf sich auf sein Pferd und entkam glücklich seinen Verfolgern, die sich in der Dunkelheit der Nacht verirrten. Während Darius noch Alixanders That lobte, stürzte plötzlich ein goldenes Bildniß des Königs Cesare, das sich am Ende der Tafel befand, zu Boden. Hierdurch ward Darius in Zorn und Trauer versetzt, da er darin ein Sinnbild seines Sturzes erkannte. Alixanders Pferd kam im Flusse, durch den er reiten mußte, um; er selbst aber wurde von Emenidus gerettet und kam glücklich im Lager an. Am andern Tage hielt er eine Rede an seine Truppen und rüstete sich zur Schlacht; dasselbe that Darius. Dieser führte 40,000 Mann zu Pferde und 200,000 Mann zu Fuß, Alixander rückte ihm mit nur 4500 Mann zu Pferde und 30,000 Mann zu Fuß jenseits des Tigris entgegen und hatte 20 Schiffe auf dem Meere. Obgleich die Perser an Zahl überlegen waren, siegten doch die Macedonier, ermuntert durch das Beispiel der Tapferkeit, das Alixander ihnen gab; 40,000 Mann zu Fuß und zu Pferde fielen auf der Seite der Perser, auf der Seite der Macedonier nur 120 zu Pferde und 110 zu Fuß. Nach Bestattung der Todten trieb Alixander von den Fürsten Syriens und Cappadociens einen Tribut ein, der in tausend Eselfellen, 1000 prächtigen Gewändern und 1000 Wolfsfellen bestand.

Darius schickt in seiner Noth zum Porus, König von Indien, um Hülfe von ihm zu erbitten, die dieser ihm zwar sendet, ohne jedoch selbst in den Kampf zu ziehn, da Krankheit ihn daran verhindert. Alixander, der durch Kundschafter über den Marsch seines Feindes unterrichtet ist, weicht ihm aus und zieht aus dem Gebirge zu einer Stadt Namens Trace hinunter, neben welcher ein schöner Fluß Edmon vorbeifließt. Vom Zuge erhitzt, badet er in demselben, erkrankt und wird von seinem Arzte Philipp geheilt, dem er volles Vertrauen schenkt, ungeachtet eines verleum-

derischen Briefes, in welchem der Armenier Parmenon Philipp als Giftmischer bezeichnet hatte.

Es kam endlich zu einer neuen Schlacht, in welcher ein Perser in Macedonischer Rüstung sich dem Alexander nahte und ihn am Kopfe verwundete, aber von Alexander in Freiheit gesetzt wurde, sobald er sich als Perser zu erkennen gegeben hatte. Auch Darius wurde in dieser Schlacht verwundet und sein Verlust an Truppen war bedeutend; es starben 30,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Pferde, während Alexander nur 140 (sept vingtz) Reiter und ebensoviel Mann Fußvolk verlor. 40,000 Perser wurden zu Gefangenen gemacht und unter diesen die Mutter des Darius, seine Gattin, seine Schwestern und zwei seiner Kinder.

Nach erfochtenem Siege gab Alexander einen Theil seiner Truppen dem Parmenon, welcher viele Städte und Burgen in seinem Namen in Besitz nahm. Darius aber versuchte durch einen Brief, in welchem er alle Schätze, die er hatte, zum Lösegeld bot, die Herausgabe seiner gefangenen Verwandten zu bewirken und den Alexander zum Rückzuge zu bewegen. Da er jedoch sah, daß dieses vergeblich sei, sandte er noch einmal zum Porus um Hülfe und bat ihn, selbst mit seinen Truppen in das Feld zu ziehen. Die Hülfe sagte jener ihm zu und sandte ihm noch einmal 10,000 Reiter, aber sich selbst zu ihm zu gesellen, erklärte er gegen beider Ehre, indem Darius allein hinreichen müsse, einen so unbedeutenden Feind zu besiegen.

Alexander rückte der Stadt, in der Darius war, entgegen und als er ihr so nahe war, daß er sie erblicken konnte, befahl er seinen Kriegern, große Baumzweige abzuschneiden und sie hinter sich herzuziehen, damit der dadurch erregte Staub ihre geringe Anzahl größer erscheinen lasse. Seine Absicht wurde erreicht und die Perser waren bei diesem Anblick erstaunt. Als Alexander noch fünf lieues von der Stadt entfernt war, ließ er ein Lager aufschlagen; Darius zog indeß über den Tigris und lagerte sich ihm zur Seite. Es kam zur Schlacht und wiederum war Alexander Sieger. Er zog über den Fluß und verweilte den Winter in dieser Gegend. Hier waren sonst die Könige und Richter der Perser begraben worden; hier ließ er auch die gefallenen Macedonier bestatten. Man fand hier viele goldene und silberne Statuen der Könige, unter andern eine von einem Könige von Assyrien, die aus einem einzigen Steine war, den man amontice nannte, und der so durchsichtig war, daß man den Leichnam darin liegen sah und genau erkennen konnte. Hier war auch ein Mar-

morthurm, in dem viele Leute eingeschlossen waren, die, als sie die Stimme der Menschen hörten, Alexander anriefen, der sie in Freiheit setzte und beschenkte. Darauf zog er mit seinem Heere nach Persiopolus, wo viele Schätze aufgehäuft waren. Als Darius seine Ankunft erfuhr, ergriff er die Flucht und nahm zwei Vetter, Bises und Barsarmes, mit sich, die ihn unterwegs banden, tödtlich verwundeten und dann davon eilten. Als die Nachricht von Darius Ermordung zum Alexander gelangte, trauerte er sehr und befahl, daß man erforsche, wer ihn getödtet habe. Er selbst kam bald darauf an den Ort, wo der verwundete Darius lag; bei seinem Anblick weinte er, stieg vom Pferde, bedeckte ihn mit seinem eigenen Mantel, tröstete ihn und ließ ihn auf eins seiner Schlösser führen; aber ehe jener noch daselbst anlangte, war er gestorben. Alexander sorgte für seine ehrenvolle Bestattung und ließ dann an sämmtliche Perser ein Schreiben ergehn, in welchem er ihnen befahl, ihm den Eid des Gehorsams zu leisten. Durch das Versprechen, die Mörder des Darius zu belohnen, erfuhr er dann, wer sie waren und ließ sie tödten; denn indem man Recht und Gerechtigkeit übe, könne man keinen Meineid begehen. Darauf heirathete er Risiane, die Tochter des Darius, worüber alle Perser, die ihn jetzt wie einen Gott verehrten, erfreut waren. Aber Alexander trauerte darüber, daß man ihm göttliche Ehre erwies; denn, sagte er, er sei dem Verderben und dem Tode ausgesetzt, wie alle Menschen. Darauf schrieb er einen Brief an die Olimpias, in dem er ihr seine bisherigen Siege und seine Vermählung meldete und zog dann, mit Beginn des Frühlings, zur Eroberung Indiens aus. Den Persern überließ er selbst die Wahl eines Statthalters und bestätigte den Auricus, Oheim des Darius, als solchen. Zuerst zog er in das Land Iremel, dann zu den Artaniern und Pygnolen und endlich zu den Armeniern, die er, wie jene, bekämpfte und sich unterwarf.

Auf seinen Zügen fand Alexander ein menschenfressendes Volk, das er aus dem Osten in den Norden versetzte und zwischen zwei Gebirge, die sich auf sein Gebet zum Heiland bis auf zwölf Fuß näherten, einsperrte. Die Namen der Gebirge waren Promontoire und Lairent.

Dann unterwarf er sich das fruchtbare Land Capis, von dem aus er nach Albanien zog, wo er viele Mühseligkeiten zu bestehn hatte durch die vielen Schlangen und Würmer, die seine Leute Nachts überfielen, und besonders durch ihre Hunde, mit deren Hülfe sie kämpften und die Alexander nur dadurch unschädlich

machte, daß er seinen Leuten befahl, Schweine in die Schlacht zu führen und durch diese den Hunden Beschäftigung zu geben. Nachdem er die Albanier besiegt und diese ihm ein Geschenk mit einem Hunde gemacht hatten, der in seiner Gegenwart einen Löwen und einen Elephanten überwand, kehrte er in die Wüste zurück, wo die Sonne so brennend war, daß das in einem Becher frei ausgestellte Wasser zu sieden anfing. Es entstanden Krankheiten unter seinen Kriegern, die, der vielen Züge überdrüssig, in das Vaterland zurückzukehren verlangten, aber bald durch eine Rede Alexanders von ihrem Vorhaben abgebracht wurden. Da Griechen wie Macedonier schon entschlossen sind, ihm ferner zu folgen, kommen Gesandte vom Könige Indiens mit einem Briefe, der beginnt: „Porus, König Indiens an den Dieb Alexander," und ihn auf die gröbste Weise von seinem Kriegszuge abzustehn ermahnt, indem er unter Andern daran erinnert, daß selbst Bacchus, der Vater der Götter, vergeblich versucht hat, Indien zu erobern.

Alexander erinnert seine über diesen Brief aufgebrachten Ritter daran, daß dieses nach Art der Barbaren geredet sei und Darius es auch nicht anders gemacht habe; „sie gleichen," sagt er, „den Bären, Affen und andern Thieren ihres Landes, die gleichfalls ihrer Kraft vertrauen und doch durch den Geist schwacher Menschen besiegt werden." Darauf schickt er eine demüthige Erwiderung, in welcher er aber erklärt, daß er in seinem Vorhaben beharre; und der Krieg beginnt.

Porus zieht mit 14,000 Mann, 80 Sichelwagen und 400 Elephanten, welche Thürme, in welchen 30 Mann Platz haben, auf den Rücken tragen, in den Kampf. Die Elephanten flößten den Leuten Alexanders einen großen Schreck ein; zu ihrer Abwehr ließ Alexander viele Statuen aus Blech, mit brennenden Kohlen gefüllt, auf Wagen gegen den Feind führen und bewirkte durch die Hitze die Flucht der Elephanten. Wiederum war der Sieg auf Seiten der Macedonier, die jetzt in die Hauptstadt einrückten, wo sie prächtige Paläste und unglaublich viele Schätze fanden. Alexander trug dem Tholomes Philotas auf, den Sieg zu verfolgen und schickte einen Brief an Calistrida, Königin von Mazanien, in dem er von ihr Unterwerfung und einen Tribut fordert und sie im Weigerungsfalle mit Krieg bedroht. In ihrer Antwort sucht die Königin ihn von seinem Vorhaben abzuwenden, indem sie ihm theils die von der Natur geschützte Lage ihrer Residenz schildert, theils ihm vorstellt, daß sie über ein Volk von Weibern herrsche, welche zu besiegen nicht ehrenvoll und von denen besiegt zu werden

schimpflich wäre. (Bei dieser Gelegenheit gibt sie einige Nachrichten über das Amazonenvolk.) Aber nachdem Alexander erklärt hat, daß sein Entschluß unabänderlich sei, schickt sie ihm reichliche Geschenke und erklärt sich für seine Bundesgenossin, worauf sie, von ihm eingeladen, zu ihm ins Lager kommt und nach vielen Festlichkeiten in ihr Land zurückkehrt.

Darauf erfährt Alexander, daß Porus viele Truppen in der Wüste um sich versammelt habe und sich von Neuem zum Kriege rüste. Er macht sich daher mit seinem Heere auf, um ihn aufzusuchen; aber ehe er ihn findet, hat er auf seinem Zuge manche Kämpfe mit Ungeheuern, besonders Drachen, zu bestehen und kommt durch Länder ungestalteter Menschen und riesenhafter Fledermäuse. In der Schlacht mit Porus ist Alexander der Ueberlegene und als endlich beide Führer gegeneinander treffen, beschließen sie auf Porus Vorschlag, (denn Porus war ein starker Mann und verachtete die kleine Gestalt Alexanders, die nur drei Ellbogen hoch war) den Sieg durch einen Zweikampf zu entscheiden. Alexander tödtet den Porus und gewinnt die Neigung der Indier durch milde Behandlung, bringt dem Heiland Dankopfer und errichtet an der Stelle, wo sein Gegner bestattet ist, eine Stadt, die er Sepugnorum nennt und dem Riesta übergibt, worauf er mit seinem Heere abzieht und in eine Wüste gelangt, in der er 12 Ellen hohe Statuen findet, die er mit Gold ausfüllen läßt. Von da gelangt er in eine hochgelegene Gegend, wohin die Consider in großer Zahl sich zurückgezogen hatten, die er, 2000 Mann an der Zahl, besiegte. Hier fand er auch die Gebeine des Herkules und zog dann zu den wilden Daken, Aristiern, zu den Bewohnern von Persis und Saugatren, besiegte alle und kehrte wieder zu den Considern (hier Consile genannt) zurück, die wieder 2000 Mann stark waren und überwand sie. Nachdem er Gott Opfer gebracht hat, zieht er in das Land der Parapamenos und erobert diese wie mehrere andere Städte. Auf seinen fernern Zügen in Indien trifft er nun zunächst auf Völker wunderbarer Frauen von außerordentlicher Größe und verschiedenen Eigenschaften: die einen sind wild und häßlich und ernähren sich von der Jagd, andere schön, aber mit Pferdefüßen und ihre Speise besteht allein in Blumen, wie ihr Getränk in Thau der Rosen und Veilchen. Da Alexander einst einen alten Krieger, von der Mühseligkeit des Zuges überwältigt, auf dem Wege liegen sieht, nimmt er ihn vor sich auf sein Pferd, läßt ihm dann ein Lager bereiten und sorgt für ihn bis zu seiner Genesung. Aber 500 Leute kommen

vor Ermüdung um und er hat gegen Frost, Schnee und Regen zu kämpfen, so daß er Gott auf den Knieen bittet, seine Leiden zu lindern, und dann seinen Zug nach dem Lande Ridraste fortsetzt. Da der König dieses Landes seine Ankunft erfährt, schreibt er ihm, er möge von seiner Absicht, ihn zu bekriegen, abstehn, da er mit seinem Volke nichts des Kampfes Werthes besitze; worauf Alexander antwortet, daß er nur zu ihm kommen wolle, um seine Sitten kennen zu lernen und seinen Weg zu ihm fortsetzt. Er findet ein Volk, das nackend geht und in Höhlen und Felsen wohnt, und auf seine Frage, wo sie die Todten bestatten, erhält er die Antwort, da wo die Lebenden weilen; denn dem Körper allein müsse gewiß hinreichen, was dem Körper und der Seele genüge. Darauf fordert er sie auf, ihm zu sagen, was sie wünschen; er wolle es ihnen gewähren. Sie erbitten sich Unsterblichkeit, und als er erklärt, daß er als sterblicher Mensch nicht im Stande sei, unsterblich zu machen, erwiedern sie ihm, warum er dann umherziehe, die Welt zu zerstören, wenn er doch sterblich sei. „Das ist der Wille der göttlichen Vorsehung," sagte Alexander. „Wie ihr seht, daß das Meer nur erregt wird, wenn der Wind die Wogen treibt, so vollstrecke auch ich nur den Willen Gottes und ziehe umher, so gern ich mich auch ausruhen möchte." Nachdem er dieses Volk verlassen hatte, kam er zum Flusse Ephison, über den er wegen der darin befindlichen Ypotaine (Hippopotamus), Skorpione und andrer Thiere nicht hinübersetzen konnte; er gab daher einem Bewohner des Landes, der in einem Kahne zu ihm herübergekommen war, einen Brief an Lindimis, König der Brachamier, in dem er ihn bittet, ihn seine Weisheit kennen zu lehren; „denn wie ein Licht ein anderes anzünden könne, ohne von seiner Helligkeit zu verlieren, so könne auch ein weiser Mann ohne Verlust von seiner Weisheit mittheilen." Lindimis lobt ihn wegen seines Strebens und antwortet ihm schriftlich, daß ihre Weisheit darin bestehe, ein einfaches, schuldloses und genügsames Leben zu führen.

Indem Alexander seine Züge fortsetzt, trifft er auf mehrere Riesen, von denen der zweite ihm den Vogel Phönix, sowie den Baum der Sonne und den des Mondes zeigt. Der erste Baum prophezeiht ihm, er werde die Welt erobern, aber nicht wieder nach Macedonien zurückkehren; der andere verkündet ihm die Nähe seines Endes und daß er an Gift sterben werde. Hierauf kommt er zu einer Stadt, die ganz aus kostbaren Steinen erbaut war und über die die Frau Caudasse Theopis herrschte, welche

drei Söhne hatte: Caudaculus, Marcipius und Caradoc; ihr Land hieß Morte. Alexander ladet sie durch ein Schreiben ein, Theil zu nehmen an einem Opfer, das er im Gebirge dem Amon bringen werde. Dieses schlägt sie ihm aus, da sie dem Amon keine Macht zuschreibt, sondern Gott allein seine Siege geleitet habe; aber sie sendet ihm reiche Geschenke, worunter 200 Jungfrauen, womit Alexander sich begnügt und die er stattlich erwiedert. Darauf verhilft er dem ältesten Sohne der Königin, indem er sich für seinen Feldherrn Antigonus ausgibt, zu seiner Gemahlin, die ihm geraubt worden und folgt, immer für Antigonus gehalten, der Aufforderung des Prinzen, ihn zu seiner Mutter zu begleiten. Die Königin kommt ihm aus dem Schlosse entgegen und nimmt ihn prächtig auf; er findet in ihren Zügen Aehnlichkeit mit seiner Mutter, Olimpias, und ist von ihrer Aufnahme entzückt. Aber sie erkennt ihn, da sie sich schon früher ein Bildniß von ihm verschafft hatte, und erklärt ihm, daß sie ihn jetzt tödten lassen könne, wie er Porus, der Schwiegervater ihres Sohnes Caradoc sei, umgebracht habe; jedoch großmüthig schenkt sie ihm das Leben und ist ihm behülflich, unter Caudaculus Begleitung ihren Palast zu verlassen. Unterwegs erhält er eine Weissagung, daß er in Alexandrien sterben werde und trennt sich dann von seinem Begleiter, dem er sich beim Abschied zu erkennen gibt.

Nachdem er noch ein Land wunderbarer Frauen durchzogen hatte, gelangte er zu dem Ende der Welt, da wo die Säulen des Herkules stehn, und fand in der Nähe derselben eine Insel, wo Griechisch gesprochen wurde. Dann kam er zu den Esmardis Sebardis, die 20,000 Mann stark gegen ihn kämpften und von ihm besiegt wurden, indem ihr König Calamus dem Alexander in die Hände fällt. Da Alexander ihn zu verbrennen droht, erwidert er, daß er ihn noch sterben sehn werde. Bei der Belagerung seiner Stadt wird Alexander verwundet, nimmt dieselbe aber ein und zieht von da auf eine Insel, die einem König Ambria gehörte, dessen Burg er zerstörte. Von dieser Insel ging Alexander auf das rothe Meer und von dort auf einen hohen Berg, auf dem er sich in einem Kasten durch 16 Greife in den Himmel tragen ließ. Nach glücklich beendeter Fahrt will er den Grund des Meeres kennen lernen, zu welchem Zweck er sich ein großes gläsernes Behältniß, das mit Lampen erleuchtet ist, verfertigen läßt, in dem er sich in das Meer senken läßt, wo er Wallfische und viele andere Thiere entdeckt und dabei so viel Wunderbares sieht, daß er es keinem Menschen erzählen will. „Gelernt,“ sagte er, „habe er durch

diese Fahrt, weiser über Macedonien zu herrschen, denn er habe gesehn, daß Fische durch Klugheit ihre Gegner überwunden hätten, die sie durch Gewalt nicht bezwungen haben würden." Auf den ferneren Zügen gelangt er zu den Gelophen (Cyklopen) von außerordentlicher Größe, mit einem Auge auf der Stirn. In dieser Zeit stirbt sein Pferd Bucephalus, nachdem es einige Tage krank gewesen, zur großen Betrübniß Alexanders, der im Tode seines Pferdes das Vorzeichen seines eignen Endes erkennt. Nachdem er eine Stadt gegründet, die er nach seinem Pferde benannt hat, zieht er in den Palast, der dem König Exerces (Xerxes) gehört hatte und der ihn durch seine Pracht in Erstaunen setzte; in ihm befanden sich neben andern Merkwürdigkeiten die weissagenden Vögel Salender, die vom Heiland die Kraft, den Tod vorauszusagen, erhalten hatten. Dann nahm er ohne Anstrengung Babylon ein, wo Gesandte aus allen Ländern der Welt seiner warteten, aus Frankreich, Spanien, Deutschland, England, Sizilien, Sardinien und vielen andern Inseln, um ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen. Alle brachten ihm Geschenke, die Franzosen einen Schild, den er annahm als das passendste Geschenk der tapfersten Nation an den tapfersten Held. Aus Babylon schickte er einen Brief an seine Mutter und an seinen Lehrer Aristoteles, in dem er ihnen seine Thaten erzählte und anzeigte, daß er in Babylon sich als König der Welt werde krönen lassen. Aristoteles antwortet ihm und ermahnt ihn, seine tapfern Krieger würdig zu belohnen. In Babylon erhielt Alexander von seinem Astronomen die Weissagung seines nahen Endes auf Veranlassung der Geburt eines Kindes, dessen Kopf dem Alexander glich, dessen unterer Theil aber die Gestalt kämpfender Thiere hatte und dessen Mutter Alexander selbst für den Vater desselben erklärte.

Bevor er stürbe wollte Alexander sich aber zum Kaiser der Welt krönen lassen und lud zu diesem Feste die zahlreichen Fürsten ein, die Länder von ihm zum Lehn trugen. Auch nach Griechenland schickte er Briefe, und seine Mutter war froh über die Nachrichten, die sie von ihm hörte, warnte ihn aber vor Antipater, der Herr von Tir war und vor dessen Kindern, Cassander und Jobas. Alexander lud daher auch den Antipater zu sich nach Babylon; dieser aber wagte nicht, der Einladung zu folgen, sondern sandte nur seinen Sohn Cassander, dem er Gift mitgab, um Alexander damit zu vergiften. Dieser wird durch einen Traum gegen den Verräther gewarnt; Cassander aber, um nicht entdeckt zu werden, beredet seinen Bruder Jobas, die That zu vollführen, der sich

auch, obgleich er früher den Alexander geliebt und es daher von sich abgelehnt hatte, dazu entschloß, nachdem er ungerechter Weise von Alexander einen Schlag mit einem Stocke auf den Kopf erhalten hatte.

Am Tage St. Croix, den 14. September im Jahr nach Adam 4900, wurde die große Krönung gefeiert. Bei dem Mahle reicht Jobas dem Alexander den Giftbecher; sobald wie dieser ihn geleert, fühlt er die heftigsten Schmerzen, aber zieht sich erst nachdem die Tafel aufgehoben ist in sein Gemach zurück, und von der heftigsten Hitze gepeinigt, sucht er sich durch ein Bad im Euphrat zu kühlen. Hier sieht ihn seine Gemahlin Roxiane und bewegt ihn, aus dem Flusse, in dem er lieber gestorben wäre, wieder in sein Gemach zurückzukehren, wo er, in Gegenwart des Jobas, seinem Notar Simon sein Testament diktirt. Er verordnet darin, daß man seinen Körper in Aegypten bestatte, daß Tholomeus sein Statthalter sein und sein Grab bewachen solle; daß ferner Roxiane's Kind, wenn es ein Sohn würde, Kaiser der Welt werden solle. Tholomeus soll König von Aegypten werden und Cleotur, die Wittwe Philipps, heirathen; Phalon soll Fürst von Surie la mineur sein, Rothas von Seville, Philote von Meden, Sino von Sabtane, Antioconus, Sohn Philipps, von Frise la greigneur, Simon notoire von Capadoce und Papaglome, Natur von Bysie und von Pausie, mein Freund Cassender von Carin, Madanoc von Size, Lonneurs de Liste von Ponto, Philipp Daffridien von Polopenisse, Seleucus Licorna von allen Schlössern, die Anthiocus gehört hatten. Cassander und Jobas, die Söhne des Antipater, sollen Herren (seigneurs) und Richter sein über die Prinzen, die wir eingesetzt haben in Inde la Bongeaque und Tissistis sei Fürst über die Greise, die zwischen den beiden Gebirgen wohnen; Phietonage sei Fürst bis Estalogue; Ozias von Parapameurs am Berge Cassast; Cautanias über die Patryans; Situs über Ironie; Itacorvus von Persien; Philipp über die Itanier; Glicon über Babylon; Aute über Peleuse; Linote sollen frei sein und sich selbst einen Fürsten wählen, der aber ein Greis sein muß.

Während Alexander sein Testament machte, färbte sich der Himmel und es donnerte heftig, so daß die Griechen und Macedonier erkannten, daß das Ende Alexanders nahe sei, sein Schloß mit Geschrei umringten und ihn zu sehn verlangten. Er ließ sich, aus dem Palast tragen und ermahnte sie, Friede untereinander zu halten, und auf ihre Frage, wer sie nach ihm beherrschen werde

antwortete er, derjenige, den sie zu seinem Nachfolger erwählen würden. Alle antworteten: wir wollen den Perducas. Darauf gab Alexander ihm das Königreich Macedonien und empfahl ihm dringend die Roziane. Dann starb er unter der größten Trauer der Griechen im 32. Jahre seines Alters.

Sobald Alexander bestattet war, erhob sich der Zwist unter seinen Nachfolgern; besonders heftig war der Kampf zwischen Perducas und Antigonus, die beide Herren von Macedonien waren. Auch Olimpias mußte fliehen; aber, so schließt der Verfasser seinen kurzen und verwirrten Bericht über diese Kämpfe der Nachfolger Alexanders, es würde zu lang sein, alle die Schlachten zu erzählen, und daher mache er hier das Ende seiner Geschichte.

Düsseldorf.

Philippi.

Von Jouiniano der vppig was.

(Ein Kapitel aus den Erzählungen der Gesta Romanorum mit einigen Bemerkungen für den Unterricht im Neuhochdeutschen.)

Für die Entwicklung des Neuhochdeutschen sind von unläugbarer Wichtigkeit solche Schriftdenkmäler, welche in der Uebergangszeit aus dem Mittelhochdeutschen in das Neuhochdeutsche verfaßt wurden. Wenn ich hier aus der bekannten Novellensammlung „Gesta Romanorum" ein Kapitel mittheile, so kommt es mir nicht auf das Alter dieser Erzählungen an, nicht auf das Verhältniß der lateinischen Versionen zu den deutschen, nicht auf Quellen u. s. w. — ich wählte nur ein solches Kapitel, das schon dem Inhalte nach im Unterricht benutzt werden kann, und das Stoff zu einigen lehrreichen Betrachtungen hinsichtlich der Sprache gibt. — Eine alte Pergamenthandschrift der deutschen Gesta, in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (cod. germ. monac. 54 fol.) ist durch Adelbert Keller zu Quedlinburg 1841, als 23. Band der Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur herausgegeben worden und daher den Lesern unsers Archivs leicht zugänglich; deswegen zog ich vor, den Text der Ausgabe von 1489, die seltener sein dürfte, hier mitzutheilen und die abweichenden Lesarten jener, offenbar viel ältern Version nur dann anzuführen, wenn es mir zweckdienlich schien. Die Erzählung findet sich bei Keller S. 54 — 59; in der benutzten Ausgabe: Blat ljj bis ljjjj = 52 — 54.

Jouinianuſ d'keiſer was gewaltige zu Rom, vñ do er eines nachtes in ſeinē pedt lag do erhub ſich ſein hercze in hoffart vnd wart betrachten ſein mechtikeit vñ ſprach Wie möcht ymmer ein mechtiger ſein denn ich bin. vnnd nach dem gedanck entſchlieff er.

Des morgens rieffet er seinem Volck vnnd sprach. Wir wöllen essen vñ reyten an dz gejaide. Vnd do sy geessen heten vnd darnach an daz gejaide riten do kam den keiser allein so grosse hicz an dz in gedaucht, wär das er sich nit in kaltem wasser kulen sollte er müßt von hitz verderben, vñ von geschichte sahe er von verren ein braites wasser vñ sprach zu seinen dienern. Beleibent hie vnd wartent meyn biß das ich mich kule vñ herwider zu ewch kum, vnd rite eylend zu dem wasser, vñ hefftet sein pferd zu einem baum vnd emblöset sich des gewandes und gienge in das wasser Vñ do er also in dem wasser was, do kame einer der was mit allen sachen dē künig gar gleich an jugent an leng vnd an gestalte vnd leget das gewande des keisers an vñ saß auff sein roß vnd rite zu des keisers gesinde, vnnd warde von in allen für den keiser gehalten vnnd rite mit in geen hof. Darnach kame iouinianus auß dem wasser vñ fand weder gewand noch roß des wunderet in sere und warde des sere betrübt darumb das er nackend was vñ gedacht in jm selb was jm zetun wär vnd gedacht an einen ritter d' was seiner ritter einer, vnnd gienge zu dem durch das er jm gewande vnd ein roß gäbe vnd wenn er gen hoff käme so wolt er erfaren lassen von wem er also geschwecht wär worden. In der zeit vñ er nackend mit sölichen gedancken gieng da kam er zu dem hauß des ritters vnnd klopfet an Do fraget in der thorwarter was er wölt. Do sprache der keyser thu auff die thür vnd schiuw wer ich bin, vnd do in der torwarter sahe, d' sprach. Wer bist du? Er antwurt. ich bin iouinianus der keiser vñ von geschicht hab ich roß vñ gewande verloren, vnd bin kumen das mir dein herr ain anders geb damit ich gen hof kom. d' torwertel sprach, du leugst du böser schalck wenn mein herr ist yeczo mit dē keiser gen hof geriten vñ ist herwider kumen vnd siczt nu ob dem tisch iedoch wil ich es meinem herrn sagen, vnd gieng hin vnd saget dye geschichte alle seim herren. Do schuf der ritter das er in zu jm prächte. Das geschahe vnd (do) er zu jm kā do kund er in in keinerweiß nit erkennen, und fraget in wer er wär. Des antwurte er jm vnd sprach. Ich bin es Iouinianus der keiser vnd hab dich zu riter gemacht an dem tag vnd zu der zeit. Do sprach der ritter. O du du bößwicht wie tarst du dich keiser nennen des beleibest du nicht vngepüßt. Nu bin ich doch mit meinem herrn dem keiser yeczund gen hof geriten vnnd bin her wider kumen, wol ist das war das ich an dem tage zu ritter worden bin. vñ schuf zehand das man in wol durch schlüge, vnd also auß dem hauß tribe, vnd also geschlagener wainet er jämer-

lichen, vnd sprach. O got wie mag das geseyn, das der ritter den ich zu ritter gemacht hab mich nicht erkennet, vnd gedacht aber an einen herczogen der da nahend was vnd seyn innerster rat woz der auch seiner geheym vil weßt, zu dem wolt er geen ob in der erkennen wölt. Vnd do er an das thor kam vnd aber anklopfet do kame aber der torwarter. vnd do er in nackent sahe des wunderet in, vnd fraget in was er wölt. Des antwurtet er im vnd sprach Sag deinem herren dem herzogē ich sey jouinianus der keyser vnd hab mein gewande wunderlichen verloren daz er mir ein ander gewand sende vnd ein roß damit ich gen hof kum Do kam der torwertel zum herczogen vnnd saget im es wär ein nackender an dem tore vnd nannt sich er wär d' keyser vnd wär gerē bey im. Do hieß in der herczog für ī pringen das er sähe wer er wäre. Der torwertel furt in hinein für den herren. aber der herr hat sein keī kanntnus. Do sprach der herczog. wer bist du Do sprach er. ich bin jouinianus der keyser vnnd du bist mein innerster ratt vñ erkennest mich erst nicht Do sprach d' herczog. O du armer tor das du dich tarst keiser nennen des beleibest du nicht vngepüßt vnd schuf in in einen kercker zu legen acht tag vñ gab im nichts nitt zeessen dañ nur wasser vñ brote, vñ ließ in darnach schlahen dz dz blute von ime rane vnd ließ in also lauffen, vnd da er also geschlagen vñ hungerig gieng da gedacht er ich wil in dē palast geen ob mich yemād darinn erkenn vñ voran die keiserin mein weib. vñ kam also nackender gelauffen zu dē pallast vnd klopfet an. d' huter des tors kam vnd fraget wer da wäre, des antwurt er vnd sprach Kennst du mich nit. er sprach, nain. do sprach jouinianus, wie kompt dz dz du mich nit kennst vñ tregst doch den rock an den ich dir geben hab. Do sprach der torwertel du leugst wenn dē rock hat mir mein herr der keiser geben. Der arm man sprach. ich bit dich durch gots wilen vnd gang zu der keiserin vñ sag ir jouinianus sei hye vor vnd ob sy dir nit wölle gelauben so sag ir dise heimlicheyt die niemand weiß dañ ich vñ sy. Der türhuter giēg zu der frawē vnd saget ir wz im beuohlen was, die erkam sere vnd lief zu dē herren vnd sprach. Hört lieber herr was mär mir ein schalck bey dem türhuter empoten hatt, vnd spricht er sey keiser. do d' herr das vernam da gepote er das man in für in precht, vñ da er kam. da sprach d' keiser zu allen den die vmb in stundē. hörent zu was d' sagt, vñ fragt ī wer er wär, er sprach. ich bi keiser des reichs, vñ bin kumen zu reden mit d' keiserī. da furt in d' keiser zu d' frauē vñ sprach zu allen den die vmb in stundē. Sagt an all auff dē aide

welicher vnder vns baiden d' keiser sey. des sprachē sy. O herr das ist ein wunderliche sach vnd ein seltsame frag den schalke haben wir vormals nie gesehen. Aber ewch haben wir von jugent auf erkennt. Do sprach er zu d' frawen. sag an kennstu den menschen d' sich keiser nennt. sy sprach O herr was fragstu mich, weistu nicht das wir wol dreissig jar bey einander seiē gewesen. Do sprach der keyser zu jouiniano, darumb dz du also türstig bist gewesen vnd hast dich keiser genennt darumb must du also werdē gebüßt, vnd schaf, mā sol dich ainem roß an den schwancz binden, vnd sol dich schlaipffen das sich das flaisch hindā schele von dem bain, vnd kumest du darnach ymmer her, so must du eines bösen todes getödtet werden, vnd schuffe mit den schergen daz er wurd geschlaipfft doch nit gar czu tode, vnd das geschahe, vnd da er darnach mit schlegē auf gejaget ward vnnd nahent an jm selbs verzaget het. Do sprach er wid' sich selber. Verflucht sei der tage an dem jch geporen ward, vnnd vnder anderē gedencken gedacht er an ainen ainsidel der sei̅ beichtuater was gewesen, vnd gedacht in jm selbs, ich will geē czu meinem beichtuater d' doch mei̅ beicht offt gehört hat vnd kam zu dem ainsidel vn̄ klopffet an ein venster an. Der ainsidel fraget wer geklopft hete. Do sprach er jch bin jouinianus der keiser. thu auff dz jch mit dir rede, vnd do er in sahe do schlug er das venster eylent wider zu, vnd sprache Schaid hinweg du verfluchter du bist ein teufel ī menschlicher gestalt. Vnd do jouinianus das erhöret, do viele er zu der erdē gestrackt vn̄ rauffet auß seinen bart vor laide vnd sprach. Jch armer wye sol ich ymmer thun vnnd in dem selben gedacht er aller erste wie er des nachtes gesündet hete, das sich sein hercze in hoffart wider den allmechtigen gott also auffgeworfen hete, vnd klopfet aber an vn̄ sprach. Durch des willen der an dem creucz gehangen ist so hör mein beycht, vnd wilt du das venster nit auff thun so laß es gesperrt biß dz jch mein beicht volpring, da antwurt der ainsidel vnd sprach Das will ich thun. Nun sage an. Do saget d' keiser alles dz mit grosser rew das er bei seinen tagē wider got ye gewirket hete, vnd in sunderheyt wie sich sein hercz in üppigkeit gegen got auffgeworfen het do er sprach. mag jcht ein grösser got sein dann jch bin. Der ainsidel tete das venster auff. vnd do er jm ablaß sprach do erkannt er in vnd sprach Got sey gelobt. jch erkenn euch nu wol. nempt da mein gewande vnd legent daz an vn̄ geent auff den pallast so werden sy euch wol erkennen, der keiser leget sich an vn̄ gienge hin gegen dem pallast, vnnd klopfet an. Der torwarter tet das venster auf vn̄ empfieng in wirdigklich

Do sprach er kennst du mich. herr gar wol antwurtet er jm. Aber mich wunderet seyd ich hie gestanden bin vnnd hab euch nit sehen außgeen. Der keiser gieg in den pallast, vnd alle mengklich stunden auff vnd naigeten sich gegen jm. Aber der andere keyser was in der kamer mit der keiserin. Do gieng eī ritter herauß außs der kamer vnd do er in sahe des wunderet in das er dem keyser so geleich was, vnd gieng in die kamer vnd saget es dem keiser. vn̄ sprach es wär da (yemād?) vor vn̄ der wär jm in allen sachen gar gleich, das man den keiser vnder in baiden nicht wol erkennen kunt. Der herr sprach. ich will hinauß selbst geen vnd will die warheit besehen. Vn̄ do er in den pallast kame. do nam er in bey d' hand vnnd saczte in neben sich nider. vnd riesset der keiserin vnnd allen herren zesammen, vnnd sprach zu inen allē. Nun secht der ist eur herr wann er sich mit gedancken einst wider got hat geseczt, vn̄ darumb ist er des reichs also lang beraubet gewesen. vnnd in hete niemand erkennen mügenn biß daß er got dem allmechtigen genug getan hat mit rew vnd ganczer volkummen beicht. Aber ich bin sein engel ein behüter seiner seele, vnd hab jm daz reich behütet vn̄ beschirmet biß er gepüßet hat alle sein sünd vnd missetat. vnd sprach da czu jnen. Nun seyendt jm für das gehorsam. vnd damit verschwande er vor jren augen. Do dancket der keiser jouinianus gott dem allmechtigen vnd nam ein seliges leben an sich darinnen er auch seligklichen funden ward.

K. (Keller) hat in seiner Ausgabe folgende Nutzanwendung von dieser Erzählung: Ir lieben. der gepietter mag wol sein ein ieglicher mensch, der gaentzlichen ist der werlt gegeben durch werltleicher (?) vnd durch gut, des mut sich erhebt wider got, also daz er göttlichem gepot nicht wil undertaenig sein. der mensch ruft seinen rittern. daz sint sein fünf sinn. vnd rait an daz gejaid. daz ist zu der welt der üppichait. so begreift in die weil ein grozz hitz. daz ist ein teufel. der pringt im an weigung. daz er nicht geruen mag pis in werltlichen wazzer. daz sint die sünd vnd wollust gar vnd gaentzlichen erhelten. Also verleust er dann sein sünd u. s. w. In dieser Weise geht es fort; das Roß, von welchem er steigt, ist sein Glaube; das Gewand, das er ablegt, die Tugend seiner Seele; so kommt er nackt, bloß und erbärmlich in die Ueppigkeit der Welt. Der Ritter, den er zuerst aufsucht, ist die Vernunft; der Herzog, sein eigenes Gewissen, aber nur Reue und Buße führt zu wahrer Vergebung, wozu sein Beich-

tiger — der Einsiedler — den Weg zeigt, dann kennen ihn die Engel und Gott und seine Heiligen nehmen ihn in ihre Gesellschaft u. s. w.

Ueber die Orthographie, ihre Unsicherheit und völlige Regellosigkeit will ich mich nicht weiter aussprechen, noch heute liegt sie im Argen, und die Versuche, welche man in einigen neuern Schriften machte, hier und dort abzuhelfen, verwirren noch mehr, weil sie nicht durchgreifen und in der Regel auch nicht angenommen werden. Bei einem Dichter, wie z. B. Platen, stören diese Versuche. Interessant für den Unterricht, aber hier nicht zu erörtern, wäre inzwischen die Frage: darf ein Dichter, wie Rückert gethan, dem Reime zu Gefallen eine doppelte Schreibung bei manchen Wörtern befolgen? — Eines nachtes, man weise auf die Entstehung des adverb. Genitivs Nachts hin und vergleiche damit: des morgens u. a., auch rechts, links, diesseits udgl. Wart betrachten. Kehrein Grammatik nach Grimm, II. S. 3.: „Wenn der Begriff des Vbms. in das Partiz. Präs. und das Vbm. substantiv. (sein) aufgelöst wird, so entspringt ein regerer Ausdruck der Continuität, des Nichtaufhörens der Handlung. Wer essend ist, der ißt in einem fort, wer essend war, der aß nicht bloß einen Bissen, sondern war noch im Essen begriffen." Er bemerkt zugleich, diese umschreibende Conjug. sei dem Nhd. fremd; denn: das ist einleuchtend, überzeugend, rührend u. s. w. gehöre nicht dazu, weil diese Partiz. adjectivisch stehen. Hierbei ist besonders das Mhd. und das Englische zu vergleichen, wozu Dr. Künzel im „Archiv" Näheres bemerken wird. Die äußerst seltenen Beispiele aus dem Nhd. z. B. Lessing Nathan II, 1: das warst du nicht vermuthen (vgl. Emilia 2, 7: ich war mir Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend) finden Erörterung in meinem „Lessings Dramen und dramat. Fragmente," S. 304. f. Wenn man die häufigen Belege aus dem Mhd. herbeizieht, so ist es klar, daß Infinitiv und Partizip auf ähnliche Weise umschrieben. — Wie möcht ymmer ein mechtiger sein u. s. w. K. hat richtiger: ob nicht ein ander got wär dann er. Reyten an dz gejaide; nhd. auf die Jagd reiten. Der Gebrauch der Präpositionen gibt in diesem Stück viel Stoff zu vergleichender Betrachtung. Ich stelle hier zusammen: von hitz verderben, zu einem baum heften, sitzt ob dem tisch, für in pringen, durch gottes willen, schuf mit den schergen, bei seinen tagen, geent auff den pallast, (etwa: auf das Schloß), gieng

gegen den pallast, in den pallast; — die Bedeutung der Präpos. in diesen Beispielen stimmt entweder mit dem Nhd. überein, oder gibt Anlaß, die weitere Entwicklung im Nhd. zu erläutern. Gejaide von jagen vergleiche man mit Getraide, Maid u. a. und stelle die Rechtschreibung darnach fest. Geessen ist eine bemerkenswerthe Ausnahme von der Regel; ich weiß nicht, ob sie sich früher schon findet und wie weit hin sie gebräuchlich gewesen war. Von Geschichte, von ungefähr. Die Ausg. hat on statt von, was sicher ein Druckfehler ist. Beleibent hie vnd wartent, dieser Imperativ gehört vielleicht auch zu der vorhin angeführten periphrastischen Konjugation; er wäre dann durch eine Art Ellipse zu verstehen. Beleiben und bleiben geht nun in einander über, wie in unserem Stück geleich und gleich sich zusammenfindet. Emblöset sich des gewandes; K. zoch sein gewant ab. Man bemerke den gewählten Ausdruck in unserm Texte und die Bezeichnung des Genitivs. Do er in dem wasser was, K. hat: do er also wonet in dem wazzer, ein für die Bedeutung von wohnen bemerkenswerther Ausdruck. Mit allen sachen, nhd. in allen Stücken. Geen hof, man vergl. gegen, geen, gen. Gedacht in jm selb, bei sich selbst. Die ältere Präposition bezeichnet offenbar die Sache genauer und vollständiger. Durch das er jm gebe; hier lehnt sich die Präposition an das Fügewort daß, wie jetzt noch in: auf daß. In der zeit vnd, die eigentliche Conjunktion und ist hier, sowie nachher: das geschahe vnd er zu im kam, seltsam gebraucht; ich erinnere mich, bisweilen Kinder erzählen gehört zu haben: Nachher und da kamen wir —; jetzt und da war es dunkel. Wie erklärt man diese Wendung? Kann das Zeitadverb hier ohne weiters als elliptischer Satz gelten? — Mit sölichen gedanken gieng, jetzt: mit einem Gedanken umgehen, volksthümlich auch: schwanger gehen. Thorwarter, torwertel u. a. Der Erzähler bleibt sich nie gleich in der Form. Auffallend ist es indessen, wie wenig Zusammensetzungen sich hier finden; ich verweise auf Hoffart, keinerweiß, bößwicht, zehand (?), herczog, beichtuater, ainsidel, volpring, ablaß, allmechtig u. a., welche der Lehrer anführen und bei denen er bemerken kann, wie eine logische Weiterbildung der Sprache ganz besonders auf die Zusammensetzungen hingewiesen ist. Du böser schalck, die Bedeutung von schalck ist bekannt; Luthers Schalcksknecht darf nicht übersehen werden. Dye geschichte alle, die Stellung des alle ist hier zu bemerken. Do schuf der ritter, bei K. do gebot. Wie schaffen noch jetzt in der

hier gebrauchten Bedeutung volksthümlich ist: Was schaffen Sie? mag als bekannt vorausgesetzt werden. Keinerweiß nit. Ueber die doppelte Verneinung habe ich mich anderorts (Lessings Dramen, S. 326) ausgesprochen und gezeigt, daß vom Wessobrunner Gebet an bis auf Arndt (Erinnerungen 1840) sich Belege aus den besten Autoren geben lassen, wie diese doppelte Negation im Deutschen nicht bejahe; ich ziehe dort Stellen aus Lessing, Goethe und Schiller an, was denn doch hinlänglich belegen muß. Ich bin es jouinianus, das Pron. es verdient in diesen und ähnlichen Stellen eine gründliche Untersuchung. Welche Verschiedenheit, wenn man damit vergleicht: Und schaudernd dacht ich's, da kroch es heran! „Jovinianus der keiser" steht schwerlich hier als Apposition. Zu riter gemacht, die Weglassung des Artikels ist nicht unerheblich; nachher: zu riter worden. Also geschlagener, man verweile hier nicht bei dem Partiz. mit voller Endung, das sich schon im Altf. findet und erst später diese Endung abschleift. Geseyn statt sein hat noch jetzt in der Volkssprache (z. B. im Vogelsberg) häufige Belege, wenn es auch in der vorliegenden Ausgabe der Gesta Romanorum seltener wird. Nahend was, was soll dies Partizip? Innerster rat, geheimster Rath. Seiner geheym vil, nachher: diese heimlicheyt, Beides für Geheimniß. Heimlichkeit in diesem Sinne braucht Chamisso („Die Sonne bringt es an den Tag") sehr glücklich: „Du weißt nun meine Heimlichkeit." Ich sage glücklich, weil es in der Sprachweise des Bürgers noch häufig in diesem Sinne gilt, und Chamisso dort einen Handwerker erzählen läßt. Vnd nannt sich er wär, man beachte hier den Nebensatz statt des zweiten Objects, eine Wendung, welche dem Nhd. völlig fremd ist. Kein Kanntnus, das Subst. gilt hier auch in besonderer Bedeutung und umschreibend. Nichts nitt ze essen, vgl. keinerweiß nitt. Also geschlagen vnd hungerig halte man zusammen mit dem vorhin angeführten: also geschlagener und dem folgenden: also nackender. Die erkam sere. Die untrennbare Vorsylbe er ist wohl noch nicht genug untersucht; sie gehört wegen der großen Verschiedenheit zu den schwersten. Kehrein Grammatik I. S. 118. führt einige Punkte an, doch scheint das hier gebrauchte erkommen unter keiner der dort gegebenen Abtheilungen zu passen; offenbar soll es den Begriff des intransitiven Zeitwortes hervorheben, ja es war dem Erzähler dazu noch nicht einmal genug, so daß er sere zufüget. Was wär ist noch in unserer Stadt und Gegend

im Volkston üblich: was ist der mär? = was ist geschehen, vorgefallen? — Bey dem türhüter empoten, wohl nicht: durch den th., sondern: der bei dem Thürhüter ist. Dreissig jar bey einander, will freilich nicht gut zu der am Eingange erwähnten jugent passen. Bei K. setzt die Kaiserin hinzu: vnd han pei euch ein chint getragen; in welchem Satze die Präpos. bei noch ganz in der Mhd. Weise vorkommt, in der sie in diesem Falle gäng und gäbe ist. Also türstig, frech, kühn. Noch bei Luther 2. Korinth 10, 2: „Ich bitte aber, daß mir nicht noth sei, gegenwärtig thürstig zu handeln, und der Kühnheit zu gebrauchen. Das Mhd. türstec findet sich nicht selten. Eines bösen Todes getödtet werden, viel schöner als wenn man jetzt sagt: eines schlimmen Todes sterben. Sprach er wider sich selber, im Mhd. wird sprechen bald mit zu, bald, jedoch wohl seltener mit wider gebraucht. Die Volkssprache in unserer Gegend setzt es sogar mit über, welches dann aber nicht das lateinische de ist, sondern: er hat über mich gesagt = zu mir. Vnder anderen gedencken gedacht er, ähnlich dem vorhin erwähnten: eines bösen todes tödten. Gestarckt, bezeichnend. Vor laide entspricht völlig dem Nhd., wiewohl sich noch weit später Beispiele finden, wo für und vor gleichbedeutend sind. Die strenge Scheidung beider Präpositionen gehört erst in die allerletzte Zeit unserer Sprachentwicklung; ja sie ist nicht einmal jetzt durchgeführt, indem wir noch Mann für Mann und Mann vor Mann, Stück für Stück u. s. w. sagen, ohne daß es auffällt. Der Lehrer entwickle den Gebrauch beider Präpositionen vom Ahd. an und stütze sich zugleich darauf, daß das stiefmütterlich behandelte für neuerdings nicht mehr Raum und Zeit bezeichnet, mithin ganz aus der Reihe der eigentlichen und alten Präpositionen herausgeschoben ist. Gesündet statt gesündiget, nicht gerade zu verwerfen. Durch des willen stellt sich nahe zu der uneigentlichen Präposition: um — willen. Bei seinen tagen, eigenthümlich der Gebrauch von bei statt in, dann aber, daß hier ein Adjektiv fehlt. Wir sagen: in seinen gesunden, besten, ledigen Tagen, u. a., was wäre aber hier zu ergänzen? In sunderheyt, jetzt noch insonderheit, wozu Weygand Synonym. III, 710. bemerkt: „ist eigentlich Nebenwort, steht aber mehr bindewörtlich in dem Begriffe: für sich allein von Anderm abgeschlossen — im Gegensatze von insgemein und überhaupt; dann: auf eine vor Anderm hervorhebende Weise.“ In letzterm Sinn wird es hier genommen, weil diese Eine Sünde, sein frevelhaftes Vermessen

gegen Gott, seine Selbstvergötterung, zugleich über die andern Sünden hervorragt und die Ursache seiner hier erzählten Bestrafung war. Der keiser leget sich an, entweder: das gewand, oder die Redensart gleicht unserm: kleidete, zog sich an. Auch K. hat: der gepietter legt sich an. Mich wundert seyd ich hie gestanden bin vnd — Die Satzverbindung ist schief, indem das seyd = seit nicht füglich angebracht ist. Naigeten sich gegen jm, jetzt: vor ihm. In dem Ausdruck neigen liegt zugleich Begriff der Ehrerbietung, der schuldigen Hochachtung, weil sie ihn jetzt erst wieder als ihren „gepietter" erkennen. Es wär da vor, im Drucke fehlt offenbar: einer oder yemand, welches ich deswegen in Parenthese gesetzt habe. Die warheit besehen, zeigt klar, daß besehen soviel als genau sehen ist; im Uebrigen darf man wohl die Redensart nicht zu streng nehmen. Bei der Hand, neben sich — ganz der heutige Gebrauch beider Präpositionen. Rieffet noch jetzt im Volksmunde üblich und zwar zugleich statt rufet und rief. Wann er sich, was soll dieses wann hier? steht es mit dem folgenden vnd darumb etwa in Verbindung wie: weil — darum? — Sein engel, ein behüter seiner sele — eine treffliche Umschreibung statt Schutzengel. sünd und missetat, letzteres ist in religiöser Beziehung überhaupt, was gegen Gottes Gesetz gethan wird; so findet sich das Wort gern in der biblischen Sprache und den älteren Kirchenliedern: Weigand III, 933. für das noch häufig in Luthers Bibelübersetzung und da zumeist als Ein Wort. Nam ein seliges Leben an sich, jetzt würde man durch Ellipse sich auslassen. seligklichen, man kann hier schließlich auf die alte Adverbialendung lich verweisen, welche bei Luther noch häufig begegnet, später aber abgestoßen wurde.

Außer den sprachlichen Bemerkungen, in welcher ich natürlich hier keineswegs erschöpfend sein wollte, läßt sich die Erzählung von Jovinianus auch sonst als Aufgabe zu mündlicher und schriftlicher Darstellung betrachten. Von jener mystischen Auslegung, die in der Zeit der schriftlichen Abfassung der Gesta Romanorum allgemein üblich, die wahrscheinlich auch der einzige Grund war, weshalb uns diese kleinen Novellen erhalten wurden, müßte man freilich ebenso absehen, wie von dem Gemeinplatze, den Mancher darin finden möchte: Kleider machen Leute. Leicht dürfte aber der denkende Lehrer auch ein geeignetes Thema für einen Aufsatz aus der Erzählung gewinnen.

A. Nodnagel.

Beiträge zur Lehre von der Aussprache des Englischen

von Dr. Voigtmann.

(Fortsetzung.)

---

§. 5.

1. The English orthoepists have analysed, and in general have well defined or described, the sounds and appropriate uses of the letters of the alphabet. Sheridan's analysis, which appeared few years before Walker's, is for the most part correct; but in describing the sounds of what may be called the diphthongal vowel *i*, I think he has erred, in making it to consist of the broad *a* or *aw* and *e*. He admits indeed that the voice does not rest on the sound *aw*, but he contends that the mouth is opened to the same degree of aperture, and is in the same position, as if it were going to sound *aw;* but before the voice can get a passage to the lips, the under jaw is drawn up to the position, for sounding *e*. On this it is justly remarked by Walker, that *aw* and *e* are precisely the component elements of the diphthong *oi* and *ay*. If the *aw* is pronounced, I would add, then *i* and *oy* must be pronounced exactly alike; and if *aw* is not pronounced, then it is not a component part of the diphthongal vowel *i*.

2. Walker contends that this diphthong *i*, is composed of the sound of the Italian *a*, as in *father*, and the sound of *e*. If so, he must have given to *a*, a very different sound from that which we are accustomed to give it. But this is a mistake; that sound of *a* is no more heard in *i*, than the sound of *aw*. The sound of *i* in *fight*, *mind*, *time*, *idle*, is not *faweght; mawend*, etc.; nor is it *fäeght*, *mäend*, etc. Let any man utter the *aw* or the Italian *a* before the *e*, and he will instantly perceive the error, and reject both definitions, as leading to a false pronunciation. The truth is, the mouth, in uttering *i*, is not opened so wide as in uttering aw or *ȧ;* the initial sound is *not* that of *aw* or *ȧ;* nor is it possible, by any characters we possess, to express the true sound on paper. The initial sound is not formed so deep in the throat as *aw* or *ȧ;* the position of the organs is nearly, yet not exactly, the same. The true sound can be learned only by the ear.

3. Equally inaccurate is the definition of the diphthongal *u*, or long *u;* which these writers alledge to consist of the sounds of *e* and

oo or *yu**). It has this sound indeed in certain words, as in *unite*, *union*, and others; but this is a departure from the proper sound of this character, as heard in *cube*, *abuse*, *durable*, *human*, *jury*. These words are not pronounced *keoob*, *abeoose*, *deoorable*, *heooman*, *jeoory*. The effort to introduce this affected pronunciation is of most mischievous tendency. The sound of *e* is not heard in the proper enunciation of the English *u*, and for that reason, it should not be so stated on paper, nor named *yu;* as the error naturally leads to a corrupt pronunciation. Dr. Kenrik remarks, that we might as well prefix *y* to the other vowels, as to *u*, and pronounce them *ya*, *ye*, *yi*, *yo*.

4. But this is not the whole evil; this analysis of *u* has led orthoepists to give to our first or long *u*, two distinct sounds, or rather to make a diphthong and a vowel of this single letter. Thus they make it a diphthong in almost all situations, except after *r*, where they make it a vowel equivalent to *oo* or the French *ou*. They represent *u* as being equivalent to *ew*, that is, *e* and *oo*, in *cube; tube*, *duty*, *confusion*, *endure*, pronounced, *kewbe*, *tewbe*, *dewty*, *confewsion*, *endewre;* but in *brute*, *fruit*, *rude*, *intrude*, *ruby*, they make *u* equivalent to *oo;* thus *broote*, *froot*, *roode*, *introode*, *rooby*.

5. I know not where this affectation originated; it first appeared in Sheridan's Dictionary, but it is a most unfounded distinction, and a most mischievous error. No such distinction was known to Dr. Johnson; he gives the long *u* but one sound, as in *confusion;* and no such distinction is observed among good speakers generally, either in this country or in England. I was particularly attentive to the public speakers in England, in regard to this point, and was happy to find, that very few of them made the distinction here mentioned. In that country, as in this, the long *u* has a uniform sound after all the consonants.

6. The source of the error in this as in another case to be mentioned hereafter, may be an inattention to the manner in which the articulations affect the vowels which follow them. To understand this, it will be necessary or useful to examine the anatomical formation of articulate sounds.

7. „An *articulate* sound“ says Lowth, „is the sound of the human voice formed by the organs of speech. A vowel is a simple articulate sound.“

8. These definitions seem not to be sufficiently accurate. Articulation, in human speech, is the jointing, juncture or closing of the organs, which precedes and follows the vowels or open sounds, and which partially or totally intercepts the voice. A vowel or vocal sound is formed simply by opening the mouth. Thus in sounding *a* or *o*, the mouth is opened in a particular manner, but without any articulation or closing of the organs. In strictness therefore, a simple vowel is *not* an articulate sound, as Lowth supposes; and it is certain that many irrational animals, without the power of articulation, do utter vowel sounds with great distinctness.

*) Vielmehr you.

9. An articulate sound then is properly a sound preceded or followed, or both, by an articulation or junction of the organs. Thus *ba*, *ab*, and *bad* are articulate sounds, the vowel being begun or closed, with a junction of the lips, interrupting the voice, in *ba* and *ab;* and in *bad* the vocal sound being preceded by one articulation and followed by another. The power of articulation constitutes the great difference between men and brutes; the latter being unable to articulate, can utter only vocal sounds.

10. I give the name articulation, to the act of joining the organs, and to the character or letter which represents the junction. In the latter sense the word is equivalent to *consonant;* and articulation may be considered the preferable term, as it expresses the fact of closing the organs.

11. Human speech then consists of vocal sounds separated and modified by articulations of the organs. We open the mouth in a particular manner, to utter a vowel; we then close the organs, interrupt that sound, and open the organs to utter a second vowel; and continue this opening and closing, to the end of the word. This process is carried on with surprising rapidity.

12. Now in passing from an articulation or close position, to an open position for uttering a vowel, it happens often that a very slight sound of *e* is uttered so as to be perceptible to the ear, either before or after the utterance of the proper vowel. This is remarkably the case with the long vowels preceding *r*, for such is the nature of that letter, that, *bare*, *mire*, *more*, *parent*, *apparent*, etc. cannot well be pronounced without a slight sound of *e*, between the long vowel and the consonant. Thus the words above named are pronounced nearly *baer*, *mier*, *moer*, *paerent*, *appaerent*, and *bare*, *mire*, really form two syllables, though they are considered to be monosyllables.

13. A like case, though less obvious, occurs in uttering *u*, particularly after the labial and palatal articulations. In passing from the articulations, *eb*, *eg*, *em*, *ep*, or *pe* to the sound of *u*, as in *mute* and *pure*, we are apt insensibly to utter a slight sound of *e;* and this utterance, which proceeds from the particular situation of the organs, has been mistaken for the first component sound of the diphthongal *u*. The same cause has given rise to the pronunciation of *e* before the vowel in such words as *guide*, *guard*, *kind*, *guise*. This is precisely similar to the vulgar pronunciation of *cow*, *gown*, *county*, *town*, etc., that is, *keow*, *geown*, *keounty*, *teown;* a pronunciation formerly common in New England, and not yet wholly extinct. This vicious pronunciation in all words of this kind, whether countenanced by men of low life or fashionable life, ought to be carefully avoided; as the slender sound of *e*, in such cases, gives a feebleness to the words utterly inconsistent with that full, open and manly enunciation which is essential to eloquence.

14. The genuine sound of *u* long, detached from the influence of consonants, is the same in all the words above specified; and the reason why it has been made a distinct vowel after *r*, as in *rude* (rood), is,

that the organs are open before the sound commences; whereas when it follows most of our consonants, the sound is commenced immediately after an articulation, or close position of the organs, as in *mutable* and *infusion*. For this reason, *u* has more distinctly its diphthongal sound after labials and palatels, than after *r;* but this accidental circumstance should not be the ground of radical distinctions, equivalent to the sounds of different letters.

Bemerkungen zu §. 5.

Zu 1., 2. und 3.: Sheridan's Definition des langen *i* ist allerdings fehlerhaft, dagegen beschreibt Walker (Princ. 105.) diesen Laut so genau, als es nur immer möglich ist, und Webster's Tadel erscheint deßhalb kleinlich. Uebrigens scheint er dieses nur aufzustechen, um einen schicklichen Uebergang (3) zu seiner eigenthümlichen Ansicht des langen *u* zu gewinnen. Doch kommt er hier gleich von allem Anfang an in einen sonderbaren Widerspruch. Zuerst gibt er zu, daß *u* allerdings wie *yu* (deutlicher hätte er gesagt *yoo*) laute, z. B. in *union;* weiter unten aber wird gesagt: daß dieser Buchstabe mit Unrecht yu (yoo) genannt würde, und daß, wie auch Dr. Kenrick meine, mit demselben Rechte das y auch vor die andern Vokale gesetzt werden könne. Nun gibt aber doch Webster zu, daß *union* = *yoonion* ist; lautet denn aber wirklich *age* mit demselben Rechte yage, even: yeven, ice: yice, omen: yomen? Ich bezweifle es, und gestehe, daß ich die Schlußfolge Webster's und Kenrick's (welch letztern ich nicht näher vergleichen kann) durchaus nicht einsehe, dagegen gar wohl begreife, daß a in age a¹, e in even e¹, i in ice i¹, o in omen o¹, u in union (yoonion) aber u¹ oder *yoo* laute und demnach benannt werde. Hier ist *y* offenbar reiner Konsonant, gleich unserem j in Jugend, weshalb man auch a union, a usage, aber an age, an omen schreibt und spricht. In dem von Webster angeführten cube etc. ist freilich der Laut nicht ganz mehr derselbe, sondern y (j) wird vokalartig, kewbe, kewbic, wie Walker schreibt (Princ. 171.), nicht aber keoob, wenn damit gemeint ist, daß *e* als bestimmter, eine besondere Silbe bildender Vokal hervortrete. So ist es auch in abuse, durable, human, sprich abewse, dewrable, hewman: nicht aber in jury, denn hier fällt wegen des Zischlauts der erste Bestandtheil des langen *u* so gut weg, als in to chuse (gewöhnlicher choose). Daß das lange *u* nach *j* gleich *oo* sei, sagt ausdrücklich der Veteran R. Nares (Elements p. 37.). Aus diesen Bemerkungen mag sich also vorläufig schon ergeben, wie unklar Webster hier ist, und wie er alles durcheinander wirft.

Zu 4—14: Nun wird weiter gesagt (4), daß die englischen Orthoepisten nach dieser falschen Analyse das lange *u* bald zum Diphthong, bald zu einen bloßen Vokal machten, letzteres nach *r*. Was er aber hier und sub 5. sagt, hebt er mehr oder weniger sub 14. wieder auf, wo er ja bestimmt erklärt, daß der Diphthonglaut des langen *u* nach Lippen- und Gaumlautern deutlicher hervortrete, als nach *r*, wobei ich gestehe, daß ich seine Angabe des Grundes dieser Erscheinung nicht zu fassen vermag. Ganz falsch ist aber offenbar, was Webster nach seiner langen und gelehrt aussehenden Erklärung der Artikulation (6—11) sub 12. anführt, und zugleich sehr schlecht berechnet, denn was hier für ihn sprechen soll, spricht grade in anderer Hinsicht recht schlagend gegen ihn. In *bare, mire, more* etc. nämlich wird durchaus nicht „a slight sound of *e*“ gehört, d. h. ein Laut, der dem *e* z. B. in *few, pew* gleich oder auch nur ähnlich wäre, sondern im Gegentheil das *r* liebt oder verträgt diesen Laut unter allen Konsonanten grade am allerwenigsten, und die genannten Wörter lauten fast ba'-ur, mi'-ur, mo'-ur etc. (Princ. 102.) wo gewiß Niemand „a slight sound of e,“ oder etwas dem e in *few, pew* Aehnliches bemerken wird. Es ist also der Uebergang, den Webster (13) von *bare, mire, more* etc. aus auf den Laut des langen *u* macht, unnatürlich und in dreifacher Hinsicht falsch. Denn 1) wird in bare etc. kein wirkliches *e* gehört, sondern ein Laut wie er oder ur, wie auch Nares (Elements p. 120.) sagt: R does not perfectly unite with long vowels and diphthongs preceding it, but retains something of the sound of *er* or *ar*“; 2) geht dieser Laut dem *r* voraus, und kann also auf das lange *u* in Verbindung mit Konsonanten keine Anwendung finden; 3) aber liegt der Grund selbst, warum wir bei der Aussprache von mure, pure und ähnlichen unwillkürlich „a slight sound of *e*“ vernehmen lassen, nicht etwa in dem vorausgehenden Konsonanten, sondern eben in dem Diphthonglaut des langen *u* selbst. Denn gäbe nur der vorausgehende Konsonant die Veranlassung dazu, wie dies von kind, guise, guard etc. gelten mag, so sähe man nicht ein, warum dieser schwache i-Laut nicht auch z. B. in moor, poor eben so gut hervortreten würde als in mure, pure, und warum dann nicht auch z. B. more, pore etc. myore; pyore lauten würden. Mit dieser Beweisführung fällt also Webster nothwendig durch. Unrichtig ist aber auch seine Ansicht (14), daß nach Lippen- und Gaumlautern der Diphthonglaut des *u* deutlicher hervortrete, als nach *r*, denn nach letzterem tritt er viel-

mehr gar nicht hervor, wie dies die englischen Orthoepisten ohne Ausnahme bemerkt haben, und wie es auch in der eigenthümlichen Abneigung dieses Konsonanten vor dem i-Laute durchaus begründet ist, wovon aber Webster wenig zu ahnen scheint, wenn er meint, daß auch in bare, mire, more, parent etc. ein dem ersten Bestandtheil des langen *u* ähnlicher Vokallaut hervortrete (s. o.).

Zur Vergleichung mit dieser unklaren Webster'schen Ansicht mag hier noch die einfache Erklärung dieses Vokals stehen, wie sie Nares (Elem. p. 35.) gibt, als: „The regular long sound of *u* is found in the words *use, humour, mutable* etc. etc." Dazu die Note: „This sound is certainly a compounded one; it is the very same as is also expressed by the combination of three letters in the words *you* and *yew*. Yet that it is the regular long sound of *u* with us is evident, by the manner in which we pronounce the vowel when we mean to name it alone, *u*. Dr. Wallis says that this sound is compounded of *i* and *w;* but since, in English, the proper representative of the simple sound of *u* is the reduplication or false diphthong *oo,* I should rather say that it is compounded of *y* and *oo*. Dazu Elements p. 37:

U is pronounced like *oo* long, wherever it is long after the letter *r,* as in *abstruse, truth, rude;* and generally when long after *l,* as *plume plural, lucid, lunar* etc.; also in the words *June, sure.*

Der Grund, warum das lange *u* gewöhnlich auch nach *l* seinen Diphthonglaut verliert, scheint in dem eigentlichen Schwirren dieses Konsonanten zu liegen, gleich dem *r,* nur etwas schwächer; daß sich überhaupt beide Laute nahe verwandt sind, zeigt sich auch daraus, daß sie hin und wieder verwechselt werden, und namentlich aus dem stärkeren *r* das schwächere *l* wird, wie Barbier, Balbier; barbieren, balbieren &c. So lautet *u* in intrude, include; intrusion, inclusion; true und blue; rural und plural etc. im Allgemeinen völlig gleich. In beiden Fällen wird man es in der That gleich unbehaglich und lästig finden, den ersten Bestandtheil des *u* hören zu lassen. Vergl. Princ. of Pron. 153.

§. 6.

There is, in Walker's analysis of the alphabet, an error peculiar to himself. This is, in making a distinction between the short *i* when it is ollowed by a consonant, and when it is not; as in *ability*. In this case,

he calls the first *i* in *abil*, short; but the second he calls open, and equivalent to *e* in *equal*. (See Principles 107, 544.) He also makes the unaccented *y* at the end of a syllable precisely like the first sound of *e* in *me*, *meter*, *Ability* then written according to his principles would be *abileetee*. Never was a grosser mistake. The sound of *i* aud *y* unaccented syllables, whether followed by and articulation or not, is always the short sound of *e* long, that is *e shortened;* the same sound in quality or kind, but not in quantity. To prove this fact, nothing is necessary but an attention to the manner in which the words *little* and *tiny*, are pronounced, when they are made emphatical by utterance. They are then pronounced *leetle* and *teeny* — and this we hear every day, not only among children, but often among adults. In this change of pronunciation, there is nothing more than a prolongation of the sound of *i*, which, in the syllables, *lit*, *tin*, is short, in *leetle*, *teeny* is long.

2. In consequence of this mistake, Walker has uniformly made a different notation of *i* when accented, and followed by a consonant in the same syllable, and when it stands alone in the syllable and unaccented. Thus to the first *i* in *ability* he assigns a different sound from that of the second; and in *article*, he gives to *i* the sound of *e* long, *arteecle;* but in *articular*, *articulate*, he gives it the short sound, *tik*. It is in consequence of this mistake, that he has throughout his Dictionary assigned to *i* and *y* unaccented and to *y* unaccented terminating words, the sound of *e* long; an error, which it is ascertained by actual enumeration, extends to more than *eleven thousand vowels*, or syllables; an error, which, if carried to the full extent of his principles, would subvert all the rules of English versification. Jones and Perry have corrected this error in their notations, throughout the language.

3. If it should be said that Walker did not intend to direct *y* in this case to be prononnced as *e* long, but that his notation is intended only to mark the *quality* of the sound; it may be replied, he either intended the sound to be that of *e* long, according to his express direction, or he did not. If he did, his notation is not according to any good practice, either in England or the United States, and by changing a short vowel into a long one, his notation would subvert the rules of metrical composition. If he did not, his notation is adapted to mislead the learner wherever his book is strictly followed. In truth, this notation is generally condemned in England, and universally rejected in practice.

(4. From the fact, which Walker relates of himself (Princ. 246.), that he made a distinction between the sound of *ee* in *flee* and in *meet*, until he had consulted good speakers and particularly Mr. Garrick, who could find no difference in the sound, it might be inferred that his ear was not very accurate. But his mistake evidently arose from not attending to the effect of the articulation in the latter word, which stops the sound suddenly, but does not vary it. It is the same mistake which he made in the sound of *i* in the second syllable of *ability*, which he calls short, while the sound of the second *i* and of *y* is that of long *e*. The cele-

brity of Walker as a teacher of elocution, and his Key to the pronunciation of Ancient Names, which, with a few exceptions, is a good standard work, have led many persons to put more confidence in his English Orthoepy than a close examination of his principles will support.)

Bemerkungen zu §. 6.

Daß Walker nicht gemeint haben kann, das zweite *i* und *y* in ability laute wie das lange *e*, geht schon daraus hervor, daß er als langen Laut von *i* oder *y* sein i' oder *i* in mine angibt, so daß dieses Wort abil'-i"-ti" lauten muß, wenn die zwei letzten Vokale wirklich lang sein sollen, nicht aber abileetee denn Princ. 112. bemerkt Walker ausdrücklich, daß *i* nur in fremden Wörtern wie *ee* laute, als ambergris, antique etc. Aber ganz besonders aus Princ. 107., die Webster anführt, geht die Meinung Walker's auf's klarste hervor. Er sagt: „the *short* sound of this letter (i) is heard in *him, thin,* etc. *and when ending an unaccented syllable,* as, *va-ni-ty, qual-i-ty,* etc. where though it cannot be properly said to be short, as it is not closed by a consonant, yet it has but half its diphthongal sound. This sound is the sound of *e*, the last letter*) of the diphthong that forms the long *i*." Walker nennt also hier das *i* in van-i-ty, etc. ganz deutlich *short;* da er aber unter short mit Recht eigentlich *shut* (geschlossen) versteht, wie in *him, thin* etc., so konnte er es im strengsten Sinn (properly) nicht kurz nennen, aber eben so wenig lang, da es hier nur die (zweite) Hälfte seines wirklich langen, d. h. seines Diphthonglautes hat, nämlich bloß *e*. Dieser e-Laut aber, der nach Walker's eigenen Worten weder recht eigentlich *short* ist, noch *long*, kann unmöglich ein anderer sein als der, den ich den kurz-offenen genannt habe, und bei jedem anderen Vokal ebenfalls zu finden ist. Nun vergleiche man dagegen die Erklärung dieses Lautes bei Webster. Außer daß sie viel schwerfälliger ist, ist sie auch ungenau, oder vielmehr falsch; denn statt des von Walker so klar angedeuteten kurz-offenen Lautes, kennt und unterscheidet Webster nur den kurz-geschlossenen Laut, so daß also z. B. abilitv, monotony, regular, etc. etc. a-bil'-i-ti, mo-not'-o-ni, reg'-u-lar, etc. gesprochen werden muß, sobald man consequent fortgeht. Aus dieser absurden Aussprache wird aber jedermann erkennen, daß auch bei *i* der kurz-offene Laut von dem geschlossenen genau unter-

*) Besser part oder component.

schieden werden muß, wenn in das englische Lautwesen Bestimmtheit und Consequenz gebracht werden soll. Davon scheint aber Webster, in diesem Punkte wenigstens, auch nicht eine Ahnung zu haben. — Nach dieser Bemerkung wird der Leser auch die andern Nummern dieses §. gehörig zu würdigen wissen. Darum nur noch eine Bemerkung zu 4. Webster nennt hier Walker's Schlüssel zur Aussprache der Eigennamen a good standard work, mit der Einschränkung „a few exceptions.“ Schade, daß er nicht sagt, was er darunter versteht. Vielleicht meint er damit die aspirirte Aussprache der Consonanten *v*, *s* und *t* vor ia, io, ie und dgl. Verbindungen, die Walker auch in den Eigennamen stets *sh* zu sprechen lehrt, ohne daß dadurch das folgende *i* die geringste Veränderung erlitte, als Lucia, Hortensius, Horatius, etc. die Walker Lu'-shi-a, hor-ten'-shi-us, ho-ra'-shi-us lauten läßt. Meint Webster diesen Punkt, so erstreckt sich ja aber diese fehlerhafte Aussprache über Hunderte von Eigennamen, und es ist ja grade das Grundübel des Walkerschen Systems, daß er die Bedingung, unter welcher jene Consonanten ihre Zischlaute annehmen können, durchaus verkennend nun auch auf die Eigennamen alle Fehler übertragen, die er in dieser Hinsicht vorzugsweise vor Andern in die Englische Sprache überhaupt gebracht hat. Es ist dabei noch bemerkenswerth, daß James Knowles, der jüngste englische Orthoepist, dessen ganzes Verdienst vielleicht darin besteht, daß er sich bemüht, in allen derartigen Wörtern, wo der Gebrauch nicht allzu fest Wurzel geschlagen hat, den Mißbrauch auszurotten und jenen Consonanten auch vor ia, io, ie u. s. w. ihre einfachen natürlichen Laute zu vindiciren. Nur geht er dabei in einer Hinsicht nicht weit genug, indem er sich scheut, wie er sich ausdrückt „to knock my head against the stone wall of inveterate custom,“ und in anderer viel zu weit, wie unten noch gezeigt werden soll. Darin ist er aber völlig consequent, daß er in den Eigennamen wenigstens jenen Consonanten immer den einfachen Laut *s* gibt, wenn der folgende *i* seine volle Geltung als Vokallaut behält (vgl. Princ. of Pronunc. 135. ff.)

§. 7.

1, In the notation of sounds, there is a mitstake and inconsistence in all the orthoepists, which deserves notice, not on account of its practical importance, so much, as to expose an error in syllabication or the division of words into syllables, which has been maintained by all writers in Great Britain: from time immemorial. The rule is, that „a

single consonant between two vowels, must be joined to the latter syllable." According to this rule, *habit*, *baron*, *tenet*, are to be divided thus, *ha-bit*, *ba-ron*, *te-net*.

2. This rule is wholly arbitrary, and as for ages retarded and rendered difficult the aquisition of the language by children. How is it possible that men of discernment should support a rule, that in thousands of words makes it necessary, to break a syllable, detaching one of the letters essential to it, and giving it a place in the next? In the words above mentioned, *hab*, *bar*, *ten*, are distinct syllables, which cannot be divided without violence. In many words, as in these, this syllable is the radix of the word; the other syllable being formative or adventitious. But where this is not the case, convenience requires that division of syllable should, if possible, be kept entire; and in all cases the division of syllables should, as far as possible, be such as to lead the learner to a just pronunciation.

3. As in our language the long and short vowels are not distinguished differences of character, when we see a single consonant between vowels, we can not determine, from the preceding vowel character, whether the sound is long or short. A stranger to the language knows not whether to pronunce habit, *ha-bit* or *hab-it*, till he is instructed in the customary pronunciation. It was probably to avoid this inconvenience that our ancestors wrote two consonants instead of one in a great number of words, as in *banner*, *dinner*. In this respect however there is no uniformity in English; as we have generally retained the orthography of the languages from which we have received the words, as in *tutor*, *rigor*, *silent*, and the like.

4. Now it should be observed that although we often see the consonant doubled, as in *banner*, yet no more than one articulation is ever used in speaking. We close the organs but once between the first and second syllable, nor is it possible to use both the letters *n*, whithout pronouncing *ban*, then intermitting the voice entirely, opening the organs and closing them a second time. Hence in all cases, when the same consonant is written twice between vowels, as in *banner*, *dinner*, *better*, one of them only is represented by an articulation of the organs, the other is useless, except that it prevents any mistake, as to the sound of the preceding vowel.

5. In the notation of all the orthoepists, there is inconsistency, at least, if not error. If they intend to express the true pronunciation by using the precise letters necessary for the purpose, they all err. For instance, they corite *bar'ron ba'ron*, when one articulation only is, or possibly can be, used; so also *ballance*, *biggot*, *biggamy*, *mellon*, *mettapher*, *mellody*. This is not only useless, for the use of the accen after the consonant, as *bar'on*, *bal'ance*, *big'ot*, *mel'on*, etc. completely answers the purpose of determining the pronunciation; but it is contradictory to her own practice in a vast number of cases. Thus they write one consonant only in *civil*, *civic*, *rivet;* and Walker writes *kollonade*,

doubling l, but *kolony*, *kolonise*, with a single *l*. This want of system is observable in all the books which are offered to the public as standards of orthoepy.

Bemerkungen zu §. 7.

Es berührt hier Webster einen Gegenstand, der allerdings bei den englischen Orthoepisten sehr im Argen liegt; aber wie er selbst die Sache ansieht, wird sie leider um nichts besser, sondern wir erhalten nur einen Beweis mehr, daß Webster als Orthoepist nicht eben sehr stark ist; doch muß man ihm lassen, daß er das Unrichtige oder Mangelhafte fast überall herausfühlt, aber nur nicht Haltbares dafür zu geben versteht, ja die Sache nicht selten verschlimmert. So greift er hier (1) die bekannte alte Regel der Silbenabtheilung an, und spricht von Irrthümern „from immemorial time," „for ages," wo er eigentlich selbst nur der Irrende ist. Die Engländer haben, wie Webster selbst sagt (3), die Orthographie der Sprachen beibehalten, aus denen sie ihre Wörter entlehnten. Sollte es denn nun wirklich so absurd sein (2), neben der Orthographie auch die hergebrachte Abtheilung dieser Wörter in Silben beizubehalten? Ich denke, das eine ist so natürlich wie das andere. Und wenn Webster einmal, zur Erleichterung der Aussprache die Silbenabtheilung geändert wissen will, warum geht er nicht noch einen Schritt weiter und verlangt, daß auch die Orthographie nach der Aussprache abgeändert werde? Als Etymolog sah Webster ohne Zweifel, wohin eine solche „convenience" führen würde; so wie er aber diesen Punkt beim Alten läßt, so hätte er dies auch mit der Abtheilung thun sollen, denn eine Aenderung derselben führt am Ende zu demselben Resultat, nämlich zur Verwischung der Etymologie. Wie kämen Wörter wie reference, preface, progress, trivial, prominent, etc. etc. dazu, ref-erence, pref-ace, prog-ress, triv-ial, prom-inent abgetheilt zu werden? Durch diese Neuerung würde aber nicht einmal etwas Wesentliches für die Erleichterung der Aussprache gewonnen; denn es gebrauchen die Engländer im täglichen Leben bei ihrer Schrift weder Accente, noch brechen sie die Silben eher als höchstens am E n d e e i n e r Z e i l e, und d a r a u f würde sich denn der ganze Vortheil, den Webster bezwecken will, reduciren. Wer möchte aber dieser ganz zufälligen, durch ihre seltene Anwendbarkeit fast auf Nichts gebrachten Erleichterung auch nur Eine Etymologie zum Opfer bringen? In den orthoepistischen Lehrbüchern aber werden ja die Silben ohnehin so abgebrochen, wie es die

Aussprache erheischt, und ist also ganz und gar nicht zu begreifen, was Webster mit seinen tausendjährigen (immemorial) Mißgriffen sagen will. Offenbar beruht seine Ansicht von der Silbenabtheilung auf dem gänzlichen Mißverstehen des Accents, der in der englischen Sprache so eigenthümliche Erscheinungen verursacht, und zwischen Schrift und Aussprache das größte Mißverhältniß gebracht hat, wie ich dies in den Princ. of Pronunc. Nr. 23 — 28 klar zu machen gesucht habe. Auch ist die Meinung Webster's theilweise irrig, daß von zwei gleichen Consonanten immer nur einer gehört werde, wie in *dinner, better,* etc. und daß es schon hinreiche, z. B. *baron, ba'ron; progress, pro'gress; metapher: met'apher* zu bezeichnen. Allein bei diesem Verfahren wird das durch den Accent verursachte Zerreißen zusammengehörender Silben durch kein sichtbares Zeichen wieder hergestellt, was freilich auch die englischen Orthoepisten lange nicht immer beobachten, wie Webster recht wohl bemerkt hat. So macht es sich z. B. ganz eigen, wenn sie nothing, kein Ding, nicht, in der Aussprache *noth-ing* bezeichnen, als hieße *noth*, kein, und *ing,* Ding; dieses Verfahren würde aber zur vollkommensten Absurdität führen auf dem Wege, den Webster für die Abtheilung der Wörter vorschlägt. Da aber die ursprünglichen Bestandtheile dieses Wortes no und thing sind, so muß dasselbe, nach der Etymologie, nothwendig no-thing; nach der Orthoepie aber, da der an sich offene Vokal durch den Accent zum geschlossenen wird, eben so nothwendig noth'-ing abgetheilt werden, daß also für einen sehr großen Theil englischer Wörter eine doppelte Abtheilungsweise nothwendig wird, wie z. B. etymol. pre-face; orthoep. pref'-face; etymol. pro-gress, orthoep. prog'-gress, etc. Nur darf Niemand glauben wollen, daß in diesen Wörtern das *th*, f und *g* der ersten Silbe vollständig laute wie z. B. in breath, cliff, leg; denn da dort die Stimme keine Zeit hat, einen Absatz zu machen, sondern unaufhaltsam zur nächsten Silbe forteilt, so kann der erste jener Consonanten auch nicht rein auslauten, sondern bildet nur eine Art Vorschlag zur nächsten (zweiten) Silbe, welcher Vorschlag aber nothwendig wird, um, wie schon gesagt, einen an sich offenen Vokal zu schließen. Dieses Verhältniß aber wird keineswegs schon hinreichend durch den Accent allein ausgedrückt, als met'apher, col'ony, rig'our, etc., eben weil die erste Silbe dieser und tausend ähnlicher Wörter auf den accentuirten Consonanten überhaupt kein legitimes Recht hat, sondern ihn, so zu sagen, usurpirt, d. h. unter dem Zwang des Accents momentan auf ihn übergreift, und eben dar-

um der rechtmäßigen Silbe zurück geben muß. Dieser Proceß kann aber dem Auge nicht wohl anders als durch eine Verdoppelung des einfachen Consonannten dargestellt werden, so wie im entgegengesetzten Fall durch eine Vereinfachung des doppelten, wie in affect', offend', occa'sion, effect, etc. etc. Wie aber freilich die Sache bis jetzt von den engl. Orthoepisten behandelt worden ist, ergibt sich ein tausendfaches *plus*, und da dieses von ihnen nicht einmal immer ausgedrückt oder angeschrieben ist, so zeigt sich in ihren Lehrbüchern ziemlich auf jeder Seite, was Webster mit Recht „want of system" nennt (5). Schon aus diesem so oft zu- und abzuschreibenden plus und minus aber ergibt sich das Unthunliche, in den orthoepischen Lehrbüchern die Wörter nur einmal zu schreiben, weil so die Sache unmöglich anschaulich genug werden kann und auf jede wissenschaftliche Behandlung der englischen Orthoepie bei diesem Verfahren von vorne herein verzichtet werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Ballade überhaupt, und insonderheit über Schiller's Behandlung der Dichtart. Nebst einer genaueren Kritik der „Bürgschaft."

Keine Dichtungsart ist in der neueren deutschen Dichtung so beliebt und so allgemein worden, als die Ballade. Gehn wir auf den Ursprung derselben zurück, so läßt sich wohl nicht läugnen, daß sie an sich eine höchst einfache Bestimmung habe, nämlich die: merkwürdige Ereignisse, es sei im Interesse der Geschichte überhaupt oder einzelner Personen und Familien, in einer sangbaren oder wenigstens leicht behaltbaren Form dem Gedächtnisse und der Aufbewahrung im Munde des Volkes zu übergeben. Sie schließt sich somit den größeren epischen Dichtungen gleichsam als Miniatur- oder Genrebild passend an, und theilt mit ihnen den Zweck, nur nicht — was sie gerade nicht soll — die Art der Darstellung. In dieser Einfachheit erscheint sie in den alten Formen, z. B. in dem Volkslied über W. Tell, welches in Niemeyer's deutschen Dichtungen zur deutschen Geschichte S. 99 angeführt wird, und in anderen ähnlichen Liedern dieser Sammlung. Ebenso in der alten Ballade: Der Kaiser und der Abt, welche Bodmer aus dem Alt-Englischen übersetzt hat*) und besonders auch in den Alt-Englischen Balladen, die jetzt wohl zum Theil nur noch im Munde der Kinderwärterinnen dieses Landes zu finden sein möchten. (S. Goldsmith Essays.) Auch Bürger's Lenore ruht bekanntlich auf einer solchen einfachen Grunddichtung. Wie aber Alles vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen und Schmucklosen zum Geschmückteren und Durchdachteren sich zu erheben pflegt, so ist es auch der Ballade ergangen. Sie ist zu kunst- und schmuckreicheren Formen fortgeschritten, und die alte Grundzeichnung, die fast nur die Hauptzüge der Geschichte festhielt,

*) S. Deutsches Dichterbuch von Bechstein S. 192.

ist mit reicher Farbenpracht ausgestattet worden. Man vergleiche in dieser Hinsicht die schon angeführte Dichtung „Der Kaiser und der Abt" mit Bürger's bekannter Ballade.

Theils aber in der Wahl des Stoffes, theils in der Art der Behandlung finden sich unter den deutschen Dichtern bedeutende Unterschiede, und es treten hier Bürger, Goethe und Schiller als diejenigen hervor, denen sich die späteren mehr oder weniger anschließen. Bürger und Goethe wählten vorzüglich plastische Stoffe, d. h. solche, welche der dichterischen Darstellung gleichsam eine malerische Seite darboten. Daß er bei seinen Kompositionen das Plastische vor Augen habe, gibt Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann mehrfach zu erkennen.

Wie plastisch ist Bürger's Lenore, seine wilde Jagd, sein Ritter Karl von Eichenhorst! An diese Plastik des Stoffes nun schließt sich seine Darstellung selbst malend und nachahmend an, so daß er zuweilen sogar auch in der ernsten Gattung — die komische lasse ich hier unerwähnt — die Gränzen des guten Geschmacks überschreitet, z. B. in Ausrufungen u. dergl. Goethe ist kein Freund solcher sprachlichen Nachbildungen. Ihm genügt es, wenn der Stoff an sich plastisch ist, und er behandelt ihn mit der ihm eigenen Zartheit und Angemessenheit des Ausdrucks. So beweist es sich in der Braut von Korinth, die gewiß zu dem Gelungensten gehört, was die deutsche Dichtung in dieser Art aufzuweisen hat, im „Erlkönig," im „Gott und die Bajadere," „Johanna Sebus" u. s. w. Alles Stoffe plastischer Natur, zur dichterischen Darstellung, wie sie in Goethe's Natur lag, höchst geeignet, ohne sogenannte Subjektivität blos das Objekt gleichsam mit Künstlerblick auffassend und seine Hauptmomente in angemessenster Weise darstellend, nie in das Maßlose und Ueberschwängliche sich verlierend.

Anders ist es bei Schiller. Ihm ist nicht der plastische, sondern — gemäß seiner Subjektivität — der sittliche Gehalt des Stoffes die Hauptsache. Hierin liegen seine Motive. Das wunderbare Walten einer Vorsehung, welche das Gute lohnt, die Unschuld schützt, das Böse straft; oder auch eine edle und hohe Gesinnung im Menschenleben — das sind seine Hauptgegenstände. Nur „Der Taucher" möchte hier ausgenommen sein, in welchem das plastische Element vorwaltet. Daher eignen sich auch Schiller's Balladen vorzüglich zu Zwecken der Jugendbildung, und gewiß ist es eben diese Richtung, die ihnen die allgemeine Bekanntschaft und Würdigung bei unserm Volke verschafft hat und erhält. Diese

Rücksicht auf den sittlichen Gehalt des Stoffes möchte in einigen dieser Dichtungen den Dichter sogar veranlaßt haben, es mit den Forderungen der Kunst nicht so genau zu nehmen. Besonders finden wir in zweien derselben einen Mangel an Einheit, nämlich in dem „Gang nach dem Eisenhammer" und auch wohl in der „Bürgschaft." In ersterem hat diesen Mangel schon Götzinger nachgewiesen und durch die Verschiedenheit der von dem Dichter benutzten Quellen genügend erklärt. (S. Deutsche Dichter, erläutert von Götzinger, S. 241.)

In der „Bürgschaft" ist diese Spaltung des Motives minder auffallend, aber doch nicht gänzlich vermieden. — Wenn nun der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes die letzt angeführte Dichtung einer kritischen Behandlung unterwirft, so ist er weit davon entfernt, auf den Ruhm des großen Dichters einen Schatten werfen zu wollen. Neben der Kunst steht als eine Angelegenheit für sich die wissenschaftliche Kritik. Sie will den Eindruck des Kunstwerkes nicht beeinträchtigen, sondern nur das Urtheil darüber schärfen. Die Werke des Menschen sind nicht wie die Werke der Natur. Bei diesen zeigt uns die mikroskopische Betrachtung stets neue Wunder und wirkt erhöhend. Bei jenen ist dies zwar nicht der Fall; allein Niemand kann an ein Menschenwerk diese Anforderung machen: und wenn uns durch das Mikroskop der Bienenstachel immer noch regelmäßig spitz, die feinste Nähnadel aber wie eine abgebrochene Säule erscheint; so wird man nur sagen können, nicht daß letztere tadelnswerth und unbrauchbar sei, sondern daß die menschliche Beschränkung sich hier, wie überall, in hellem Lichte zeige. Der Eindruck einer Dichtung beruht nicht auf ihrer Zergliederung, sondern auf ihrer Totalität. Spricht uns darin Frische, Gemüth, Lebendigkeit an, so macht sie auf uns den Eindruck des Schönen, selbst wenn das Einzelne nicht tadellos ist. Hinwiederum könnte eine Dichtung im Einzelnen der Kritik keinen Stoff bieten, jener Eigenschaften hingegen ermangeln; und sie würde dann nicht den Eindruck hervorbringen, der sie zu einem Kunstwerk erhebt. A. W. Schlegel's „Arion" z. B. gilt für eine ausgezeichnete Schöpfung, und dennoch — welche Blößen bietet er der Kritik!

Nach dieser vielleicht nicht überflüssigen Verwahrung gegen alle Mißdeutung können wir zur genaueren Betrachtung der angeführten Ballade übergehen.

Was nun zuvörderst die Spaltung oder Unklarheit des Motives betrifft, so liegt sie darin: War es der Zweck des Dichters

das treue Worthalten, die unerschütterliche Festigkeit der Anhänger der pythagoräischen Sekte darzustellen; oder nur eine fast leidenschaftliche, dem Empfindsamen sich nähernde Freundschaft zweier Menschen? Ersteres ist vorwaltend in der Anlage des Ganzen, in Nr. 16 und 17, auch im Schluß; letzteres zeigt sich vorzüglich in Nr. 12 und 19. Daß der erstere Zweck das Schönere, Bedeutendere, Größere sei, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Es zeigt uns die Menschheit in dem erhabenen Lichte einer sittlichen Kraft, die jedem äußern Hinderniß gewachsen ist und deren Eindruck kein noch so entartetes Menschenherz widerstehen kann. So ist es auch in der Grunderzählung bei Cicero. Er hat diese Erzählung nicht etwa in seiner Schrift de amicitia, sondern er gebraucht sie als Bestätigung stoischer Lehren von der Erhabenheit des Menschengeistes. Aehnliche Erzählungen über Pythagoräer finden sich bei Seneca und Anderen. Aber eben die Abweichung anderer Quellen der Ballade von dieser einfachen Erzählung — (Götzinger S. 250 u. s. w.) scheint auch hier den Dichter verleitet zu haben, dieses Motiv nicht scharf genug hervortreten zu lassen. Eine größere Einheit wäre hier in künstlerischer Hinsicht vorzuziehen gewesen.

Der Dichter läßt nun in Nr. 1 die Hauptperson sogleich auftreten, und zwar — einer Erzählung folgend — bei einem Mordversuch ergriffen. Warum nun ein solches Attentat? Gab es nicht Gründe genug für einen Tyrannen, wie Dionysius es war, einen Unbescholtenen, und eben dadurch dem Verdacht Ausgesetzten zu verurtheilen? Es scheint nicht, daß durch die Annahme eines solchen Beweggrundes der Charakter des Handelnden gewinne oder ein größeres dichterisches Interesse hervorgebracht werde. Abgesehen davon ist es aber auch unbegründet, wenn in Nr. 2 Möros spricht: „Willst du Gnade mir geben.“ Was sollte den Tyrannen, der durch die Vorsicht seiner Leibwache dem Mordversuch eben entgangen war, zu dieser gnädigen Gesinnung bewegen? War kein Attentat vorhanden, sondern nur eine Beschuldigung, ein Verdacht, so ließe sich ein solcher Anspruch auf einige Milderung eher denken. Aecht pythagoräisch ist es aber, daß er seine Absicht nicht zu beschönigen sucht, sondern frei gesteht. Wäre nur diese an sich den Grundsätzen des Pythagorae mehr angemessen! Er nennt es ja selbst ein frevelndes Streben. — Bemerkenswerth ist übrigens die körnige Kürze, mit welcher der Dichter über diese einleitenden Umstände hinwegeilt, um zu der Hauptsache der Darstellung zu gelangen. Warum nun die per-

sönliche Gegenwart des Möros zur Verheirathung seiner Schwester nothwendig war, das kann der Dichter dahingestellt sein lassen, wie es auch seine Quellen thun. Bewunderungswürdig ist die Darstellung in Nr. 3: „Da lächelt der König — nach kurzem Bedenken.“ Der ganze arglistige Entwurf steht schon im ersten Augenblicke dunkel vor den Augen des Tyrannen; daher sein Lächeln — erst ein kurzes Bedenken läßt ihn aber die Schlinge knüpfen, in welcher — wohl nicht der zärtliche Freund — sondern der streng sittliche Pythagoräer gefangen werden soll. Nicht jenes, sondern vielmehr dieses, war zugleich eine Herabwürdigung der menschenfreundlichen Tugend — der Treue — überhaupt, und darum ist es ja wohl dem Tyrannen zu thun. Je schlechter, je verächtlicher die Menschen sich sind, desto mehr ist ja derjenige gerechtfertigt, der sie nur als Werkzeuge seines Willens gebraucht und eine sittliche Würde nicht achtet, die nur auf Einbildung beruht. Höchst zweckmäßig ist auch die Haltung des Freundes in Nr. 4, obwohl die Umarmung mehr dem zweiten Motiv angehören möchte. Er findet in dieser Verbürgung nichts, was einer langen Erörterung bedürfte. Es verstand sich gleichsam von selbst, daß ein Pythagoräer dem anderen einen solchen Dienst leistete, der nach seinen Grundsätzen und seiner Denkweise nichts Besonderes hatte, nicht als eine lang zu bedenkende oder hoch zu preisende That anzusehen war.

Mit gleicher Kürze, wie in Nr. 1., eilt nun der Dichter zum Rückwege. Die hier sich entgegensetzenden Hindernisse und ihre endliche Ueberwindung ist der Hauptpunkt der Darstellung. Diese Hindernisse selbst sind zwiefach, die ersten mehr physischer, die letzten moralischer Natur. Zweckmäßig ist diese doppelte Versuchung zur Nichterfüllung des Versprochenen. Die fluthenden Gewässer, die drohenden Räuber, die Gefahr des Verschmachtens sind von der ersteren Art. Sie machen die Erreichung des Zweckes scheinbar unmöglich. Und wie werden sie nun beseitigt? Das Einfachste scheint, was auch der Dichter anwendet, daß der Bedrängte um höheren Beistand flehe. Er thut es Nr. 8. — „Da sinkt er — Toben“ — Aber findet er Erhörung? Dem Scheine nach nicht. Und wie sollte auch das Toben der Fluthen auf einmal gehemmt werden? Anders als durch ein Wunder konnte dies nicht geschehen. Wir befinden uns aber in dieser Erzählung nicht eigentlich auf dem Gebiete des Wunderbaren. (S. davon nachher.) Ein Wunder — nach der gewöhnlichen Ansicht des Wunderbaren, wo es in einer uns unbegreiflichen Hemmung der Naturkräfte oder

augenblicklichen Aufhebung fester Naturgesetze besteht, geschieht hier nicht. Es konnte also nur ein kühner Entschluß helfen, auf Leben und Tod das Wagestück des Durchschwimmens zu versuchen. Aber dennoch heißt es sehr schön Nr. 8.: „Ein Gott hat Erbarmen.“ Die Kraft des Möros wird bis zum Wunderbaren gehoben. So betrachtet er es selbst Nr. 10.: „Und danket dem rettenden Gotte.“ Nur auf diese Weise läßt sich auch das folgende Ereigniß erklären. Wie wollte er mit der gewöhnlichen Kraft des Einzelnen, sei dieselbe auch noch so angestrenget, diesen Erfolg hervorbringen? Trefflich ist der Ausruf des Angegriffenen Nr. 11.: „Ich habe nichts als mein Leben, das muß ich dem Könige geben.“ Selbst mein Leben gehört nicht mir; es ist, wie eine Schuld, schon einem Anderen verfallen. Auf die Räuber konnte diese Betrachtung freilich keinen Eindruck machen, so wenig als das Mitleid mit dem Freunde; auch läßt er ihnen keine Zeit, nach näherer Erläuterung zu fragen, deren sie allerdings bedurft hätten. Sie ging aber aus seiner eigenen Seele zu lebendig hervor, um sie nicht auch gegen Jene auszusprechen.

In einiger Verlegenheit befinden wir uns bei der Beurtheilung des folgenden Hindernisses. Ist das Dasein der Quelle ein Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes, oder hat der Ermattete sie nur früher nicht bemerkt? Welches von beiden der Fall ist, geht aus der Darstellung nicht hervor. Das Zweite ist jedoch kaum möglich. Wir müssen sonach das Erstere annehmen, obwohl, wie schon gesagt, wir nicht auch auf dem Gebiete des Wunderbaren stehen. In künstlerischer Hinsicht scheint dieses Schwanken zwischen dem Natürlichen und dem Wunderbaren Tadel zu verdienen.

Es kommen nun nach der höchst plastischen Schilderung des herannahenden Abends die beiden Wanderer. Er will sie nicht befragen — dies könnte sein eiliges Fortschreiten verzögern — allein er hört sie bedenkliche Worte aussprechen: „Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen.“ Es ist also zu spät, seine Zurückkunft unnütz. Hier schon zeigt sich, was im Folgenden deutlicher hervortritt. Es soll auch eine Versuchung moralischer Art eintreten. Dazu gehörte nicht nur, daß die Fortsetzung der Reise unnütz war — dies bildet nur den Uebergang zum Folgenden — sie mußte auch mit Gefahr verbunden sein. Eine solche Gefahr gab es nun eigentlich nicht. Das Leben des Möros war völlig gesichert, wenn auch das seines Freundes verloren war. Dies war ja ausdrückliche Bedingung. „Doch dir ist die Strafe erlassen.“ Und

wie konnte die Absicht des Tyrannen sonst erreicht werden? Durch ein Wüthen gegen Beide zerstörte er seinen eigenen Zweck, die Beschämung derer, die in der Menschheit eine höhere Triebfeder, als die bloße Eigenliebe, annahmen. Mußte Möros dies nicht einsehen? Wirklich spricht er nur zweifelhaft darüber. Philostratus hingegen mit Gewißheit. „Zurück — Leben." Er muß also glauben, daß der Tyrann aus reinem Blutdurst auch den Zweiten werde morden lassen. Von dieser nicht ganz zu beseitigenden Schwierigkeit abgesehen, ist das Erscheinen eines Mannes sehr zweckmäßig, dessen Aussage Möros das höchste Vertrauen schenken mußte.

In den Worten Nr. 17: „In den Armen liegen sich beide" ist ebenfalls Etwas von dem oben angegebenen zweiten Motive. Das schöne Ergebniß des Ganzen, kurz und kraftvoll gesagt: „Und die Treue sie ist doch kein leerer Wahn" — deutet bestimmt auf das erstere. Und nun der Schluß. Der Dichter wird von Götzinger wegen dieses Schlusses getadelt. Allein erstlich ist er der ursprünglichen Erzählung getreu, wörtlich nach Cicero; ferner, was sollte der Tyrann anders sagen? Eine feine Wendung, ein Bonmot, sonst ist es nichts. Daß er zu einer solchen Freundschaft nicht passe, weiß er selbst wohl am besten.

Sprachbemerkungen über Einzelnes bieten sich nur wenige dar. Der grammatischen Klarheit ermangelt die Stelle Nr. 6.: „Und donnernd sprengen die Wogen — Bogen." Es ist nämlich ungewiß, ob donnernd sich als Attributiv auf Wogen, oder als Adverb auf sprengen beziehe. „Den Bogen des Gewölbes" scheint pleonastisch zu stehen für „Gewölbe" überhaupt. Ferner Nr. 5.: „Eilt heim mit sorgender Seele, damit er die Frist nicht verfehle." Wie ist dies Kausalverhältniß zu verstehen? Er eilt, damit er die Frist nicht verfehle? Dann ist „mit sorgender Seele" überflüssig oder vielmehr störend. Ist „damit — verfehle" als objektive Ergänzung zu „sorgen" zu ziehen, so müßte es heißen: daß er — verfehle. Bemerkenswerth ist dagegen der passende Gebrauch von Nr. 9. von zerrinnen, schnell auseinander fließen, und entrinnen, schnell wegfließen. Auch Nr. 10.: „schnaubet Mord." Schnauben kann nichts Anderes als leidenschaftliche Aufregung bezeichnen. Woher nun diese? Man kann es so erklären. Der Mensch, wenn er seinem Nebenmenschen in einer so unmenschlichen Rolle entgegentritt, behält nicht seine Kaltblütigkeit und Ruhe. Es tritt gleichsam eine künstliche, erzwungene Aufregung ein. „An's heilige Land" Nr. 12. ist wohl als ein den griechischen Dichtern

entlehnter Ausdruck zu betrachten. Heilig wäre dann so viel als rettend.

Nr. 13.: „Da sprudelt es silberhell — wie rieselndes Rauschen“ ist grammatisch unklar. „Es sprudelt“ ist doch wohl unpersönlich zu nehmen. Die Vergleichung „Wie rieselndes Rauschen“ hat dann aber keinen Gegenstand. Oder vielleicht deutlicher, es fehlt das tertium comparationis. Denn das Rauschen kann nicht sprudeln. Auf das adverbiale Verhältniß „ganz nahe“ kann der Vergleich sich auch nicht beziehen.

Endlich Nr. 19. der Ausdruck „ein menschliches Rühren“ ist auch von Götzinger getadelt worden. Es soll wohl bedeuten: es regt sich bei ihm ein Gefühl Menschlichkeit. Rühren muß alsdann statt Rührung genommen werden. Sehr schön dagegen und mit Nr. 2. glücklich contrastirend ist: „Und blickt sie lange verwundert an.“ Er kann es kaum begreifen, und sucht gleichsam in ihren Zügen die Bestätigung des Erlebten zu lesen. Oder auch: er will ihres Anblicks recht genießen. —

Was nun den Gesammteindruck dieser Dichtung betrifft, so ist nicht zu bezweifeln, daß sie die Hauptabsicht des Dichters erfülle, nämlich die edlere Menschennatur im Kampfe mit den größten Hindernissen und Versuchungen siegreich hervorgehen zu lassen *), und dadurch auch uns, die wir zwar dem Dionysius nicht gleichen, aber doch oft bei den mannichfachen Weltereignissen mit bedeutenden Zweifeln zu kämpfen haben, zu überzeugen, daß die Treue doch kein eitler Wahn ist.

Crefeld.

C. Risler.

*) S. Schillers Abhandlung: Ueber das Vergnügen an tragischen Gegenständen.

Ueber Phonographie.

Die Mittheilung unserer Gedanken und Gefühle geschieht entweder durch Mienen und Gesten — durch gesprochene Klänge oder geschriebene Zeichen. In Beziehung auf die letzt angedeutete Art und Weise, sich Anderen mitzutheilen, hat stets eine große Verschiedenheit stattgefunden rücksichtlich der Leichtigkeit und Schnelligkeit, und es ist allerdings eine auffallende Erscheinung, daß wir, obgleich unsern Vorfahren in so Manchem überlegen!, stets einer Schreibweise treu geblieben sind, bei welcher man fast sechs Stunden Zeit nöthig hat, um dasjenige aufzuschreiben, was sich in einer einzigen Stunde sagen läßt. Weshalb wenden wir noch immer eine Menge willkürlicher Zeichen an, um dasjenige darzustellen, wozu die Stimme nur eine Anstrengung zu machen braucht, mit einem Worte, weshalb sind unsere geschriebenen Zeichen verhältnißmäßig nicht eben so einfach, als unsre gesprochenen Klänge. Es läßt sich gewiß nicht sagen, daß eine solche Schreibweise, wie sie eben angedeutet wurde, unpraktisch wäre. Seit die Griechen das phönizische Alphabet einführten und modificirten, ist die Fortbildung nur sehr unbedeutend gewesen: sogar im Deutschen und Spanischen finden sich viele Unregelmäßigkeiten und Widersprüche in dieser Beziehung, aber im Französischen und Englischen ist die Verschiedenheit zwischen Orthographie und Aussprache so groß, daß man erstere nur durch ein förmliches Anatomisiren der Wörter erlernen kann*). Es gibt Viele, die eine Veränderung der Orthographie schon deßhalb für ganz unmöglich halten, weil dadurch die Etymologie völlig gestört würde; aber die Orthographie weicht schon jetzt so sehr von der früheren ab, daß man auf diese fast immer zurückgehen muß, wenn man die Etymologie eines Wortes ausfindig machen will.

*) Vergl. Volney's Alphabet Européen appliqué aux Langues Asiatiques.

Wenn man die englische Orthographie mit der Aussprache vergleicht, so kann man den Ausspruch des Johnson nicht ungerecht finden, der sie wild und barbarous nennt, da sie fast ganz stationär geblieben ist. Sir Th. Smith, der Sekretär der Königin Elisabeth, ein Mann von außerordentlicher Gelehrsamkeit, der sich viel mit grammatischen Studien beschäftigt hatte, entwarf den ersten Plan einer regelmäßigen Orthographie für das Englische, und zur Zeit Karls I. war die Neigung zu einer völligen Umgestaltung der Orthographie so außerordentlich groß und allgemein, daß man eben nur hieraus die merkwürdige, stets schwankende Schreibweise Milton's erklären kann. Sir William Jones und Benjamin Franklin waren späterhin überaus thätig für die Reform, aber der Fortschritt war doch im Ganzen nur sehr gering; man bedenke nur, daß es unzählige Wörter gibt, in denen kein einziger Buchstabe des Geschriebenen mit dem Gesprochenen übereinstimmt z. B. cough oder cow u. s. w. Es ist in den englischen Buchstaben wirklich gar keine Methode vorhanden, und man muß fast jedes Wort für sich besonders aussprechen und schreiben lernen, man betrachte die Wörter hiccough (hiccop) lough (lock) though (thō') through plough — und man schließe daraus auf die Mühe, welche den Engländern die Erlernung des Lesens macht und wie schwierig für sie die Orthographie sein muß. Wie höchst komisch und mangelhaft in England der Unterricht im Buchstabiren ist, davon kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man nur an den verschiedenen Klang denkt, den ein und derselbe Vokal in verschiedenen Wörtern hat, oder noch besser, wenn man sich ein Bild von der Verlegenheit macht, in welche der Lehrer versetzt werden muß, wenn das Kind buchstabirt: „pi-ĕtsch-el-i-dschi-em" — was dann heißen soll „*flem*" (phlegm) — ein Fall, der sich bei plague, nature u. s. w. fortwährend wiederholen wird.

Nach einer näheren Betrachtung der Sache zeigt es sich nun, daß im Englischen theils jeder Buchstabe keineswegs einen ihm eigenthümlichen Klang andeutet, theils daß es auch für einzelne Klänge ganz an Buchstaben gebricht. Wie man auf der einen Seite 3 Konsonanten hat, die ganz überflüssig sind und in der Aussprache nie vorkommen, so fehlt es andererseits an 9 Vokalen und 6 Konsonanten. Man hat deshalb von Seiten der Neuerer den Schluß gemacht, es sei eigentlich das Bedürfniß nach einem neuen Alphabete vorhanden, in welchem jedes Zeichen einem besonderen Klange entspräche. Wenngleich das Französische im

sozialen und diplomatischen Sinne eine allgemeine Weltsprache genannt werden kann, so hat sie doch nicht in weit ausgedehnten Strecken Europa's eigentlich festen Fuß gefaßt. Das Englische wäre dagegen viel besser zu einer universellen Sprache geeignet, weil es durch kühne Mischung und Umgestaltung seiner Formen aus gothischen und römischen Elementen eine unvergleichliche Biegsamkeit erlangt hat, aber eben die bizarre Orthographie macht diese Universalität unmöglich*).

Die neuere Zeit hat nun in England die sogenannte Phonographie und Phonotypie hervorgebracht, ein System, nach welchem bei organischer Berücksichtigung der Buchstaben, neue Zeichen für Druck und Schrift angewendet werden sollen, und bei welchem eine solche Berücksichtigung des Klanges der Wörter stattfinden soll, daß das Ganze ein wahrhaftes „talking on paper" ist. — Mr. Isaac Pitman in Bath, ein höchst gelehrter und scharfsinniger Mann, ist der Erfinder dieses neuen Systems, welcher in der That kein Opfer gescheut hat, um sein Ziel zu erreichen; ihm zur Seite standen gleich anfangs seine beiden Brüder Ben und Joseph nebst Mr. W. Hill, dem Vater des bekannten Reformators der Briefportotaxen Rowland Hill. Mr. Pitman richtete anfangs besonders seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung und Verkürzung des Schreibens und suchte die verschiedenen Klänge und Artikulationen durch ein einfaches Zeichen darzustellen, die sich zu verschiedenartigen Kombinationen eigneten und von denen jedes nur für einen und denselben Klang angewendet würde. Das neue System hat sich nach und nach zu einer immer größeren Vollkommenheit entwickelt, liegt jetzt ziemlich harmonisch in allen seinen Theilen vor uns und hat sich bereits in England und Amerika sehr weit verbreitet; wir glauben, daß unseren Lesern eine kurze Darstellung des Pitman'schen Systems nicht unwillkommen sein dürfte, zumal dasselbe zu den neueren Reformen in der Orthographie in nächster Beziehung steht. Zuvor sei es uns noch erlaubt, einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung der Tachygraphie zu werfen, da sie nebst der in Drucksachen vorkommenden Orthographie der neueren Methode zur Vergleichung gegenübergestellt werden muß, um letztere gehörig würdigen zu können.

Die Erfindung der Tachygraphie, deren sich die römischen Notarii in den Zeiten der Cäsaren bedienten, ist verschiedenen Männern zugeschrieben worden. Nach Diogenes Laertius bemerkte

*) Vergl. Rapp Physiologie der Sprache Bd. III. S. 157.

sich Xenophon einzelne Aussprüche des Sokrates in einer Art von Zeichensprache; die Römer machen indessen Anspruch auf die Erfindung der „Römischen Notae.“ Ennius soll 1100 Notas Communes (Abkürzungen) erfunden haben; es findet sich indessen nicht ein einziges Werk des Ennius, welches mit diesen „Noten“ geschrieben wäre, ja selbst nicht einmal eine einzige Redensart, und die ganze Behauptung ist demnach sehr zu bezweifeln. Nach Plutarch war Cicero der Erfinder und nach Dion Cassius war es Mäcen. Eusebius scheint die richtigste Ansicht von der Sache zu haben, indem er mit ziemlichem Glücke zu beweisen suchte, daß die Erfinder der Noten Freigelassene und Sklaven gewesen seien, nämlich Tyro, Persannius und Aquila, deren Verdienst, nach dem Brauche der damaligen Zeit, ihren Herren zugeschrieben wurde.

Nach einem alten Schriftsteller vereinigten sich etwa 6—8 Schnellschreiber in der Weise, daß sich der erste unter ihnen die ersten zehn Worte des Orator oder Advocatus merkte und niederschrieb; dann trat schnell der zweite ein, notirte die folgenden zehn Worte u. s. w. bis sie dann nach Beendigung der Rede durch ihre resp. Beiträge ein Ganzes zusammensetzten. Man erzählt, daß diese Schnellschreiber in ihrer Kunst eine solche Geschicklichkeit gehabt hätten, daß sogar — mirabile dictu — einige von ihnen im Stande gewesen, bloß an der Miene den Rednern anzusehen, was jene sagen wollten.

Die Schriftzüge, deren sie sich bedienten, waren theils Buchstaben (z. B. C bedeutete Caius — umgekehrt Ɔ war es Caia), theils auch eigentliche Zeichen, die jedoch nur in sehr geringer Anzahl vorhanden waren, z. B. \ ab, / ad, | in. Man kürzte späterhin auch die Buchstaben des Alphabets, indem man z. B. 3 für B schrieb, oder indem man etwas an die Stelle setzte, was dem anzudeutenden Buchstaben einigermaßen nahe kam, z. B. 1 für N und M und man vereinigte dann auch mehrere Wörter, die häufig in Verbindung mit einander vorkamen, zu einem Zeichen. Um das Schema vollständig zu machen, nahm man verschiedene Striche und Punkte noch hinzu, durch welche der Kasus, die Zahl, Person u. s. w. angedeutet wurden.

Seneca soll mindestens 5000 Schriftzüge denen des Tyro hinzugefügt haben, die indessen keineswegs willkürlich gewählt waren; sie bestanden vielmehr in der concisesten und deutlichsten Art von Abkürzung der Wörter, die sich nur ersinnen ließ, und sie wurden wahrscheinlich in der Absicht bekannt gemacht, um eine größere Uniformität des Styles bei den damaligen Geschwind-

schreibern herbeizuführen. Der Bischof Cyprian von Karthago vollendete „im Interesse der Gläubigen" das System, indem er für die biblischen Namen und christlichen Begriffe besondere feste Zeichen einführte.

Diese Notae blieben lange in Gebrauch, bis sie zur Zeit des großen Justinian allmälig fast alles Ansehn verloren, und als er den berühmten Codex abfassen ließ, verbot er ausdrücklich den Gebrauch dieser Zeichen („vetuitque per signorum captiones et compendiosa aenigmata Codicis sui textum conscribi").

Vor 3—4 Jahrhunderten waren die in dieser Zeichensprache geschriebenen Werke so selten geworden, daß man nach langem Suchen nur eines entdeckte, und sonderbarer Weise hatte der unwissende Bibliothekar dem Buche den Titel gegeben: „Der Psalter in armenischer Sprache." Bugartius fand eine Geschichte des Curtius auf, welche am Ende Einiges in alten Noten enthielt. Justus Lepsius korrespondirte mit P. Leonardus Lessius sehr ausführlich über diese Römischen Notae, und der Brief des Letzteren enthält mehrere Fakta, die oben angeführt sind. Der Gedanke war sehr lebhaft angeregt, die ganze Sache einmal gründlich zu untersuchen, und der ausgezeichnete Gelehrte und Kritiker Gruter machte sich zuerst ans Werk, indem er unter den Auspicien des Joseph Scaliger seine „Inscriptiones Antiquae" herausgab und 1600 in Heidelberg die „Notae Romanorum Veterum" veröffentlichte.

Diese auf 200 Folio-Seiten erläuterten Noten zeigen ganz deutlich, daß man das Prinzip befolgte, so viel als irgend möglich abzukürzen, denn obgleich fast jeder Buchstabe des Alphabets verwendet wird, so ist doch kein Wort vollständig ausgeschrieben; die Schriftzüge eigneten sich schlecht zur Verbindung und die Gestalt und Größe des Buchstaben ist deßhalb oft aufs Mannigfaltigste verändert und verschiedenartig, und dennoch erscheinen die Buchstaben häufig ganz unverbunden oder sie sind in einander geschrieben.

Die eigentliche Gestalt der stenographischen Buchstaben scheint dem gewöhnlichen Latein und Griechisch entlehnt zu sein; dies zeigt sich besonders in*) β, G, δ, G, M, N, R, S und U.

Jeder Buchstabe hat nun überdies, wenn er allein steht, eine besondere Wortbedeutung z. B. b. ist brevis — s. ist se — ss

*) Vergl. auf der Tafel Nr. I. wo die einfachen unverbundenen Buchstaben aufgeführt sind.

= sese — ˥ ist te ◡ ist verus; eine neue Bedeutung haben die Zeichen wieder, wenn ein Punkt darin steht, z. B. ◡̇ ist uter, ·| trans. Ebenso hat man besondere Zeichen für die oft vorkommenden Endsylben a, as, e, es, o, os, u, us, ae, orum, arum, es, est, essem, esses, essemus u. s. w., durch deren Hinzusetzung die Zeichen dann modifizirt werden.

Aus dem Angeführten wird es sich genugsam ergeben, daß schon in dem Systeme des Cicero alle Grundsätze anerkannt wurden, welche die Kunst der Stenographie späterhin stets befolgt hat. Man nahm einfachere Formen, als die der gewöhnlichen Buchstaben an und ließ jede einzelne zugleich für ein besonderes Wort gelten; man stieß alle diejenigen Buchstaben aus (besonders Vokale), die man irgend glaubte entbehren zu können und verband zuweilen die Anfangsbuchstaben mehrerer Wörter zu einem besonderen Zeichen. Alles, was nun die Erfinder der neuen Systeme geleistet haben, besteht einzig und allein darin, daß sie einfachere Zeichen für das Alphabet einführten. Das Ciceronianische System hatte sich nur darauf beschränkt, das vorhandene römische Alphabet etwas zu kürzen; — hiervon ging man ab und schuf ganz neue Zeichen, indem man auf die Form des bestehenden Alphabets gar keine weitere Rücksicht nahm. — In wie weit die römische Stenographie phonetisch war, darüber läßt sich mit Gewißheit nichts behaupten, weil ja über die richtige Aussprache des Lateinischen die Meinungen so sehr verschieden sind.

Cicero's System ist das einzige, welches aus der alten Zeit zu uns gekommen ist; nach der Ausgabe des Plutarch (im Cato d. Jüngern) wurde die Rede des Cato — in Beziehung auf die Catilinarische Verschwörung — in solchen Noten aufbewahrt. Plutarch sagt: „Dies ist die einzige Rede des Cato, welche noch vorhanden ist. Cicero hatte eine Anzahl von Schnellschreibern, die er früher in der Kunst der Zeichenschrift unterrichtet, mitgebracht und an verschiedene Stellen des Senates gesetzt. Vor seinem Consulate gab es noch keine Tachygraphen." — Unmittelbar nach der Zeit des Cicero ward die neue Kunst sehr beliebt und selbst Kaiser, wie Augustus und Titus, beschäftigten sich mit derselben sehr eifrig.

Von der Zeit des Verfalls des römischen Reiches bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst finden sich fast gar keine Spuren unserer Kunst; es gab wenig Leute, die überhaupt nur im Stande waren, sich der gewöhnlichen Schrift zu bedienen. In Frankreich schien man mehrere Male das alte System wieder aufnehmen zu

wollen; aber die Furcht vor der Anklage der Hexerei machte alle Versuche scheitern. Trithemus, dessen Werke vom Pfalzgrafen Friedrich II. verbrannt wurden, berichtet, daß man in seiner Zeit die Stenographie dem „Armenischen" oder teuflischen Schriftzügen gleichgestellt habe.

Eins der ältesten Systeme der Abbreviaturschrift, welches man in England benutzte, war das von Radcliff aus Plymouth. Er bediente sich des gewöhnlichen Alphabets und behielt für jedes Wort nur so viel Buchstaben bei, als durchaus nöthig waren, um keine Mißverständnisse herbeizuführen. Das Vaterunser heißt nach dieser Abbreviaturschrift folgendermaßen: Our Fth wch rt n hvn; hlwd b y Nm. Y Kgdm cm. Y wl b dn n rth z it s n Hvn. Gv z ths da r dly brd. Ad frgv z r trspss z we frgv y y trspss agst z. Ad ld z nt nto tmptin, bt dlvr z from evl; fr thn z y Kgdm & y pwr & y glry fr evr & evr. Amn.

Von den in neuerer Zeit bekannt gewordenen Systemen der Stenographie wurde bis auf die neueste Zeit in England das Harding'sche für das beste gehalten; aber es leidet an denselben Mängeln wie alle übrigen und wird ohne Zweifel bald völlig unbrauchbar sein; es findet sich nämlich häufig, daß ein und dasselbe Zeichen für die verschiedenartigsten Wörter gebraucht wird, so daß sich der Schreiber fast ganz auf die Treue seines Gedächtnisses verlassen muß. — Fast jedes Jahr brachte ein neues System der Stenographie, das sich aber sehr bald als ungenügend erwies und in Vergessenheit gerieth, weil stets das Princip vorherrschte, das Skelet der Wörter nur zu geben und an eine eigentliche Analyse der Sprache hatte man gar nicht gedacht.

Da Punkte und Striche die kürzesten Zeichen sind, so kann man die Phonographie allerdings auch ein System von Short Hand (oder Brachygraphie) nennen; sie ist indessen von allen bis jetzt bekannten Arten derselben ganz radikal verschieden. Bei der Phonographie wird der eigentliche Klang eines jeden Wortes sichtbar dargestellt; — die beste Art der Schnellschreibekunst läßt dagegen noch viel zu wünschen übrig, indem es für den Schreiber der höchsten Anstrengung des Gedächtnisses bedarf, um dasjenige langsam zu entziffern, was er am selbigen Tage geschrieben hat, — eine Aufgabe, die er nach Verlauf von einiger Zeit nur sehr selten (und dann doch mangelhaft), jeder Andere aber nie zu lösen im Stande ist. Die Schwierigkeit fällt bei der Phonographie weg, indem man Alles leicht lesen kann, von wem es auch aufgezeichnet sei; das Schreiben macht freilich anfangs einige Mühe,

aber bei jeder Schreibweise erlangt man Schnelligkeit in der Handhabung derselben erst durch Uebung.

Bei der Bildung des neuen Systems wurden von Mr. Pitman besonders die Sprechorgane genau geprüft und sorgfältig berücksichtigt, und demnach sind die Buchstaben nicht alphabetisch, sondern nach ihrer natürlichen Ordnung aufgestellt. So steht der Buchstabe p zuerst, weil er die einfachste aller Artikulationen ist und nur durch das Zusammenbringen von der Spitze der Lippen gebildet wird, ohne daß man dazu der Zunge, Zähne oder des Gaumens bedürfte; dann folgt b und darnach kommt t und d u. s. w.

Ferner hat es sich herausgestellt, daß die Consonanten nicht etwa aus einer langen Reihe verschiedener Formationen bestehen, sondern daß nur die Hälfte derselben wesentlich von einander verschieden, die übrigen aber nur gedämpfte Klänge der anderen sind; so ist z. B. p und b, t und d dieselbe Artikulation, die nur durch scharfe oder dumpfe Aussprache modificirt wird. Das dünne Zeichen harmonirt mit einer dünnen, leichten Artikulation, das dicke dagegen mit einer starken und schweren; demnach bezeichnet man z. B. ╲ p, ╲ b, | t, | d, ◟ f, ◟ v.

Ebenso fand man, daß die angeführten Buchstaben sehr häufig mit l und r zu einer Art von Doppelbuchstaben verbunden sind, die man vermöge einer einzelnen Bemühung ausspricht; man sagt z. B. place und praise (aber nicht pelace und peraise) indem man pl und pr in der Aussprache aufs Engste verbindet. Deshalb hat man die Verbindung der beiden Buchstaben durch Hinzufügung eines kleinen Häckchens zu dem eben angeführten Zeichen angedeutet; nämlich:

╲ pl ʃ tl ╲ bl ʃ dl

╲ pr ˥ tr ╲ br ˥ dr

Gleichfalls findet sich auch umgekehrt eine Zusammensetzung der Buchstaben l und r mit b, p, d, t noch in einer anderen Weise, die sehr häufig vorkommt, und zwar so, daß l und r voranstehen (z. B. sharp, garb, help, bold u. s. w.) und nach ganz analoger Modification bezeichnet man dieses:

╲ lp ⌊ ld ⌡ rt ╲ rb.

In Beziehung auf die Vocale ist man demselben Grundsatze treu geblieben, Alles so viel als möglich zu vereinfachen. Es gibt freilich im Englischen 40 verschiedene Klänge, diese sind aber nahe mit einander verwandt, und lassen sich zur Erleichterung in zwei Klassen theilen, nämlich in solche, die eine volle, und solche, die eine scharfe, kurze Aussprache haben; wenn man z. B. feet und

A h B 3 C Ↄ C D

M V N Y X > 7 O 7 P

9 (up) ? (up) S S T 7 —

Λ Vocale

1. Einfache. 2. ...

1. E | feet | it YE | ye
2. Λ | mute | met YA | yea
3. AH | psalm | Sam YAH | yard
4. AU | naught | not YAU | yawn
5. UH | cue | curry YUH | yearn
6. O | note | " YO | yoke
7. OO | tool | " YOO | you.

II, EE (lang e), AA, OO, E...

EJ, KG, FV, Tẟ (d. engl. th), ...

i i, e e, a a, o o, c u (ö), ω (o), ...

s z, ʃ (sch) ʒ (dsch), l, r, m, n, ...

ẟi stetli Homz ov Ingglend, Hu bu...
Emidst ẟer tôl ansestrel triz, or ...
ẟi dir ckrôs ẟi grinswôrd bund f...
And ẟi swen glidz past ẟem wiẟ ẟ...

! ẟi meri Homz ov Ingglend ! Ernd...
! Hwot gladsum luks ov hushold l...
ẟer wumenz vqs floz fort in son, o...
Or lips mov gresfuli clon sum glo...

fit näher betrachtet, so findet sich, daß der Vocal des Wortes fit nur eine scharfe, kurze Aussprache von feet ist.

Die folgende Uebersicht stellt (nach englischer Aussprache) die Klänge der reinen Vocale dar:

1) e	4) au
2) a	5) o
3) ah	6) oo

(Man könnte hier noch als Nr. 7. den Klang uh anführen, der z. B. in dem französischen le und ne vorkommt; obige Liste enthält übrigens diejenigen einfachen Vocale, die sich in jeder Sprache finden. Der Klang uh kommt auch im Englischen vor, z. B. in dem Worte What o' clock is it?)

Jeder dieser angeführten Vocale hat auch eine kurze, scharfe Aussprache

	lang	kurz
№	1) feet	fit
„	2) mate	met
„	3) path	pat
„	4) law	lot
„	5) note	nut
„	6) fool	full.

Nun werden Nr. 1, 2, 3. durch einen vollen Punkt dargestellt, der entweder vor oder nach dem articulirenden Buchstaben steht; und zwar als Nr. 1. oben am Buchstaben, Nr. 2. in der Mitte und Nr. 3. unten z. B.

|˙ ist tea,

|· der Fluß Tay in Schottland,

|. tah (das kindliche thank you),

Nr. 4, 5 und 6. bezeichnet man durch: — und zwar nach demselben Principe —

┌ law

├ toe

└ too

Von diesen sechs reinen oder einfachen Vocalen wird eine doppelte Reihe von zusammengesetzten abgeleitet. Bei der gewöhnlichen Schreibweise bezeichnet man diese durch Vorsetzung der Buchstaben y und w vor dem einfachen Vocal e und o u. s. w., so entsteht dann ye und we, yo, wo u. s. w. Das y und w (welches eigentlich so viel ist als der Vocal e und oo) fließen in der Aussprache so zusammen, daß man sie durch ein einziges Zeichen darstellen sollte. Es geschieht dies in der Phonographie, in-

dem man y durch eine kleine Curve bezeichnet, und zwar als ⌣ bei Nr. 1, 2 und 3., und als ⌢ bei Nr. 4, 5 und 6. Das W wird auf dieselbe Weise behandelt und erscheint als ( ). Die Doppelvocale i, oi, ou bilden einen Theil von einer anderen Abtheilung, welche zugleich mehrere Klänge aus fremden Sprachen in sich begreift, und diese werden durch eine Verbindung der dazwischen liegenden Vocale hervorgebracht, z. B. durch Verbindung von Nr. 2, 3, 4, 5 mit Nr. 1 und 6.

Eine vollständige Darstellung des ganzen Systems findet sich in dem Werke Isaac Pitman's: Phonography or writing by sound: a natural method of writing all languages by one Alphabet, composed of signs that represent the sounds of the Human voice. — London, S. Bagster 1842. 5th. edition — und wir haben es versucht, einen kurzen Auszug daraus auf beiliegender Tafel sub №. II. zu geben. Zur Erläuterung fügen wir noch Folgendes hinzu: 1) die Punkte, kleinen Striche und Curven sind die Formen des Buchstaben; der daneben stehende aufrechte Strich (|) deutet die Stellung an, welche der Vocal in der Schrift annimmt; 2) die Aspirate wird dadurch ausgedrückt, daß man dem folgenden Vocale einen Punkt hinzufügt; 3) der größern Vereinfachung wegen hat man einige Präfixa und Affixen angenommen, wie auch verschiedene Grammalogen, d. h. Wörter, die der Kürze wegen durch einen einzigen Buchstaben bezeichnet werden *).

Wie sich fast überall zur Anwendung von sittlichen und politischen Uebeln der Geist der Association besonders wirksam gezeigt hat, so geschah es auch hier. Mr. Isaak Pitman gewann für sein neues System in Bath und an mehreren anderen Orten eine große Menge von Schülern und Verehrern, er hielt mehrfach gratis in den verschiedenen größeren Städten eine einleitende Vorlesung und ertheilte dann öffentlich Unterricht in der Theorie und Praxis des neuen Systems, da sich überall eine große Zahl von Theilnehmern für seine Curse fanden. Von diesen brachten nun eine nicht unbedeutende Anzahl die Kunde der neuen Schreibweise in fast alle Städte Englands und auch nach Amerika und ertheilten förmlich Unterricht, so daß das neue System sehr bald weit verbreitet ward. Höchst förderlich war der ganzen Sache die Gründung des Phonetic Journal, welches bereits zwei Jahrgänge von je zwölf

*) Zu besserer Veranschaulichung liefern wir als Beispiel sub № III. der Tafel The Lord's Prayer.

Heften ausmacht und dessen Kreis von Lesern sich fortwährend vergrößert. Es sprach sich natürlich vielfach der Wunsch nach größeren Vereinigungen aus, und es haben nun bereits zwölf sogenannte Festivals statt gefunden, von denen das erste zu Manchester am 15. März 1843 gehalten wurde und von welchen die glänzendsten — die Versammlungen in Nottingham und Birmingham waren. Die Zahl der Festgenossen belief sich stets über 300 und mehrere Male sogar auf 600 und es stehen gegenwärtig die bedeutendsten Namen an der Spitze des Unternehmens *).

*) Daß eine weitere Verbreitung der Phonographie mit vielen Schwierigkeiten verknüpft sei, wissen die Erfinder und Verbreiter dieses neuen Systems sehr gut, und einer von ihnen hat sich darüber in dem: Soliloquy of Lawrence Lazy, welches nach dem bekannten Shakspeare'schen Monologe gemacht ist, sehr hübsch folgendermaßen ausgesprochen:

To learn, or not to learn, that is the question:—
Whether 'tis nobler in the mind to suffer
The complex quibbles of ambiguous Long-hand;
Or to take arms against a thousand errors,
And, by opposing, end them?—To learn,—to write,—
And, by Phonography, to say we end
The falsities, the thousand tedious ills
Long-hand produces,—'tis a consummation
Devoutly to be wish'd. To write;—to learn;
To learn! but first to work;—ay, there's the rub;
For to acquire this art what toil may come,
Ere I can shuffle off my habits old,
Must give me pause: there's the respect,
That makes Orthography of so long life;
For who would bear the innumerable ills of long hand,
Its barbarous length, its ambiguity,
Its child-tormenting difficulties, and
Its want of rule, together with the toil
Which patient scribes of such a system have,
When he himself might his releasement make
With a mere „Penny Sheet?" Who still would use
This barbarous relic of our bygone days;
But that the dread of something to be learn'd,—
(That weak unmanly ease, from whose embrace
No lazy man can get,)—puzzles the will;
And makes him rather bear e'en falsities,
Than learn the truth he yet knows nothing of?
Thus indolence too oft retards the mind;
And thus the progress of a useful art
Is ckeck'd, but not prevented; for the time
Will come when this same brief Phonography
Shall triumph o'er its last opponent.

In Amerika wurde das neue System besonders durch Stephen Pearl Andrews verbreitet, welches ihm um so leichter ward, da Dr. Joel Parker, der ehemalige Präsident des theologischen Seminars in N. York (der jetzt in Philadelphia lebt) mit wahrer Begeisterung die Sache zu fördern suchte. Einer besonderen Aufforderung des Kongresses zufolge waren beide Männer schon längere Zeit thätig gewesen, eine der Aussprache entsprechende Orthographie ins Leben zu rufen. Auch in Frankreich haben sich bereits einige Stimmen in sehr anerkennender Weise über das neue System vernehmen lassen.

Etwa 5 Jahre nach der ersten Bekanntwerdung der Phonographie, die auf unglaubliche Weise fortwährend an Freunden und Verbreitern gewann, wurde der Wunsch immer lauter, man möchte auch eine entsprechende Methode für Gedrucktes einführen; und das wohlüberlegte System von Elementarklängen, welches die Basis der Phonographie ausmachte, diente nun auch als solche für die Gründung der neuen Phonotypie. Man wollte anfangs die lateinischen Buchstaben ganz unberücksichtigt lassen, da sie auf's Engste mit der alten und falschen Orthographie zusammenhingen; nach längerer, genauerer Untersuchung hielt es indessen die Phonographic Corresponding Society in Bath für practischer, das lateinische Alphabet nur zu modificiren, und man hat endlich nach vielen Berathungen untenfolgendes Alphabet im Septbr. 1844 allgemein angenommen. Vermöge einer Subscription brachte man eine bedeutende Summe zusammen, durch welche die Anlagekosten für den neuen Druckapparat gedeckt sind; die bereits auf diese neue Weise gedruckten Werke finden so viel Absatz, daß das Unternehmen besonderer freiwilliger Unterstützung nicht mehr zu bedürfen scheint. Da es unsern Lesern gewiß nicht uninteressant ist, das neue Alphabet kennen zu lernen, so geben wir dasselbe sub № IV. der Tafel, und es bedarf wohl nur eines oberflächlichen Ueberblicks, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß man vermöge desselben jedes englische Wort phonetisch andeuten könne, und auch in Beziehung auf andere Sprache hat man in dieser Rücksicht ziemlich glückliche Versuche angestellt.

In Beziehung auf den Accent ist Folgends zu merken:

Man bedient sich sowohl des Haupt- (ˈ) als auch des Neben-Accentes (ˌ an das Ende der Sylbe zu setzen) nur in dem seltenen Falle, wenn die jetzt folgenden, einfachen Regeln nicht ausreichen sollten.

Um sich über die Lage des Accents Sicherheit zu geben; werfe man nur s, z, iz (Pluralbildungen) ed, d, t und (Participialendungen) fort; — lasse ebenfalls die Endungen ful, les, nes und den Vocal ı mit vorhergehendem Consonanten weg *). Ist dies geschehen, so

1) bleibt **unaccentuirt:**

der Vocal c in allen Fällen **).

Ebenso die Vocale ı, O, C in der Penultima derjenigen Wörter, die mehr als eine Sylbe haben, ausgenommen wenn ein S, Z oder ein von y gefolgter Consonant vorangeht; ebenfalls wenn der einzige andere Vocal im Worte c ist ***).

2) Dagegen **accentuire** man:

alle Endsylben, die einen eigentlichen Diphthong enthalten j, q, U/ı; oder einen vollen Vocal, dem wenigstens ein Consonant folgt — und den gehaltenen (stopped) Vocal, hinter welchem mindestens zwei Consonanten stehen †). Endigt sich das Wort nicht auf eine der so eben angedeuteten Weisen, so accentuire man eine der Penultima möglichst nächste Sylbe, sobald es deren unaccentuirte Vocale erlauben ††).

Hat man auf diese Weise eine accentuirte Sylbe gefunden, so lasse man sie nebst dem darauf Folgenden weg und wende dann auf das Uebrigbleibende die bereits angedeuteten Regeln an. Auch zusammengesetzte Wörter (vermöge eines Striches verbunden) folgen denselben Bestimmungen, der Accent des ersteren ist indessen gewöhnlich vorherrschend.

In Beziehung auf die Zeichensetzung erschien es als zweckmäßig, bei der Frage sowohl, als auch beim Ausrufe die betreffenden Zeichen doppelt anzuwenden, nämlich zu Anfange und zu Ende des Satzes.

---

*) Man will hierdurch das Wort auf seinen primitiven Zustand zurückführen, so weit dies vermöge der gewöhnlichsten Kenntniß von Etymologie möglich ist.

**) Dies Gesetz ist sehr natürlich und läßt sich auch auf alle Sprachen anwenden.

***) Das Gesetz ist der englischen Sprache ganz eigenthümlich. Der Grund der Ausnahme ist wohl, daß S und Z ursprünglich die Sylben s ı und und z ı bildeten, und daß y ursprünglich ı war, wonach denn die Vocale nur scheinbar aber nicht wirklich Penultimen sind.

†) Natürlich Sprachgesetz mit sehr wenig Ausnahmen. Der Ton ist indessen nur häufig ein secundärer Nebenaccent.

††) Diese einfache Regel ist deshalb für die Engländer um so wichtiger, weil sie sich auch auf eine große Menge fremder Wörter anwenden läßt.

Um nach dieser Auseinandersetzung das Ganze zugleich practisch zu erläutern, führen wir sub № V. der Tafel als Beispiel das bekannte Gedicht The Homes of England von Mrs. Hemans an, welches nach der neuen Phonotypie gedruckt ist.

Vergleicht man die jetzige Orthographie und Druckweise mit derjenigen, welcher man sich in England noch vor wenigen hundert Jahren bediente (man denke nur an die deutschen black letters) so ist die Aenderung eine weit größere, als diejenige, welche die Phonographen jetzt mit großem Eifer versuchen und ihre Vermuthung erscheint dadurch weniger seltsam, daß das neue System große Verbreitung finden werde. Es bedarf zur Realisirung dieser Idee durchaus keines literarischen Tribunals, wie in Frankreich und Spanien; es ist eine viel weisere Methode, die persönliche Freiheit Niemandes anzutasten und sich das System auf seinen eigenen inneren Werth stützen zu lassen, denn — magna est veritas et praevalebit. Wir glauben indessen nicht, daß eine derartige Reform, wie sie doch in Betreff der Orthographie beabsichtigt wird, so schnell und so radikal ins Leben treten kann ohne gewichtigen Widerspruch. Es erscheint immer, und mit Recht, wie eine Art von Vandalismus, auf die Wurzeln der Wörter und ihre Etymologie gar keine Rücksicht mehr nehmen zu wollen, und zu welchen Folgen ein solches Unternehmen führt, das haben wir vor einiger Zeit an dem Beispiele des Französischen ausführlich gezeigt, worauf *) wir jetzt der Kürze wegen unsere Leser verweisen müssen. Jedenfalls sind die Bestrebungen des gelehrten Pitman höchst verdienstlich und sie werden nicht ohne nachhaltigen Einfluß bleiben.

Hg.

*) Vergl. Museum für die Schulmänner in Rheinland und Westphalen Jahrgang 1846 pag. 186. ff. meinen Aufsatz: Ueber französische Orthographie.

Ueber Goethe's kleinere dramatische Dichtungen.

(Fortsetzung.)

---

3. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Seitdem Goethe sich zu Leipzig durch seine Laune des Verliebten und die Mitschuldigen auf dem Gebiete des Drama's angesiedelt hatte, war durch eine ungleich größere und bedeutendere dramatische Produktion, den Götz von Berlichingen, die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf ihn gelenkt worden. Dies hatte für ihn die nachtheilige Folge, daß über dem zerstreuenden Zudrange derer, die den so kühn hervorgetretenen jungen Dichter sehen und sprechen wollten, viele angefangene größere Arbeiten, die ihm noch für Jahre zu thun geben konnten, nicht von der Stelle rückten. Was ihn aber noch mehr als die Zerstreuungen des Tages von der Vollendung umfassenderer Werke abhielt, war die Lust, die über ihn und seine damaligen Gesellen gekommen war, Alles, was einigermaßen Bedeutendes um sie vorging, zu dramatisiren. „Durch ein geistreiches Zusammensein," erzählt er selbst, „an den heitersten Tagen aufgeregt, gewöhnte man sich, in augenblicklichen kurzen Darstellungen alles dasjenige zu zersplittern, was man sonst zusammengehalten hätte, um größere Kompositionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen." Dabei habe man nun, berichtet Goethe weiter, die Gegenstände, Begebenheiten, Personen so gelassen, wie sie sich vorfanden, d. h. man habe sie nicht idealisirt, nicht ihrer individuellen Beziehungen entkleidet, sondern nur sie deutlich zu fassen und lebhaft

abzubilden gesucht. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, sollte sich vor den Augen des Zuschauers in lebendigen Formen bewegen. Solche Produktionen, meint er, könne man belebte Sinngedichte nennen, die, ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet wären; und das Jahrmarktsfest bezeichnet er als eine Sammlung solcher Epigramme. Unter allen hier auftretenden Masken seien wirkliche Mitglieder der Societät, worin er sich damals bewegte, oder wenigstens ihr verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint.

Erkundigen wir uns näher, von welcher Gesellschaft hier die Rede ist, so finden wir den Dichter eben von Wetzlar in den Kreis der Frankfurter Freunde zurückgekehrt. Indessen möchte es bei den unzureichenden Nachrichten, die wir über die einzelnen Charaktere dieses Kreises besitzen, schwer, ja unmöglich sein, die unter den Masken steckenden Personen herauszufinden; und wenn man sich das Jahrmarktsfest genauer ansieht, so kann man sich einiger Bedenken gegen die eben mitgetheilten Eröffnungen des Dichters nicht erwehren. Schwerlich möchten doch der Tyroler, der Bauer, der Nürnberger, die Tyrolerin, das Pfefferkuchenmädchen, der Wagenschmiermann, der Schweinmetzger und Ochsenhändler, der Zigeunerhauptmann und sein Bursch, der Citherspielbub, Marmotte, Ahasver, Haman, Esther, Mardochai sämmtlich als Masken von Mitgliedern jener Societät oder von Personen, die zu ihr in Beziehung standen, angesehen werden können; wenigstens sind hier nicht die Verhältnisse, die Personen gelassen, wie sie sich im Leben darboten, sondern das Ganze ist in ein phantastisches Licht gerückt, welches die individuellen Farben und Züge nicht hervortreten läßt, wie denn auch Goethe selbst sagt, der Sinn des Räthsels sei den meisten betheiligten Personen verborgen geblieben; alle hätten gelacht, aber nur wenige gewußt, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten. Vielmehr erscheint das Jahrmarktsfest, wenn man es unbefangen betrachtet, trotz seines engen Rahmens und des kleinen Raums, worauf es ausgeführt ist, als ein sehr universelles Gemälde, als ein mit kecken und flüchtigen Pinselstrichen hingeworfenes mikrokosmisches Miniaturbild. Es ist das ganze große Spiel des Lebens, das hier der Dichter in dem kleinen, anspruchlosen Puppenstück uns vorführt. Die Hauptklassen und Stände, die Haupthebel des gesellschaftlichen Lebens, die Leidenschaften und Bedürfnisse, die es in Bewegung setzen, werden uns veranschaulicht; und so erscheinen Personen, wie Begebenheiten, als durchaus symbolisch.

Die ganze Form des Stückes, der Vers, die Sprache, so wie die Anlage erinnert an Hans Sachs, und überhaupt an das altdeutsche Schauspiel. Gutzkow bestreitet nun zwar, daß unser Dichter bei seinem Puppenspiel und den satirischen Kleinigkeiten Hans Sachs und dessen Weise zum Vorbild gehabt habe; er behauptet, Goethe sei erst später mit dem alten Meistersänger bekannt geworden, und sieht in der keckeu, lakonischen, volksthümlichen Sprache seiner Puppenspiele etwas Angeborenes und Anerzogenes. Ohne Zweifel hat die heimische Ausdrucksweise, die Naivität des oberdeutschen Dialekts, der sich gern in kernhaften, derben Wendungen, in Anspielungen, Gleichnissen und sprüchwörtlichen Redensarten bewegt, und damit oft, „statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf trifft," ohne Zweifel hat diese sprachliche Atmosphäre, worin er heranwuchs, und besonders die jene Eigenthümlichkeiten konzentrirende Sprachweise seiner Mutter den entschiedensten Einfluß auf Goethe's frühern poetischen Styl gehabt. Allein aus den Puppenspielen blickt Hans Sachsens Einfluß zu deutlich hervor, und daraus, daß Goethe dieses Dichters etwas später in Wahrheit und Dichtung gedenkt, folgt keineswegs, daß er damals zuerst seine Bekanntschaft gemacht.

Den universellen Charakter des Jahrmarktsfestes, auf den wir oben hingewiesen, deutet schon der vorausgeschickte Prolog an, der, wenngleich überhaupt zur Einführung der nachfolgenden Puppenspiele bestimmt, doch zunächst und vorzugsweise das Jahrmarktsfest einleiten zu sollen scheint. Er entwirft vorläufig ein Bild des menschlichen Lebens in großen, allgemeinen Umrissen. Zuerst werden die Mächtigen der Welt, die Erdengötter vorgeführt:

> Ach schau sie, guck sie, komm herbei,
> Der Papst und Kaiser und Clerisei!
> Haben lange Mäntel und lange Schwänz',
> Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz'.
> u. s. w.

Dann kommen Andere, sich bekämpfend, sich verdrängend, kreuz und quer sich durcheinander treibend. „Das muß ein Schwarm Autoren sein!" Sie werden zunächst nach den Machthabern genannt, weil sie nächst jenen zu oberst auf der Bühne des Lebens stehen und den Blicken des Publikums am meisten ausgesetzt sind. Jener Mummenschanz der Großen hatte sich schon dem Knaben Goethe beim Krönungsfest konzentrirt dargestellt; von dem Treiben der Autoren war der Jüngling in den letztverflossenen Jahren

fortdauernd Zeuge gewesen. Hierauf kommt die Reihe an die, welche um Hofgunst buhlen, oder auf der Staatslaufbahn nach Einfluß, Ehre und Reichthum streben:

> Zappelt wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,
> Und fliegt einmal und kriecht einmal,
> Und endlich läßt man euch in Saal.
> Sei's Kammerherr nur, sei's Lakei,
> Genug, daß einer drinnen sei.

Dann fällt der Blick auf „das Völklein dort im Schattenhain," die wohlhäbige und behagliche Bürgerwelt; da heißt es:

> Zäunt jeder sich sein kleines Gut,
> Beschneidt die Nägel in Ruh' und Fried'
> Und singt sein Klimpimpimper=Lied,

d. h. labt sich an der unschuldigen, konventionellen Philisterpoesie. Allein dies glückliche Völkchen bleibt nicht immer unangefochten; es „kommt ein Flegel ihm auf den Leib, frißt seine Aepfel u. s. w." Man kann dabei an einen Eroberer denken, der sich das mühsam Erworbene ohne Weiteres zueignet; oder stellt der Flegel symbolisch andere Stände dar, welche die Bürger= und Bauerwelt bedrücken und pressen, bis diese zuletzt die Geduld verliert, sich zusammenrottet und Alles in Aufruhr bringt? Bei der letztern Annahme würde man dann geneigt sein, erst bei dem nun folgenden „Titanensohn," der Stadt und Wald und Schlachtfeldslärm und Sang aufpackt, an einen großartigen Krieger, wie etwa Napoleon, zu denken, welcher den ganzen gesellschaftlichen Aufruhr für sich selbst ausbeutet; und es wäre dann diese Stelle eine wahrhaft prophetische Anschauung des Auftretens von Napoleon, den ja auch zuletzt der erzürnte Gott ins Thal hinunter schmetterte. Allein es fragt sich, ob nicht der Titanensohn vielmehr, wie der Goethische Prometheus, als ein großartiger Dichter und Künstler zu fassen sei, der das gesammte bunte Getriebe des Lebens wie ein Spielwerk aufnimmt und in den Olymp tragen, d. h. in einer idealen Welt neu aufbauen und darstellen will. Daß einer solchen neuen Weltschöpfung die Götterdynastie nicht hold gesinnt ist, sagt uns ja auch das dramatische Fragment „Prometheus." Wie dem auch sei, jedenfalls kündigt der Prolog an, daß uns in dem „neu eröffneten moralisch=politischen Puppenspiel" große Anschauungen des Welttreibens gegeben werden sollen.

Der Zusatz moralisch könnte aber leicht etwas Anderes erwarten lassen, als man findet. Der Dichter betrachtet nicht mit sittlich bewegtem Antheil, sondern in humoristisch=satyrischer Laune

das Spiel des Lebens. In dieser Beziehung verdient unsere Dichtung eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Vielleicht in keinem andern seiner komischen Erzeugnisse erscheint die Geistesfreiheit, die objektive Weltanschauung, welche den ächten komischen Dichter charakterisirt, in solcher Reinheit wie im Jahrmarktsfest. In der Regel hat, wie Ulrici *) richtig bemerkt, das Komische bei Goethe zu sehr den Ernst und das Absichtliche der Satire. „Jene harmlose, lustige, scherzende Stimmung, jene Shakspeare-Sterne'sche Laune, das Vive la bagatelle!“ welche den Kern der komischen Lebensansicht bildet, konnte bei ihm über dem lyrischen Ernst, dem regen Gefühl, der tiefgemüthlichen Theilnahme, womit er die Welt betrachtete, nicht recht aufkommen. Daher wird seine Poesie, wo sie das Leben von seinen komischen Seiten auffaßt, meistens bestreitend und verspottend. So greift er im Pater Brey die herrsch- und genußsüchtige pfäffische Frömmelei an, während er andrerseits in der Satire auf Bahrdt den Dünkel eines seichten Rationalismus geißelt. Im Satyros ist es die Gewohnheit der falschen Propheten und die Narrheit des sich ihnen hingebenden Volkes, welche er züchtigt, im Groß-Coptha die betrügerische Geheimnißkrämerei mit übernatürlichem Wissen, im Bürgergeneral und den Aufgeregten sind es die falschen Ideen politischer und religiöser Freiheit. Der Triumph der Empfindsamkeit verspottet sogar die vom Dichter selbst genährte Werther'sche Gefühlsschwärmerei. Bei weitem humoristischer, harmloser und freier, als in all diesen Stücken ist nun die Satire in unserm Jahrmarktsfest, und dieses erklärt sich am leichtesten aus der universalen Natur der Dichtung. Hier bildet nicht eine der besondern Verkehrtheiten, Thorheiten und Gebrechen der Zeit, wie sie dem Dichter in seinen eigenen Verhältnissen störend und widerwärtig entgegengetreten waren, den Gegenstand der Satire; sondern diese gilt eigentlich dem ganzen Treiben der Menschen, wenn auch der literarische Jahrmarkt und die Unnatur der französischen Tragödie nebenbei besonders ins Auge gefaßt sind.

Sehen wir uns die Dichtung mehr im Einzelnen an, so begegnet uns zuerst im Marktschreier ein Repräsentant der Künstler, denen es nur ums liebe Brod zu thun ist, die nicht aus Beruf sondern aus Gewinnsucht sich ihrer Kunst gewidmet haben und sich kein Gewissen daraus machen, den Geschmack des Publikums immer mehr zu verderben, wenn es ihr pekuniäres Interesse for-

*) Ueber Shakspeare's dramatische Kunst u. s. w. Halle 1839. S. 575.

dert („Geht's nicht vom Herzen, geht's vom Magen"). Die Gemeinheit ihres künstlerischen Treibens wird recht derb durch das Geständniß des Marktschreiers bezeichnet, daß sie „auf allen Vieren das Publikum amusiren." Aber trotz dieser Gemeinheit sehen wir vornehmen wie niedrigen, gebildeten wie ungebildeten Pöbel ihnen zulaufen. Der Doktor, der Amtmann, die Amtmännin, der Pfarrer, die Gouvernante sehen sich das Spiel, wenn auch zum Theil mit scheinbarer Apprehension, an.

Wie tief aber auch die Kunst sich erniedrigen muß, um dem Geschmack des Publikums zu entsprechen, so hat sie sich doch „vor Zoten und Flüchen" zu hüten. Die damalige Zeit war (und die heutige ist es vielleicht nicht minder) decent und züchtig in Worten, ohne es in der Praxis eben genau zu nehmen. Daher erklärt sich denn auch die Ueberderbheit einiger Stellen im Götz; es äußert sich darin eine Reaktion gegen die heuchlerische Zungentugend der Zeit. Und nicht bloß in Beziehung auf Decenz des Ausdrucks, sondern allgemein dem Derbkomischen gegenüber, verhält sich, nach des Marktschreiers treffender Bemerkung, das Publikum unehrlich und heuchlerisch. Die Zuhörer möchten wohl gerne zu den Späßen des Hanswursts lachen; aber sie schämen sich. Bei solcher Verstellung sollten sie es um so weniger dem Schauspieler, dem dramatischen Schriftsteller zum Vorwurf machen, wenn er die Verstellung als Handwerk übt, wenn er „in fremde Seelen spricht und schreibt;" spielen sie doch selbst oft genug im Leben eine falsche Rolle, um zu ihrem Ziel zu gelangen.

Man sieht, es wird hier ein ähnliches Thema behandelt, wie in dem „Vorspiel auf dem Theater" zu Anfang des Faust: das Verhältniß des großen Publikums zur dramatischen Kunst. Daß Goethe so frühe mit so nüchternem und klaren Blick die Welt ansah und daher so geringschätzig von dem Antheil der Menge an der Kunst urtheilte, konnte nicht ohne tiefen Einfluß auf seine Produktivität bleiben. Wie viel eifriger und freudiger würde er geschaffen haben, wenn er von gleichem Glauben, wie Schiller in seinen frühern Jahren, beseelt gewesen wäre!

Nach dem einleitenden Gespräche des Marktschreiers mit dem Doktor geht ein zweiter Vorhang auf, und man sieht den ganzen Jahrmarkt des Lebens vor sich. Für Jung und Alt ist gesorgt, für Luxus und Bedürfniß. Hier bietet ein Tyroler den Erwachsenen „lang' und kurze Waar'" zum Verkauf an; dort preis't ein Nürnberger den Kindlein seine „Trummel und Schlägel, Kugeln und Kegel u. s. w." Der Tyrolerin, die ihr gemalt neu-

modisch Band, ihre leichten Palatinen, ihre allerliebsten Häubchen ausruft, folgt in starkem Kontraste der Wagenschmiermann mit seinem Esel. Dann wird ein Pfefferkuchenmädchen vorgeführt, bei der außer ihrem Pfefferkuchen noch etwas Anderes verkäuflich scheint; und es ist recht boshaft vom Dichter, daß er dafür dem Pfarrer eine besondere Spürkraft beilegt. In dies Gewühl drängen sich ein Zigeunerhauptmann und sein Bursch, als die Parias der menschlichen Gesellschaft, die ingrimmig auf den fremden Besitz schielen. Der Hauptmann sucht sich zuerst seines Aergers dadurch zu entlasten, daß er den bunten Flitterkram verachtet; dann aber bricht auf einmal sein neidischer Grimm los:

Dürft' ich nur über sie!
Wollten sie zausen!
Mit zwanzig Mann
Mein wär der Kram!

Nicht ohne Absicht läßt der Dichter sogleich nach den Zigeunern das Fräulein, die Amtmännin und den Dokter flüchtig auftreten; sie repräsentiren die Wohlhäbigen, Genießenden. Eine etwas überflüssige Figur könnte der Bänkelsänger scheinen; vielleicht soll er die tiefgesunkene Volkspoesie symbolisiren, die nicht mehr wie früher aus dem frischen Born des Lebens schöpfte, sondern von einer trübseligen moralisirenden Tendenz gänzlich verdorben war. Sodann folgt Marmotte, der als ein heiterer fahrender Geselle sehr klare Blicke in das menschliche Treiben wirft und überall gelegentlich etwas für sich zu erbeuten weiß.

Eine Symphonie und ein Intermezzo des Lichtputzers und des Marktschreiers, wobei zugleich durch ein paar Worte eines Schweinemetzgers und eines Ochsenhändlers im Vorbeigehen eine Perspektive auf das Treiben dieser Volksklassen eröffnet wird, führen zu einem neuen Abschnitt über: Das Leben der höchsten Stände wird nun in der Tragödie dargestellt. Hierbei ist es schön erdacht, daß das Hof- und Regentengetriebe auf einer erhöhten Bühne erscheint. Aeußerlich kündigt sich sogleich die gleißnerische Würde der Menschen aus dieser Schicht der Gesellschaft durch den hohlen Bombast, das falsche Wortgepränge, den steifen Schritt des Alexandriners an, der einen grellen Kontrast mit den freien, lockern Hans Sachs'schen Versen bildet. Nebenbei persiflirt dieser Abschnitt die vornehm kalte französische Tragödie und insbesondere Racine's Poesie, aus dessen Esther hier ein paar Scenen auf eine eigenthümliche Weise zugleich parodirt und travestirt werden. Haman repräsentirt die selbstsüchtigen Höf-

linge, die ihre eigenen ehrgeizigen, rachgierigen Pläne mit dem Deckmantel der Anhänglichkeit an den Monarchen verhüllen. Ahasver ist ein Vertreter der herzlosen Regenten, die es in den untern Regionen gehen lassen, wie es kann und will, so lange nur ihre persönliche Sicherheit und Behaglichkeit nicht gefährdet ist. Die Gründe, die Haman zuerst bei ihm gegen die Juden vorbringt, wollen alle nicht fangen. Als er von ihrer Religion spricht, antwortet Ahasverus:

> Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen,
> Wenn sie nur ruhig sind und mir die Steuern bringen.

Haman hebt ihre Grundsätze hervor, die ihnen gestatten, die Fremden zu berauben; zwar wagen sie es nicht mit offener Gewalt, aber durch Handel und Zins wissen sie die Reichthümer an sich zu bringen. Darauf entgegnet Ahasverus:

> Ich weiß das nur zu gut. Mein Freund, ich bin nicht blind;
> Doch das thun Andre mehr, die unbeschnitten sind.

Daß sie sich in alle Angelegenheiten mischen, daß sie vielleicht gar durch ihr Geld Rebellion nähren, alles das schlägt beim Könige nicht an. Kaum aber läßt Haman das Wort fallen, daß sie sich an seinen Leib wagen könnten, da fährt Ahasverus zusammen und überbietet sich in grausamen Befehlen gegen die Juden. Seine Apathie ist auf einmal dahin, und er fängt sogar an, den zärtlichen Landesvater zu spielen:

> Und ich war so vergnügt, als unter meinen Kindern!
> Mir wünschen sie den Tod? Das schmerzt mich gar zu sehr!

In dem auf den ersten Actus der Tragödie folgenden Zwischenspiel finden wir uns wieder auf die tiefere Bühne der niedern Stände herabversetzt. Der Marktschreier preis't seine Waaren, und die Zuschauer kaufen. Etwas auffallend erscheint an dieser Stelle das Milchmädchen, das ihre Milch und ihre Eier ausruft. Wahrscheinlich wollte uns der Dichter durch sie veranschaulichen, daß das Alltägliche, wenn es auch wirklich werthvoll ist und noch so billig angeboten wird (drei Eier für einen Dreier), weniger Liebhaber findet, als das nutzloseste Zeug, das ein Charlatan den Menschen anpreis't. Denn während der Marktschreier einen großen Zulauf von Käufern hat, achten nur der Zigeunerhauptmann und sein Bursche auf das Milchmädchen; und diesen ist es dazu noch um etwas Anderes als die ausgerufene Waare zu thun. Dann folgt noch ein kurzes Gespräch des Doktors mit dem Amtmann, woraus wir erfahren, daß der Letztere an dem ersten Act

der Tragödie ein Aergerniß genommen und den Schauspielern befohlen hat, das Weitere geziemlicher zu fassen.

Nichts desto weniger ist der zweite Act abermals eine bittere Persiflage des Hofes und seiner ganzen Anlage nach vollkommen ein Pendant zum ersten Acte. Der Günstling der Königin, Mardochai, erscheint darin als ein Erbärmlicher, der heulend dem drohenden Tode entgegensieht. Zwar sucht er hie und da durch eine heuchlerische Phrase die Gemeinheit seiner Seele zu verdecken!

O stürb' ich für mein Volk und für mein heilig Land!

Aber aus Allem geht deutlich hervor, daß nur die feigste Angst vor dem Tode ihm jedes Wort eingibt. Die Königin selbst ist nicht weniger, als ihr edler Gemahl, ein Musterbild des bravsten Egoismus. Sie möchte ihrem Freunde wohl helfen, wenn nur nicht einige Gefahr damit für sie verbunden wäre. Sehr naiv sucht sie ihn durch das Versprechen zu trösten, daß er nicht lange am Galgen hängen und vortrefflich einbalsamirt werden soll. Auch vergißt sie nicht, die Bitte hinzuzufügen, er möge sie mit einem Capital in seinem Testamente bedenken.

Zum Schlusse tritt ein Schattenspielmann auf, der die Weltgeschichte an uns vorüberführt, freilich noch viel summarischer und skizzenhafter als das gegenwärtige Welttreiben dargestellt worden. So wird das Lebensbild zuletzt noch mit einem größern, mit einem Alles umschließenden Rahmen eingefaßt. Bemerkenswerth ist dabei die Abstufung in der Darstellung, daß das Getriebe der alltäglich gegenwärtigen Welt auf der untersten, nächsten Bühne, das Hofleben auf einer höhern, entferntern, aber doch immer noch leiblich, die Vergangenheit aber nur in Schattengestalten uns vorgeführt wird.

Ursprünglich hatten die zwei Acte der Tragödie einen ganz andern Inhalt und eine andere Form, als jetzt. In seiner ersten Gestalt nämlich, wie das Jahrmarktsfest im Jahr 1744 zu Frankfurt und Leipzig anonym erschien, waren jene beiden Acte, wie alles Uebrige, in den kurzen Reimpaaren der Hans Sachsischen Schauspiele verfaßt. Der erste bezog sich auf die damalige Freigeisterei und Aufklärerei; der zweite geißelte die frömmelnden Lämmleinsbrüder, so daß das Jahrmarktsfest damals den Pater Brei und den Prolog zu Dr. Bahrdt's neuesten Offenbarungen Gottes, dem Inhalte nach, in sich vereinigte. Vielleicht eben weil sich in den genannten Stücken die Polemik der Tragödie wiederholte, hat Goethe diese Scenen später gänzlich umgeschmolzen.

Die beiden ältern Scenen sind in der Ausgabe von Goethe's Werken in 40 Bänden in Bd. 34, S. 307 ff. mitgetheilt. Doch sind am Schlusse der Rede des Mardochai folgende vier Verse weggelassen:

Geh dann davon in stiller Nacht;
Als hätt' ich in das Bett gemacht;
Die Mägdlein haben mir immer Dank:
Ist's nicht Geruch, so ist's Gestank.

„Diese Zeilen," bemerkt v. d. Hagen in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1845, Nr. 293., „fehlen in dem nachträglichen Abdruck zu Goethe's Werken wohl nur zufällig und nicht ihrer Anrüchigkeit wegen; denn derselbe Ergänzungsband enthält Stärkeres dieser Art, sowohl ausgeschrieben, als gestrichen oder punctirt, zumal vorher Ungedrucktes, z. B. Hans Wurst's Hochzeit und die Paralipomena zum Faust, die mit den „„Invektiven"" aus Goethe's durch Falk bekanntem infernalischen Schlauche entwischt sind."

B.

Ueber das französische Gérondif.

In diesem Archiv S. 184 u. ff. findet sich ein Aufsatz über das Gérondif in der französischen Sprache von einem der Herren Herausgeber, in welchem die Ansicht ausgesprochen *) wird, daß es nothwendig sei, bei Erklärung des französischen Gérondif auf das Lateinische Rücksicht zu nehmen. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß ich glaube in meiner wissenschaftlichen Syntax ohne alle Berücksichtigung des Lateinischen eine eben so leidliche Theorie des französischen Gérondif gegeben zu haben, als solche, die dabei vom Lateinischen ausgingen; aber darauf will ich aufmerksam machen, daß, wenn man jene Ansicht festhält, es ganz unerläßlich ist, vorerst das ganze Gebiet des lateinischen Gerundiums zu überschauen, weil sich erst dann mit Sicherheit beurtheilen läßt, ob und in welcher Ausdehnung das lateinische Gerundium für das französische Gérondif maßgebend gewesen ist. Als Ungläubiger will ich nachholen, was die Gläubigen bisher versäumt haben. Ich stelle zunächst die verschiedenen Kasus des Gerundiums auf (mit Einschluß des Nominativ, obgleich dieser nicht allgemein als Gerundium anerkannt wird) und füge die französische Ausdrucksweise hinzu.

---

*) Wir enthalten uns vorläufig jeder Entgegnung auf die in diesem Aufsatze enthaltenen Ansichten, um dem Urtheile Anderer nicht vorzugreifen, werden indessen bei nächster Gelegenheit auf den Gegenstand zurückkommen. Zur besseren Würdigung empfehlen wir unseren Lesern eine Vergleichung der in der Allg. Schulztg. II. 1833 von J. v. Gruber enthaltenen Abhandlung über das Gerundium mit Reisig's Vorles. über lat. Sprachwissenschaft §. 436 p. 765, Madvig's lat. Gramm. §. 418 und Krüger §. 486. Auch benutzen wir gern die Gelegenheit, hiebei auf das so eben erschienene treffliche Werk Mager's aufmerksam zu machen: „Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen 3. Bearbeitung," welches p. 194 ff. Vieles enthält, das zu unserm Gegenstande in nächster Beziehung steht. D. Red.

Nom. Timendum est, il est à craindre.
Gen. Ars scribendi, art d'écrire.
Dat. Aqua utilis bibendo, utile (bonne) à boire.
Acc. Aptum ad scribendum, propre à ecrire, necessarium ad vivendum, nécessaire pour vivre; haec sunt facilia ad judicandum, ces choses sont faciles à juger.
Abl. Ridendo dicere verum, dire la vérité en riant.

Hiernach sehen wir, daß von den fünf Kasus des lateinischen Gerundiums nur der Ablativ mit dem französischen Gérondif wiedergegeben, und im Französischen das lateinische Gerundium aller übrigen Kasus durch den Infinitiv mit à, de pour vertreten wird. Die Sätze: J'ai vu le roi en montant à cheval — Regem vidi equum conscendens belehren uns ferner, daß das französische Gérondif (mit en) auch eintritt, wo der Lateiner ein Participium Präs. Akt. anwendet, und nun fällt es uns doppelt schwer aufs Herz, daß das lateinische Gerundium eine passive, das französische Gérondif dagegen eine aktive Form ist: ein fataler Umstand, der es, wo nicht unmöglich machen, doch wenigstens sehr erschweren muß, das französische Gérondif mit dem lateinischen Gerundium in Harmonie zu bringen. Wie konnte ein so wichtiger Umstand so lange übersehen werden? und wie konnte es einem rudi humaniorum vorbehalten bleiben, zuerst darauf aufmerksam zu machen? Daß das lateinische Gerundium eine passive Form ist, liegt auf der Hand; daß es aber auch überall passive Bedeutung habe, wie ich dieses mit Anderen annehme, ist bestritten worden.*) Ich will daher versuchen, die verschiedenen Kasus des lateinischen Gerundiums zu meinem Zwecke zu erläutern. Timendum est ne moriatur, es ist zu fürchten (d. i. was gefürchtet werden muß ist), daß er sterbe. Ars scribendi, die Kunst dessen, das geschrie-

*) Krüger sagt in seiner Gramm. der lat. Spr. §. 486: „Die Bedeutung des Gerundiums ist eine aktive, daher kann es auch ein transitives Objekt regieren, wie: Equidem efferor studio patres vestros videndi. Eben so aber, wie die deutschen Substantiva Verbalia auf ung, Erziehung, Schätzung u. dergl. auch einen passiven Sinn zulassen (nur zulassen?), (z. B. er wurde der Erziehung halber nach Athen geschickt, d. i. damit man ihn erzöge, oder damit er erzogen würde, Athenas erudiendi gracia missus), so finden sich auch die Gerundia zuweilen in einer solchen Bedeutung gebraucht. Unter andern Beispielen werden folgende angeführt: „Spes restituendi nulla erat, wie im Deutschen: Hoffnung auf Wiederherstellung. Memoria excolendo augetur, durch Uebung, dadurch, daß man es übt.“ Mit dieser Konzession bin ich zufrieden.

ben werden soll, denn der Ausdruck bezieht sich nicht aktiv auf einen Schreibenden, sondern passiv auf Geschriebenes. Epaminondas erat studiosus audiendi, war des zu Hörenden beflissen, richtete seine Aufmerksamkeit auf solches, das nach seiner Ansicht gehört zu werden verdiente. Aqua utilis est bibendo, gut zum Trinken, zum Getrunken werden, ut bibatur. Aptum ad scribendum, passend um Geschriebenes hervorzubringen, ut scribatur. Zwar könnte quod est necessarium ad vivendum Schwierigkeit darbieten, insofern vivere als neutrales Zeitwort einer passiven Deutung widerstrebt; aber auch im Deutschen können neutrale Zeitwörter passivisch gebraucht werden: „es wurde lustig gelebt," und es kann, wenn es auch nicht elegant ist, doch nicht unlateinisch sein, zu sagen: quod est necessarium ut vivatur. So führt auch Krüger §. 157 „curritur" an und vergleicht es mit scribendum est, es muß geschrieben werden. — Docendo discimus, durch solches das gelehrt wird lernen wir. Zwar übersetzen wir ohne Schwierigkeit: wir lernen lehrend, oder: indem wir lehren lernen wir, und gewöhnen uns so, dem Gerundium aktive Bedeutung beizulegen; aber unsre deutsche Auffassung kann keinen Maßstab dafür abgeben, wie der Lateiner nach dem Genius seiner Sprache das Gerundium sich zu denken hat. Docentes discimus würden wir eben so übersetzen als docendo discimus, und doch findet zwischen beiden Sätzen ein bedeutender Unterschied statt. Was aber die im Obigen geltend gemachte Ansicht, daß das Gerundium überall nicht anderes sei, als das Neutrum des pass. Part. Fut., bestätigt ist, daß das Gerundium, wo es mit einem Objektsakkusativ zu verbinden ist, in den meisten Fällen nicht nur ohne Schwierigkeit, sondern auch sogar mit Nothwendigkeit in das passive Participium Fut. umschlägt. Man sagt nicht timendum est homines, sondern timendi sunt homines; nicht ars scribendi epistolas, sondern ars scribendarum epistolarum; nicht idoneus moderando imperium, sondern — — imperio; nicht homo multa habet instrumenta ad adipiscend*um* sapientiam, sondern ad adipiscend*am*. Namentlich zeigt der folgende Satz: magnam laudem consequebare equitando, jaculando, omni militari labore tolerando, in welchem zwei Gerundia und ein Part. Fut. Pass. vorkommen, die völlig gleiche, d. h. passivische Bedeutung der beiden Wortformen. Auch könnten: timendum est ne rex moriatur, und docendo discimus wohl ohne erhebliche Beeinträchtigung des Sinnes durch mors regis est timenda und docendis rebus discimus gegeben werden. Zwar könnte der Umstand, daß diejenigen Fälle,

wo das mit einem Objektsakkusativ zu verbindende Gerundium seine Form behalten muß: Inane est studium super vacua discendi für die aufgestellte Ansicht die Schwierigkeit darbieten, daß in dem Gerundium ein Passivum unmittelbar mit einem Objektsakkusativ konstruirt wäre, was doch unzulässig sei. Indessen gibt es für diese Verbindung wenigstens Analogien in andern Sprachen; so im Englischen: I have been told a tale, und eben so im Griechischen. Was haben wir nun aus der bisherigen Betrachtung des lateinischen Gerundiums für die Theorie des französischen Gérondif entnehmen können? Wenn es weiter nichts ist, als daß das Gerundium im Ablativ, insofern es kausal ist, dem französischen Gérondif mit en entspricht, so hätten wir die Kausalität jenes Gérondif bei Lesung französischer Schriftsteller gar wohl ermitteln können, auch wenn nie ein kausales Gerundium bei den Lateinern für uns existirt hätte; überhaupt aber wäre die Ausbeute viel zu gering für die Behauptung, daß das französische Gérondif nur aus dem lateinischen Gerundium zu begreifen sei. Denn nicht nur können die meisten Gerundia durch das Gérondif mit en gar nicht wiedergegeben werden, sondern es gibt neben der einen Klasse der französischen Gérondifs mit en, die kausale Beziehung hat, auch noch eine andere mit temporeller Beziehung, die die Uebertragung in das lateinische Gerundium durchaus nicht verträgt. Oben ist schon ein Beispiel dieser Art vorgekommen. Ich führe noch an: Dieu nous envoie souvent le bien en dormand, wo der Lateiner nicht sagen würde: in dormiendo, sondern vielmehr nobis dormientibus. So ungünstig nun aber die Aussicht für die Erkennung des französischen Gérondif vermittelst des lateinischen Gerundiums sich auch stellen mag, so läßt sich doch aus der Vergleichung beider Sprachformen etwas Erhebliches lernen. Es ist dieses freilich etwas, das bisher, so viel ich weiß, noch nicht angeführt worden, und übrigens auf die Anwendung von gar keinem Einflusse ist. So wenig nämlich, nach meiner Ansicht, die passive Bedeutung des lateinischen Gerundiums in Frage steht, so wenig scheint mir die passive Bedeutung des französischen Gérondif mit en, sei es kausal oder temporell, bezweifelt werden zu können. Um gleich von vorn herein dem Einwande zu begegnen, daß es doch schwer zu begreifen sei, wie eine aktive Form eine passive Bedeutung annehmen könne, erinnere ich einerseits daran, daß bei dem lateinischen Gerundium umgekehrt dasselbe stattfindet, sobald man ihm die aktive Bedeutung vindicirt; andererseits verweise ich auf Ausdrücke wie homme à craindre,

Mann zu fürchten, zu fürchtender Mann (homo timendus), wo bei aktiven Formen vermittelst vorgesetztem à und zu eine unbezweifelt passive Bedeutung sich herausstellt. Warum sollte also nicht dem Gérondif mit vorgesetzten en dasselbe wie dem Infinitif mit à widerfahren können, zumal da die eine Form oft für die andere steht. A le voir (en le voyant) on le croirait riche. Il se divertit à jouer (en jouant). Nach diesen Vorbemerkungen gehe ich zur Erörterung einiger Gérondife über, die ohne die Voraussetzung einer passiven Bedeutung völlig unbegreiflich sein würden. L'appétit vient en mangeant. Nach der (freilich ganz falschen) Behauptung vieler Grammatiker, das Gérondif mit en müsse immer mit dem Hauptsatze ein und dasselbe Subjekt haben, wäre das Gérondif in genanntem Satze völlig unberechtigt; und doch ist es ganz vorzüglich geeignet, die ursprüngliche Natur desselben kennen zu lehren, insofern es uns nöthigt, nicht es mit dem Subjekt des Satzes in innigen Verband zu bringen, sondern vielmehr ihn von demselben abzulösen. Wie ist nun jener Satz zu fassen? „Der Appetit kömmt essend" gibt Unsinn; „der Appetit kömmt, indem man ißt" gibt offenbar eine passive Bedeutung mit aktiver Form, wie dieses „dicitur, it is told, wie man sagt" klar genug zeigen. Was bleibt also übrig, um den Satz zu retten, als „der Appetit kömmt, indem (dadurch daß) gegessen wird?" Ferner: Dieu nous envoie souvent le bien en dormant, indem geschlafen wird*). Ma plus grande crainte, en chassant avec vous, est que, quelque jour, vous me tiriez comme chevreuil, indem gejagt wird. Le repas se continua en parlant toujours de choses pieuses, indem gesprochen wurde. In Sätzen, wie der folgende: Il me parla en souriant, die der oben angeführten (falschen) Regel sich besser fügen und allerdings am häufigsten vor-

*) Die passive Form eines neutralen Zeitwortes kann keine andere Bedeutung haben, als daß die in dieser Form ausgedrückte Thatsache der Sprache nach ganz allgemein gehalten und auf kein besonderes Subjekt übertragen wird. Der Sache nach ist allerdings diese Uebertragung nothwendig, und zwar nicht mehr und nicht minder, als sie bei den regelmäßig vermittelst aktiver Zeitwörter gebildeten passiven Formen stattfinden muß. Hac epistola scripta discessit. Jene passive Fassung, „indem geschlafen wird," kann also nur den Sinn haben, daß die Sprache an sich nicht gestattet, die in en dormant angedeutete Thatsache weder auf den Nominativ noch auf den Dativ des Satzes zu übertragen, und daß erst der Zusammenhang zu entscheiden hat, welchem von beiden (oder ob keinem) der Sache nach die Thatsache zuerkannt werden muß. Hierin liegt auch die beste Widerlegung der oben angeführten falschen Regel.

kommen, rechtfertigt ohne Zweifel die enge Beziehung des Gérondif zum Hauptsatze die von der falschen Regel verlangte Fassung; aber es gibt auch sonst wohl Fälle, wo eine enge Beziehung uns zu einer Auffassung nöthigt, die die Wortform ihrer eigentlichen Bedeutung nach nicht gestattet. Que voulez-vous que je fasse? J'ai besoin de ce livre, il faut (ich muß) bien l'acheter. — Les gentilshommes pauvres se mettent au service des plus puissants, en (von ihnen) reçoivent un salaire. So übersetzen wir auch die Sätze: Hac epistola scripta discessit. La lettre écrite il partit mit: Nachdem er den Brief geschrieben hatte u. s. w., obschon es nach den Ausdrücken nur heißen kann: Nachdem der Brief geschrieben worden war. Die gänzliche Unabhängigkeit des Gerundiums im Ablativ vom Subjekt des Satzes (mithin die Nothwendigkeit, es in der Analyse von dem Subjekt zu trennen und für sich zu betrachten) zeigt sich schon darin, daß es völlig unthunlich ist, dasselbe nach Zahl und Geschlecht des Subjekts zu verändern; aus welchem Umstande sich auch für die französische Sprache eine logische Nothwendigkeit ergibt, das Gérondif mit en unverändert zu lassen. Die Schwierigkeit, die in Stellen wie folgende: Il servait l'état en ne suivant que son génie für die Annahme einer passiven Bedeutung des Gérondif mit en sich daraus ergibt, daß ein Objektsakkusativ damit in Verbindung tritt, habe ich schon oben zu lösen gesucht. Die Franzosen mußten um so unvermeidlicher in diese Inkonsequenz gerathen, als sie nicht, wie die Lateiner, das Mittel hatten, ihr durch Umwandlung der Wortform aus dem Wege zu gehen; eine Inkonsequenz übrigens, die die Lateiner nicht einmal vermeiden konnten, und welcher Griechen und Engländer ohne Nothwendigkeit sich hingaben*).

Um nun die Beurtheilung, wie das französische Gérondif zum lateinischen Gerundium sich verhält, möglichst zu erleichtern, will ich die Fälle des franz. Gérondif nach meiner Wissensch. Syntax mit kurzen Ueberschriften aufstellen, und neben die französischen Sätze entsprechende klassische lateinische zu setzen suchen.

A. Hauptfälle.

1) Gleichzeitigkeit.

Il s'avance aux Strélitz, en leur montrant l'image de la vierge. — Plato scribens mortuus est. — Auditus semper patet. Ejus enim sensus etiam dormientes egemus.

---

*) Zeitwörter mit doppeltem Akkusativ zeigen übrigens, daß auch den Lateinern diese Konstruktionsweise nicht durchaus fremd ist: Cato rogatur sententiam.

2) Ungleichzeitigkeit.

Leur fureur était si aveugle que, voyant passer un jeune seigneur de la maison, ils le tuèrent. — Socratis morti illacrymari soleo, Platonem legens.

3. Absolute (objective) Kausalität.

Le faste ruine le commerce en ruinant les hommes qui le font. — Hominis mens discendo alitur et cogitando.

Anmerk. Der Ablativus mit in scheint sich mehr für die Uebertragung ins Französische mit dem Infinitiv und à zu eignen. Non potest severus esse in judicando (sévère à juger), qui alios in se severos esse non vult. Doch findet sich virtutes cernuntur in agendo, ganz analog dem französischen: L'appétit vient en mangeant. Die Gerundia sind ohne Subjekt.

4) Relative (subjective) Kausalität.

Quand il trouvait un homme faux et corrompu, il ne se donnait point la peine d'en chercher un autre, comptant qu'un autre ne serait pas meilleur. — Dionysius, cultros metuens tonsorios, candenti carbone sibi adurebat capillum.

5) Relative Kausalität, vom Redenden (Schriftsteller) ausgehend.

Sophie eut toujours la principale autorité, abandonnant Ivan à son incapacité, et tenant Pierre en tutèle. — Diei noctisque vicissitudo conservat animantes, tribuens aliud agendi tempus, aliud quiescendi.

B. Modificirte Fälle deren jeder unter einen der Hauptfälle zu bringen ist.

6) Gérondif in der Vergangenheitsform mit ayant. (Vergl. 2 und 4.)

a) Le sénat, ayant entendu pendant deux mois les deux parties, condamna la religion romaine. — Victus Sardanapalus in regiam se recipit, et exstructa incensaque pyra, et se et divitias suas in incendium mittit.

b) Le garçon ayant cru reconnaître ma voix, soupçonna l'imposture. — Romanis post proelium demum factum Samnites venisse subsidio, exspectato eventu pugnare, autores referunt.

7) Gérondif das mit dem Hauptsatze nicht einen und denselben Gegenstand hat. (Vergl. 2 und 4.)

a) Cette petite ville s'étant rendue, les Suédois mirent le feu au magasin. — Aeneas, Troja a Graecis expugnata, in Italiam venit.

b) Les débris des Russes ne se montrant pas, le czar parut sans ressource. — Fabritius, medico Pyrrhi promittente, venenum se regi daturum, monuit Pyrrhum, caveret insidias.

8) Gérondif das sich auf einen Zeitwortsaccusativ oder auf einen Präpositionsgegenstand bezieht. (Vergl. 5 und 1.)

a) Il prépara des vaisseaux portant depuis 30 jusqu'à 50 pièces d'artillerie. — Prope definitur a Stoicis fortitudo, cum eam virtutem esse dicunt, propugnantem pro aequitate.

b) A la tête des Hongrois, combattant pour leur liberté. — Misericordia est aegritudo ex miseria alterius, injuria laborantis.

c) Mon ami, dit Frédéric, Dieu nous envoie souvent le bien en dormant — Alexander Aesculapio et Minervae ludos celebravit. Spectanti nuntius laetus adfertur, Persas a suis esse superatos.

9) Gérondif dessen Gegenstand im Hauptsatze nicht genannt ist. (Vergl. 3.)
L'appétit vient en mangeant. — Nihil est magnum somnianti. Ganz analog jedoch: Virtutes cernuntur in agendo.

10) Gérondifs mit ausgelassenem étant oder ayant été.

a) Arrivés dans la ville nous fûmes surpris. — Dionysius tyrannus, Syracusis expulsus, Corinthi pueros docebat.

b) Cela dit il quitta l'assemblée. — Annibal in Italiam pervenit, quinto decimo die Alpibus superatis.

c) Ils représentèrent l'Allemagne baignée dans le sang par les querelles de l'empire et du sacerdoce. — Non est aeque miser qui patriae consulit, et is qui illam exstinctam cupit.

11) Uebergang des Gérondif in das (flectirbare) Verbaladjectiv, permanenten Zustand bezeichnend.

Riga était pleine de marchandises, appartenantes aux Hollandais. — Maxime sunt admirabiles motus earum quinque stellarum, quae falso vocantur *errantes*.

Nach dieser Zusammenstellung wird sich hoffentlich beurtheilen lassen, wie der französische Sprachgebrauch der Gérondifs sich zu dem lateinischen Sprachgebrauche verhält. Auf dem ganzen Gebiet der französischen Gérondifs *) gibt es nur einen Fall (3), wo wir einem lateinischen Gerundium begegnen, und auch hier besteht die Uebereinstimmung zwischen beiden Sprachen nur in der Bedeutung und der Anwendung, nicht in der Form, da die Franzosen für das lateinische Gerundium keine entsprechende Form haben. Wie wenig dabei das lateinische in für die französische Kausalität mit en wesentlich, ja wie sie vielmehr derselben hinderlich ist, haben wir oben (3. Anmerkung) gesehen. Da nun vollends der Franzose zur Bezeichnung der Gleichzeitigkeit ebenfalls für sein Gérondif ein en, der Lateiner aber dafür nur sein Participium Präs. Act. hat, wo bleibt da noch die behauptete Entstehung von en aimant aus in amando? In den Fällen

*) Bin ich berechtigt die von mir aufgeführten Fälle alle unter der Benennung Gérondifs zu begreifen? Ich bin deshalb getadelt worden und gewiß nicht mit Unrecht, was ich jetzt besser als je einsehe. Aber was ist zu machen? Halten wir uns an die Form, so dürfen wir von einem Gérondif gar nicht reden; bezeichnen wir nur den dritten Fall als Gérondif, weil dieser dem lateinischen Gerundium der Bedeutung nach entspricht, so tritt uns der erste Fall hindernd entgegen, der, ohne sich jener Verwandtschaft mit dem Lateinischen rühmen zu können, dennoch sein en hat. Zur Vermeidung der Verwirrung, dächte ich, könnte man wohl zur Tagesordnung übergehen, und zwar um so eher als der Name Gérondif für gar keinen der im Französischen vorkommenden Fälle sich rechtfertigen läßt.

1, 2, 4, 5, 8, 9, 11. bedienen sich beide Sprachen des Part. Präs. Act., und stimmen also in Anwendung der Sprachform überein: nur muß man das französische en in 1. und die Flexion, die die Lateiner überall, die Franzosen aber nur in 11. haben, für die übrigen Fälle in Abzug bringen. Das Gérondif mit ausgelassenem étant (10.) wird im Lateinischen mit derselben Form gegeben, wohingegen in den Fällen unter 6 und 7. zwischen dem französischen und dem lateinischen Sprachgebrauche sich keine Analogie findet. Wohl aber hat der absolute Ablativ, der in 6 und 7. sich geltend macht, eine starke Aehnlichkeit mit dem Gerundium im Ablativ (3.), oder ist vielmehr mit ihm eins und dasselbe; denn vertauschen wir den absoluten Ablativ in: Exercenda est memoria *ediscendis scriptis philosophorum* mit dem allgemeinern ediscendo, so geht die Verwandlung des Einen in das Andere ganz ungezwungen, und ohne den Sinn wesentlich zu verändern, vor sich. Wer mag nun noch behaupten, daß die Franzosen ihr Gérondif mit en von dem lateinischen Gerundium borgten? Daß die Franzosen, wenn gleich mit Rücksicht auf das Lateinische, doch aber ihr Gérondif selbstständig (?) machten, geht unläugbar daraus hervor, daß sie zwei Doppelpaare desselben bildeten, kausale und temporelle; die absolute Kausalität und die Gleichzeitigkeit, wegen des Ineinander- und Zusammenfallens zweier Handlungen mit en bezeichneten (wie wenig dabei das en aus dem lateinischen in entstanden, haben wir gesehen); diesen die relative Kausalität und die Ungleichzeitigkeit (ohne en) gegenüberstellten, und durch das Aufgeben der Flexion der genannten Gérondifs sich ein Mittel schufen, momentane Zustände von permanenten in der Form zu unterscheiden. Für dieses, wenn gleich ehrenwerth, findet sich in der lateinischen Sprache kein Vorbild; und wenn gleich das genannte Doppelpaar auch in der lateinischen Sprache erkennbar ist, so sind doch weder die Gegensätze in derselben so bequem gestaltet als im Französischen, noch ist überhaupt (?) einzusehen, aus welchem Grunde es zur Erkennung des französischen Sprachgebrauchs in dieser grammatischen Partie nöthig sein sollte, zuerst den lateinischen zu betrachten. Warum sollte die gesunde Logik, die hier sich geltend macht, nicht eben so gut von vorn herein an der französischen Sprache sich nachweisen, als erst aus der lateinischen auf diese sich hinüberleiten lassen? Zwar habe ich durch die angestellte Vergleichung das Wesen des Gérondif mit en gründlicher kennen gelernt, auch vollkommen begriffen, warum es nothwendig war, wenigstens diesem Gérondif die Flexion

zu versagen; weiter aber kann ich die Dankbarkeit gegen die lateinische Sprache nicht treiben. Wollte man übrigens die Vergleichung umgekehrt anstellen, so würde man ohne Zweifel finden, daß der lateinische Sprachgebrauch in dieser Sprachpartie sich nicht in so engen Grenzen bewegt als der französische, welche Arbeit ich aber billig solchen überlasse, denen eine größere Einsicht in das Wesen der lateinischen Sprache als mir zu Gebote steht. Vielleicht wird man es schon überkühn finden, daß ich bei so unvollkommner Kunde der lateinischen Sprache mich auf die Beurtheilung einer grammatischen Partie derselben einließ; aber da ich bei dieser Arbeit bloß von dem Interesse für die französische Sprache geleitet wurde, so hoffe ich, wenn ich geirrt haben sollte, Verzeihung. Quod potui feci, faciant meliora potentes!

Barmen.

Dr. Schifflin.



Ueber Delavigne, als Vermittler der klassischen und romantischen Richtung der französischen Literatur im Allgemeinen, und über seine Tragödie Louis XI. im Besondern.

Wenn man einen Kampf der Parteien entstehen und sich fortsetzen sieht, in dem man selbst keine Stelle einnimmt, über den man aber ein Urtheil erlangen möchte, so ist der leidenschaftslose, nach Wahrheit strebende Beobachter geneigt, ein vermittelndes Prinzip aufzusuchen, um von demselben aus, wie von einem Warthethurm, der auf die Feste und auf das Lager einen freien Blick gestattet, die Bewegungen und Streitkräfte der beiden Feinde zu recognosciren; ja, es gibt kaum etwas wichtigeres in einem Streit der Meinungen, als diesen vermittelnden Punkt aufgesucht zu haben, da wir nicht eher zu einem unparteiischen Urtheile befähigt, und selten im Stande sind, uns in der Lage der Dinge zurecht zu finden. Es liegt nun am Tage, daß man nicht eher ein verbindendes Glied gefunden haben kann, bis sich die Elemente scharf geschieden haben und nur in einzelnen Strahlen noch ineinander übergehen. Nie sondern sich aber zwei Meinungen so, daß nicht Modifikationen der einen Meinung wirklich vorhanden, oder doch auffindbar wären, durch welche man einen Uebergang zu der andern fände. Selbst in der Natur hat der Schöpfer die Arten und Ordnungen, ja die Klassen und Reiche nicht so getrennt, daß nicht ein durch die ganze Natur laufender Faden der haarscharfen Systematisirung des Naturforschers ein Ziel setzte. Aber die entgegenstehenden Ansichten müssen sich als zwei selbstständige Wesen, als zwei Systeme geschieden haben, um überhaupt zu sein und um Gelegenheit darzubieten, ein Band zwischen ihnen zu vermitteln.

Dies war in Beziehung auf unsern Gegenstand lange nicht der Fall. Die Namen Klassiker und Romantiker waren lange vor der Begriffsbestimmung im Gebrauch, und letzteres Wort war oft eine vage Bezeichnung für einen Schriftsteller, von dem

die anerkannten Autoren aussagten, daß er auf den Namen eines Künstlers keinen Anspruch machen könne. So war man sich allgemein noch nicht klar über das, was die Romantiker wollten, und es ist auch heute noch kein eigentliches romantisches System aufzustellen, wiewohl dasselbe bald entstehen muß, da das andre, welches der Romanticismus bekämpft, seine Existenz auch in der Lebensfrische der Gegenwart, seit Ponsard's Lucrèce und die Rachel, nachweist, und der Zeitpunkt schon vorüber ist, in dem sich die vorzugsweise edelsten Bestrebungen der Nation der neuen Richtung zuwandten. Das Objekt alles Kampfes und die Basis aller Fortschritte ist immer eine herrschende Ansicht, ein Positives, welches als ein abgeschlossenes Ganze von einer andern, negirenden Ansicht angegriffen wird, und sich haltbar bewährt, insofern es die Negation wegweiset, oder dieselbe ihrem Wesen dadurch dienstbar macht, daß es die Seiten vervollkommnet, auf welche der Angriff gerichtet war; — oder unhaltbar, indem es, auf Gründen ruhend, welche den beständigen Angriff nicht ertragen können, demselben unterliegt. Die Kritik ist die fortlebende Opposition im Reiche der Wahrheit, so wie die kritische Philosophie alle positiven Systeme in ihrer Unzulänglichkeit darstellte, und dann selbst den Angriff erregte, als sie sich als etwas Positives darstellen wollte. Ist nämlich die Macht, durch welche eine positive Lehre gefallen ist, wiederum eine Lehre, so steigt dieselbe gleich auf den eroberten Thron; ist's eine Zeitrichtung, welche eine positive verdrängte, weil sie den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr angemessen war, so wird diejenige Richtung, welche dieselbe stürzte, sich zur herrschenden machen, eine dritte als heterodox verschreien, und über kurz oder lang denselben Kampf bestehen müssen. Ohne auf die Kultur- und Kirchengeschichte eingehen zu wollen, können wir die Wahrheit des Satzes in der regen Wellenschwingung der Politik, wie sie in der Geschichte vor uns liegt, darthun, in welcher wir auch in dem verwickelten Knoten der verschiedenartigsten Nüancirungen die beiden Prinzipe der Staatsverfassung, das stabile und mobile, so unverkennbar wiederfinden, wie in der Physik das Gesetz der Centrifugal- und Centripedalkraft. Je umfassender und allgemeiner ein Prinzip, desto haltbarer pflegt es zu sein. Wenn ein alle Bestrebungen der Menschheit umfassendes System nicht haltbar ist, so fällt es gleich, wie z. B. der St. Simonismus vor funfzehn Jahren und der Communismus zu unserer Zeit, die sich beide bei ihrem Auftreten als aller Realität entbehrend darstellten. Je älter ein Prinzip ist, desto mehr Angriffe hat es ertragen; je

allgemeiner, desto mehr Interessen waren auf dasselbe gerichtet; je häufiger wiederkehrend, desto nothwendiger zeigt es sich: also je älter, allgemeiner und umfassender, desto nothwendiger und haltbarer ist ein Prinzip.

So umfassend ist nun das Gesetz, nach welchem sich die französische Literatur fast drei Jahrhunderte hindurch entwickelt hat, nicht; aber dennoch umfaßt es so viel, greift so tief in das Leben des Volkes, daß es eines mächtigen Kampfes bedarf, um dasselbe zu ändern, und daß nur die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit die Aenderung hervorbringen wird. Denn da die Literatur zum Theil ein Produkt des Zeitgeistes, und dieser wieder zum Theil ein Reflex der Literatur ist, so wird das Wesen und der Einfluß derselben bedingt, und ist dieselbe nur in einer gleichmäßigen Entwickelung der Zeitverhältnisse zu erkennen. Es ist also eine genaue Darstellung der romantischen Schule nur möglich, wenn wir aus der Geschichte des französischen Volkes und seiner Sprache die Röhren ableiten, welche in diese neue Lebensader führen, und wenn wir die Schriftsteller alle namhaft machen, charakterisiren und zu ihren Bestrebungen die Gründe aufsuchen. Es ist unser Zweck nicht, die Sache im Zusammenhange darzustellen, sondern in einzelnen Betrachtungen zu beleuchten. Bevor wir uns aber auf weitere Untersuchung einlassen und überführenden Betrachtungen nachgehen, wollen wir vorläufig die Begriffe des Klassischen und Romantischen, so wie sie unter den französischen Literaten gäng und gebe sind, feststellen.

Unter klassischer Literatur versteht der Franzose im engern Sinne die des goldnen Zeitalters, und im weitern die Ausbildung der von den Heroen dieses Zeitalters eingeschlagenen Richtung. Ersteres nennen wir die klassische Literatur, zweiteren Begriff die klassische Schule.

Die klassische Schule nimmt an, daß von den Klassikern nicht nur das Höchste in jeder Art erreicht worden, sondern auch, daß sie alle Weisen erkannt hätten, unter denen die französische Sprache mit Geschmack und Geist poetische Erzeugnisse zulasse. Der Kreis der Klassiker ist klein, und in jeder Gattung finden wir fast andre Namen. Als Muster im Epos gilt z. B. bloß die Henriade, eben ihrer eigenthümlich französischen Auffassung wegen, in der Ode Baptiste Rousseau und im didaktischen Gedicht und der Satire Boileau, der gedankenreichste Schriftsteller des Zeitalters Ludwig XIV. Wir bleiben für unsern nächsten Zweck hauptsächlich bei der Tragödie stehen. In ihr waren die Eigenthümlichkeiten der klassischen Schule vereinigt; es war der Brennpunkt der dichterischen Bestre-

bungen, und zugleich auch die Gattung, in welcher die Franzosen in einem von ihnen selbst geschaffenen Systeme Klassizität erreicht hatten. Hier gilt als Muster die vom kräftigen Corneille gewählte, vom liebenswürdigen Racine begrenzte und vom geistreichen Voltaire durchgeführte Idee einer Realisirung der Tragödie nach dem Begriffe des Aristoteles, in der Auffassung, welche die Autoritäten der Literatur von derselben hatten. Von den Dichtern, welche in den Kreis der Klassiker gezogen werden, ist Umfang und Inhalt eines jeden poetischen Erzeugnisses für jede Dichtgattung in genaue Grenzen gewiesen; die Sprache hat von denselben ihre äußern Gesetze erhalten, so daß ein Wort unpoetisch ist, weil es kein Klassiker gebraucht hat, oder nur für diese Gattung geeignet, weil es in derselben ausschließlich angewendet wurde. Die ästhetischen Begriffsbestimmungen sind fest, unverrückbar; denn jede andere Auslegung der Ode, Epistel, Heroide u. s. w. als die Klassiker angenommen haben, schließt von jedem lobenden Prädikate derselben aus. Für die Tragödie entstand besonders durch den Einfluß des Hofes ein glattes und manierirtes Kolorit, ein Streben nach Zierlichkeit und große Aengstlichkeit in Bezug auf Reinheit der Sprache, so wie auch die Ansicht, daß ein fortwährender Pathos zum tragischen Style gehöre. Diese Tendenz beförderte Boileau, dessen Maßstab für poetisches Verdienst Korrektheit und Zierlichkeit der Sprache war. So mußte sich auch der höchste Schwung der Phantasie der Reflexion unterwerfen, welche die Gebilde in die Form brachte, die man als die allein richtige anerkannt zu haben glaubte.

Man ist in der neuern Zeit in Deutschland geflissen gewesen, vielleicht um der verflossenen, welche der französisch klassischen Ansicht blindlings huldigte, entgegenzutreten, diesen äußern Zwang der klassischen Schule als einen Beweis dafür zu brauchen, daß die Franzosen ein durchaus unpoetisches Volk wären; und deßhalb halte ich es nicht für unpassend, zuweilen auch auf den vortheilhaften Einfluß dieses Systems hinzudeuten. Allerdings leitete die großen Dichter, welche Frankreich unsterblich machten, als Deutschland noch jeder neuhochdeutschen Literatur entbehrte, eine richtige Ansicht ihrer Sprache und der Wirkungen, welche dieselbe ausüben kann. Die romanischen Sprachen sind alle, und die Französische ist insbesondere sehr beschränkt in ihrer Versification, da sie weder quantitativ noch qualitativ, noch rein accentuirend rhythmisch ist, und die Gesetze, welche da aufgesucht werden müssen, nur durch Gewohnheit dem Sinne und dem Verstande angenehme Willkür-

lichkeiten sein können. Diese Gesetze gründen sich nicht auf die Etymologie, — da jedes Etymon vermischt ist und das Wort wie eine Münze gilt, wofür es ausgegeben und angenommen wird, — sondern insofern auf die historische Entwickelung, als ein Schriftsteller zuerst anfing, dieselbe im Volke einzuführen, das Volk das Gesetz erkannte und dasselbe lieb gewann. Hierin haben die Klassiker so richtig die Unzulänglichkeit der Sprache erkannt, daß die Bemühungen neuer Schriftsteller, durch scharfsinnige Untersuchungen die der lateinischen analoge Prosodie zur Richtschnur der Metrik zu machen (die unter andern auch der Herzog St. Leu [Louis Napoleon] angestellt haben soll), fruchtlos gewesen sind, und daß auch die Romantiker der klassischen Metrik in ihren Hauptsachen treu bleiben. Insofern weiter das Gebäude abgeschlossen war, um das Genie davor zu wahren, sich ins Blaue zu ergehen, war es möglich, alle Kräfte auf die Ausbildung dieses in den Schranken befindlichen Gebiets zu wenden; und daher erlangte denn auch die französische Sprache durch die gleichmäßigen Bestrebungen der Klassiker in dieser selbst gesteckten Grenze eine Zierlichkeit und Präcision, die keiner andern neuern Sprache eigen ist, und die sich bis in die untersten Volksklassen erstreckt, welche bekanntlich einen gewandten, blumigen und gewählten Ausdruck haben, den man in Deutschland in der Konversationssprache kaum suchen dürfte, aber auch nicht grade vermißt. Die Behauptung kann wohl nicht bestritten werden, daß keine moderne Sprache eine so vollendete, klare und gefällige Prosa hat, als die Französische. Hier findet man die Anschaulichkeit der Alten, mit Schärfe des Begriffs, Ordnung und Gedrängtheit, welche den Geist erhellen, vereinigt. Das ganze Wesen des ausgezeichneten Mannes oder der geistreichen Frau wird in Frankreich in seiner Sprache abgedrückt; nie vernachlässigt der Gelehrte den Ausdruck, so daß Voltaire in Beziehung auf den großen Buffon mit Recht sagen konnte: le style c'est l'homme. Die allgemeine Sorgfalt auf einen guten Styl ist nun namentlich der Richtung der Schriftsteller und ihrer Verbreitung im Publikum zuzuschreiben; wie auch leicht die Erfahrung gemacht werden kann, daß die Franzosen jetzt, wo sie an Kühnheit und Kraft des Ausdrucks gewinnen, an Wohlredenheit und Geschmeidigkeit verlieren.

Muster der klassischen Schriftsteller waren die Alten, deren Geist sie nach Frankreich hinüber zu tragen strebten; Vorbilder der Romantiker sind die mittelalterlichen Ideen, und der Geist des Christenthums. Die klassische Richtung hatte ihren Culminations-

punkt schon lange vor der Revolution erreicht. Voltaire hatte schon das Bedürfniß gefühlt, der Sprache mehr Umfang zu geben und die Begriffe der Poetik zu erweitern, wie sich in seinem Tancred zeigt, in dem der Geist der Kreuzfahrer weht, und den er in Wechselreimen schrieb, welche später keine Nachahmung fanden. Er widerstand aber selbst der Versuchung, weil er lieber der letzte unerreichbare Klassiker sein wollte, als der erste, leicht zu überstrahlende Romantiker, und beschränkte seine Neuerungen auf Angriffe gegen die Orthographie. Noch mehr war dieses Ankämpfen gegen die herrschende Meinung bei dem von tiefen Gefühlen und hohen Phantasien bewegten J. J. Rousseau, der, wenn er ein Tragiker hätte sein können, auch ein Reformator des Dramas geworden wäre. Auch der denkende und geistreiche Diderot, den neuerdings der alte Arndt, der Feind aller Welschen, in einem eigenen Werke würdigt, erhob seine Stimme gegen das Klassische; aber, indem er das bürgerliche Trauerspiel einführte, hatte er zwar alles Conventionelle, aber auch alles Poetische weggeschafft. Manche Zweifel wurden am Ende des vorigen Jahrhunderts laut. Aber seltsam! Als die Revolution die ganze bestehende gesellschaftliche Welt gewaltsam niederwarf und neu gestaltete, hielt sich die Literatur, wiewohl sie, wie alles Französische, auf der Gegenwart und der Gesellschaft gegründet war; ja, man hing noch lebhafter an dem eigentlich Klassischen, als man anfing, die großen Männer zu vergöttern. Nun war auch die Zeit nicht, sich von einer Nachbildung der Alten abzuwenden, da man in Politik und Staatsleben das alte Rom wieder neu gestalten wollte. Man wandte sich mehr noch dem Klassischen zu: und somit blieb man eng in den Schranken der Poesie, als man alle andere abwarf. Vielleicht wäre es anders gewesen, hätte sich ein poetisches Leben regen können in dieser gewaltigen Zeit, in welcher zwar die Oden von Lebrun, Baour-Lormian, Chénier u. A. zur Freiheit begeisterten, aber doch in ihrer poetischen Form nur der Politik dienten. Als der letzte und glorreichste Act der neuen Ordnung, das Kaiserreich mit seinen Helden, vorüber war, und man aufhörte, ein großes Epos zu durchleben; als die alten Könige wieder kamen, um das neue Frankreich zu regieren: da wurde aus dem Streit der Politik ein Streit der Poesie, und das letzte Positive, was allen Stürmen getrotzt hatte, wurde erschüttert. Andere Ideen waren durch die Revolution und durch den Verkehr mit andern Nationen in Umlauf gekommen; eine große Zeit lag hinter den Franzosen und sie standen darauf in ihrer Betrachtung. Die

Söhne des alten Königthums reformirten den Staat und die Söhne der Revolution die Literatur. Ihrem bewegten Gemüthe wurden die Schranken zu enge, und es regten sich Dichter, welche Anklänge bei ihrer Nation fanden, und mit kühnem Stolze die Gesetze ignorirten, welche die Klassiker aufstellten. Zuerst ist als solcher Chateaubriand in seinem Atala zu nennen, wo er ein schwärmerisches christlich-religiöses Gefühl darlegte, welches in den bisherigen Leistungen noch keinen Platz gefunden hatte. Aber mit Lamartine und noch mehr mit Victor Hugo's Auftreten begann der eigentliche Kampf der Neustrebenden.

Sie gaben sich den Namen Romantiker, weil sie sich Fortsetzer der alten französischen Dichter nannten, die unter dem Namen Romanciers im Mittelalter volksthümlich waren. Ueberschwenglichkeit ist das Prädikat für diejenigen, welche zuerst unter diesen Namen auftreten. Das Wesen der Romantiker besteht eigentlich bisher nur noch in einem Abwerfen der durch Gewohnheit zu Gesetzen gewordenen klassischen Formen; es ist also ein Negatives. Ein Positives, in dem die verschiedenen Richtungen ihre Einheit finden, ist noch nicht erschienen. Denn, während Lamartine die schwärmerisch sentimentale Richtung als Grundzug der Schule angibt, findet Victor Hugo denselben in einer Nachahmung der orientalischen Weise, in südlicher Glut und excentrischer Begeisterung, Jules Janin in der Zeichnung kühner, wilder und abenteuerlicher Gestalten, welche dem Norden entnommen, die Natur vereisen, und Barthelemy und Mery in dem gänzlichen Aufgehen der dichterischen Begeisterung für die hohe Heldenzeit der Nation und die Zwecke der Freiheit.

Am meisten war der Gegensatz der beiden Schulen in der Tragödie merklich. Bekanntlich hält die klassische Schule den Grundsatz der Natürlichkeit fest, und behauptet: die Handlung darf auf der Bühne nicht mehr und nicht weniger Zeit einnehmen, als in der Wirklichkeit verstreicht, und darf den Ort nicht ändern, da sich auch die Bühne nicht ändert. Diese Lehre ist aus einer einseitigen Auffassung des Ausspruchs des Aristoteles über die drei Einheiten, die Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit, entstanden. Wie beschränkt durch diese Einheiten das Drama wird, geht schon daraus hervor, daß dieselben nie auf das Lustspiel angewendet wurden, da dieses, nach dem Urtheil der Klassiker, als Produkt der Gegenwart und des Lebens, den Zuschauer auch mitten in der Handlung daran erinnern darf, daß alles Spiel und nicht Wahrheit ist. Wie nun in der Tragödie

die Schwierigkeit wächst, wenn es darauf ankommt, einer geschichtlichen Handlung eine dramatische Wirksamkeit abzugewinnen, wird schon dadurch erwiesen, daß die meisten Begebenheiten eingezwängt, und der sogenannten poetischen Gerechtigkeit manche andere wesentliche Erfordernisse aufgeopfert wurden. — Wer kann dagegen aber auch läugnen, daß der enge Kreis der klassischen Tragödie mit großer Vollkommenheit ausgefüllt werden konnte? Daß Gleichförmigkeit und Gesetzmäßigkeit in die Poesie kam, und eine meisterhafte Tüchtigkeit sich darin bewährte, die Schwierigkeiten zu überwinden? Je mehr Schwierigkeiten aber beseitigt sind, desto vortrefflicher ist ein Kunstwerk als solches: deshalb verlangt man ja auch eine künstliche Sprache, Verse, Bilder rc. Die französische Tragödie gewann eine innere Ausbildung, eine vollendete Sprache, bestimmte Characterzeichnung, eine einfache, würdevolle Handlung, welche nicht durch Befriedigung der Augenlust versinnlicht, sondern bloß durch die Gewalt der Sprache veranschaulicht wurde; dagegen huldigte sie aber der Sitte, dieser herrschenden Macht in Frankreich, und modelte alles nach derselben. Die conventionelle Tragödie gab dem Schwung der Phantasie eine gerade Richtung, und verhütete alles Ueberssprudeln des Genie's, welches im englischen und deutschen Drama manchmal sich in phantastischen Gebilden verliert; dagegen beförderte sie aber auch die Mittelmäßigkeit, welche sich die Regeln wohl aneignen konnte; sie befreite die Bühne von allen unedlen und gemeinen, aber hielt auch kräftige und natürliche Ausdrücke von derselben ab.

So war denn die klassische Schule ein vollständig ausgebildetes System der Poesie geworden, das nichts Schlechtes in der Form mehr erlaubte; aber es ist nicht das einzige. Es lagen in der Volkspoesie der Völker, welche zusammen die französische Sprache gebildet haben, in der langue d'oc und langue d'oui mehr Elemente, als bisher ausgebildet waren, und diese konnten den Blicken der prüfenden Forscher nicht entgehen, als sie vom Drange, etwas Entsprechendes zu suchen, sich in der Urthümlichkeit ihrer Sprache umsahen. So geschah es. Als die Tiefe des Gemüths, die mannigfaltige Ergreifung des Lebens und die freie Geisteskraft der Dichter Frankreichs sich regte, und der Einfluß der Engländer und Deutschen mächtig wurde, da rissen einige kühne Männer die Fessel entzwei, oder vielmehr ignorirten das Dasein derselben, wozu im Ganzen mehr Muth gehörte, und ergossen sich nun auch in's Fessellose, um den ungezügelten Schwung der Begeisterung in den Formen und Worten sich ergeben zu lassen,

welche die Stunde des pythischen Gottes eingab. Die junge Schaar bewegter Sänger folgten dieser Fahne, und dadurch gewannen die gespenstartigen Gestalten Form, und stellten sich als Kämpfer gegen die bestehende Ordnung des Parnasses auf. Ihre Muster waren nicht mehr die Alten, sondern in der Lyrik die Provençalen und Spanier, und in der Tragödie Shakespeare, in so weit er auch den energischen nicht zu geschmacklos war, denn selbst die Romantiker meinen noch, daß der englische Heros zu häufig als John Bull heule und fluche!

So haben die Romantiker mit den Revolutionairen das gemein, daß sie gegen das Bestehende zu Felde ziehen; sie wollen Aenderung. Aber in der politischen Section findet man sie häufiger unter den Anhängern der alten Dynastie, unter den blinden Verehrern der Kirche, als auf den Bänken derjenigen, die blos nach philosophischen Grundsätzen die Welt zu ordnen wünschen; wo hingegen ihre Gegner theils zu den Anhängern des glänzenden Systems gehören, in welchem der Hof sich mit Schöngeistern umgab, theils zu den Tugendhelden des Alterthums, welche alles gut römisch in eine Republik verwandeln möchten, in welcher man nur die Alten achtet und ihnen nachstrebt. Die Romantiker sind auf jede Weise volksthümlich, wenn auch nicht immer populär. Sie ziehen aus der Vergangenheit die heiligen Dinge der Nation hervor in Romanzen und Legenden und werden so für die Franzosen, was auch für uns die Romantiker, die sonst in anderm Sinne den Namen tragen, geworden sind. So wäre Hugo in seinen Romanzen mit Uhland zu vergleichen, Vigny mit Achim v. Arnim u. s. w., wenn solche Vergleiche mehr Werth hätten, als gewöhnliche Spiele des Verstandes.

Nach diesen aphoristischen Aeußerungen über das Wesen beider Schulen, lassen wir dem Hauptinhalte nach die bezeichnenden Stellen des vorzüglichsten Theoretikers unter den Romantikern, Arlincourt, folgen, wie er dieselben in seiner Vorrede zu dem lyrisch-epischen Gedicht Ismalie oder die Liebe des Todes ausspricht.

„Das Klassische ist eine den Griechen und Römern nachgeahmte, unveränderlichen Gesetzen und strengen Formen unterworfene Literatur. Sie spricht mehr zum Verstande, als zum Gemüthe, mehr zu den Sinnen, als zum Gedanken, mehr zur Phantasie, als zum Herzen. Träumerische Betrachtungen finden in derselben wenig Raum, äußere Darstellungen herrschen vor; sie schildert mit Kraft und der reinste Geschmack leitet ihre Dichtungen,

kurz, das Klassische ist das aus der alten und positiven Natur genommene Ideal des Schönen. Das Romantische dagegen ist die Literatur der Ritterlichkeit und des Christenthums. Die Frömmigkeit ist ihre Fackel, die Begeisterung ihr Wesen; der Himmel beschäftigt sie mehr als die Erde. Das materielle Dasein ist für sie ohne Reiz, das beschauliche Leben ist ihr Gebiet. Unermeßlich, wie die Accorde der Harfe des Propheten, tröstend, wie die göttliche Hoffnung, mystisch, wie die Verheißungen einer andern Welt, ist die romantische Literatur die Poesie der Seele, die Träumerei des unsterblichen Menschen. Ohne die Regeln der Kunst zu verschmähen, ist sie kein schüchterner Sclave derselben; ihre Absicht geht dahin, die Sphäre der menschlichen Kenntniß zu vermehren. So ist das Romantische das aus der Natur der modernen christlichen Welt genommene Ideal des Schönen."

Die erste Tragödie, in welcher den Gesetzen der Einheit vollständig Hohn gesprochen wird, ist der Cromwell von Victor Hugo, welcher sich in der Vorrede über sein Verfahren mit derben Worten ausspricht. „Seit zwei Jahrhunderten, sagt er, haben erbärmliche Chikanen der Mittelmäßigkeit, des Neides und der Routine den Schwung unserer großen Dichter gehemmt. Mit der Scheere der Einheiten hat man ihnen die Flügel beschnitten; aber erst Ausländer mußten durch ihre Theorie und Praxis die pseudoaristotelischen Grundsätze angreifen, ehe das alte, scholastische Gebäude einen Sturm von uns erhielt, bei dessen erstem Stoße es zusammenbrach. Dann zeigt er, daß weder die Einheit der Zeit noch des Orts Stich halten, und namentlich der letztere, als der stumme, unzertrennliche Zeuge der Katastrophe treu, d. i. dem Augenblick der Handlung gemäß, dargestellt, eins der ersten Bedürfnisse der Realität ist. — Mit ihm waren Gegner und Freunde muthig gemacht; erstere den Romanismus als eine Barbarei des Mittelalters zu verdammen, die andern, das neu erworbene Reich der Freiheit zu benutzen und mit ihren Gebilden zu bevölkern. Wir kommen bei einer genauen Prüfung der beiden Richtungen in ihren Stimmführern darauf zurück, und nehmen nur, nachdem wir die beiden Richtungen als zwei verschiedene, in mannigfaltigen Verzweigungen vorhandene, dargestellt haben, Anlaß, zu unserm Autor zurückzukehren, den wir oben einen **Vermittler** der beiden Extreme genannt haben, welcher die Hoffnung erregt, daß die beiden Schulen sich so nähern und so in einander übergehen werden, wie er dieselben in seinen Bestrebungen nahe geführt und zur Versöhnung gebracht hat. Es sei gestattet, das

Leben des Dichters in seinen Hauptwendepunkten zu überblicken, das seit seinem Tode abgeschlossen vor uns liegt.

Johann Franz Casimir Delavigne*), während der Stürme der Revolution zu Havre geboren, trat als 17jähriger Jüngling in die Reihe der Dichter seiner Nation auf eine Weise, die geeignet war, seinen Namen durch ganz Frankreich zu tragen und seinem poetischen Bekenntniß eine für sein Leben entscheidende Richtung zu geben. In seiner „Dithyrambe auf die Geburt des Königs von Rom" entwickelte er schon die ganze Pracht des Styls, welche die Eigenthümlichkeit seiner Gedichte ausmacht; nur war statt wahren Glanzes bloßer Schimmer, da alle tiefe Gedanken dem phantasiereichen pathetischen Jünglinge noch fremd waren. Von da an bis zu seinen letzten Bestrebungen ist in Delavigne ein stetes Fortschreiten zu bemerken, und eine Durchbildung seiner Eigenthümlichkeit, welche jedem Werke ein unverkennbares, unnachahmliches Gepräge gibt. Ein didactisches Gedicht „über die Erfindung der Schutzpocken," welches 1814 den Nebenpreis der Akademie erhielt, erinnert, bei dem wohl überlegten Plane, der hinreißenden Diction und wortreichen Darstellung doch daran, daß ein äußerer Antrieb die Begeisterung des Dichters ersetzt hatte, und war für Delavigne deshalb von entscheidendem Einfluß, weil er, um seinen Zweck zu erreichen das Studium der von Boileau geschaffenen Poetik in seinem Gedichte anwenden mußte, und somit in den Kreis geführt wurde, aus dem er nur als Anhänger der klassischen Schule hervortreten konnte. Einige Jahre, welche den feurigen Dichter in die ernsten Studien der Geschäfte und die verschiedenen Richtungen des wirklichen Lebens führten, wandten ihn zum Drama, und hier erlangt er einen Ruf, welcher alle andern überstrahlte, welche seit der Restauration in vollendeter Anwendung der Racine-Voltaire'schen Tragödie sich gezeigt hatten, und worunter man die Namen Arnould, Soumet, Viennet, Lebrun, Ducis, Jouy ꝛc. findet. Fand man in den „*Vèpres siciliennes*" die klassische Schule wieder in der Rhetorik, welche nach Effect hascht, und in der Anhäufung der Figuren ohne Werth, in dem falschen Schimmer und in dem oft gedankenlosen, conventionellen Conversationstone: so erblickte man sie auch in der scharfen und sichern Characterzeichnung, welche diese Richtung auszeichnet, in der reichen und lebendigen Diction und in den schönen

*) Man findet: Delavigne, de Lavigne und de la Vigne; erstere Schreibart ist die richtige, denn die Familie des Dichters war eine bürgerliche.

und glanzvollen Versen. Aber darin, daß der Dichter im Ganzen den Plan seiner Aufgabe verfehlte, weil er sie nicht einem Hauptgedanken, welcher über einer französischen Tragödie schwebte, unterzuordnen wußte, und noch mehr aus der Wahl eines Stückes aus der mittlern Zeit — welches den Klassikern mißfällig sein mußte, da nur im grandiösen Römerthum oder im fernliegenden Alter der Heroen oder höchstens in der Zeit, wo die alte Welt mit der gothischen um die Herrschaft kämpfte, die würdigen Sujets gesucht werden durften — konnte man erkennen, daß der mit einem richtigen Gefühle begabte Dichter, im Bewußtsein eines reinen Künstlertriebes zu sehr von der wahren und uneigennützigen Liebe zur Freiheit ergriffen war, um nicht zu fühlen, daß die sociale Ordnung der Freiheit auch auf die literarische eingehen müsse. Die Klassiker konnten ihn aber nach diesen Bestrebungen kühn den ihrigen nennen, um so mehr, als seine liberale Ansicht, welche bei Aufführung des Stückes mit der Polizei in Berührung kam, ihn dahin wenden mußte; wohingegen die ersten Romantiker in ihrer süßen Schwärmerei für Ritterehre und Sinnenglauben sich an die alte Dynastie anschlossen, welche Lamartine als Spiegel der Ritterehre und Muster eines fortgeerbten Edelsinnes darstellte.

Seine zweite Tragödie „der Paria," obgleich der Form des Klassischen treu, näherte den Dichter mehr der Vollendung, somit auch den Romantikern, welche an einer Perfectibilität der französischen Sprache glauben. Die Hauptanlage des Stückes befriedigt wiederum nicht die Anforderungen einer gerechten Kritik, welche dem mit tiefem Blick gewählten Sujet eine innigere Ergreifung des reichen Stoffes gewünscht hätte; aber die Durchführung hatte meisterhafte Stellen. Zu der Harmonie des Versbaues, der Lebendigkeit des Colorits und dem Schwung der Beredsamkeit gesellte sich eine hinreißende Reihe treffender Bilder und ein Reichthum an tiefen und ergreifenden Gedanken. Allerdings war es als eine Frucht seiner Bestrebungen in der angenommenen Form der französischen Literatur anzusehen, daß Delavigne sich der höhern Komödie zuwendete; und als ein Beweis seines großen Talents und seiner lebendigen Auffassung und psychologischen Ergreifung der Handlungen und Charactere mag der wohlverdiente Beifall gelten, den seine „Schule der Greise" und seine „Comödiens," ein gegen die Willkühr der kritischen Beurtheilung des théatre françois gerichtetes satyrisches Drama erhielt. Es bleibt bei Delavigne, so wie bei unserm Raupach, mit welchem der französische Dichter mehr als einen wesentlichen Verglei-

chungspunkt hat, obschon er eine höhere Stelle in der franz. Literatur einnimmt, als Raupach in der deutschen, zweifelhaft, ob er mehr Talent für das Trauerspiel oder für das Lustspiel besitzt, und es gibt eifrige Verehrer des Lustspieldichters, welche den Trauerspieldichter gering schätzen, doch kaum umgekehrt. 1824 eröffneten sich nach so glänzenden Erfolgen und einer Anerkennung durch ganz Frankreich dem Dichter die Hallen der französischen Akademie, eine Ehre, die noch keinem Freunde der romantischen Schule wiederfahren war. Während so auf der einen Seite die Klassiker eine mächtige Stütze, obgleich keinen Vertheidiger fanden, erhielt der Dichter selbst eine andere Richtung durch seine großen Elegien: Die drei Messeniennes, in welchen Delavigne das Unglück Frankreichs besang in Formen, welche die begränzten Dichterpfade des französischen Parnasses überschreiten und in einem Geiste, der bei dem größten Theil der Nation einen begeisterten Anklang fand. Eine warme Vaterlandsliebe weht in allen Gesängen, ein edler Stolz entflammt zu einer edlen Rache. Die Aehnlichkeit, welche der Dichter zwischen dem von den Heeren der verbündeten Mächte gebundenen Frankreich und dem von den Spartanern lange unterdrückten Messenien fand, scheint die Veranlassung zu dem Namen gewesen zu sein, welche er der Sammlung von Elegien, die ein gleicher Geist zu einem Ganzen vereinigt, gab. Die Elegie bekam einen neuen Geist und Klang durch diese Gesänge auf das Leben und den Tod der Jeanne d'Arc, diese Oden auf Napoleon, Columbus, Parthenope rc. Seine *Nouvelles Messeniennes*, welche 1822 erschienen in noch vollendeterer Form, die Frucht seiner begeisterten Liebe für die Freiheit der Neugriechen sind vorzüglich unvergeßlich durch die Elegie auf den Tod Byrons. — Die Romantiker, welchen der unwiderstehliche Zauber der Sprache und der großartige Gang der Gedanken nicht entgehen konnte, beklagten, daß eine trügerische Theorie so lange den Dichter vom Menschen geschieden hatte. Delavigne hatte bisher zum Parteikampf der beiden Schulen geschwiegen; er konnte die neue Lehre weder ganz von sich weisen, noch tadeln; er wollte sie nicht vertheidigen, denn die Wirksamkeit seiner poetischen Bestrebungen hatten ihn auf eine andre Bahn geführt und ihn ruhmvoll auf derselben erhalten. Wenn man daher Delavigne mit romantischen Dichtern z. B. A. Dumas vergleicht, so ist er allerdings ein Klassiker, und doch hat er sich immer mehr von den starren Regeln frei gemacht und sich vorsichtig den Neuerungen hingegeben, weßhalb er Soumet u. A. als Romantiker vorkommen muß. Ein Zufall führte ihn auf den

Kampfplatz. Der Dichter schickte in tiefer Achtung vor seinem hohen Dichtergeiste, dem gedankenreichen und gefühlvollen Lamartine, den die Klassiker als einen in der französischen Sprache dichtenden schwärmerischen Ausländer betrachteten, seine Schule der Greise zu, und dieser antwortete ihm in einer Epistel, in welcher er mit wehmüthiger Sehnsucht nach der Vergangenheit, mit seltner Wärme des Gefühls seine Anhänglichkeit an das alte System, seinen Abscheu vor der revolutionären Freiheit und seine Begeisterung für die Poesie, als unmittelbares Erzeugniß des Gemüths, ausspricht. Die Entgegnung Delavigne's, welcher in einer schönen beredsamen Epistel die Göttin seiner Verehrung, die Vernunft und bürgerliche Freiheit, besang und die Herrschaft der Vernunft über Sinn, Gefühl und Phantasie pries, ist eben so denkwürdig wegen des edlen Tones, in welchen zwei in ihren Bestrebungen gleiche, in ihren poetischen und politischen Richtungen entgegenstehende Dichter zu einander reden, als auch wegen der Gewandtheit, mit welcher Delavigne die Reflexion als Ordnerin der Poesie und Politik zu versinnlichen verstand. Hatte hier auch Delavigne als Klassiker gesprochen, so war doch die Vermittelung zugleich in den einzelnen Stellen angegeben, in welchen er die Bestrebungen der romantischen Schule würdigt. Von nun an stand Delavigne in einer beständigen Reaktion seiner Neigungen gegen die Richtung der Zeit und sah die frischen Geistesblüthen aus dem Baume der Romantik emporsprossen, und die Edelsten der Nation sich in dem Feuermeer der Empfindungen baden, welches die Romantiker zu befahren gelehrt hatten. Aber seine Geistesrichtung und sein Geschmack zogen ihn von dem Streben zum Uebersinnlichen ab, die Gewohnheiten seines Styls waren klassisch, seine Ideen weniger kühn und tief, als besonnen, methodisch und geistreich; daher konnte er sich in der Form der alten Schule mit Selbstständigkeit bewegen und derselben nach und nach mehr Umfang verschaffen. Die Romantiker ehrten die vollendete Eleganz, seinen festen und gleichen Schritt, die regelmäßige und anmuthige Haltung seiner Muse, während sie seine klassische Kälte, den gezwungenen Gang und die pomphafte Einkleidung gewöhnlicher Gedanken tadelten. Eine Haupteigenschaft, welche ihm als Klassiker eigen ist, welche aber so wesentlich zur französischen Poesie zu gehören scheint, daß auch die Romantiker in ihren größten Produktionen, sich in derselben bewegen, ist die rhetorische Form, durch welche die poetische Wirkung erzeugt wird. Die französische Sprache hat besonders durch Mirabeau und neuerdings durch Lacordaire den höchsten

Punkt der Beredsamkeit erreicht, die vollkommenste Ausbildung erlangt; ihre Poesie wird schwerlich sich selbstständig zu der Höhe entwickeln können, auf welche die Prosa durch die Wärme der rednerischen Begeisterung gestiegen ist, so daß man mit Ueberzeugung aus einem langen Studium der französischen Prosaiker mit der Wahrheit heimkehrt, daß der Sprache eine wahre vis rhetorica inwohne. Häufig erscheint nun Delavigne in den frühern Gedichten und auch in den Méssenniennes als ein poetischer Rhetor, und während die Würze seiner epigrammischen Refrains und die großartigen Sprünge seiner Gegensätze den Leser blenden und ergötzen, ist das Antithesenspiel häufig dem Besonnenen durch die Schroffheit und Wiederholung widerwärtig. Seine Méssenniennes liefern dazu Belege auf jeder Seite, denn der Dichter wurde von Unmuth beseelt und von Bitterkeit ergriffen. Die Heldenzeit seiner Nation lag in seinem Gedächtniß und das Joch vor seinen Augen, und diese große Antithese schlich sich wie ein Gespenst in seine ernsten Betrachtungen und stellte ihm das Verhängniß, dem alles Große der Erde unterliegen muß, in stets wiederkehrenden Trauergestalten vor die Seele. Wir finden sie in seiner Elegie auf Columbus, wo er auf den Lohn hindeutet, der ihm für sein großes Entdeckungswerk wurde:

„Ein Thron war zu gering; — was gab man dir?
— Ach! Fesseln!“

oder in seinem Tyrthäus, wo er die Neugriechen über die Alten erhebt:

„Ihr mordetet nur eure Brüder und jetzt
bekämpft ihr eure Henker.“

oder in seinem Ingrimm über England:

„Und edelherzig nennt sich Albion!
Der Schwarzen Ketten brach es kühn entzwei,
Um sie den Weißen listig umzuhängen.“

oder in der tief ergreifenden Elegie auf Napoleon, wo es heißt u. A.:

Ein Sturm trug dich
Auf deinen höchsten Gipfel,
Ein Sturm warf Dich herab.
Du kanntest nichts auf deiner blut'gen Bahn,
Was deinem Glücke glich, als nur dein Unglück,
Du sterblicher Gott.

so wie in dem sinnig schönen Verse:

O Sohn der Freiheit! du entthronst deine Mutter!

(Fortsetzung folgt.)

Elberfeld.

Dr. C. A. W. Kruse.

Die Entwickelung des englischen Drama's.

Zweiter Artikel.

Wie wir bereits in unserem früheren Aufsatze (Archiv I. pag. 48 ff.) angedeutet haben, war die Zahl der eigentlichen Dramen, welche vor dem Jahre 1580 erschienen, außerordentlich groß; indessen keines derselben verdiente seines inneren Werthes wegen eine bleibende Stätte in der Geschichte der englischen Literatur, und nur das Alterthümliche in den alten dramatischen Dichtungen verleiht ihnen noch jetzt einige Bedeutung. Ganz verschieden hiervon gestalteten sich für die Entwickelung des Drama's die nächsten zehn Jahre. Ein neuer Geist war plötzlich erwacht, welcher frisches, kräftiges Leben den Dichtungen einhauchte, und schon bei dem Eintritte in diese Periode wird man unwillkührlich zur Bewunderung jener schöpferischen begeisterten Sänger fortgerissen, welche dem großen britischen Heros die Bahn ebneten.

Nach Malone's Ansicht, welcher sich auch Schlegel mehr oder weniger anschließt, sind die Vorgänger Shakspeare's im Grunde wenig der Beachtung werth; Malone behauptet, keines der Stücke, welche vor 1592 entstanden, verdiene, daß man es zum zweiten Male lese. Schlegel kann es freilich nicht in Abrede stellen, daß mehrere von den Vorgängern entschiedenes Talent besaßen, aber die Characteristik ihrer Werke ist äußerst kurz und flüchtig; er macht eigentlich nur auf das Schwache und Unvollkommene in den Leistungen aufmerksam und entschuldigt sich zuletzt sogar, sich so lange bei dem Gegenstande aufgehalten zu haben. Wie sehr Schlegel in dieser Beziehung Unrecht thut, das hat Ulrici bereits in seinem trefflichen Werke über Shakspeare hinlänglich bewiesen und wir hoffen, daß auch unsere Darstellung vielleicht dazu mit bei-

tragen möge, eine vorurtheilsfreiere Würdigung der altenglischen Schaubühne zu bewirken.

Der größte Theil der dramatischen Dichter, welche unmittelbar vor Shakspeare auftraten, wenn gleich sie in ihren Stücken dem Muster der Alten nicht ganz treu blieben, lieferte doch in denselben die mannichfaltigsten Beziehungen zum klassischen Alterthume. Shakspeare steht freilich wie ein Prometheus einzig in seiner Art da, aber auch einige seiner Vorgänger schon sind ächte Kunstjünger und im hohen Grade der Beachtung werth, und wir werden im Folgenden Gelegenheit haben zu zeigen, wie sich auch bei ihnen schon bei nicht geringem Fortschritt in der künstlerischen Anlage ihrer Stücke eine wahrhaft schöne poetische Diction vorfindet, eine Gluth und Zartheit der Empfindung und oft ein wahrer Reichthum des Gedankens, welcher den Leser in freudiges Erstaunen versetzen muß.

Marlow und Greene waren unstreitig die bedeutendsten und wichtigsten dramatischen Dichter, welche vor der Zeit Shakspeare's lebten und eine Vergleichung beider mit einander wird hinlänglich in dem weiteren Verfolge unserer Abhandlung zeigen, wie sie, in den meisten Beziehungen ganz verschieden, sich gegenseitig ergänzten, und wie eben Shakspeare durch eine Verschmelzung ihrer beiderseitigen Vorzüge den Höhepunkt als dramatischer Dichter erreichte, auf welchem er noch die Bewunderung der fernsten Nachwelt erregen wird.

Christopher Marlowe ist mit vollem Rechte zu den besten Dichtern stets gezählt worden, welche zur Zeit Shakspeare's, oder unmittelbar vorher auftraten. In allen seinen dramatischen Schöpfungen bewies er eine außerordentliche Kraft, aber es fehlte ihm an eigentlich poetischem Ausdrucke und Leichtigkeit des Styls. Er wurde, so viel man weiß, 1562 in Canterbury geboren und war der Sohn eines Schuhmachers. Schon früh zeigte sich in ihm ein höheres Streben, und man brachte ihn deshalb auf die Universität Cambridge, wo er 1587 in Bonnet College den academischen Grad eines Magister artium erwarb. Während seiner Studienzeit hatte die neuentstandene Schaubühne seine ganze Theilnahme erregt, und noch als Mitglied des Collegiums machte er einen dramatischen Versuch mit der Tragödie: Tamburlaine the Great, welche schon im Jahre 1587 zuerst aufgeführt wurde. Gegen das hergebrachte Vorurtheil bediente sich Marlow in seinem Stücke nicht des Reimes; ein Unternehmen, welches ungeachtet des Vorganges von

Ferrex and Porrex höchst gewagt erschien. Es fand indessen vielen Beifall und wenngleich die Tragödie nicht frei ist von Bombast und einigen höchst confusen Stellen, so muß man doch auch andrerseits zugeben, daß sie Spuren von großer Schönheit und wilder Größe besitzt, und der ganze Versbau rechtfertigt den Ausdruck Ben Jonson's: „Marlow's mighty line.“

Kaum hatte sich der Dichter eines nur einigermaßen guten Erfolges seiner Tragödie erfreut, als er den Beschluß faßte, dem immer lebhafter werdenden Drange zu folgen und sich ganz der Bühne zu widmen. Wie es in jener Zeit allgemein Sitte war, wurde er zugleich Schauspieler; er konnte sich indessen in dieser Kunst nicht eben vervollkommnen, da er, wie es heißt, „in one lewd scene“ ein Bein brach und somit ganz untauglich ward, die Bühne ferner zu betreten. Er widmete nun seine ganze Kraft der dramatischen Dichtkunst und verfaßte schon im folgenden Jahre sein Life and death of Doctor Faustus, welches außerordentlichen Beifall fand, weil das Stück eine kräftige und freie Sprache besaß und zugleich das Zauberwesen in seiner ganzen Wunderbarkeit auf die Bühne brachte. Dieser Versuch mußte die Zuschauer um so mehr interessiren, weil der Verfasser mit großer Vorliebe heftige und stürmische Leidenschaften zeichnete; überdies blickt im ganzen Stücke die moralische Tendenz auf's Entschiedenste durch, und man gewann die Ueberzeugung, daß er eigentlich nur die Verirrungen des Ehrgeizes habe beschreiben wollen.

Sein Leben war nicht grade glücklich zu nennen, da er sich in seinen Leidenschaften durchaus nicht mäßigte. Er war verschrieen als Ungläubiger, ja sogar als Atheist, obgleich sich in seinen Schriften auch nicht die mindesten Spuren vorfinden, welche jenes Gerücht auch nur im Entferntesten begründen könnten, und es läßt sich nicht gut denken, daß er bei seinem entschiedenen Character in den Tragödien seine Ansichten fein bemäntelt und zuweilen sogar den Heuchler würde haben spielen können. Sein trauriges Ende ist durch die alte Ballade, welche Collier zuerst mittheilte, ziemlich bekannt geworden. Er liebte eine junge Dame mit der ganzen Leidenschaft seines stürmischen Herzens, — leider aber wurde sein Gefühl nicht erwiedert und als er nun einst die Geliebte in traulichem Gespräch und Kosen mit einem glücklichen Nebenbuhler überraschte, wurde er so vom Zorne übermannt, daß er den Dolch zog, um den Bevorzugten zu ermorden; dieser wendete die Waffe durch einen kräftigen Griff von sich ab und stieß sie in das Haupt seines Widersachers, so daß derselbe tödlich verwundet ward und ungeachtet aller

ärztlichen Hülfe bald nachher seinen Geist aufgab.*) Ziemlich zuverlässigen Nachrichten zufolge wurde Marlow in Deptford erschlagen; nach den Kirchenbüchern der St. Nicholas-Church wenigstens ist er dort am 1. Juni 1593 begraben und es wird daselbst zu gleicher Zeit angeführt, daß er von der Hand eines gewissen Francis Archer fiel.

Von Seiten der Geistlichkeit betrachtete man den plötzlichen Tod Marlow's als eine gerechte Strafe Gottes und höchst characteristisch spricht sich darüber ein Bericht in Beard's Theatre of God's Judgments, 1598 aus, auf welchen zuerst Collier (I. 144) aufmerksam gemacht hat und der in Beziehung auf die Localität der Thatsache im Irrthum ist. „We read", so heißt es, „of one Marlow a Cambridge scholler, who was a poet and a filthy play-maker: this wretche accounted that meek servant of God, Moses, to be but a conjurer, and our sweete Saviour but a seducer and deceiver of the people. But harken, ye brain-sicke and prophane poets and players, that bewitch idle eares with foolish vanities, what fell upon this prophane wretch: — having a quarrell against one whom he met in a street in London, and would have stab'd him; but the partie perceiving his villany prevented him with catching his hand and turning his owne dagger into his braines, and so blaspheming and cursing he yeelded up his stinking breath. Marke this, ye players, that live by making fooles laugh at sinne and wickednesse."

Welche Bewunderung man „Marlow's mighty line" schon in seiner Zeit zollte, davon zeugen die bekannten Verse Ben Jonson's, in welchen er das Andenken Shakspeare's feierte; mit größerer Begeisterung, mit glühenderen Farben schilderte indessen Drayton, der Verf. des Polyolbion, das Verdienst unseres Dichters, indem er sagte:

Next Marlow, bathed in the Thespian springs,
Had in him those brave translunary things
That the first poets had: his raptures were
All air and fire, which made his verses clear:
For that fine madness still he did retain,
Which rightly should possess a poet's brain.

---

*) His lust was lawless as his life,
And brought about his death;
For in a deadly mortal strife
Striving to stop the breath
Of one who was his rival foe,
With his own dagger slain;
He groan'd, and word spoke never moe,
Pierc'd through the eye and brain.

Daß sich sein Andenken in den späteren Umwälzungen auf lange Zeit verlor, nachdem man ihn auf das Entsetzlichste geschmähet hatte, ist nicht zu verwundern, da es außer dem ascetischen Glaubenseifer auch der republicanische Fanatismus war, welcher die Puritaner mit dem glühendsten Hasse gegen die altenglische Bühne erfüllte.

Marlow war mit außerordentlichen Gaben ausgerüstet; er führte das Drama weit über die Gränzen hinaus, welche man demselben im Alterthume gesetzt hatte, er erweiterte die Handlung, ließ einen Wechsel in Zeit und Ort eintreten, und hat das Bestreben, gleich der Natur das Heitere und Tragische nicht streng von einander zu trennen (worin er freilich oft zu weit ging), wie es das classische Alterthum verlangte,*) und lieferte eine Schilderung der Charactere, welche uns die Menschheit, wenngleich häufig etwas übertrieben und in wilder Form, großentheils mit magischer Kraft in dem stärksten Lichte darstellte. Bei einer Tiefe der Anschauung menschlicher Character besaß er eine außerordentliche Lebendigkeit der Phantasie und verdunkelte hierin, wie auch in der ganzen Anlage seiner Stücke seine Zeitgenossen; aber wie bei Shakspeare zeigt sich seine eigentliche Stärke nicht etwa nur in dem Glanze einzelner Stellen, in der Haltung einzelner Personen, sondern auch durch den Fortschritt der Fabel und den ganzen Schwung des Dialogs. Zu bedauern ist es, daß sich Marlow nicht seinem Talente überließ, ein eigentlicher Dichter der Natur zu werden und daß er sich vielmehr nur darin gefiel, Riesen und Zwerge zu schildern und durch Darstellung von hyperbolischen Charactern zu fesseln. Hätte er sich mehr der Schilderung des Reinmenschlichen überlassen, woran wir im Faust und Edward u. s. w. manche herrliche Proben haben, so würden seine Schilderungen mehr ewige Wahrheiten enthalten, wie sie die Welt stets von Neuem hervorbringt. Wie ganz anders ist es in dieser Beziehung wieder bei Shakspeare; er schildert Menschen, wie sie gelebt haben und ihre Sprache ist ächt menschlich und natürlich.

Was Marlow's Fehler betrifft, so läßt sich zu ihrer Entschuldigung anführen, daß das Urtheil des Publikums ungebildet war, und er seiner Verhältnisse wegen diesem eine gewisse Berücksichtigung schuldig zu sein glaubte, außerdem fehlte es ihm völlig an einem großartigen Vorbilde, dem er hätte nacheifern können.

*) Der Cyclops des Euripides ist ein Versuch das Lachenerregende mit dem Tragischen zu vermischen.

Er ließ deßhalb seinen Anlagen freien Lauf und dies veranlaßte ihn leider, seinem stürmischen, leidenschaftlichen Wesen einen zu großen Spielraum zu gewähren. So entstand denn die überwältigende Kraft seiner Sprache und die treffliche Schilderung der verschiedenen Leidenschaften, so entstanden aber auch die Scenen der niedrigen Komik und zügellosen Rohheit, welche dem guten Eindruck seiner Lebendigkeit und Wärme und seines unerschöpflichen Reichthumes an Gedanken und Bildern außerordentlich Eintrag thun.

Nichts bezeichnet den Charakter des Dichters so sehr, als die Diktion seiner Stücke; sie ist kräftig und energisch, und wenngleich sie oft bombastisch wird, so ist sie doch mehr oder weniger ein getreues Bild der gewaltigen Leidenschaften, welche er darstellt. Die süße Innigkeit, der trunkene Uebermuth und das grandiose Pathos erscheinen in einem Gewande, welches von den glänzendsten Farben ist und häufig zur Bewunderung fortreißt. In den meisten seiner Schilderungen sieht der Leser nicht nur Alles deutlich vor sich, nein er fühlt es gleichsam und lebt die Scenen der Aufregung selbst mit durch. Marlow ist sich freilich nicht immer ganz gleich; außer dem schon erwähnten allzuhäufigen Wechsel des Tragischen und Komischen finden sich mitunter harte Ausdrücke, unnatürliche Gedanken, unverständlicher Bombast und matte Wortspiele. Ulrici bemerkt darüber in seinem Werke über Shakspeare's dramatische Kunst (p. 49.) mit Recht: „Nicht der Untergang des wahrhaft Edlen, Großen und Schönen in seiner eignen sittlichen und geistigen Schwäche bildet bei ihm den Sinn des Tragischen, sondern der vernichtende Streit der Urelemente der menschlichen Natur, der zerstörende Kampf der mächtigsten, aus ihrer Bahn geschleuderten Kräfte und Triebfedern, der heftigsten Affekte und Leidenschaften gegen einander. Oft häuft er ungeheure Begebenheiten, Gewaltthaten, Sünden und Verbrechen zu einer Höhe auf, für die sich keine genügende Katastrophe, keine entsprechende Strafe ersinnen läßt, so daß dann der Ausgang des Stücks wie ein niedriges, schmales Pförtchen erscheint, durch welches die Masse der Aktion sich vergeblich hindurch zu drängen sucht."

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Marlow dadurch, daß er zuerst den sogenannten English blank verse (Jambische Verse) bei dramatischen Dichtungen, welche zu öffentlichen Darstellungen bestimmt waren, anwendete. Lord Surrey hatte bei seiner Uebersetzung der Aeneide zuerst den ungereimten Vers von 10 Sylben angewendet, und wie wir bereits oben gesehen haben, wurde dieses

Beispiel in der Tragödie Ferrex und Porrex nachgeahmt und später auch in der Jocasta und einigen anderen Stücken, welche indessen sämmtlich nur zur Aufführung am Hofe oder für Privatbühnen bestimmt waren, und selbst dort hatte die Weglassung der Reime keinen rechten Beifall gefunden. Dem Geschmacke des großen Publikums wagte es noch Niemand geradezu entgegenzutreten, denn der große Hause, fürchtete man, sei zu ungebildet, um ein reimloses Stück für poetisch und der Aufführung werth halten zu können. Gosson machte in dieser Hinsicht einen schwachen, erfolglosen Versuch, und es war erst Marlow beschieden, wie dies Collier ausführlich dargethan, auch in solchen Stücken dem blank verse seine Geltung zu verschaffen, welche für öffentliche Darstellungen bestimmt waren. Er erkannte erst recht den Werth des jambischen Versmaßes und hatte sich eine genaue Kenntniß von Spenser's Fairy Queen erworben, deren Einfluß sich an verschiedenen Stellen seiner Tragödien mit Sicherheit nachweisen läßt. Wie er sich in seinen humoristischen Scenen von dem Zeitgeiste mit fortreißen ließ und durch niedrige Witze zuweilen dem rohen Geschmacke seiner Zuhörer in etwa nachgab, so war es ihm ebenfalls wohlbekannt, daß er mit der Einführung des „strange metre“ etwas behutsam zu Werke gehen müsse, und er unterließ es deßhalb nicht, anfangs fortwährend mit dem gereimten Metrum abzuwechseln und, so oft es nur ging, gereimte Couplets u. dergl. einzuschieben. Erst in seinem letzten Stücke trat er mit der Vollendung und Konsequenz des blank verse kühn hervor, und man war nun bereits wohl darauf vorbereitet und vorurtheilsfrei; der Sieg war entschieden, dessen Früchte Shakspeare gut zu benutzen wußte.

Eine Characteristik der bedeutendsten Schriften unseres Dichters wird seinen Werth für die Entwicklungsgeschichte des englischen Drama's am besten darlegen. Er hinterließ 1) Tamburlaine the great, who from the state of shepheard in Scythia by his rare and wonderfull Conquests became a most puissant and mighty Monarque. 2) The tragicall history of the horrible life and death of Dr. Faustus. 3) The famous tragedy of the rich Jew of Malta. 4) The troublesome raigne and lamentable death of Edward II., king of England, with the tragicall fall of proud Mortimer.

Wie man mit Sicherheit weiß, war Marlow sehr befreundet mit dem dramatischen Dichter Nash, den wir später ausführlich behandeln werden, und diese Freundschaft war Veranlassung, daß

beide Dichter vereint „The tragedy of Dido, Queen of Carthage“ verfaßten, in welcher es schwer ist, dasjenige, was jedem Einzelnen ursprünglich angehörte, zu scheiden, weil es in dieser Hinsicht an allen sichern Nachrichten fehlt. Inneren Gründen zufolge gehörte Marlow ohne Zweifel das Beste des Stückes an, denn in Fülle der Gedanken und Schönheit des Styls stand ihm Nash bei weitem nach, während jener zugleich an rohen Späßen und abgeschmackten Witzen in seinen Stücken einen größern Reichthum als Marlow besaß. Indessen es ist fast unmöglich in dieser Rücksicht etwas mit Bestimmtheit zu entscheiden.

Lange Zeit nach dem Tode Marlow's erschien noch ein Stück, welches ihm zugeschrieben ward, unter dem Titel Lust's Dominion, dessen Authentie von Collier sehr entschieden bezweifelt ward *). Außerdem werden auch noch angeführt: The massacre at Paris, King John und The true tragedy of Richard duke of York and Henry VI., von denen das letztere gewöhnlich Shakspeare zugeschrieben ist. Wir halten uns hier nur an die vier erstgenannten Stücke, da sie unbezweifelt ächt sind und den Dichter hinlänglich characterisiren.

Außer diesen dramatischen Werken lieferte er noch eine Uebersetzung der „Elegien des Ovid,“ welche indessen höchst zügellos war, ihm den Haß der englischen Geistlichkeit in hohem Grade zuzog und ihn in den Ruf eines „Ungläubigen“ brachte.

In seinem ältesten Stücke Tamburlaine the great, wo sein Feuer der Leidenschaft alle Grenzen überschreitet und in einen förmlichen Brand ausartet, ist der Eindruck, welchen das Toben und Wüthen des Dichters verursacht, ein entschieden unangenehmer. Aber er versöhnt uns an anderen Stellen wieder durch die Gluth einer ächten, wahren Begeisterung, welche bei ihrer Schönheit die Leser innerlich erwärmt und mit sich fortreißt. Man hat viel über den bombastischen Styl des Stückes gespottet, aber einerseits übertrieb man in dieser Beziehung außerordentlich, und andererseits mochte auch wohl Marlow einen gewissen Grad des Bombastes bei einem orientalischen Tyrannen für angemessen halten.

Neben vielen Scenen des Schreckens und Entsetzens, wie sie nur eine leidenschaftliche, stürmische Phantasie zu erfinden vermag, neben Scenen des abgeschmacktesten Witzes und einer armseligen Darstellung, finden sich zugleich in dieser frühesten Schöpfung

*) Nach Dodsley's und Collier's gründlicher Beweisführung war dies Stück von Decker, Haughton und Day verfaßt.

unseres Dichters Gedanken und zwar in einem Gewande, wie sie nur ein wahres Genie hervorzubringen vermag. Die Diction ist sehr oft wahrhaft glänzend und in einzelnen Stellen tritt die zarteste Empfindung in wahrhaft rührender, herzerhebender Weise dem Leser entgegen. Wie gewaltig sind z. B. die begeisterten Worte, welch Tamburlain ausruft, als er zuerst die schöne Zenocrate erblickt:

> Ah, fair Zenocrate! Divine Zenocrate!
> Fair is too foul an epithet for thee,
> That in thy passion for thy country's love,
> And fair to see thy kingly fathers harm,
> With hair dishevell'd wip'st thy watery cheeks,
> And like to Flora in her morning pride,
> Shaking her silver tresses in the air,
> Rain'st on the earth resolved pearl in showers,
> And sprinklest sapphires on thy shining face,
> Where Beauty, mother of the Muses, sits
> And comments volumes with her ivory pen,
> Taking instructions from thy flowing eyes.

In Beziehung auf den Ort und die Zeit der Handlung herrscht im Stücke der größte Wechsel, welcher nur hier und da ganz leise angedeutet wird, und man muß vermuthen, daß das plötzliche Ueberspringen von Persien nach Scythien und Georgien noch durch das Aufhängen einer Tafel bemerkt ward, auf welcher man über Zeit und Ort die nöthigen Andeutungen in der frühesten Zeit des Drama's aufzuschreiben pflegte. Der erste Theil des Tamburlain ist voll von Mord und Todtschlag, und es ist deshalb vielleicht kein eben sehr großer Verlust, daß der zweite Theil des Stückes verloren gegangen ist, da er nach dem Zeugnisse von Zeitgenossen noch „greater murders" enthält.

In seinem zweiten Stücke, the Life and Death of Dr. Faustus findet sich Marlow's dramatische Kunst schon in einem weit höheren Grade entwickelt, als dies im Tamburlain der Fall war; aber es ist doch eigentlich noch immer mehr eine bloße Skizze als das vollendete Werk eines großen Geistes.

Dr. Faustus erscheint als Schwarzkünstler, welcher dem Lucifers seine Seele unter der Bedingung verschreibt, daß ihm die Unterwelt auf einen Zeitraum von 24 Jahren einen dienstbaren Geist gebe, durch dessen Hülfe er sich jedweden irdischen Genuß verschaffen könne. Er besucht nun mehrere Länder und lebt in Freude und Herrlichkeit. Endlich erreicht der bestimmte Zeitab-

schnitt sein Ende, die Schuldverschreibung ist verfallen, und die höllischen Geister bemächtigen sich des Doctors unter Blitz und Donner.

Man kann leicht denken, daß der Gegenstand des Stücks dem Verfasser vielfache Gelegenheit gab, die ganze Tiefe einzelner Leidenschaften zu entwickeln, und wirklich hat er auch hierin etwas Bedeutendes geleistet; indessen der Wechsel des Tragischen mit dem Humoristischen, wie auch mit dem niedrig Komischen ist zu rasch und zu oft wiederkehrend, als daß man sich eigentlich ganz könnte befriedigt fühlen. Der ganze Ehrgeiz des Faust hat ferner einen höchst sinnlichen Character und erhebt sich zu wenig, um recht anziehend sein zu können: erst am Schlusse des Stückes haben wir ein anderes Wesen vor uns, und die seinem verwerflichen Lebenswandel folgende Verzweiflung ist wahrhaft meisterhaft geschildert.

Am Rande des Abgrundes sehnt sich Faust nach beseligender Reue, vermag aber dabei den Gedanken nicht zu unterdrücken, daß, wenn sie ihn auch durch und durch erfülle, sie bei ihm doch erfolglos bleiben müsse; diese ganze Schlußscene ist ohne Zweifel das Beste im Stücke und folgende Stelle wird zeigen, wie sehr der Dichter unsere Beachtung schon in diesem seinem zweiten Stücke verdient.

Faustus — Wagner, his Servant.

Faust. Say, Wagner, thou hast perused my will.
How dost thou like it?
Wag. Sir, so wondrous well,
As in all humble duty I do yield
My life and lasting service for you love. [*Exit.*

Three Scholars enter.

Faust. Gramercy, Wagner.
Welcome, gentlemen.
First Sch. Now, worthy Faustus, methinks your looks are changed.
Faust. Oh, gentlemen.
Sec. Sch. What ails Faustus?
Faust. Ah, my sweet chamber-fellow, had I lived with thee, then had I lived still, but now must die eternally. Look, sirs, comes he not? comes he not?
First Sch. Oh, my dear Faustus, what imports this fear?
Sec. Sch. Is all our pleasure turned to melancholy?
Third Sch. He is not well with being over solitary.
Sec. Sch. If it be so, we will have physicians, and Faustus shall be cured.

First Sch. 'Tis but a surfeit, sir; fear nothing.

Faust. A surfeit of a deadly sin, that hath damn'd both body and soul.

Sec. Sch. Yet, Faustus, look up to heaven, and remember mercy is infinite.

Faust. But Faustus's offence can ne'er be pardoned. The serpent that tempted Eve may be saved, but not Faustus. Oh, gentlemen, hear me with patience, and tremble not at my speeches. Though my heart pant and quiver to remember that I have been a student here these thirty years. Oh, would I had ne'er seen Wirtemberg, never read book! and what wonders have I done, all Germany can witness, yea, all the world: for which Faustus hath lost both Germany and the world; yea, heaven itself, heaven the seat of God, the throne of the blessed, the kingdom of joy, and must remain in hell for ever. Hell, Oh hell, for ever. Sweet friends, what shall become of Faustus being in hell for ever?

Sec. Sch. Yet, Faustus, call on God.

Faust. On God, whom Faustus hath abjured? on God, whom Faustus hath blasphemed? Oh, my God, I would weep, but the devil draws in my tears. Gush forth blood instead of tears, yea, life and soul. Oh, he stays my tongue: I would lift up my hands, but see, they hold'em, they hold'em!

Scholars. Who, Faustus!

Faust. Why, Lucifer and Mephostophilis. Oh, gentlemen, I gave them my soul for my cunning.

Scholars. Oh, God forbid.

Faust. God forbid it indeed, but hath done it: for the vain pleasure of four-and-twenty years hath Faustus lost eternal joy and felicity. I writ them a bill with mine own blood; the date is expired: this is the time, and he will fetch me.

First Sch. Why did not Faustus tell us of this before, that divines might have prayed for thee?

Faust. Oft have I thought to have done so; but the devil threatened to tear me in pieces if I named God; to fetch my body and soul if I once gave ear to divinity; and now it is too late. Gentlemen, away, lest you perish with me.

Sec. Sch. Oh, what may we do to save Faustus?

Faust. Talk not of me, but save yourselves, and depart.

Third Sch. God will strengthen me, I will stay with Faustus.

First Sch. Tempt not God, sweet friend, but let us into the next room and pray for him.

Faust. Ay, pray for me, pray for me; and what noise soever you hear, come not unto me, for nothing cau rescue me.

Sec. Sch. Pray thou, and we will pray, that God may have mercy upon thee.

Faust. Gentlemen, farewell; if I live till morning, I'll visit you: if not, Faustus is gone to hell.

Scholars. Faustus, farewell.

Faustus alone. — The Glock strikes Eleven.

Faust. Oh, Faustus,
Now hast thou but one bare hour to live,
And then thou must be damn'd perpetually.
Stand still, you ever-moving spheres of heaven,
That time may cease and midnight never come.
Fair Nature's eye, rise, rise again, and make
Perpetual day: or let this hour be but
A year, a month, a week, a natural day,
That Faustus may repent and save his soul.
O lente lente currite, noctis equi.
The stars move still, time runs, the clock will strike.
The devil will come, and Faustus must be damn'd.
Oh, I will leap to heaven: who pulls me down?
See where Christ's blood streams in the firmament:
One drop of blood will save me: Oh, my Christ,
Rend not my heart for naming of my Christ.
Yet will I call on him: O spare me, Lucifer.
Where is it now? 'tis gone!
And see a threat'ning arm, and angry brow.
Mountains and hills, come, come, and fall on me,
And hide me from the heavy wrath of heaven.
No? then I will headlong run into the earth:
Gape earth. Oh no, I will not harbour me.
You stars that reign'd at my nativity,
Whose influence have allotted death and hell,
Now draw up Faustus like a foggy mist
Into the entrails of yon labouring cloud;
That when you vomit forth into the air,
My limbs may issue from your smoky mouths,
But let my soul mount and ascend to heaven.

The Watch strikes.

Oh, half the hour is past: 'twill all be past anon.
Oh, if my soul must suffer for my sin,
Impose some end to my incessant pain.
Let Faustus live in hell a thousand years,
A hundred thousand, and at the last be saved:
No end is limited to damned souls.
Why wert thou not a creature wanting soul?
Or why is this immortal that thou hast?
Oh, Pythagoras, Metempsycosis, were that true,
This soul should fly from me, and I be chang'd
Into some brutish beast.
All beasts are happy, for when they die,
Their souls are soon dissolv'd in elements:
But mine must live still to be plagued in hell.

Curst be the parents that engender'd me:
No, Faustus, curse thyself, curse Lucifer,
That hath depriv'd thee of the joys of heaven.

The Clock strikes Twelve.

It strikes, it strikes; now, body, turn to air,
Or Lucifer will bear thee quick to hell.
Oh soul, be chang'd into small water drops,
And fall into the ocean: ne'er be found.

Thunder, and enter the Devils.

Oh mercy, heaven, look not so fierce on me.
Adders and serpents, let me breathe a while:
Ugly hell gape not; come not, Lucifer:
I'll burn my books: Oh, Mephostophilis!

Wie er im Faust den Ehrgeiz in seiner unseligsten Gestalt geschildert hatte, so suchte er auch im Jew of Malta einen moralischen Gedanken durchzuführen und zeigte, wie der Geiz und die Geldsucht jegliches bessere Gefühl im Menschen erstickе; und seine Schilderung ist an vielen Stellen voll von poetischem Schwunge und großer Schönheit. Die beiden ersten Akte haben eine wahre Fülle und Kraft in der Charakterzeichnung sowohl, als auch in der Entwicklung und dem eigentlichen Fortschritte der Erzählung, und die oft vorgebrachte Behauptung, Shakspeare habe den Barabas als Vorbild zu seinem Shylock gehabt, kann höchstens — und auch dies nur mit gewisser Einschränkung — auf diese beiden ersten Akte Bezug haben, denn die folgenden Akte enthalten nichts als unmotivirte Verbrechen, welche nur Abscheu, aber durchaus kein wahres Interesse zu erregen im Stande sind. Die Komposition ist übrigens ohne rechten Plan und leidet an vielen Stellen an dem Fehler der Uebertreibung und unmotivirter Affekte und Leidenschaften. Barabas ist ein wahres Ungeheuer und seinem Untergange fehlt es durchaus an allem Tröstlichen und Erhebenden. Seine dämonische Natur hat die verschiedensten Leidenschaften bei ihm ausgebildet; die Verkettung der Umstände und die einzelnen Begebenheiten des Stücks regen den Ausbruch derselben nicht gehörig an und man empfindet deßhalb an manchen Stellen über das Vorherrschen des Zufalls Widerwillen. Ebenso erscheint die Tochter anfangs zu sehr als bloßes Werkzeug in der Hand des tobenden Vaters, und ihr ganzes Auftreten, besonders im letzten Theile des Stückes, ist gar nicht dazu geeignet, das Mitleiden der Zuhörer über ihren plötzlichen furchtbaren Tod rege zu machen. Der Untergang des verkörperten Egoismus ist erschütternd, aber

eigentlich ohne jedes versöhnende Moment*), und die anderen Personen des Stückes tragen wenig dazu bei, die Entwicklung des Ungeheuers zu motiviren. Die Handlung wechselt rasch ohne gehörig ineinander zu greifen, und in dieser Hinsicht erscheint die ganze Anlage des Stückes als verfehlt.

Außer dem Jew of Malta erschienen von Marlow noch vor dem Jahre 1593 the Massacre at Paris und Edward II., von denen letzteres wohl nicht mit Unrecht für das Bedeutendste gehalten wird; wahrscheinlich war es der erste Versuch, einen aus der englischen Geschichte entnommenen Stoff dramatisch zu bearbeiten. Er begriff den Geschmack der Nation, die mit sich selbst und ihrer Nationalität beschäftigt werden wollte, und verließ deßhalb das Mythologische und Fingirte und brachte die Geschichte Englands auf die Bühne. Collier suchte zu erweisen, daß Shakspeare dieses vaterländische historische Stück bei der Charakteristik seines Richard II. als Vorbild benutzt habe, aber theils hatten die beiden Könige ihrem Geschicke und ihren Anlagen nach große Aehnlichkeit, theils war es auch gar nicht Shakspeare's Sache, seine Helden dem Muster Anderer nachzubilden. Shakspeare war nichts als der Kern dessen, was seine Nation gewesen; ihr Tiefstes und Höchstes, ihr Geheimstes und Offenbarstes genießt sich in ihm; sein Genius entstieg seiner Volksentwicklung ganz natürlich, wie der Schmetterling der Puppe**). Was an Größe, Tiefe, Herrlichkeit, was an seltsamer Eigenthümlichkeit sich im Schooße Englands verschlossen, oder noch erschließbar regte, strömte in diesem Dichtergeiste zusammen, der in seinem eigenen Blüthengarten nur das Blüthenfest seines Volkes feierte. Er schlug zusammen, was der Geist der Nation in seinen glücklichsten Stunden selbstthätig zu verschaffen vermocht hatte.

---

*) Then Barabas, breathe forth thy latest fate,
And in the fury of thy torments, strive
To end thy life with resolution:
Know, Governor, 'tis I that slew thy son;
I fram'd that did make them meet.
Know, Calymath, I aim'd thy overthrow;
And had I but escap'd this stratagem,
I would have brought confusion on you all;
Damn'd Christian dogs, and Turkish infidels.
But now begins the extremity of heat
To pinch me with intolerable pangs.
Die life, fly soul, tongue curse thy fill, and die. (Dies.)

**) Vergl. Kühne weibliche und männliche Charaktere II. Thl.

The troublesome Reigne and lamentable Death of Edward II.*), welches erst kurz nach Marlow's Tode gedruckt wurde, war sein letztes Werk. In Beziehung auf den Versbau hat Marlow in diesem Stücke Außerordentliches geleistet und steht darin Shakspeare am nächsten. Er brachte durch eine umsichtige Benutzung des Alexandriner die größte Mannigfaltigkeit hinein und wechselte auch sehr glücklich mit der Cäsur, welche sich bei Spenser stets nach der sechsten Sylbe findet, wodurch ein längeres Gedicht leicht den Charakter des Monotonen annimmt. Man hat Marlow häufig den Vorwurf der Nachlässigkeit in dieser Beziehung gemacht, wie auch deßhalb, daß sich mehrfach Nachschlagssylben vorfinden und unvollendete Verse. Aber gewiß mit Unrecht, denn es liegt diesem vielmehr eine gewisse Absichtlichkeit zu Grunde und Collier hat ohne Zweifel Recht, daß die überzähligen Sylben dazu dienten „for the sake of lightening the weight of the rather formal lines which succeed it und it adds greatly to the force and impetuosity of the sentiment expressed;“ was ferner die mangelhaften Verse betrifft, so finden wir in denselben stets irgend ein Wort, welches einen besonderen Nachdruck erforderte, und es scheint, daß der Dichter gewollt habe, daß der Schauspieler außergewöhnlich lange bei solchen Stellen anhielt.

Selbst die puritanischen Gegner mußten zugestehen, daß sich der Dichter in seinem Edward wahrhaft als Historiker zeigte und nicht nur Melpomenes Dolch, sondern auch Clio's noch schärferen Griffel glücklich handhabte. Seine Sprache funkelt von den lieblichsten Bildern und er ist nicht nur kräftig und erhaben, sondern auch wahrhaft glänzend, und an Feuer, Größe und Leidenschaft übertrifft er hier alle seine Zeitgenossen. — Die Hauptpersonen des Stücks sind gut gezeichnet, und die ganze Handlung schreitet rasch voran, wenngleich wir nicht in Abrede stellen können, daß sie zuweilen ins Stocken geräth, was wohl vorzüglich darin seinen Grund hatte, daß sie eigentlich nur das Leben Edward's ausführlich schildern sollte. Letzterer vergißt, daß die Kunst des Regierens sorgsam geübt werden müsse und daß er seiner Stellung im Staate schuldig sei, Manches zum Opfer zu bringen, dem er sich als Privatmann ungestraft mit der ganzen Liebe seines Herzens hätte hingeben können. Erst in seinem Unglücke lernt er Weisheit und sein Herz wird geläutert. Der Mensch mit seiner Neigung geräth in

*) Von diesem Stücke und dem Juden von Malta hat E. v. Bülow in seiner Altenglischen Schaubühne eine Uebersetzung geliefert.

Kampf mit den Anforderungen, welche an ihn seine Stellung macht; der König muß entweder seine Wünsche als Mensch einschränken und oft unbefriedigt lassen, oder auf seine Würde verzichten — dies der Gedanke, welchen Marlow wahrhaft poetisch und tragisch durchgeführt hat. Edward glaubt im Uebermuthe seines Herzens, daß ihm Alles erlaubt sei, wonach seine Seele mit dem Feuer der Leidenschaft verlangt. Er beleidigt die Großen seines Reiches, schmäht sogar sein treues Weib, und erst der heftige Widerstand, den er auf allen Seiten findet, vermag es, ihn einigermaßen zur Vernunft zurückzuführen und ihm die Größe der Gefahr zu zeigen, welcher er sich preisgibt. Aus einem Verwegenen und Uebermüthigen wird ein Schwacher, ein Verzweiflender. Wir sehen es gleichsam vor unseren Augen historisch entwickelt, wie ihm der innerste Nerv seines geistigen Lebens abgeschnitten wird, und sein tragisches Ende trägt in sich den Charakter der inneren Wahrheit. Der König wird durch den Widerspruch der Großen plötzlich gleichsam in eine neue Welt versetzt, da er weder gewohnt noch im mindesten darauf gefaßt war, daß man seinem Willen irgend einen Widerstand entgegensetze; so sucht er sich denn zu ermannen und aus den Strömen aufzuraffen, aber endlich wird die letzte Kraft gebrochen, er erhebt sich noch einmal über den Wellen, um dann ganz in die bodenlose Tiefe zu versinken, von welcher er nicht mehr zurückkehrt.

Die Königin und der Prinz von Wales bilden einen tragischen Gegensatz zu dem Charakter des Königs. Das treue Weib fühlt sich gerechter Weise verletzt durch die kalte und geringschätzende Behandlung ihres Herrn und Gemahls. Auf freundliche Bitten und sanfte Vorstellungen, daß er vorsichtiger sein und seine Gunst und Zuneigung nicht an Unwürdige verschwenden möge, empfängt sie nur schnöde Behandlung und den Hohn der Verachtung. Sie bringt mit edler Selbstüberwindung die schwersten Opfer, um das Herz und die Liebe ihres Gemahls wieder zu gewinnen, aber vergebens. Der große Riß ist einmal geschehen und in der Verzweiflung ihrer Liebe gibt das arme sehnsüchtige Herz nach und nach den tröstenden Worten des braven Mortimer Gehör, dessen edles Mitleid sich bald in glühende Liebe verwandelt und die Königin zur Untreue an ihrem Herrn verführt. — Ebenso ist auch der Prinz von Wales klar und bestimmt gezeichnet. Er wünscht nur dereinst das rechtmäßige Erbe seines königlichen Vaters zu erlangen, wenn es ihm nach dessen Tode mit allem Rechte zukommt, er möchte dem Lande gern aus seiner Noth helfen, aber

seinem Vater zugleich Macht und Ansehn erhalten; da kann er plötzlich den Gang der Begebenheiten nicht mehr aufhalten, die Großen des Reichs brechen ihren Eid der Treue und empören sich, und es bleibt nun dem gefühlvollen Sohne die Wahl zwischen seiner Stellung im Leben und seiner Liebe zum Vater.

Auch die übrigen Personen des Stücks sind mit Kraft und Wärme gezeichnet, und wenn einige als überflüssig für die Entwicklung des Stückes oder auch nur als scharf skizzirt und rasch hingeworfen erscheinen, so möge man nicht vergessen, daß die ganze Darstellung der Zeit angemessen mehr den Charakter der Biographie oder auch zuweilen nur der Chronik hat und haben konnte, als den der eigentlichen Historie.

Die leitende Idee ist in den einzelnen Theilen des Stückes mit Konsequenz durchgeführt; es ist wirkliche Handlung vorhanden und ein rasches Ineinandergreifen der Scenen, wenngleich der vorherrschend lyrische Charakter manche Längen veranlaßt, und die Vorliebe des Königs zu seinen unliebenswürdigen Kreaturen zuweilen höchst unnatürlich und völlig unmotivirt erscheint. Die Sprache ist kräftig und bilderreich, aber weniger schwülstig und leidenschaftlich, als in irgend einem andern Stücke des Verfassers. Wie das Ganze den Leser in hohem Grade befriedigt, so ist es reich an einzelnen an vielen Bewunderung erregenden Scenen, und wir erwähnen in dieser Beziehung nur Beispiels halber der death-bed scene of king Edward II., von welcher Charles Lamb mit Begeisterung sagte: It moves pity and terror beyond any scene, ancient or modern.

Hg.

II. Beurtheilungen und Anzeigen.

H. Diestel, die rationelle Sprachforschung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte geprüft und psychologisch begründet. Königsberg 1845.

Herr Diestel beabsichtigt eine deutsche Grammatik drucken zu lassen, und macht das Publikum durch diese Schrift mit seinen Ansichten und Grundsätzen bekannt, um zur Subscription einzuladen. Als Mann des Fortschritts sendet er eine Kritik der übrigen Grammatiken voraus, und stellt die ganze jetzige Richtung der Grammatik als Verirrung dar, welche durch etwas völlig Neues ersetzt werden muß. Somit wäre sein Unternehmen äußerlich gerechtfertigt.

Alle Wissenschaften, sagt er, sind in der neuern Zeit tiefer aufgefaßt worden; man fordert überall Einsicht, Erkenntniß der Gesetze, Realprinzipe. Auch an die Grammatik ist dieser Ruf ergangen, und Männer wie W. v. Humboldt, Becker, Schmitthenner, Herling u. a. haben die rationelle neben der historischen Grammatik bearbeitet. Aber noch fehlt es an einer psychologischen, und zwar dergestalt, daß auch noch nicht einmal die Richtung, das Ziel vorgezeichnet ist. Becker hat der wahren Grammatik nur negativ vorgearbeitet, durch einen mislungenen Versuch, er warnt spätere Arbeiter; J. Grimm's Arbeiten dagegen können eigentlich erst durch die rationelle Sprachforschung Werth erhalten, und hätten dieser nachfolgen müssen. Auch sie also sind keine Vorarbeiten. Ein gemeinschaftliches Ziel indeß haben alle neuern Grammatiker, nämlich die Sprache als Organismus zu erklären, allein dies ist nur ein anschauliches und nicht ein begreiflich klares Ziel. Becker's „Organismus" ist metaphorisch zu nehmen, und man dürfte sein System richtiger „ideologische Grammatik" nennen. Das System der Grammatik hat man auf logischen Grundlagen erbaut, und betrachtet die Logik als Regulativ der Grammatik; aber hier liegt ein Misverständniß zum Grunde, denn Grammatik und Logik stehen in gar keiner (??) Beziehung. Am

besten thut noch Diesterweg, indem er unverholen gesteht: „der wahre Sprachforscher kümmert sich weder um Psychologie noch um Logik.“ So ist in der modernen Sprachforschung nirgends von einer wissenschaftlichen Methode die Rede. — Der Begriff eines Prinzips wird bildlich erklärt. Schmitthenner z. B. sagt: Wie aus dem Ei die mannigfaltige Gliederung des thierischen Leibes sich entwickelt, so ist auch der Gang der Entwicklung in der Sprache. Ebenso Becker. Aber das Bild ist ein verfehltes, denn die Sprache ist nicht ein Selbstständiges, wie der thierische Organismus, sondern hat ihr Prinzip außer sich. Ein Realgrund, nicht ein abstrakter Begriff muß die Existenz und Beschaffenheit der Sprache bedingen; auch muß dieser Grund mehrfach sein. Die heutige rationelle Sprachforschung kann demnach nicht als rationale gelten; ihr fehlt Alles, was sie zur rationalen machen könnte: das bestimmte Ziel, die Methode, die Prinzipien.

Daß die Resultate einer solchen Forschung nicht wissenschaftlich sein können, sondern in sich und unter einander widersprechend sein müssen, folgt aus dem Vorigen ohne Weiteres. Ueberall Widersprüche! Becker unterscheidet Begriffs- und Formwörter, Schmitthenner Nenn- und Bestimmungswörter, Götzinger Nennwörter und Verba. Schmitthenner nimmt das Substantiv, Pronom und Verb unter die Nennwörter auf, und läßt alles Uebrige als Bestimmungswörter gelten. Becker rechnet Substantiv, Adjektiv und Verb zu Begriffswörtern, alles Uebrige zu den Formwörtern. Nur für das Adverb als besondere Wortart kann er keine Stelle finden. Schwerer noch findet sich Götzinger in seinen zwei Wortarten zurecht. Er weiß die Präpositionen und Konjunktionen nicht unterzubringen, sondern erfindet eine dritte Klasse für sie; die Interjektionen klassifizirt er gar nicht. — Schmitthenner und Götzinger machen als Hauptwort das Substantiv geltend; Stephani das Substantiv und Verb; Becker das Prädikat u. s. w. — Das ehrenwerthe Streben der rationellen Sprachforschung hat seinen Zweck nicht erreicht, und ist auf einen Irrweg gerathen, in welchem die Sprachlehre nicht nur mit keinem (??) Resultate bereichert, sondern das Wesen und Gesetz einer solchen zerstört, und Sprache und Gesprochenes dergestalt durch einander geschüttelt und gerüttelt werden, daß beide, Grammatik und Logik, in diesem Gemenge ihr Grab gefunden haben. Doch den Ruhm, daß eine rationelle Sprachforschung erwacht ist, wird Niemand den Männern, in welchen sie erwachte, rauben können.

So weit Herr Diestel.

Daß unsere Zeit mit dem Standpunkte der heutigen Grammatik nicht zufrieden ist, haben wir durch den Sturm vernommen, welchen Günther, Wackernagel, Hülsmann namentlich gegen Becker herauf beschworen; aber ob sie damit hinlänglich gerichtet ist? Der Sturm wirft auch edle Bäume nieder. Eigentlich bekämpfen die genannten Männer nur den Schulgebrauch der philosophischen, abstrakten Grammatik, und mit vollem Rechte, und manche weitere Angriffe sind misverstandenem Eifer oder Neuerungssucht und Tumultmacherei zuzuschreiben. Gründlicher, tiefer, schneidender als alle Frühern hat H. Diestel das kritische Messer durch Beckers feine logische Fäden gezogen, aber hier und da auch rücksichtslos und zerstörungslustig. Daß von dem Bestreben unserer neuern großen Grammatiker zum Nutzen der Wissenschaft gar Nichts übrig bleibe, sobald man ihre Arbeiten mit der Fackel der Kritik beleuchtet, ist ein unerfreulich negatives Resultat und an sich verdächtig durch seine absolute Negativität. Es ist wahr, daß das gemeinsame Ziel aller Neuern, die Sprache als Organismus aufzufassen, bis jetzt nicht erreicht wurde, allein Beckers System ist doch so genau gegliedert, daß in ihm die Sprache allerdings als ein Organismus erscheint, wenn auch mit einigen Fehlern und Widernatürlichkeiten. Wo der Lebenspunkt des Sprachorganismus liege, hat Becker, wie es scheint, allerdings nicht klar aufgefaßt, aber ob er dennoch der Lösung der Frage nicht eben so nahe steht wie Hr. Diestel, wird sich später ergeben. Statt die Methode Beckers schlechthin zu verwerfen, möchten wir im Gegentheil behaupten, daß nur ein Schritt weiter, auf derselben Bahn, zur richtigen Methode führt, was auch im Einzelnen gegen die bisherige Gestaltung eingewandt werden dürfte. Nur in dem Prinzipe — Begriff der Thätigkeit bei Becker, Begriff des absoluten Seins bei Schmitthenner — liegt ein absoluter Irrthum, wie sich überhaupt an einem Prinzipe Nichts verbessern läßt. Ist es im Geringsten unrichtig, so muß ein neues an die Stelle treten. Die unbedingte Verwerfung aller bisherigen Principe der rationellen Sprachforschung ist darum der einzige völlig haltbare Punkt des Hrn. Verfassers.

Einzelne treffende Bemerkungen finden sich in reichem Maße auch da, wo im Allgemeinen Irrthum oder Uebertreibung anzutreffen ist: z. B. S. 2 heißt es, in einem Passus über grammatische Terminologie: Dem Hauptworte zur Seite steht das „Zeitwort". Wäre das „Uebliche" nicht, so verstände man unter Zeitwort ein Wort der Zeit (heute, gestern, bald u. dgl.); die Grammatik aber verbietet es. Wörter, die in einigen ihrer For-

men beiläufig auch an Zeit erinnern, die müssen Zeitwörter heißen. — S. 21: Weder der Laut für sich allein, noch der Begriff für sich allein sind sprachliches Element. Sprache ist nicht Begriffsbildung und Lautbildung in gleichsam prästabiliter Harmonie neben einander herlaufend und sich entwickelnd. S. 28. Es ist die Rede davon, daß man eine Logik der Sprache einer Logik der Schule gegenübergestellt hat: Misbildungen wie die hier gerügte bezeichnen den gegenwärtigen Standpunkt der rationellen Sprachforschung. Kritische Strenge, Ernst des Denkens fehlt überall; Denken scheint den Meisten eine leichte Sache, so leicht, wie Gedanken haben. Wer Gedanken hat, läßt sich dünken, er denke. Auf solchen Boden kann keine Forschung gedeihen. Und hier tragen die Philosophen die Schuld. Sie sind es, die dem Sprachforscher vorarbeiten sollten durch gesunden, nüchternen Rationalismus. — S. 51: Becker meint, die Sprache habe sich aus einigen allgemeinen Begriffen ins Konkrete entwickelt. Aehnlich Schmitthenner. Das Gegentheil behauptet Diesterweg und Diestel bemerkt hierzu: Dieser Gang ist der ursprüngliche. Schon der Begriff des Abstrakten hat das Konkrete zu seiner Voraussetzung; und wenn, wie Becker und alle Sprachforschung es anerkennt, die Sprache von sinnlicher Anschauung ausgegangen, so muß der ganze ursprüngliche Wortvorrath Ausdruck des absolut Konkreten gewesen sein. — S. 127: Die aus klassischen Schriftstellern entlehnten Stellen sind ein nicht geringer Fehler an unsern deutschen Sprachlehren. Wie man nicht lebendige Körper sondern Leichname secirt, so soll auch die grammatische Anatomie sich hüten, lebendige, inhaltsschwere Gedanken unter ihr Messer zu nehmen: der Schüler wird zerstreut. Anstatt den Sinn auf die Form zu richten, beschäftigt er sich mit dem Inhalte. Andere beachtenswerthe Stellen sind noch: S. 75, 134, 179 u. s. w. —

Jeder, der diese erste, kritische Partie der Diestel'schen Schrift gelesen hat, wird sich unbezweifelt für den Verfasser interessiren und voll Erwartung auf den positiven Theil sein, in welchem sich so Bedeutendes für die Weiterförderung der rationalen Sprachforschung ankündigt. Gleich der Anfang dieses zweiten Theils trägt nicht wenig zur Erhöhung solchen Interesses bei.

Was ist, fragt Herr Diestel, der Zweck des bisherigen deutschen Sprachunterrichts? Fehler zu vermeiden? Den Gebildeten nachsprechen lehren? Damit kann die Zeit sich nicht begnügen. Der Zweck des Unterrichts ist vielmehr, den Grund der Sprache kennen zu lehren, zu erklären, warum man so spricht, wie man

spricht. — — Das **Ethische** ist der **Endzweck** des Unterrichts in der Muttersprache. — — Er soll das **Gewissen** schärfen, zur **Wahrheit** führen.

Hier darf gewiß etwas Neues erwartet werden, denn noch nie hat man deutsche Grammatik mit Ausbildung des Gewissens in Verbindung gebracht, zumal in diesem Sinne nicht; denn Einmengung frommer Sentenzen, von denen man sich allerdings religiösen oder ethischen Gewinn versprach, tadelt der Herr Verfasser aufs Entschiedenste. Er will also, daß die Grammatik an sich eine solche Wirkung hervorbringen solle, und es klingt das nur parador, ist es aber in der That nicht. Das Gewissen ist ihm die Macht des **gewissen**, zureichenden Grundes, und insofern die Grammatik dazu beiträgt, fügen wir hinzu, unsere Kenntniß der Wahrheit zu erweitern, muß sie auch das Gewissen schärfen. Jede Erkenntniß führt zum ethischen Ziele, Unwissenheit und Dünkel ab davon. Vollends die Entfaltung unseres innersten Seelengetriebes ist ein Sonnenblick der Wahrheit, der auf unser ganzes Leben fällt und auch die Früchte des Ethischen zeitigen hilft. *Γνῶθι σαυτόν!* —

So will denn Herr Diestel ein neues, ein **psychologisches Prinzip** aufstellen. Sprache und Gedanke, behauptet er gegen Becker's Ansicht, sind **nicht** Eins und Dasselbe. Die neuere Grammatik muß von der Verirrung, da sie mit dem Inhalte sich beschäftigte, zum Standpunkte der ältern zurückkehren: die **Form allein** ist Objekt der Sprachlehre. Doch müssen Anthropologie und Psychologie die Grammatik begleiten. Das **logische** Denken, der Sinn des Gesprochenen gehört gar nicht hierher. Es ist Produkt, nicht Grund der Sprache.

Es ist gewiß ein beachtenswerther Gedanke, die Psychologie herbeiziehen zu wollen, wie denn überhaupt diese Wissenschaft nach und nach immer mehr in den Vordergrund treten muß, wo es sich um menschliche Angelegenheiten, also auch um menschliches Wissen handelt. Viel Hin- und Herirren in den namhaftesten Wissenschaften würde dadurch vermieden werden.

Folgendes ist das Fachwerk der so begründeten Grammatik: Wortgeltung; Wortbildung, (Lautlehre, Ableitung, Zusammensetzung); Wortlautung (Quantität der Silben, Frage 2c.); Wortwandlung (Deklination, Komparation, Konjugation) und Wortfügung.

Seit dem Sturme auf Beckers Grammatik sind sofort neue Grammatiken erschienen, als Kinder des Augenblicks; aber alle

gingen in dem „ausgefahrnen Gleise“ weiter. Es ist darum erfreulich, einmal etwas durch und durch, im Prinzipe Neues zu erblicken. Das Flicken und Stücken an einem alten Prinzipe bleibt ewig Flick- und Stückwerk. Eine von ächt philosophischem Geiste durchdrungene Grammatik thut noth, trotz allem weltmännischen oder realistischen Sträubens und Spreizens gegen Philosophie. Wie sehr Zeit und Volk die Philosophie liebte und nur den Namen bekämpften, davon gibt die gewaltige Verbreitung und Anerkennung der Beckerschen Grammatik volles Zeugniß. Sie ist philosophisch, und darum äußerst tüchtig, und würde vollkommen unantastbar sein, wäre sie vollkommen philosophisch. Mit großem Interesse sehen wir darum der Erscheinung der angekündigten Grammatik entgegen, und möchten dem Herrn Diestel rathen, den Druck auch ohne Subscription zu wagen, da das Tüchtige und Gute stets auch eines guten Erfolgs gewiß sein darf.

Ob inzwischen die erschienene Grammatik der angeregten Erwartung entsprechen wird, läßt sich nicht beurtheilen. Manches in der Ankündigung deutet auf vielfache Mängel, die im Einzelnen hervortreten werden, wenn auch das Streben des Herrn Diestel im Allgemeinen lobenswerth erscheint. Jemehr Ref. die Sache interessirt, desto weniger glaubt er eine tadelnde Kritik zurückhalten zu dürfen, könnte auch nur ein Irrthum dadurch vermieden werden.

Die offenkundigste Schwäche liegt in der neuesten Terminologie der philosophischen Grammatik; nicht selten widerspricht sie den Prinzipien des Herrn Becker geradezu z. B. die Ausdrücke Vorstand (Subjekt) und Zustand (Prädikat) widersprechen dem Grundsatze S. 162: „Die grammatischen Ausdrücke dürfen nicht in die Konversationssprache hineinfallen, und den technischen Begriff mit dem konventionellen vermischen.“ Vorstand und Zustand sind Wörter des täglichen Lebens, aber Niemand denkt sich Subjekt und Prädikat darunter. Auch die übrigen sind durchweg seltsam, unbestimmt und fast unbrauchbar: Standwort (Substantiv), ständig (absolut), stellig (relativ), Toncharacter (Geschlecht: männlich, männisch, weiblich), stellig (transitiv), Richtstand (Akk.), Wendestand (Dativ), Merkmalsstand (Gen.), vorstandlos (unpersönlich). Diese Benennungen sind größtentheils nicht aus einem scharfen philosophischen Denken hervorgegangen, und da sie auch keine Anciennitätsrechte besitzen, so ziemlich recht- und besitzlos. Eine gewissenhafte Revision stände vor dem Drucke anzurathen, damit nicht eine neue Last Steine zu dem Thurmbaue grammati-

scher Sprachverwirrung hinzugeschüttet werde. Die schon jetzt existirende vielköpfige Terminologie ist eine Hydra, welche Lehrern und Schülern viele kostbare Minuten und Stunden wegfrißt, aber das Abhauen der Köpfe ist aus bekannten Gründen nur schädlich. Das muß Herr Diestel anders angreifen.

Auch die Eintheilung der gesammten Wörtermasse in: Merkwörter und Bemerkwörter ist mehrseitig zu tadeln. Merken und Bemerken machen zwar das ganze psychologische Princip der Grammatik aus, allein das Merken ist etwas so Unwesentliches, daß es kaum zum Eintheilungsgrunde ausreicht, und in der That hat Herr Becker für das ganze Gebiet der Merkwörter nur das Pronomen auffinden können. Adjektiv, Adverb, Interjektion gehören zu den Bemerkwörtern und an sie reihen sich unter dem Namen Vermerkwörter noch Präpositionen und Konjunktionen. Das Standwort und Zustandswort (Verb) trennen sich von allen übrigen als Hauptwörter, und die übrigen dienen nur dazu, den Grad des Merkens oder die Beschaffenheit des Bemerkens zu bestimmen. Daß Ungleichförmigkeit, Schwerfälligkeit und Mangel an Logik Fehler dieser Eintheilung sind, fühlt sich leicht, und tritt bei genauer Beleuchtung deutlich hervor.

Es ist überhaupt bemerkenswerth, wie häufig der Herr Verf. die an Andern mit so viel Schärfe und Rücksichtslosigkeit getadelten Fehler oft im nächsten Augenblicke selbst begeht. Er tadelt Becker wegen der Unbestimmtheit seiner Begriffe, und verwirft ohne Weiteres alle Sätze, in denen gewissermaßen, gewisse, eigentlich, theils ꝛc. vorkommt. Dennoch gebraucht er selbst diese Ausdrücke an mehren Stellen seiner psychologischen Grammatik z. B. S. 158: „Nur ein gewisses (!) vermittelndes Denken ist der Sprache eigenthümlich u. s. w." — Nach des Verfassers kritischer Kampfweise könnte man dagegen einwenden, in einer psychologischen Grammatik solle und dürfe nur von einem genau ergründeten und definirten Denken, nie aber von einem „gewissen" Denken die Rede sein. Aehnlich S. 164: Das Standwort ist theils Einzelname, theils Gesammtname u. s. w. Das ist richtig, aber manche von Herrn Diestel getadelte Stellen Beckers sind nicht minder richtig, trotz einem: theils oder gewissermaßen. Ein gewaltsamer Angriff bringt gewöhnlich den Angreifer selbst in eine schiefe Stellung.

Am bedenklichsten ist inzwischen der Hauptpunkt, das Princip selbst. Ref. folgt im Allgemeinen derselben philosophischen Richtung wie Herr Diestel, und erkennt den Werth der Psychologie

vielleicht in noch höherem Maße an, allein in dem Sinne, daß die Psychologie ein Entwicklungsgesetz der Grammatik verleihen soll, kann er nur warnen vor dem Versuche einer derartigen Konstruktion. Auch des tüchtigsten Kopfes Mühe wäre daran verloren.

Die lange Friedenszeit hat viel Grübeln gebracht und das Grübeln viel Tiefe — oft bodenlose, bis in das Reich des Wunderbaren, Unbegreiflichen, Stockfinstern. Auch die Sprachforschung erfuhr Das. Mit einem großen Aufwande tiefer Gelehrsamkeit stritt man über den Ursprung der Sprache, und verbaute sich diese einfache und natürliche Sache mit so viel subjektiven Ansichten, daß man hier und da den Gegenstand gar nicht mehr sieht, und sich ein Wunder geschaffen hat. Mit Bewußtsein **erfunden** hat der Mensch die Sprache nicht, aber folgt daraus, daß sie ihm auf übernatürliche Weise beigebracht ist? Es geht gar Manches in uns und außer uns vor, was dennoch nicht wunderbar genannt werden darf, wiewohl es nicht durch Menschenhand oder Menschenwillen hervorgerufen ward. W. v. Humboldt meint: „Als Werk des menschlichen Verstandes in seiner bewußten Klarheit ist sie mir durchaus unbegreiflich; sie muß unmittelbar in ihn gelegt sein.“ Beides ist ohne Grund; denn der Mensch könnte noch heute, mit klarem Bewußtsein eine Sprache bilden; insofern er Vorstellungen, Drang zur Mittheilung und Werkzeuge zur Mittheilung besitzt, und damit fällt die letztere Annahme von selbst fort. Daß der Mensch historisch seine Sprache nicht mit Reflexion, sondern seiner unbewußt entwickelt hat, ist ebenso handgreiflich wie von der Hauptfrage verschieden. Aber man vermengte das Historische mit dem Philosophischen; das Faktische mit dem Möglichen und lustwandelte in diesem Irrgarten. Humboldt sagt: „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, mußte er schon Mensch sein.“ Der Gedanke, welcher zum Grunde liegt, ist richtig, aber der Ausspruch kann höchstens die Geltung einer Witz- und Kraftphrase haben, wenn er nicht eine logische Ungereimtheit sein will. Die Sache liegt einfach so: Der Mensch hatte Vorstellungen, einzelne und verknüpfte, und suchte und fand für Beides entsprechende Zeichen. Daß diese schöpfrische Thätigkeit eine günstig rückwirkende Kraft auf den Geist ausüben mußte, ist klar, und in dem Allen kein Wunder. Einzelne Wortarten hat der Mensch nicht erfunden, weil er nicht mit einzelnen Begriffen denkt, und **absichtlich** hat er es nicht gethan, weil er unabsichtlich denkt. **Die Logik ist demnach**, trotz

Herrn Diestels Behauptung, die alleinige Grundlage der rationalen Sprachforschung, da die Sprache Nichts ist als eine verkörperte Logik.

Hier treffen wir mit dem Herrn Verfasser diametral zusammen: „Die Logik hat Nichts mit der Grammatik gemein," behauptet er, und wir behaupten: Alles. Da muß ein Irrthum verborgen liegen, und vermuthlich liegt er in des Herrn Verfassers Ansicht von Logik und Psychologie.

Die Psychologie lehrt uns die Entstehung der Vorstellungen und deren Bewegung so wie überhaupt aller Phänomene unsers Geistes kennen; die Logik behandelt die schon entstandenen. Nun ist aber selbstredend die Sprache kein Erzeugniß der Entstehung unserer Gedanken, sondern ein Produkt der schon entstandenen. Für die Entstehung der Gedanken brauchte der Naturmensch keine Zeichen, denn er kannte die Entstehung nicht. Freilich kannte er auch noch keine Logik, allein die Begriffe und deren Verknüpfung waren da, und die logische Terminologie bleibt auch heute noch für Sprachverständniß und Sprachentwicklung gleichgültig. Hiernach kann die Psychologie nie in eine direkte Beziehung zu der Sprache treten; sie wird nur zu dem Sprachforscher, nicht zu der Sprache reden können. Es ist nothwendig, daß der Erstere die Gesetze des Seelenlebens kennt, damit ihm die Aeußerungen desselben, die Gedanken und Worte, bis zum Grunde klar werden und er sich nicht durch die Formeln hergebrachter Schullogik verstricken läßt. Aber eben nur insofern die Psychologie dem grammatischen Forscher oder auch der Logik hellere Einsicht und tiefere Gründlichkeit verschafft, nützt sie der Wissenschaft der Grammatik. Sie ist völlig sekondär. Die Sprache hat sich aus den Vorstellungen und deren Verknüpfung, aus dem Denken entwickelt, und muß also auch hier das Princip sowohl ihrer Entstehung als auch ihrer gegenwärtigen, abstrakten Darstellung suchen. Jedes Ankämpfen dagegen ist unmöglich; dafür sprechen auch Herrn Diestels Andeutungen über seine psychologische Grammatik. Seine Terminologie und seine Deduktionen schweben in der Luft und vergebens wird er sich bemühen, sie mit dem Principe zu verknüpfen. Die Substantiva z. B. nennt er Standwörter, weil sie die liegenden Vorstellungen zum Stehen bringen, allein das thun die Substantive als solche durchaus nicht, da in der Bewegung der Vorstellungen, im Seelenleben keine Substantiva, Adjektiva, Verben u. s. w., sondern natürlich nur Vorstellungen sein können. Eine Vorstellung zum Stehen bringen, soll doch wohl heißen, sie

über die Quelle des Bewußtseins emporheben, und dies thut jede Vorstellung, welche mit der ruhenden in die erforderliche Verbindung tritt.

Freilich konnte die Logik in ihrer jetzigen Gestalt einen Denker nicht ohne Weiteres zur Anwendung einladen, und daher nur ist Herrn Diestels Widerwillen gegen dieselbe erklärlich. Man hat bis auf die neueste Zeit die Logik als eine Wissenschaft der Denkgesetze angesehen, und diese Gesetze in dem Denken selbst oder in der Seele gesucht, ohne bemerken zu wollen, daß diese Gesetze außer ihr liegen, und Nichts sind, als die Dinge selbst. Diese Ueberhebung der Logik hat Hegel gefühlt und verworfen, aber auf der andern Seite sie noch ungleich willkührlicher überhoben. Wenn sich die Logik bescheiden ließe, die Abhängigkeit der fertigen Vorstellungen von den entsprechenden Außendingen und die daraus hervorgehenden Erscheinungen zu erörtern, dann würde sie einen naturgemäßen, wissenschaftlichen Mittelpunkt, und einen größeren Kreis von Freunden finden. Um sie für die Grammatik tauglich zu machen, muß sie so bearbeitet werden.

Leicht ist es demnach gewiß nicht, auf dem Felde der rationalen Sprachforschung einen wahrhaften Fortschritt zu vermitteln. Das hätte Herr Diestel vielleicht noch mehr beherzigen müssen, als er es gethan hat. Ist er von der Richtigkeit seiner Kritik überzeugt, dann muß ihn diese schon besorgt machen, denn was so viele tüchtige Männer „völlig (??) verfehlt haben," muß wohl ein schwer zu treffendes Ziel sein. Die vorläufige Ankündigung eines so bedeutungsvollen Werkes zeugt von des Herrn Verfassers Umsicht, und eine fruchtbringende Benutzung aller dadurch hervorgerufenen Kritiken würde noch lebendigeres Zeugniß für seinen schriftstellerischen Takt ablegen.

Gladbach.

Dr. W. Fricke.

Ueber Göthe vom menschlichen Standpunkte von Karl Grün. Darmstadt, Leske 1846. XXIX. 323 Seiten. 8.

Der durch manche gute Bemerkung über Schiller bekannte Verfasser, welcher jetzt in Paris lebt, liefert hier eine Schilderung Göthe's aus kommunistisch-atheistischem Standpunkte und beweis't, daß sich allerdings bei einem meist so objektiven Dichter für jede Meinung manches auffinden läßt. Auf eine Andeutung der theil-

weise fast wahnsinnigen oder eben dadurch hart an das Komische streifenden politisch-kirchlichen Ansichten der Schrift wollen wir hier nicht eingehen. Dem Verfasser sind Religion, Politik und Philosophie todt, auch die Kunst ist es, so lange sie solchen Tendenzen nachgibt, nur insofern sie das Menschliche darstellt, hat sie Werth, und deshalb ist Göthe Deutschlands größter Dichter, weil er der Dichter des Menschlichen ist, das, bei ihm nur Ideal, jetzt in der Welt realisirt werden muß. „Ich hab' meine Sach' auf nichts gestellt" — dieses bekannte Lied gilt ihm nun als zukünftiger Menschheitsgesang, wann erst alle Menschen ihre Sache auf nichts, auf gar nichts gestellt haben, als auf die Menschen, auf das menschliche Bedürfniß, auf den menschlichen Genuß. Es ist wohl gewiß, daß Göthe bei diesem burschikosen Liede an dergleichen nicht gedacht hat, noch gewisser, daß ihm in dem Witze: „Katechisation" (Bd. II. S. 234) nicht eingefallen ist unter:

„Bedenk' o Kind woher sind diese Gaben —
Der hat's genommen,"

den Grundsatz zu bekennen, la propriété c'est le vol. Wie viele streng konservative, ja fast absolutistische Sätze lassen sich nicht aus Göthe zusammenstellen!

Es ist wahr, daß Göthe Deutschlands größter Dichter, daß er sich in gar vielen Zuständen über das gewöhnliche Parteitreiben auch so erhoben hat, daß er jede Partei geduldig gehen ließ und, in Erinnerung an das, was er in der Jugend getrieben, den Jüngeren nicht minder freie Bewegung eingeräumt haben wollte. Er suchte deshalb außerhalb seiner Zeit zu sein, um ungestört der Schaffelust sich hinzugeben, obschon er oft genug das Gepräge seiner Zeit trägt. Aber es ist, und wenn auch „Methode" in der Tollheit wäre, ein vergeblich Bemühen, ihn zum Chef des Kommunismus zu machen. Insofern Herr Grün dieses bezweckt, ist er allerdings auf ganz verkehrtem Wege.

Dennoch wollen wir nicht verkennen, daß Grün (freilich durchaus nicht für die Jugend, da ein rein atheistisches Buch für diese nicht bestimmt sein kann) auch in dieser Schrift manches Beachtungswerthe in Bezug auf diesen Dichterheroen geboten hat. Für die eigentliche Erklärung ist so gut als nichts gewonnen, wohl aber für die geistige Auffassung einzelner Seiten dieses vielseitigsten Mannes. Man lernt auch in Grün's Parteischrift neue Bewunderung desselben, der sich selbst so vom Aeusserlichen zu befreien, das Sondernde von Staat, Kirche, Nationalität abzustreifen, und so ein Gemeinsames, die Weltliteratur, anzubahnen und zu erken-

nen vermochte. Traurig, daß der Erklärer das Sondernde und das Gemeinsame wegwirft; denn eben in diesem durch alle Nationalität durchbrechenden Gesammtmenschlichen liegt das christliche Element, und der geistreiche Verfasser der „Briefe über Gewissensfreiheit von einem Idioten" hat mit vollstem Rechte Goethe's Gesinnung in dieser Hinsicht milder aufzufassen gedacht. Die, offenbar um censurfrei zu werden, etwas ausgedehnte Schrift liefert noch Manches Andre, das uns erfreut hat, z. B. die richtigere Würdigung der Wanderjahre, die schöne Anerkennung des reichen Schatzes, den wir an Faust's **zweitem Theil** haben. (S. 239 bis 247.)

Freuen wir uns demnach in mancher Hinsicht über diesen Beitrag zu einer **geistreichen** Auffassung Goethe'scher Geistesentwickelung, so knüpfen wir daran den Wunsch, daß noch mehr der Art, und zwar aus einem Gesichtspunkte, der eine solche Schrift allgemeiner zugänglich machte, über diesen Dichter erschiene, welche nicht allein die grammatikalische oder sachliche Erklärung umfaßte, sondern einen höhern Maßstab anlegte. Dazu gehört eins: Bei aller Theilnahme an unserer Zeit ein Abgezogensein von ihr; man muß mit ihm im Großen, Ganzen, Guten resolut leben wollen, und kann ihn erst dann richtig schildern. Freilich, wer ihn ganz auffaßte, **wie er war**, wäre selbst ein zweiter Goethe und würde nicht ihn schildern, sondern selbst Ursprüngliches schaffen. Das Motto zu einem solchen Werke hat Goethe selbst geschrieben (2, 272):

„Ich scheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit ist keine Zeit:
Ein geistreich aufgeschloßnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit."

Koblenz.

Runkel.

Vocabulaire Argot-Français-Allemand. par **Brand dit Grierin**. Berlin bei Hayn.

Durch die Mystères de Paris von E. Sue ist man in Deutschland mit der französischen Diebessprache einigermaßen bekannt geworden, welche freilich für uns ein nur fernliegendes Interesse hat, aber doch dem Linguisten nicht ganz unwichtig ist. Wie bei dem englischen Slang sind auch in dem französischen Argot die Ausdrücke oft sehr bezeichnend und gedankenreich (wir erinnern nur an le Meg des megs der Allmächtige u. s. w.), und schon in

dieser Beziehung ist vorliegende Sammlung als literarische Kuriosität beachtungswerth. Ein weit größeres Verdienst würde sich der Verfasser indessen erworben haben, wenn er neben der französischen und deutschen Uebersetzung zugleich eine genaue Erklärung der einzelnen Ausdrücke und Wendungen ihrer Entstehung nach geliefert hätte, welche man ungern vermißt. In einem Anhange findet man die unter dem gemeinen Volke gewöhnliche Benennung einiger Zahlen, z. B. 31 Jour sans pain, 33 les deux bossus, 88 les jumeaux, 89 la révolution.

Poésies Germaniques, choix de pièces lyriques imitées des meilleurs poétes de l'Allemagne par H. Barbieux. Weilburg bei Lanz.

Der Verfasser dieser metrischen Uebersetzungen, welcher jetzt Professor am Gymnasium in Hadamar ist, hat mit großem Glücke mehrere lyrische Gedichte von Matthisson, Salis, Hölty, Körner, Goethe, Chamisso, Rückert, Freiligrath und Anderen auf fremden Boden verpflanzt und bereits durch frühere Arbeiten dieser Art wesentlich in Frankreich zur Verbreitung unserer Lyriker beigetragen. Mit großer Zartheit und Treue zugleich sind die Gedanken wiedergegeben, und wir führen als Beispiel ein Lied von Goethe und ein anderes von Halm an:

La Rose de Bruyère.

Fanfan vit la rose en fleur,
Rose en la bruyère:
Sa beauté ravit son coeur,
Vite il courut plein d'ardeur
Parmi la fougère.
Rose, rose, rose en fleur,
Rose en la bruyère. } bis.

Fanfan dit: Tu es à moi,
Rose en la bruyère:
Rose dit: Prends garde à toi:
Je te vais piquer le doigt:
Laisse-moi en terre.
Rose, rose, rose en fleur,
Rose en la bruyère. } bis.

Mais le lutin arracha
Rose en la bruyère:
Soudain rose le piqua,

Sans écouter oh ni ah:
Vaine fut colère.
Rose, rose, rose en fleur, } bis.
Rose en la bruyère.

Chanson.

(Der Sohn der Wildniß.)

Mon coeur, peux-tu me dire
Ce qu'on appelle amour?
Deux âmes, un délire,
Deux coeurs en un séjour.

Et d'où vient ce délire?*)
Il naît de doux appas;
Quand cesse son empire?
S'il cesse, il ne fut pas.

Et l'ardeur la plus pure?
Celle qui s'ignorait,
Et quelle est la plus sûre?
C'est celle qui se taît.

Et son plus doux partage?**)
C'est de pouvoir donner;
Mais quel est son langage?
Son langage est d'aimer.

Wir können es uns nicht versagen, schließlich noch (mit Bewilligung des Verfassers) die nur in wenigen Exemplaren vorhandene Uebersetzung der Bürger'schen Leonore wiederzugeben und zugleich den Wunsch auszusprechen, daß Herr Professor Barbieux recht bald seine zerstreuten metrischen Arbeiten sammeln und durch neue Zusätze bereichern möge.

---

*) Dis-moi: l'amour d'où vient-il? —
„Il vient et il est là!“
Et dis: comment s'éteint-il?
„Lui, il ne s'éteint pas.“

Diese Uebersetzung, welche wir uns vorzuschlagen erlauben (ebenso auch in Anm. 2.), scheint uns dem Originale entsprechender.

**) Quand prouve-t-il sa richesse?
„Ah c'est en donnant même!“
Par quels mots sa tendresse?
„Il ne parle pas — il *aime*.“

Lénore.

Lénore est prise de transport
Après un sombre rêve:
„Es-tu, Wilhelm, perfide ou mort?
A mes ennuis fais trève!“
Près de son roi, dans les combats,
A Prague il bravait le trépas,
Sans avoir à sa belle
Jamais donné nouvelle.

(La musique joue une marche.)

Las enfin de se guerroyer,
Frédéric et Thérèse
Domptent leur caractère altier,
Et leur courroux s'apaise.
Pour lors l'armée quitta le camp,
Et la timbale au pan pan pan
Ramena les bannières
Aux paisibles chaumières.

Partout on vit sur leur chemin,
Partout sur leur passage,
Fourmiller le joyeux essaim
Des gens du voisinage:
„Ah! bien venus,“ criaient tout haut
Epouses, mères du hameau,
Mais, hélas! de Lénore
L'amant tardait encore.

Parcourant tous les escadrons,
Chacun elle interroge,
Et, répétant à tous ses noms,
A tous fait son éloge.
Mais lorsque le dernier passa,
Ses noirs cheveux elle arracha,
Se roula sur la dure
De rage et de torture.

La mère alors vite accourant:
„O désastre! ô tristesse!
Quel est ton mal, ma douce enfant?“
Et dans ses bras la presse.
„Ma mère, hélas! quel crève-coeur!
Adieu le monde, adieu bonheur!
Dieu est impitoyable:
O suis-je misérable!“

„O grâce! ô Ciel! entends nos voeux!
Enfant, fais ta prière;
Adorons les arrêts des Cieux:
Dieu, Dieu est un bon père.“
„Ah! mère, ô non! détrompe-toi:
Le Ciel agit mal envers moi:
A quoi bon les prières
Au comble des misères?“

„O juste Ciel! du Tout-Puissant
La clémence est certaine:
Crois-moi, le divin sacrement
Soulagera ta peine.“
„Mon mal, ô mère! est trop cuisant
Pour guérir par un sacrement:
Ni sacrement ni prêtre
Les morts ne font renaître.“

„Mais si le traître, mon enfant,
Au fond de la Hongrie
Avait oublié son serment,
Sa foi et sa patrie?
Renonce, amie, à son faux coeur:
Il n'en étreindra que malheur,
Et sa parjure flamme
Condamnera son âme.“

„Ah! mère, hélas! tout est perdu!
Qu'il soit ou mort ou traître:
Le noir trépas m'est dévolu:
Pourquoi fallait-il naître?
Eteins-toi donc, flambeau des jours;
Horreur des nuits, accours, accours!
Dieu est impitoyable:
O suis-je misérable!“

„Seigneur, ô daigne avoir pitié
De son âme en détresse.
Ah! ne lui compte le péché,
Si la douleur l'oppresse.
Ton mal, enfant, est temporel,
Le Paradis est éternel:
A ta pauvre âme il reste
Un autre époux céleste.“

„Ma mère, hélas! qu'est donc le Ciel,
L'enfer, le purgatoire?
Sans toi, Wilhelm, qu'est tout le Ciel?
Sans toi comment y croire?
Ah! éteins-toi, flambeau des jours,
Horreur des nuits, accours, accours!
Sans Wilhelm je proteste
Contre tout bien céleste."

Le désespoir ainsi croissait
Dans sa noire démence:
La téméraire même osait
Braver la Providence,
Et, déchirant son tendre sein,
Elle tordit sa blanche main
Jusqu'à l'heure où l'étoile
Des nuits blanchit le voile.

Dehors, écoute! — trap trap trap:
Un coursier qui pétille;
Un homme armé de pied en cap
Au clair de lune brille.
Puis la sonnette, à la sourdine,
Fait doucement: drelin, dreline,
Une voix mâle et forte
Crie à travers la porte:

„Holà, holà! ouvre à l'instant,
Eveille-toi, dormeuse!
Es-tu fidèle à ton amant?
Es-tu triste ou joyeuse?"
„Ah! Wilhelm, toi, la nuit, si tard?
J'ai tant pleuré sur ton départ!
Ah! que le sort m'outrage!
Dis, d'où vient ton voyage?"

„Nous ne sellons que vers minuit:
Je viens de la Bohême;
Bien tard j'ai quitté mon réduit:
Partons à l'instant même."
„Ah! Wilhelm, entre auparavant!
Dans la broussaille entends le vent!
Quand mon coeur te réclame,
Dédaignes-tu ma flamme?

„Bah! laisse donc siffler le vent,
Et laisse la broussaille:
Mon cheval gratte, impatient:
Il faut que je m'en aille.
Viens, saute en croupe, élance-toi
Bien lestement derrière moi:
J'ai aujourd'hui, ma chère,
Encor cent lieues à faire."

„Comment? cent lieues avant demain
Pour joindre ta demeure!
Et c'est à peine que l'airain
Sonna la onzième heure."
„Vois ci, vois là! — La lune luit!
Les morts vont vite par la nuit:
Avant demain ma rosse
Te mène au lit de noce."

„Où est donc ce lointain réduit?
Où est ton lit de noce?"
„Bien loin d'ici — frais et petit:
Six ais dans une fosse."
„Est-se assez grand?" — „Pour moi et toi.
En croupe, allons, derrière moi!
Mes bras vers toi s'étendent:
Les conviés attendent."

Bientôt la belle se chaussa,
Sauta sur la monture,
Ses mains d'albâtre elle passa
Autour de son armure:
Et roule, roule, hop hop hop,
Ainsi courant au grand galop,
Homme et coursier ruissellent
Les cailloux étincellent.

A gauche, à droite, sans repos,
Le long de leur voyage,
Filaient bruyères, près et vaux,
Des ponts grondait l'orage.
„Ma mie a peur? — La lune est là!
Hurra! les morts vont vite, hurra!
As-tu peur des fantômes?"
„Oh! pourquoi des fantômes?"

Récitatif.

Qu'entends-je? Quels sombres accords?
Quel essaim là croasse?
Ecoute au loin le chant des morts:
„Donnons-lui la trépasse!"

Soudain s'avance un train de deuil,
Portant civière et noir cercueil:
Le chant quasi bredouille
Comme en mai la grenouille.

„A minuit vous entonnerez
La sinistre complainte;
Mais avant tout, allons goûter
D'amour la douce étreinte.
Viens, sacristain, avec le choeur,
Hurle-nous l'hymne du bonheur;
Bénis-nous, prêtre, vite,
Avant d'atteindre au gîte."

Tout disparaît, cercueil et son,
A son ordre docile,
Et — rou rou rou — le tourbillon
Derrière lui défile.
Et toujours roule — hop hop hop,
Ainsi retentit le galop:
Homme et coursier ruissellent
Les cailloux étincellent.

A droite, à gauche, alors voyez
Voler cités, villages;
A gauche, à droite vont les prés,
Les bois et marécages.
„Ma mie a peur? La lune est là! —
Hurra! les morts vont vite, hurra!
As-tu peur des fantômes?"
„O non! de quels fantômes?"
(Ronde du Sabbat.)

„Là haut, là haut sur ce gibet,
Vois sous la lune pleine
Danser autour du chevalet
La bande aérienne:
Sasa! racaille, descends-là!
Ha! sur nos trousses viens donc çà;
Sur les pas de ma rosse
Viens danser à ma noce!"

Alors suivit avec fracas
La grinçante famille:
Telle en hiver, quand des frimas
La giboulée grésille.

Et toujours roule — hop hop hop,
Ainsi sifflant va le galop:
Homme et coursier ruissellent,
Les cailloux étincellent.

Ah! c'est alors qu'il fallait voir
Du ciel la vaste toile
Passer comme un brillant miroir
Où file chaque étoile.
„Ma mie a peur — La lune est là!
Hurra! les morts vont vite, hurra!
As-tu peur des fantômes?"
„Ah! laisse les fantômes?"

„Cours, cours! — Déjà j'entends le coq!
Le sablier s'écoule.
Cours, cours! — Le jour blanchit le roc!
Va, roule, bidet, roule!
Bientôt la course va finir;
Le lit de noce va s'ouvrir.
Les morts, les morts vont vite:
Voilà, voilà le gîte!"

Puis sur un vieux portail d'airain
Son vol hardi s'élance:
D'un grand coup le frappant soudain,
Dans l'enceinte il s'avance.
Les battans tournent sur leurs gonds,
Les tombes grondent sous ses bonds,
Et tout autour les pierres
Des tertres funéraires.

Voyez, voyez! au même instant
Oho! l'affreux spectacle!
Sa blanche armure de son flanc
Comme amadou débâcle:
Son corps se pèle jusqu'à l'os;
En sa droite est la blanche faux,
Et le sablier vide
En sa gauche livide.

Et du coursier les pas pressés
Font pétiller la dalle;
Le sol béant ouvre à ses pieds
Sa gueule sépulcrale,

Et des hiboux les cris perçans,
Le râle des agonissans,
Font frissonner Lénore,
Qui vit à peine encore.
(Quadrille des Spectres.).

Alors les démons des caveaux
De leur voix infernale
Hurlèrent autour des tombeaux
La ronde nuptiale:
„Ah! garde-toi, dans le malheur,
De blasphémer le créateur!
Ton corps est à la flamme,
A Dieu commets ton âme!"

---

1) Das Fundament der englischen Grammatik, ihr Ursprung aus der skandinavischen Sprache und nicht aus dem Anglo-Sächsischen; so wie einiges über Sprachreinheit im Allgemeinen von Theod. Smith, Lehrer an der Universität in Kiel. — Kiel bei Mohr. 1845. 30 S.

2) Genesis oder Geschichte der innern und äußern Entwickelung der englischen Sprache von Friedrich Albert Maennel ord. Lehrer bei den städtischen Schulen in Halle. Leipzig bei Baumgärtner. 1846. VIII. 190 S.

„Das sich steigernde Interesse der Deutschen an dem Studium der englischen Sprache, gehört unstreitig zu den erfreulichsten Fortschritten unserer Zeit. Unsere polytechnischen Schulen *) stellen die englische Sprache seit einigen Jahren in fast gleiche Rechte mit der französischen. Sollte sie aber, und besonders in Deutschland, nicht höhere Geltung erlangen? Stehen doch die Engländer den Deutschen so nahe; ist ihre Sprache doch durch die alt-germanische begründet; demzufolge sich auch leicht behaupten läßt, daß die Deutschen eher in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen." Mit diesen Worten, deren Beherzigung wir nicht dringend genug empfehlen können, eröffnet der Herr Verfasser von Nr. II. sein Werk, und da wir mit der hier ausgesprochenen Ansicht vollkommen übereinstimmen, so begrüßten wir seine „Geschichte" wie auch die scharf kritische Schrift des Herrn Smith mit aufrichtiger Freude, denn beide Bücher bieten dem Freunde der englischen Sprache und Literatur reichen Stoff zum Nachdenken und zu interessanten Untersuchungen, beide sind die Frucht philologischer Kritik. Wenn wir deshalb im Folgenden mehrfach abweichende Ansichten zu erkennen geben und zu begründen suchen, so geschieht dies weniger um zu tadeln, als vielmehr weil die beiden Schriften überhaupt allgemeinen Interesses werth sind. Höchst verdienstlich bleibt in dieser Beziehung zumal das Unternehmen des Herrn Maennel, möchte man auch im Einzelnen noch so viele kleinere Ausstellungen an seinem Werke machen, da er zuerst in

---

*) Soll wohl heißen: Bürgerschulen.

Deutschland den Versuch gemacht hat, die genetische Entwicklung des Englischen zu beschreiben. Daß wir bei dieser Gelegenheit nicht ohne Bewunderung an die umfassende Arbeit unseres ausgezeichneten Gräße (Ersch & Gruber's Encyklopädie der Wissenschaften. 40 Thl. 1846. P. 152—328) denken, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Der Verfasser von Nr. 1., welches ein höchst interessanter Beitrag zur Geschichte der englischen Sprache ist, kämpft gegen die gewöhnliche Ansicht, daß die englische Sprache ihr Fundament in dem Angelsächsischen habe; und wenn gleich er dieses in Beziehung auf manche Redensarten und Ausdrücke zugeben muß, stellt er es doch in Bezug auf die Grammatik völlig in Abrede. Durch jahrelange Beschäftigung mit den skandinavischen Sprachen hat er die Ueberzeugung gewonnen, daß die skandinavischen Mundarten mit der englischen Sprache die größte Aehnlichkeit haben, und daß jene die Mutter dieser sein müssen. Für seine Behauptung sucht nun Herr Smith den Beweis zu liefern. Er zieht zuvörderst die verschiedenen Invasionen des Zeitraums von 11 Jahrhunderten näher in Betracht, in welchen aus den heterogenen Bestandtheilen die höchst merkwürdige Sprache Britaniens entstand. Hierbei spricht er sogleich die Ansicht aus, daß überall, wo von den Bestandtheilen der englischen Sprache die Rede sei, der Dänen stets nur höchst oberflächlich Erwähnung geschehe, was wohl nur in der völligen Unbekanntschaft mit den skandinavischen Sprachen seinen Grund habe. Wir müssen hier sogleich dem Verfasser widersprechen, daß sowohl Hickes der Verfasser des Thesaurus Linguarum Septentrionalium, als auch Conybeare, der Herausgeber der Saxon Poetry und auch Turner ihrer Aufgabe sämmtlich in einem solchen Grade gewachsen waren, daß sie bei ihrer gründlichen Kenntniß des Angelsächsischen und verwandter Dialekte ohne Zweifel wenigstens eine Ahnung davon gehabt haben würden, daß die Grammatik des Englischen durchaus nicht aus dem Angelsächsischen, sondern nur aus dem Skandinavischen stamme, wenn die Behauptung wirklich begründet wäre; überdies behandelten sie das dänische Element der Sprache durchaus nicht oberflächlich.

Im weiteren Verlaufe der Abhandlung macht der Verfasser bei Betrachtung der einzelnen Invasionen besonders darauf aufmerksam, daß die Skandinavier während der Zeit ihrer Herrschaft von 787 auch ihre Sprache einführten und daß bei dem Anfange der normännischen Periode die Dänen, Schweden und Norweger, welche Grundbesitz und Familien im Lande besaßen und sich auch

mehr oder weniger zu den Eingebornen rechnen durften, im Lande blieben und somit bei der weiteren Sprachentwicklung durch das Normännische; das skandinavische Element gehörig vertraten.

In gewisser Beziehung hat hierin der Verfasser vollkommen Recht, und es ist dies z. B. von W. Scott in Ivanhoe Kap. I, wo er sehr ausführlich über die Geschichte der englischen Sprache handelt, völlig übersehen worden; wir können Herr Smith indessen darin nicht beipflichten, daß die Einwirkung der skandinavischen Periode bei weitem stärker gewesen sei, als die der angelsächsischen. Er entwickelt nun weitere Beweisgründe, indem er sowohl an einzelnen Wörtern als auch an Wortformen und deren Biegung die große Aehnlichkeit zeigt, und wenn gleich sich manche derselben auf den ersten Blick als germanischen Ursprungs erweisen, so vindicirt sie der Verfasser dennoch dem Dänischen wie z. B. knife, Kniv, haste, Hast, folk, et Folk u. s. w.; ebenso ist die Zurückführung der grammatischen Formen der Nomina und des Verbs nicht ganz vorurtheilsfrei, denn der alte angelsächsische Plural auf as — es ist ohne Zweifel die Wurzel des jetzigen englischen auf s. (Wie auch en = des jetzigen n).

Dessenungeachtet sind die Sprachvergleichungen äußerst werthvoll, und der aufmerksame Leser wird leicht die Ueberzeugung gewinnen, wie höchst wichtig die Kenntniß der skandinavischen Idiome für denjenigen ist, welcher sich mit dem Altenglischen gründlich beschäftigen will. Herr Smith nimmt als unparteiischer Beurtheiler am Schlusse auch die Verschiedenheiten der beiden Sprachen in Betracht, die uns indessen nicht gerade so ganz unbedeutend erschienen, als er sie darzustellen sucht. Wir halten es für unsere angenehme Pflicht, den Lesern des Archiv's Einiges aus dem Buche noch anzuführen welches wir recht dringend empfehlen.

1) An egg, et Æg, window, Vidue, hare, en Hare, husband, Husbond u. s. w.;

2) I draw, jeg drager, I take, jeg tager, I put, jeg putter u. s. w.

3) Unregelmäßige Verba:

I sell, jeg saelger, sold, solgte,
I tell, jeg taeller, told, talte;

4) Bildung des Futurums durch shall und will z. B.

I shall have had the honour,
Jeg skal have havt den Ære,
He will have had the kindness,
Han vil have havt den Godhed.

Doch es möge dieses genügen, um die Aehnlichkeit der beiden Sprachen einigermaßen anzudeuten. Wenden wir uns nun zu dem Werke des Herrn Maennel (Nr. 2.), welcher eine vollständige Geschichte der englischen Sprache liefert und mit Recht den Fortschritt der Cultur als maßgebend für die Ausbildung der Sprache genommen hat. Auch die Schriftsprache hat ihre Berücksichtigung in dem Buche gefunden, und davon zeugen ganz besonders zwei sehr interessante Tafeln auf Steindruck, deren Inhalt in der Einleitung pag. VI. ausführlich beschrieben ist. Die erste enthält nämlich den Anfang des Pater noster von St. Eadfrith mit dazwischen geschriebener angelsächsischer Uebersetzung von Aldred aus dem 10. Jahrhundert; zugleich finden sich dabei noch einige Schriftproben nach Manuscripten aus dem achten und neunten Jahrhundert. Außerdem gibt sie ein Paar Stellen aus den Evangelien nach Mareschall und Junius aus St. Augustin's Exposition of the Revelations und aus einem angelsächsischen Predigtbuche. Eine zweite Tafel liefert das angelsächsische Runenalphabet, so wie noch andere einer spätern Zeit angehörende Schriftzeichen.

Der Verfasser zerlegt seinen Stoff in 8 Perioden: 1) Die Britisch-Sächsische; 2) Die Dänisch-Sächsische; 3) Die Normännisch-Sächsische; 4) Die Französisch-Sächsische; 5) Die Englische. Anfang der Ausbildung; 6) Ausbildung der Sprache; 7) Kritische Zeit; 8) Blüthe der Sprache. — Die Trennung von 3 und 4 scheint uns im Buche nicht gehörig motivirt und Nr. 1. wäre auch wohl, dem Inhalte entsprechender „die Angelsächsische" bezeichnet; denn wir finden nur in der Einleitung eine kurze Bemerkung über den Stammbaum der britischen Sprache und ohne weitere Characteristik derselben macht der Verfasser in den 6 ersten Zeilen von Nr. 1. nur die Bemerkung, daß bei der Niederlassung der Sachsen die Briten nach der Bretagne und Wales geflohen seien und behandelt sodann ausführlich das Angelsächsische. Es springt wohl in die Augen, daß dieser Abschnitt wie ein lucus a non lucendo gleichsam benannt ist, und hielt es der Herr Verf. überhaupt nicht für angemessen, das Britische näher zu betrachten — was denn doch so ganz unwichtig wohl nicht gewesen sein dürfte — so verdiente die Periode eine andere Bezeichnung.

Bei der Schilderung der drei ersten Perioden, welche mit vielem Fleiße ausgearbeitet sind, ist der Verfasser vermöge großer Kenntniß der angelsächsischen und alt-englischen Sprache und deren Literaturen seiner Aufgabe vollkommen gewachsen, und liefert durch seine Auseinandersetzung sowohl, wie auch die zweckmäßig

gewählten Beispiele (die in reicher Fülle vorhanden sind) eine gute Uebersicht der Sprachentwicklung, so daß auch der in diese älteren Idiome Uneingeweihte sich ein recht klares Bild davon machen kann. Fast in derselben Weise sind auch die anderen Abschnitte behandelt, und wir würden gern dieses Urtheil durch Anführung einzelner Stellen zu belegen suchen, wenn wir nicht einerseits hoffen dürften, daß sich unsere Leser veranlaßt fühlen werden, das Buch selbst zur Hand zu nehmen und wenn es uns nicht deshalb andererseits weit wichtiger erschiene, auf dasjenige aufmerksam zu machen, was wir an dem Werke vermissen. Gestatte man uns deshalb noch einige Bemerkungen.

In Nr. III. der Normannisch-Sächsischen Periode, findet sich pag. 31. ein Verzeichniß von Wörtern, welche in dieser Zeit vom Lateinischen entlehnt sein sollen, obwohl alle englischen Kritiker die Zeit der Reformation und der Bibelübersetzung mit gewichtigen Gründen als diejenige bezeichnen, in welcher die meisten rein lateinischen Wörter in der englischen Sprache Aufnahme fanden.

Das bekannte Gedicht „Sitteth alle stille" u. s. w. verlegt der Verfasser (p. 45) in die Zeit nach der Schlacht bei Evesham, in welcher aber bekanntlich Montfort geschlagen wurde; wir bemerken, daß dies Gedicht nach der Schlacht bei Lewes entstand, in der Heinrich III. seinen Feinden unterlag und sich genöthigt sah, in dem Kloster jener Stadt seine Zuflucht zu nehmen, nach welcher die Schlacht späterhin benannt wurde. Wünschenswerth erscheint es, daß der Verfasser ein geeigneteres Stück vom Piers Plowman und nach einer besseren Handschrift gegeben hätte, als die Copie, welche uns p. 53 vorliegt. Zu berücksichtigen wäre auch gewesen, daß das Gedicht in dem sogenannten „Saxon copple" geschrieben ist, welches zwei alliterirte Wörter in der ersten Zeile und eines in der zweiten Zeile erforderte, wonach der Druck wohl etwa richtiger so gewesen wäre:

*K*ind *C*onscience then heard
And *C*ame out of the planetts,
And sent *f*orth his *F*orriours
Fevers and *F*luxes,
*C*aughes, and *C*ardiacles
*C*rampes etc.

Diese Methode war sehr allgemein und ohne Zweifel für die Aufrechterhaltung einer gewissen Regelmäßigkeit und Harmonie in der Aussprache äußerst förderlich; überdies legte sie wohl eigentlich den Grund dazu, daß man in der englischen Versifikation mehr den Accent als die Quantität berücksichtigte.

In der fünften Periode steht Mandeville nicht am rechten Orte und Gower ist ganz unberücksichtigt geblieben.

Abgesehen von der seltsamen Bezeichnung Heinrichs VIII. als The defen*sor* of the Faith und Philipp (?) Sidney als The defen*sor* of *the* Poesy möchten wir noch den Wunsch aussprechen, daß bei einer zweiten Ausgabe in chronologischer Hinsicht nicht übersehen werde, daß Waller vor Dryden und dieser vor Pope dichtete; ferner daß auch Dryden's rhymed plays durchaus nicht als Muster seines Styles überhaupt betrachtet werden können, und daß sich dieser ohne Zweifel in seinen Uebertragungen und Bearbeitungen nach Chaucer, im „Absalon und Achitophel" oder (wie Pope meinte) im „Hind and Panther" am besten darstellt. Außerdem hätte es wohl nicht unerwähnt bleiben sollen, daß Dryden's Kritiken, welche er seinen Stücken beifügte (von denen jedes einzeln für 1 Schill. verkauft wurde) zu der Kritischen Periode erst eigentlich die Bahn ebneten und eine Terminologie schufen, welche von Dr. Johnson firirt wurde. Wir erwähnen auch noch, daß Sir John Cheke und Roger Ascham mit Hülfe des Sir Thomas Smith auf den Universitäten das Studium der griechischen Sprache einführte, eine Thatsache, die in unserm Buche nicht gewürdigt ist, und deren Folgen für die Entwicklung der englischen Sprache doch von großer Wichtigkeit waren. — Bei der Anführung des Hudibras (der wohl — 1663 — richtiger in die Zeit Karl II. gesetzt wäre) dürfte es nicht überflüssig erscheinen, wenn der Herr Verfasser erwähnt hätte, daß das Werk in linguistischer Hinsicht in der Absicht geschrieben sei „to mock the irregular inartificial rhyming and loose accentual versification" wie auch „the clumsy affectation of learning," wovon die Zeit, welche unmittelbar der Restoration voranging, so viele Proben lieferte. — Unbegreiflich ist es uns außerdem geblieben, weshalb der Herr Verfasser vieler bedeutenden Männer gar keine Erwähnung gethan hat, deren Einfluß auf die Entwickelung der Sprache überhaupt unzweifelhaft außerordentlich groß gewesen ist z. B. Barter, Hale, Selden (welchen Hugo Grotius den „Stolz Englands" nannte) Taylor u. s. w., es scheint uns dies Verfahren ganz demjenigen analog, wenn ein Geschichtschreiber der französischen Sprachentwicklung Männer wie Massillon, Bourdaloue und Bossuet gar nicht berücksichtigen wollte.

Pag. 153 nennt der Verfasser „Blair den Begründer des Edinburgh Review"; es ist dies eine Bezeichnung, welche Blair durchaus nicht verdient. Sicheren Nachrichten zufolge berührte

Sidney Smith auf einer Reise, welche er mit einem Schüler in Schottland machte, das gelehrte Edinburgh. Bei einem Besuche, womit er Mr. Jeffrey beehrte, welcher damals noch attorney war (jetzt Lord Jeffrey), fand er mehrere junge talentvolle Schriftsteller, welchen er im Laufe der Unterredung den Vorschlag machte, mit vereinten Kräften eine Vierteljahrschrift zu begründen, deren scherzhaftes Motto etwa sein könne: We cultivate literature on a little oatmeal. Der Gedanke fand bei den Anwesenden großen Beifall und so erschien denn schon im Oktober 1802 das erste Heft jenes Anführers der größeren Journale, dessen Motto von Publius Syrius entlehnt ward: Judex damnatur cum nocens absolvitur.

Wir müssen hierbei auf eine frühere Bemerkung des Verfassers zurückkommen. Auf S. 128 sagte er nämlich: „Auf mehrere feine Unterschiede machte besonders Samuel Johnson in seinem Dict. of the English language aufmerksam, der noch heute als klassisches Werk betrachtet werden kann. Er redigirte die Zeitschriften: „The Rambler“ und „The Idler.“ Andere übernahmen die Redaktion gleichartiger Journale. Es erschien „Guardian, Edinburgh Review, Quaterly Review, Westminster Review, the Literary Gazette, the Athenäum etc.“ Einestheils kann man von den zuletzt angeführten Zeitschriften durchaus nicht sagen, daß sie Johnson's Zeitschriften „gleichartig“ gewesen; denn letztere waren eigentlich nur fliegende Blätter, welche ursprünglich bestimmt waren, beim Frühstücke gelesen zu werden; andrerseits waren die beiden ungleichen Arten von Journalen der Zeit nach auch ziemlich weit von einander entfernt. Das eigentliche Mittelglied, dessen in unserem Buche gar keine Erwähnung geschieht, waren die sogenannten Magazine, von denen das Gentleman's Magazine bekanntlich zuerst erschien. Man vergesse hierbei zugleich nicht, daß Blair im Jahre 1800 starb und Johnson 1784, daß aber die erste Nummer des Edinburgh Review 1802 und des Quaterly 1809 erschien.

Als Muster der Reinheit des Styles rühmt der Verfasser ganz besonders David Hume und führt als Probe ein Bruchstück über Mary Stuart an, aus dem, wie es pag. 138 heißt „sich eine große Reinheit, ja wir möchten sagen Eleganz der Sprache erkennen läßt.“ Nun ist es allerdings bekannt, daß Hume's Styl zu seiner Zeit in hohem Grade bewundert wurde, und zwar um so mehr, als der Verfasser bei seinem schottischen Dialekte im Sprechen durchaus des Englischen nicht recht mächtig war; ebenso gewiß ist es aber auch, daß seine Geschichte des Hauses Stuart in Inhalt und Form an vielen Fehlern leidet, und gerade die von

Herrn Maennel getroffene Wahl war im höchsten Grade unglücklich. Wir wollen nur an der Einleitung des Stückes die Wahrheit unserer Behauptung zu begründen suchen. Es heißt:

„Mary was daughter to James V, king of Scotland, and to Mary of Lorrain. She married Francis II, king of France, upon which occasion she assumed the title of a (!!) queen of England; pretending, that Elizabeth was illegitimate, and consequently unworthy (!) to sit on the throne. — — — The Queen, however dazzled by his (Darnley's) pleasing exterior, had entirely forgot (ten) to look to the accomplishments of his mind. D. was but a week (weak) and ignorant man; insolent yet credulous, and easily governed by flatterers (?) devoid of all gratitude; because he thought no favours equal to his merit; and being addicted to low pleasures he was equally (?) of all true sentiments of love and tenderness."

Der Artikel vor queen ist offenbar fehlerhaft; der Ausdruck unworthy entspricht nicht recht dem Gedanken, richtiger würde sein had no right; die Stelle bei flatterers und devoid ließe sich einigermaßen durch ein fehlendes Komma entschuldigen, wegen des folgenden because u. s. w. muß man aber was hinzudenken, und daß Hume dieses Wort ausließ, ist nichts weniger als elegant; in noch höherem Grade gilt die Bemerkung in Beziehung auf equally — of, wo der Leser devoid suppliren muß, was den Satz durchaus unschön macht. Es mögen diese Andeutungen genügen, die wir noch leicht vermehren könnten; aber wir fürchten, unsere Leser zu ermüden und erlauben uns deshalb nur noch die allgemeine Bemerkung, daß die ganze Stelle in Beziehung auf den Gebrauch des Pronomens sehr viel zu wünschen übrig läßt. Wir würden uns wenigstens nicht gestatten, an Sätzen wie die folgenden „die große Reinheit und Eleganz der Sprache" zu rühmen, z. B.

„— he was introduced into the Queen's concert, who was so taken with him, that — — — oder she promoted Rizzio to that office, who — oder Rizzio — — took hold of the Queen's robes to put himself under her protection, who, on her part" etc.

Doch wir brechen hier ab; das ganze Werk des Herrn Maennel enthält des Lobenswerthen so Vieles, daß es gewiß mit dazu beitragen wird, der englischen Sprache im deutschen Vaterlande mehr und mehr die verdiente Stellung zu verschaffen.

Hg.

1) Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit, von Dr. Heinr. Kurz. Drei Abtheilungen. Zürich, 1840 bis 1842.

2) Handbuch der deutschen Prosa von Godsched bis auf die neueste Zeit, von Dr. Heinr. Kurz. Bis jetzt zwei Abtheilungen. Zürich 1845 und 1846.

Dieses Werk nimmt unter den Handbüchern der Nationallite- ratur einen der ehrenvollsten Plätze ein. Von Nr. 2. fehlt noch die dritte Abtheilung, die einen literarisch-ästhetischen Kommentar zu der Sammlung der prosaischen Musterstücke enthalten soll, so wie die dritte Abtheilung des poetischen Handbuchs gleichfalls aus einem Kommentar zu den beiden ersten Abtheilungen besteht.

Der Verfasser hat das Werk zunächst zum Gebrauch in öffent- lichen Lehranstalten, dann aber auch zum Selbstunterrichte be- stimmt. Für den letztern Zweck ist es, wie vielleicht kein anderes geeignet; für den erstern muß ihm der durch seinen großen Umfang und die vortreffliche Ausstattung gebotene Preis hinderlich sein. Wo aber ausnahmsweise in einer Anstalt die Verhältnisse der Schüler es gestatten, ihnen solche Anschaffungen zuzumuthen, wüß- ten wir wahrlich kein Buch zu bezeichnen, das sich mit gleichem Nutzen für die deutsche Lectüre und die Vorträge über unsere neuere Nationalliteratur zu Grunde legen ließe.

Ein Vorzug der poetischen Sammlung vor andern Werken derselben Art, der sogleich ins Auge fällt, besteht darin, daß sie auch aus dem Gebiete der epischen und dramatischen Poesie voll- ständige Musterwerke aufgenommen hat. So finden wir hier den ganzen Nathan von Lessing, die ganze Iphigenie von Goethe, Schiller's Wilhelm Tell, Friedr. Müller's Trauerspiel Niobe, Heinr. von Kleist's zerbrochenen Krug, Goethe's Hermann und Dorothea, Zachariä's Phaethon, mehrere umfassende poetische Er- zählungen von Wieland, Rückert, Kind, Horn u. A. Man könnte sich wundern, daß bisher die Chrestomathien fast ohne Aus- nahme nur Bruchstücke von Dramen und epischen Dichtungen darboten; denn es ist allerdings, wenn auch nicht ganz wahr, doch etwas Wahres an dem, was Herr Kurz im Vorworte bemerkt, daß die Sammlungen, welche uns mit solchen Fragmenten beschen- ken, nichts besseres thun, als jener Reisende, der aus Griechen- land ein Stückchen Marmor mitbrachte, um daran die herrliche Architektur des Athenetempels nachzuweisen. Allein einmal ist, wie schon oben angedeutet worden, bei Chrestomathien, die für Schulen bestimmt sind, auf den Preis und daher auf den Umfang

Rücksicht zu nehmen; und zweitens fürchtete man auch wohl durch Aufnahme von ganzen Dramen und Epen aus Schiller, Goethe u. s. w. in wohlbegründete Verlagsrechte einzugreifen. Da indeß dem Debit des vorliegenden Werkes meines Wissens nirgendwo ein Hinderniß in den Weg gelegt worden, so muß es sich mit dieser Besorgniß wohl nicht ganz richtig verhalten, was im Interesse der Schulen sehr zu wünschen wäre.

Wie in der Götzingerschen Gedichtsammlung, so finden wir auch hier die Gedichte nach ihren Verfassern zusammengruppirt, und diese Gruppen selbst chronologisch geordnet. Dadurch eignet sich das Werk vortrefflich zu einem Hülfsbuch für einen Cursus über die neuere poetische Nationalliteratur. Da ferner der Verfasser dafür gesorgt hat, daß alle Dichtungsarten durch gediegene Musterstücke vertreten sind, so läßt es sich auch bei einem Cursus der Poetik zum Grunde legen. Ueberdies hat der Verfasser durch Festhaltung mehrerer anderer Gesichtspunkte dem Werke eine größere Brauchbarkeit für Schulen gegeben. Eine bedeutende Anzahl kleinerer epischen Dichtungen bietet reichen Stoff zu Deklamationsübungen; Poesien verschiedener Dichter über denselben Gegenstand geben Anlaß zu interessanten und fruchtbringenden Vergleichungen; mehrere dialektische Dichtungen von Voß, Usteri, Grübel, Hebel veranschaulichen die Eigenthümlichkeiten der deutschen Volks- oder vielmehr Stammespoesien und können zu sehr nützlichen sprachlichen Analysen dienen; variirende Lesarten geben Gelegenheit, den reifern Schülern in ästhetischer, metrischer und sprachlicher Kritik zu üben.

In dem literarisch-ästhetischen Kommentar ist die nicht leichte Aufgabe glücklich gelöst, eine geschichtliche Entwickelung der deutschen Poesie seit Haller mit einer Darstellung der verschiedenen Dichtungsformen zu verschmelzen, und dabei die relative Bedeutsamkeit der einzelnen Dichter klar hervortreten zu lassen. Durch eine geschickte Verarbeitung des überreichen Stoffes ist es dem Verfasser gelungen, auch noch Raum für die Interpretation einzelner Gedichte zu gewinnen; doch hat er mit Ausnahme weniger Fälle, sich auf die ästhetische Erläuterung beschränkt und alle sachlichen Erklärungen aus dem Gebiete der Geschichte, Mythologie, und Geographie u. s. w. ausgeschlossen.

Müssen wir so im Allgemeinen über die Sammlung, wie über den Kommentar ein sehr günstiges Urtheil fällen, so fehlt es doch nicht an Einzelheiten, die man anders wünschen möchte. Wie sehr man es anerkennen muß, daß bei der Auswahl der Dichtungen

durchgehends auf die Jugend Rücksicht genommen und in der Regel das, was dem jugendlichen Gemüthe nachtheilig werden könnte, fern gehalten worden ist, so begegnet uns doch hier und da etwas, woran man in dieser Beziehung Anstoß nehmen könnte. So möchte Referent nicht Alles, was aus Wieland aufgenommen worden, mit seinen Schülern lesen. Dem Phaethon von Zachariä hätte ich auch nicht seinen Raum gegönnt, selbst auf die Gefahr, daß die Gattung des komischen Epos nicht repräsentirt wäre. An einigen, obwohl wenigen Stellen, habe ich die variirenden Lesarten ganz genau mitgetheilt gefunden; bei einigen Stücken, wobei sie zu wünschen gewesen wären, fehlen sie gänzlich, z. B. bei dem Goetheschen Liede „Ueber allen Wipfeln ist Ruh," bei „Mahomets Gesang" u. a. Bei Schiller's und Goethe's Poesien wäre vielleicht in der Reihenfolge mehr auf die einzelnen Perioden, denen sie angehören, Rücksicht zu nehmen gewesen. Die Interpretation des Einzelnen gibt, wie sich das bei schwierigen Gedichten nicht anders erwarten läßt, stellenweise zu Bedenken und Zweifeln Anlaß. — Indeß können solche Einzelnheiten, mit denen man sich nicht einverstanden finden mag, das Gesammturtheil nicht erschüttern, daß das ganze Werk zu den vorzüglichsten seiner Art gehört.

Noch günstiger beinahe stellt sich das Urtheil über die prosaische Sammlung, namentlich wenn man sie mit den gewöhnlichen Handbüchern der deutschen Prosa vergleicht. Auch hier finden wir alles Fragmentarische ausgeschlossen, und nur solche Musterstücke mitgetheilt, die, nach Inhalt und Form, ein abgerundetes Ganzes bilden. Eben so sind alle Gattungen und Formen der Prosa vertreten; und in der ganzen Anordnung ist, wie im poetischen Theil, der historische Gang beobachtet. So umfangreich größtentheils die Musterstücke sind, so ist es doch bei dem großen Volumen der Sammlung (Thl. I. enthält 852, Thl. II. 918 S.), und dem (vielleicht etwas zu) kompacten Drucke möglich geworden, die bedeutendsten Prosaiker in characteristischen Proben aus ihren Werken vorzuführen. Doch ließ sich hier nicht eine gleiche Vollständigkeit, wie in der poetischen Abtheilung, erzielen, weil sonst die andere wichtigere Rücksicht, daß keine Bruchstücke mitgetheilt werden sollten, hätte verletzt werden müssen.

Auf den Schluß des Werkes, den literarisch-ästhetischen Kommentar über die Prosa-Abtheilung ist Referent um so mehr gespannt, als der Kommentar über die poetische Abtheilung zu den besten Erwartungen berechtigt. X.

Goethe's Gedichte, erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese, von **H. Viehoff**. Erster Theil. Düsseldorf, 1846.

Es bedarf wohl kaum der Vorbemerkung, daß diese vom Verfasser selbst ausgehende Anzeige eben nichts als eine Anzeige sein soll und sich nicht im Entferntesten auf eine Beurtheilung des Werkes einläßt. Selbstkritiken haben immer etwas Bedenkliches, wenn der Verfasser auch noch so sehr sich bemüht, seinem Werke gegenüber einen freien und unbefangenen Standpunkt der Betrachtung einzunehmen; Selbstanzeigen sollten aber häufiger in Zeitschriften gegeben werden; denn hierbei gilt es ja hauptsächlich, Inhalt und Anordnung in übersichtlicher Kürze möglichst vollständig darzulegen, und die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, näher zu verdeutlichen, als es durch den Titel der Schrift geschieht; und dies wird in der Regel dem Verfasser selbst am leichtesten werden.

Was nun zunächst meine Intention bei der Ausarbeitung des vorliegenden Kommentars betrifft, so beabsichtigte ich vor Allem damit den Lehrern und gereiftern Schülern ein Hülfsmittel für die Lectüre der Goethe'schen Gedichte, eine Parallelschrift zu meinem Kommentar über Schiller's Gedichte zu bieten, welcher (beiläufig bemerkt) gleichzeitig mit den folgenden Bändchen dieser Schrift in zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage erscheinen wird. Es haben sich von mehreren Seiten gewichtige Stimmen dafür ausgesprochen, daß man, neben der Lectüre und Interpretation von Schiller's Gedichten, der Betrachtung und Erläuterung der Goethe'schen in höhern Lehranstalten eine größere Zeit und Sorgfalt zu widmen habe, als bisher geschehen ist. Eine solche mit innigerm Antheil verweilende Schullectüre von Goethe's Gedichten erleichtern und befördern zu helfen, ist eine der Aufgaben dieses Kommentars, und zwar diejenige, welche am gelegentlichsten berücksichtigt worden ist.

Eine zweite Aufgabe war, durch eine möglichst vollständige Erörterung der gesammten Goethe'schen Lyrik, nach ihrer stufenmäßigen Entfaltung und allseitigen Verzweigung, eine **Vorarbeit** zu liefern für eine Darstellung des ganzen Goethe und seiner Leistungen. Goethe's kleinere Poesien haben bei weitem nicht so sorgfältige Interpreten und Kommentatoren gefunden, als seine dramatischen und größern epischen Schöpfungen; und dennoch ist in tieferes und umfassendes Verständniß derselben grade am allerfruchtbarsten für die Einsicht in Goethe's Entwickelungsgang. Daß

sie keines Kommentars bedürftig seien, ist ein Vorurtheil, welches jeder aufmerksame Leser bald als solches erkennen muß. Schon deshalb, weil bei Goethe die meisten kleinern Poesien, wie dies bei keinem einzigen anderen Dichter in gleichem Grade der Fall ist, aus ganz besondern und individuellen innern und äußern Erlebnissen erwachsen sind, müssen viele derselben, bei dem gänzlichen Mangel an einer sorgfältigen und auf das Detail eingehenden Biographie Goethe's, für die Mehrzahl der Leser räthselhaft oder ganz unverständlich bleiben.

Aus dem zuletzt Bemerkten folgt, daß der vorliegende Kommentar vorherrschend biographischer Natur sein mußte, so daß er also auch seiner Anlage und ganzen Gestalt nach den Character einer Vor- und Hülfsarbeit zu einer Gesammtdarstellung Goethe's und seiner Werke annahm. Durch diese biographische Form empfiehlt er sich aber auch vielleicht einem Kreise von Lesern, der sich sonst nicht leicht mit Kommentaren zu Gedichtsammlungen befreundet. Erzählende Partien, welche gerade die interessantesten Ereignisse aus Goethe's Leben berühren, mußten mit den Erörterungen der Gedichte abwechseln und den schulmäßigen Ernst der Darstellung mildern.

Andrerseits durften aber auch die Leser, die ein mehr gelehrtes und künstlerisches Interesse an Goethe's Gedichten nehmen, nicht unberücksichtigt bleiben, und so schien es angemessen, die variirenden Lesarten und ältesten Gedichtformen, die so oft einen belehrenden Blick in des Künstlers Werkstätte öffnen und auch für die Schullectüre nutzbar gemacht werden können, so wie die in der Sammlung fehlenden Gedichte in möglichst großer Vollständigkeit aufzunehmen. Neuere Hülfsmittel machten es möglich, hierbei die Nachträge zu Goethe's Werken von Boas zu überbieten, denen übrigens ihr Verdienst nicht abgesprochen werden darf.

So sehr ich aber überhaupt auch bemüht war, durch sorgfältige Benutzung aller zugänglichen Materialien und Vorarbeiten meiner Schrift eine gewisse Vollständigkeit zu geben, so stellte sich doch über dem Druck dieses ersten Theils die Nothwendigkeit heraus, Mehreres aus dem jüngsten Nachwuchs der Goethe-Literautr, was nicht mehr an der gehörigen Stelle eingereiht werden konnte, und einiges Andere aus der fast unübersehbaren älteren Goethe-Literatur, was der Aufmerksamkeit entgangen war, zum Schlusse des ganzen Werkes in einem Anhange zusammenzustellen. Belehrungen sachkundiger Männer über Verfehltes und Uebersehenes in den zwei ersten Bändchen (auf drei Bändchen ist die Schrift

berechnet) würden darin ihren Platz finden können. Vielleicht werden sich Andere zu solchen Mittheilungen um so eher angeregt fühlen, wenn ich einige mir sehr willkommene Bemerkungen zum ersten Theile hier folgen lasse, die mir so eben auf brieflichem Wege von der Hand eines hochverehrten Mannes zugehen:

„Die Vermuthung, daß das Leipziger Liederbuch schon vom Jahre 1768 sei, hat vollkommen Grund. Der Abdruck, den ich besitze, ist zwar auch, gleich dem von Tieck benutzten, mit der Jahreszahl 1770 bezeichnet, aber einen frühern vom Jahre 1768 habe ich mit eigenen Augen gesehen, wenn ich nicht irre, im Besitz des Herrn Präsidenten von Meusebach hierselbst. Beide sind übrigens nur durch die Jahreszahl verschieden; es scheint, daß nur ein neues Titelblatt gedruckt worden. Der Abdruck von 1770 ist noch heute in Leipzig auf gewöhnliche Buchhändlerbestellung zu haben.

„Ebenso kann ich die Annahme, das Bundeslied sei zu Ewald's Hochzeit gedichtet, mit Zuverlässigkeit bestätigen. Der Kirchenrath Ewald, den ich während meines Aufenthalts in Karlsruhe (1816—1819) genau gekannt, hat mir ausdrücklich gesagt, das Lied sei auf seine Hochzeit in Frankfurt am Main gedichtet, und bei derselben gesungen worden. Er trug mir dasselbe auch in den alten Lesarten vor, die ihm lieber waren, als die spätern; Ewald liebte auch Lili's Park vorzulesen, wobei er die launige Art, in welcher Goethe das Gedicht herzusagen pflegte, getreu wiederzugeben behauptete. Bei Lili's Park muß ich noch erwähnen, daß der Einfall, eine Schaar Anbeter als Menagerie vorzustellen, nicht Goethe'n oder Lili'n angehört, sondern der berühmten Frau von Tencin. Es ist merkwürdig, wie frei Goethe sich Fremdes aneignete, und wie entschieden er es wirklich zu seinem Eigenthum machte, so daß aus der Nachweisung des Anlasses, oder der Quelle, woher ihm ein Bild oder eine Wendung gekommen, gar kein Tadel für ihn entstehen kann. Daß die Nacht die (schönere) Hälfte des Lebens sei, welches Goethe mit Vorliebe dreimal wiederholt (in „Scherz, List und Rache", in „Philinens Lied", und in „Hermann und Dorothea"), steht bei J. J. Rousseau, in der Neuen Heloïse, Thl. 6, Bd. 2. Daß ein glücklicher Abend mehr werth sei, als tausend Jahre Ruhmes (10. Röm. Elegie), schreibt Friedrich der Große an Voltaire am 9. Oktbr. 1757. Das Stärkste vielleicht in dieser Art habe ich im zweiten Theile des Faust entdeckt; hier verwünscht im zweiten Act Mephistopheles die Weiber, welche nichts taugen und doch verführen, und die ächt Goethesche

Prachtbildung ist eigentlich eine — ich darf nicht sagen Nachbildung, vielmehr eine deutsche Wiederschaffung dessen, was Molière in der Ecole des femmes (V. 4) sagt:

„Tout le monde connaît leur imperfection:
Ce n'est qu'extravagance et qu'indiscrétion;
Leur esprit est méchant et leur ame fragile;
Il n'est rien de plus faible et de plus imbécille,
Rien de plus infidèle, et, malgré tout cela,
Dans le monde on fait tout pour ces animaux-là"

„Die Verse auf den Kuchenbäcker Hendel habe ich zuerst handschriftlich bei dem Stadtschreiber Avenarius in Hameln gesehen, der mit Goethe zugleich in Leipzig Student war; abgedruckt aber stehen sie zuerst an einem Orte, wo man sie nicht suchen sollte: in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie, Berlin 1801. Bd. III, S. 38, mitgetheilt von Ernst Adolf Eschke."

„Im Almanach der deutschen Musen, Leipzig 1776, hat das Gedicht Glück (Du hast uns oft im Traum gesehen) noch die zweite Ueberschrift „An Annetten" und ist mit W. unterzeichnet. Die zweite Strophe ist sehr abweichend. In demselben Almanach stehen Verse von Goethe an Schlosser."

„In der Göttinger Blumenlese 1774 steht das Gedicht der Wanderer mit T. H. unterzeichnet. In derselben für 1774 sind Ein Gleichniß (Ueber die Wiese, den Bach hinab) und Der unverschämte Gast (Da hatt' ich einen Kerl zu Gast) mit H. D. bezeichnet."

„Künstlers Abendlied steht ohne Namen in Lavater's Physiognomik."

„Bemerkenswerth dürfte auch sein, daß Brief an Lottchen, Jägers Nachtlied, Bundeslied, Eis-Lebens-Lied und Kenner und Liebhaber in Wieland's Merkur 1776 Bd. XIII. und Christel und Hans Sachs ebend. Bd. XIV abgedruckt sind."

„Das kleine Stück: Auf Mlle. N. N.

Ihr Herz ist gleich
Dem Himmelreich;
Weil die geladenen Gäste
Nicht kamen,
Ruft sie zum Feste
Krüppel und Lahmen.

ist zuverlässig vom Jahre 1772."

„Schließlich möge noch erwähnt sein, daß Behrisch seinen Namen mit H. schrieb; ein schöngeschriebener großer Brief von ihm in meiner Handschriftensammlung hat seine deutliche Unterschrift."

Varnhagen von Ense.

Das vorliegende erste Bändchen bespricht die älteren Gedichte Goethe's bis ins Jahr 1783; es schließt mit dem Gedichte „Ilmenau" vom 2. Sept. 1783, worin der Dichter auf eine Sturm- und Drangperiode als eine bereits hinter ihm liegende Zeit zurückblickt. Das zweite, welches bald nachfolgen wird, reicht bis zu Schiller's Tode 1806 und umfaßt die Gedichte der klassischen Kunstperiode Goethe's. Alles Uebrige wird im dritten Bändchen zusammengefaßt. Im Anfange des zweiten wird eine rückblickende Ueberschau über die Gedichte der ersten Periode gegeben, so wie sich das dritte mit einer Charakteristik der Poesien der klassischen Kunstperiode eröffnet. Das Ende der ganzen Schrift bildet eine Gesammtcharakteristik Goethe's als Lyrikers. Das erste Bändchen ist, wegen der großen Produktivität Goethe's in der darin behandelten Periode, etwas stark (über 600 Seiten) gerathen, weshalb sein Preis nicht so billig gestellt werden konnte, als ich wünschte. Da die folgenden Bändchen minder stark werden und daher zu bedeutend geringerem Preise sich ansetzen lassen, so stellt sich der Gesammtpreis doch immer noch mäßig genug, um kein Hinderniß für die Verbreitung der Schrift zu werden.

Es ist die Absicht, an diesen Kommentar eine Biographie Goethe's anzuschließen, die zu jenem in ähnlichem Verhältniß stehen soll, wie die von mir ergänzte und herausgegebene kleinere Hoffmeistersche Schrift über Schillers Leben zu meinem Commentar über Schillers Gedichte. Möge es mir gelingen, diesen unsern beiden größten Dichtern gewidmeten Cyklus von Schriften auf eine ihrer nicht ganz unwürdige Weise durchzuführen!

Goethe's Werke. Erklärungen von Konrad Schwenck. Frankfurt am Main 1845.

Der Titel dieses Bändchens von sehr mäßigem Umfange befremdet auf den ersten Blick. Man kann schon nach dem Volumen desselben keine Erklärung der sämmtlichen Werke Goethe's erwarten; und so zeigt sich auch bei näherm Zusehen, daß nicht bloß die lyrischen Gedichte und die kleineren Poesien überhaupt ausgeschlossen sind, sondern auch von den größeren nur Götz von Berlichingen,

Werther's Leiden, Clavigo, Egmont, Tasso, Iphigenia in Tauris, Faust, die natürliche Tochter, Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister, die Wanderjahre, die Wahlverwandtschaften und das Mährchen in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten eine Besprechung gefunden haben. Wir billigen diese Beschränkung auf Goethe's bedeutendste Werke in einer Erläuterungsschrift, die für das größere Publikum und die reifere Jugend berechnet ist, stimmen aber nicht in die Ansicht des Verfassers ein, daß die übrigen Dichtungen Goethe's, wie Stella, der Großcophtha, der Triumph der Empfindsamkeit u. a. „durchaus einer Erklärung nicht bedürfen." Eben so läßt sich nicht über die Interpretation des Einzelnen ohne Weiteres der Stab brechen, „weil dadurch die zur lebendigen Ergreifung eines Kunstwerks unerläßliche Selbstthätigkeit unterdrückt werde." Beide Erklärungsarten, sowohl diejenige, welche jedesmal die Idee einer Dichtung aufsucht und die dargestellten Charaktere erörtert, als die andern welche das sachliche und sprachliche Detail erläutert und Styl und Composition betrachtet, beide können, je nachdem sie angestellt werden, die Selbstthätigkeit des Lehrlings fördern oder hemmen. Jede dieser Interpretationsarten hat ihre Zeit, ihren besondern Zweck, ihren besondern Nutzen. Die hier gewählte ist ohne Zweifel sehr geeignet, die Jugend und Solche, welche dem Studium der Poesie keine bedeutende Zeit widmen können, in der Auffassung Goethe's rascher zu fördern. Mit sehr richtigem Tacte hat der Verfasser das diesem Leserkreise Angemessenste gegeben und in der Darstellung zwischen allzugroßer Popularität und der abstrakten Sprache neuer philosophischen Schulen die schöne Mitte gehalten. Sämmtliche Charakteristiken Goethescher Werke, welche die Schrift enthält, zeugen von einem tiefen Verständniß des Dichters; als besonders trefflich müssen wir die Erörterung der Iphigenie in Tauris auszeichnen. Referent glaubt bei dem in jüngster Zeit wieder lebhafter angeregten Interesse für Göthe der kleinen Schrift ein günstiges Prognostikon stellen zu dürfen. **X.**

(Collektivanzeige.)

Materialien zu einer künftigen Biographie Goethe's:

1. Aus Goethe's Knabenzeit. 1751 — 1759. Mittheilungen aus einem Original-Manuskript der Frankfurter Stadt-Bibliothek. Erläutert und herausgegeben von Dr. H. Weismann. Frankfurt a/M., 1846.

2. Briefe und Aufsätze Goethe's aus den Jahren 1766 – 1786. Zum erstenmal herausgegeben durch A. Schöll. Weimar, 1846.

3. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherr von Stein. Herausgegeben von Dr. J. J. H. Ebers und Dr. Aug. Kahlert. Leipzig, 1846.

4. Briefe von und an Goethe. Deßgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von Dr. Friedr. Wilh. Riemer. Leipzig, 1846.

Das laufende Jahr hat die Goethe-Literatur durch eine Reihe Schriften erweitert, die über manche bisher dunkele oder dämmernde Stelle seines Lebens mehr Licht verbreiten. Gleich die erste der hier angezeigten kann als ein schätzenswerther Kommentar zu Goethe's eigenen Mittheilungen aus seiner Knabenzeit betrachtet werden. Diese Mittheilungen werden dadurch theils vervollständigt, theils mit anschaulichen Belegstücken ausgestattet. Das Büchlein ist ein mit sorgfältigen Erläuterungen begleiteter Abdruck des wesentlichen Inhalts eines Heftes Schönschriften und Exercitien in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache, von Goethe in seinem siebenten bis neunten Jahre geschrieben. Das Heft war durch mehrere Hände von einem Verwandten zum andern gegangen, als es jüngst in den Besitz der Frankfurter Stadtbibliothek kam. Besonders interessant wird dieses Manuskript dadurch für Jeden, der an Goethe's Entwickelung ein tieferes Interesse nimmt, daß es uns die Unterrichtsmethode seines Vaters, die Goethe selbst nicht ganz nach Verdienst würdigte, und des Knaben außerordentlichen Trieb zur Selbstthätigkeit, so wie seine staunenswerthe Frühreife veranschaulicht.

Die zweite, von A. Schöll herausgegebene Schrift veröffentlicht zum erstenmal Manuskripte von Goethe: theils Brief-Koncepte oder Brief-Kopien, theils mancherlei poetische und prosaische Aufzeichnungen, die, wie der Herausgeber sagt, „einst mit einander aus Goethe's eigener Hand in befreundete Hände übergingen", und außerdem noch einige Briefe, „die der Empfänger in dieselbe Verwahrung gab." Herr Schöll hat das Ganze mit trefflichen Bemerkungen und Erläuterungen durchflochten, die von der innigsten Vertrautheit mit Goethe's Werken zeugen. Aus der Leipziger Periode begegnet uns der Anfang einer metrischen Uebersetzung (in Alexandrinern) von Corneille's Menteur, ein Bruchstück, welches einen eigenen Reiz dadurch gewinnt, da es uns „das junge Gesicht des nachmaligen Olympiers noch unter fremder Perücke zeigt," ferner ein etwas räthselhaftes Roman-Fragment und ein Brief an eine Freundin. — Bei weitem reicher sind die Mittheilungen aus

der Straßburger Universitätszeit. Zunächst werden uns eilf Briefe geboten, und darunter ein höchst interessanter, an Friederike von Sesenheim gerichteter. Es ist der erste, und leider der einzige uns erhaltene Brief aus der so lebhaft mit Friederike gepflogenen Korrespondenz. Weiter folgt dann ein Tagebuch unter dem Titel „Ephemerides". Den Inhalt bilden Citate aus allerlei Büchern, Titel verschiedener, etwa künftig zu lesender Schriften, kurze Sentenzen, Urtheile über Gelesenes, ein paarmal etwas ausführlich, Worte und Ausdrücke, aus älterm oder besonderm Sprachgebrauch angemerkt, Anekdoten, Beobachtungen und Andeutungen, hingeworfene Zeilen zu poetischem Gebrauch, — in dem Manuskript Alles bunt durcheinander laufend. Der Herausgeber hat es unter folgenden Rubriken geordnet: Sprachliches, Individuelles, das Juristische, das Medicinische, Naturlehre, Philosophie und Theologie, Aesthetik und Poetik, Volkslieder, dichterische Vorwürfe. Unter den letztern befinden sich auch embryonische Ansätze eines Dramas Cäsar, von welchem man bisher nur aus späterer Zeit (1774) Spuren kannte. — Aus der Periode von 1773 bis 1776 bietet uns Schöll erstens ein paar Varianten zum Werther, ältere nicht uninteressante Konceptstücke. Weit bedeutender ist aber ein Bruchstück aus Mahomet, welches auch die von Goethe verloren geglaubte Nachthymne enthält, die Mahomet allein unter dem gestirnten Himmel anstimmt. Dann folgen noch Proben aus einer Uebertragung des hohen Liedes und der Anfang eines Reisetagebuchs aus dem Spätherbst 1775. — Die Briefe Goethe's aus den Jahren 1778 bis 1783, an einen gewissen Kraft gerichtet, haben ein ganz eigenthümliches Interesse. Sie sind ein schlagender Beweis, wie wenig Goethe den Namen eines Egoisten verdiente. Mit der größten Langmuth sehen wir ihn dort sich eines mißlaunischen, hypochondrischen Mannes annehmen, der die geduldigste Gutmüthigkeit auf eine schwere Probe setzen konnte. — Ein Brief Goethe's aus dem Jahre 1786 an F. H. Jacobi gibt dem Herausgeber Veranlassung, das Verhältniß der beiden Männer zu einander in einem sehr ausführlichen und geistreichen Excurs zu erörtern. Als Anhang ist noch einiges Metrische, das bisher nicht edirt war, beigegeben. Das zweite Epigramm indeß „Warum siehst du Lina verdammt u. s. w." hat der Herausgeber irrthümlich für unedirt gehalten; es findet sich bereits in der Gedichtsammlung (Ausg. in 40 Bdn., Bd. 6, S. 80) unter der Ueberschrift „In das Stammbuch der Gräfin Tina Brühl" mit der einzigen Variante „Tina" statt „Lina".

Die von Ebers und Kahlert herausgegebenen Briefe Goethe's und seiner Mutter sind an den Sohn der mit Goethe längere Zeit hindurch innig befreundeten Freifrau von Stein, Friedrich von Stein, gerichtet, welcher von seinem neunten Jahre an unter Goethe's unmittelbarer Aufsicht und meistens in seinem Hause bis ins Jünglingsalter erzogen und unterrichtet ward und 1844 als General-Landschafts-Repräsentant in Schlesien starb. Eine besonders ergötzliche Lektüre bilden die Briefe von Goethe's Mutter. Die herrliche, lebensfrohe, humoristische, und man darf wohl sagen, geniale Frau tritt uns darin wie leibhaftig entgegen. Ihr Charakter, ihre Liebhabereien, ihr häusliches Leben, Alles prägt sich in ihrer redseligen Korrespondenz aufs bestimmteste aus. Als Beilagen folgen noch Briefe von Charlotte von Schiller, von der Baronin von Stein und von Schiller, ein Gedicht von Herder, eins von Lavater und ein französischer Brief Zimmermann's an die Frau von Stein, sämmtlich dankenswerthe Mittheilungen.

Wichtiger noch ist das vierte der oben angezeigten Werke, das opus posthumum von Riemer, und zwar vor Allem wegen der darin enthaltenen Korrespondenz Goethe's mit Heinrich Meyer. Nächst den beiden Briefwechseln mit Schiller und mit Zelter behauptet diese Korrespondenz den ersten Rang in Goethe's brieflichem Verkehr. Ueber 40 Jahre war Meyer Goethe's Freund, und was Schiller für diesen in Bezug auf Poesie war, ebendasselbe und noch mehr war ihm Meyer in Bezug auf die bildende Kunst. Riemer hat nicht die gesammte Goethe-Meyer'sche Korrespondenz veröffentlicht, sondern nur aus dem bei Meyer's Tode der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar vermachten Nachlaß an Papieren eine mäßige Anzahl (82) Briefe, mit Abkürzung und Uebergehung des minder Wichtigen oder bloß Persönlichen, mitgetheilt. — Als Nachtrag zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe bietet uns hier Riemer noch vier Briefe Goethe's an Schiller, und drei Briefe des Letztern an Jenen, die wahrscheinlich durch einen Zufall aus der gedruckten Korrespondenz weggeblieben sind. — Darauf folgen Briefe von Goethe an verschiedene Personen, worunter eine bedeutende Anzahl (37) an Riemer gerichtet ist, sodann Briefe Anderer an Riemer, und als Anhang zu den Correspondenzen ein Brief von Wieland an Goethe's Mutter, und einer von Herder an seinen Sohn Gottfried. — Den Schluß des Buches bilden „Aphorismen", Aeußerungen Goethe's, die zwar in gewisser Hinsicht als eine Fortsetzung der früher von Riemer veröffentlichten Goethe'schen Tischgespräche betrachtet werden können, aber keines-

wegs sämmtlich aus der Unterhaltung mit ihm über Tisch entnommen sind, und „Brocardica", Goethe's Lieblings-Sentenzen, Kern-, Waid- und Wahlsprüche, Devisen und Sprüchwörter.

Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen, nebst Darstellung und Beurtheilung der analytischen und synthetischen Methode, von Dr. Mager, Fürstlich-Schwarzburg-Sondershausen'schen Educationsrathe 2c. Dritte Bearbeitung. Zürich, 1846.

Vorläufig geben wir nur die Anzeige von dem Erscheinen dieses Buchs. Der Inhalt desselben ist von solcher Bedeutung für die Pädagogik und Didaktik, und insbesondere mit den Interessen dieses Archivs so vielfach verknüpft, daß unsere Zeitschrift sich nicht damit begnügen darf, in einer wenn auch ausführlichen Recension auf das Werk zurückzukommen, sondern am besten thun wird, die Besprechung desselben in eine Reihe von Abhandlungen zerfallen zu lassen. Die Schrift ist aus einer zuerst 1838 in Diesterweg's Wegweiser erschienenen Abhandlung „Ueber den Unterricht in fremden Sprachen" erwachsen, die 1840 in zweiter Bearbeitung in der Pädagogischen Revue, wie in besonderm Abdruck, und jetzt, zu einem mehr als das Achtfache des ursprünglichen Umfangs betragenden Volumen erweitert, in dritter Bearbeitung erscheint.

Correspondance familière ou lettres la plupart inédites, propres à former le style épistolaire par A. Péschier Dr. en ph. et Prof. de lit. fr. et angl. à l'université de Tubingue. Vienne et Milan. Tendler et Schaefer.

Der rühmlichst bekannte Verfasser liefert hier mit dem Motto: „La correspondance est une conversation par écrit" gleichsam den zweiten Theil zu seinem Causeries parisiennes, welche überall verdienten Beifall erlangt und sich bereits als höchst praktisch bewährt haben. Außer der bekannten Rede Buffon's über den Styl enthält die Einleitung zugleich einen sehr interessanten Aufsatz Péschier's über den Briefstyl im Besonderen, worin er nach scharfer Abgrenzung auf die Schwierigkeiten desselben aufmerksam macht und daselbst mit Recht sagt: Les autres genres (du style) ont des régles: celui-ci n'a que des secrets. Le style épistolaire échappe à l'analyse: il se sent, il se dévine et plait par un certain je ne

sai quoi. Wie sehr eine gut geschriebene Beispielsammlung von Briefen nützlich sein kann, wie sehr es gerade bei dieser Styl-art wichtig ist, gute Muster als Bildungsmittel zu gebrauchen, dies wird mehr oder weniger in den Worten des Verfassers angedeutet, wenn er sagt: Les productions de cette sorte sont, enquelque façon, comme fleurs qui croissent d'elles mêmes, tandisque toutes les autres de l'esprit humain ressemblent, pour ainsi dire, à des édifices, qui depuis leur fondement jusqu'à leur faite, doivent être laborieusement bâtis d'après les lois génerales et des combinaisons particulièrs. Die vorliegende Sammlung enthält mit sehr geringen Ausnahmen nur ganz neue und bis dahin ungedruckte Briefe; die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens sind ziemlich vollständig vertreten und man lies't die einzelnen Nummern mit wahrer Freude, da sich der Ton der Unterhaltung ganz in ihnen wiederfindet, nur mit größerer Sorgfalt in Beziehung auf die behandelten Gegenstände und außerordentlicher Correctheit des Styles. Es findet sich in den Briefen nicht nur eine scharfe und sorgfältige Beobachtung der Sitten und einzelner Charactere, sondern sie zeichnen sich auch durch die natürliche Leichtigkeit des Ausdrucks aus, durch zarte Wendungen und das Ungezwungene, womit der Verfasser von einem Gegenstande zum andern übergeht, durch Geschmack und eine Wärme der Phantasie, welche selbst über die unbedeutendsten Dinge ein freundliches und anziehendes Colorit wirft. Wir sind überzeugt, daß dieses Buch, welches durchaus nicht mit einem sogenannten Briefsteller verwechselt werden darf, nur dankbare Leser finden wird. **X.**

Shakspeare's Sturm. Historisch beleuchtet von K. J. Clement. Leipzig. 1846. 115 S.

Vorstehende Schrift wird ohne Zweifel schon deshalb Vielen recht willkommen sein, da Shakspeare's Sturm deshalb nicht gehörig gewürdigt wurde, weil über seine Beziehungen zur Zeitgeschichte noch viele Zweifel herrschen. Der Herr Verf. hat die Absicht, den historischen Dramen des Dichters eine allgemeine Auslegung zu geben, und es scheint ihm daher (?) nothwendig, „das letzte derselben zuerst vorzunehmen, welches am allermeisten ein richtiges Verständniß verlange, zumal da bisher Niemand (?) diejenige Aufmerksamkeit und Forschung dem Sturm zugewandt habe, welche ihm, als einem von den Meisterwerken des größten Dichters, sehr gebühre.“ Bei der großen Natürlichkeit Shakspeare's ist es zu verwundern, wie so manche seiner Erklärer in den Fehler ver-

fallen sind, ihm Gedanken und Anspielungen zuzuschreiben, die dem Dichter äußerst fern lagen; möge man bei der Erklärung doch ja nicht vergessen, daß seine historischen Stücke eine ganz besondere Art dramatischer Unterhaltungen sind, welche vorzüglich darauf berechnet sind, die Sitten der behandelten Zeiten darzustellen und die Aufmerksamkeit auf die interessantesten Ereignisse der Geschichte Englands zu ziehen.

Man hat häufig dem „Tempest" nachgesagt, das Stück habe weit weniger Handlung als die meisten anderen, nur wolle man doch auch hinzusetzen wie dies schon Horn in seinen Erläuterungen (II, 96.) aussprach, daß die Vergangenheit, welche hier eine so große Rolle spielt, gleichsam vor unsern Augen zur Gegenwart wird: ein Wunder der Poesie, das uns weit größer dünkt als sämmtliche Zaubereien des Prospero, so stattlich sie auch sein mögen. Welch ein Unterschied hier zwischen Shakspeare und so manchem neuern Dichter, der im Drama etwa vier Acte lang todte Vergangenheit abhandelt, bis es ihm endlich gelingt, im fünften ein Stückchen fortschreitenden Gegenwartsjammer austheilen zu können. Schon die Idee der einsamen Insel im fernsten Ocean, welche zu den beliebtesten Jugendphantasieen gehört, verlieh dem Stücke einen eigenthümlichen Reiz; „hier *) sind alle unsere Ahnungen und Träume, alle Sehnsucht und Scherzhaftigkeit, aller Ernst und alle Liebe, mit denen wir je eine solche Insel ausstatteten, zu einem großen lieblichen Kunstwerke gestaltet." Der rasche Fortschritt der Begebenheit und die ächt dramatische Entwickelung der scharf gezeichneten Charactere ziehen den Leser unwillkührlich an und der Blüthenduft der Liebe weht wohl nirgends so erquickend als in diesem Drama.

In der Einleitung unserer Abhandlung macht nun der Herr Verfasser darauf aufmerksam, daß von vielen Lesern die Sturmscene, das eigentlich Characteristische des Stückes als etwas rein Zufälliges und Unbedeutendes angesehen werde, und er sucht nun mit vielem Scharfsinne und höchst anziehender Beweisführung darzuthun, wie der Sturm durch den Tempest hindurch wehe und wirke vom Anfange bis zu Ende. Zu diesem Zwecke schildert er zuerst die handelnden Personen des Stückes oder seinen theatralischen Inhalt, wobei er in seine Darstellung einzelne Stellen aus einer höchst gediegenen Uebersetzung verflochten hat; in einem zweiten Abschnitte folgt sodann die Auslegung und der geschichtliche Inhalt

*) Siehe Horn's Erläuterungen.

des Tempest, wobei besonders gegen die Ansicht Ulrici's angekämpft wird. Letzterer hält bekanntlich den Sturm für das ergänzende Seitenstück zum Wintermährchen und zum Sommernachtstraum; er glaubte den Grundgedanken des Ganzen gefunden zu haben, indem er sagte: „Das *) menschliche Leben, aufgefaßt vornehmlich von Seiten des Willens und Handelns aber innerhalb der komischen Weltanschauung, erscheint selbst wie ein Sturmwind, der über die Erde dahin braust, zerstörend zugleich und heilbringend, Mittel der Vernichtung, aber auch Mittel zum Guten." Herr Element bemerkt dagegen, mit gewissem Rechte, daß das Stück keineswegen auf komischem Grunde ruhe, sondern vielmehr auf dem Boden des wirklichen Lebens, auf welchem Freude und Leid, Scherz und Ernst jede Stunde wechseln. Mit großer Bitterkeit tadelt er die ganze Tendenz des Ulrici'schen Buches, worin er offenbar zu weit geht, und spricht die Ueberzeugung aus, daß Shakspeare an eine Darstellung „voll philosophisch-festländischer Ueberschwänglichkeit" nicht im Entferntesten gedacht habe. Herr Element sucht nun das über den Tempest herrschende Dunkel durch die innerste Beziehung zur Zeitgeschichte aufzuklären. Shakspeare entlehnte nach des Verf. Ansicht nur zum Schein den Stoff aus der Geschichte Südeuropa's, weil die Ereignisse, welche wie ein Sturmwind über des Dichters Land dahingegangen, zu rauh und zu wehthuend in der Erinnerung waren, als daß sie „in ihrer wirklichen Gestalt den empfindsamen Nerven eines despotischen Königshofes, den sie größtentheils betrafen, vorgeführt werden konnten." Nach dem Vorgange Walpole's, welcher zuerst der Winter's Tale die historische Bedeutung vindicirte, erklärt der Verfasser nun auch den Tempest für ein allegorisch-historisches Stück. Seiner Ansicht nach sind die leitenden Ideen des Stückes: der Sturm, welcher die Armada zerstörte, der politische Sturm der Pulververschwörung und das unglückliche Geschick der Colonisationsexpeditionen nach Virginien. Prospero ist Jakob I., Miranda die Königin von Böhmen und Antonio Arabella, welche Ansprüche auf die Krone hatte, die von spanischer Seite bei ihrer Heirath mit dem Herzoge von Savoyen hätten unterstützt werden sollen. Abgesehen von dem Seltsamen in der letzten Andeutung erlaubt sich Referent die Bemerkung vor Allem, daß Shakspeare seiner Ansicht nach in Winter's Tale durchaus keine politische oder historische Zwecke zu verfolgen scheint; noch weniger aber im

*) Shakspeare's dramatische Kunst pag. 297.

Tempest. Die historische Allegorie wurde freilich von Spenser und auch häufig in den Masques gebraucht, aber sie war und blieb doch eigentlich immer nur a courtly art, die man vor dem Volke gar nicht in Anwendung brachte. Shakspeare schrieb aber besonders für das Volk, seine historischen Stücke hielten sich stets auf populärem Standpunkte und er nahm in ihnen ohne Bedenken sogar die populären Irrthümer auf, wie dies z. B. in Richard III. der Fall ist. Stimmt man dieser Ansicht aber bei, so ist es ganz undenkbar, daß dem Tempest eine so gesuchte Allegorie zum Grunde liege, wie sie der Verfasser bietet. Shakspeare war eben so wenig bedenklich in der Wahl seines Sujet's wie in dem Studium der Thatsachen. So bald ihm ein passender Stoff vorkam, ging er schnell an die Darstellung, um den Wünschen eines Publikums zu genügen, welches nie ganz befriedigt werden kann und stets nach dem Neuen verlangt, und er fühlte in sich die Kraft, seinen Stücken inneren Werth zu verleihen. Durch die zu große Berücksichtigung seiner Zuhörer verlor er auch offenbar später an Achtung und es erklärt sich daraus, weshalb man ihn bald nach seinem Tode für „too vulgar" ansah. Referent glaubt demnach, daß die einzige historische Beziehung, welche das Stück habe, der Sturm im Jahre 1607 sei, welcher die Virgina-Flotte an den Bermaidas vernichtete. So zog wohl das „vexed Bermoothes" die Aufmerksamkeit Shakspeare's auf sich als ein Land, welches man noch für bezaubert hielt. Wir bewundern das Stück auch wegen der wunderbaren Schöpfungen des Ariel und Caliban, ohne ihm zugleich eine historische Wichtigkeit beizulegen, wobei der Zauber, welcher über dem Ganzen ächt poetisch weilt, vernichtet wird.

Im Einzelnen bemerkt Referent noch, daß die Beweisführung pag. 95, 96 und 97 ihn nur in seiner Ansicht befestigt haben; die Erklärung des Namens Sycorax pag. 81 erscheint sehr gesucht und pag. 102 ist „der tapfere Sohn des Herzogs von Mailand" ohne Zweifel eine Anspielung auf den Prinzen Henry.

Interessant wäre es gewesen, wenn der Verfasser am Schlusse seiner Arbeit noch eine Vergleichung mit Fletcher und Beaumont's Sea voyage, oder auch mit Dryden's „Tempest or the enchanted island„ angestellt hätte.

Daß die Behandlung des Ganzen vieles Ausgezeichnete im Einzelnen enthält, bedarf bei den bekannten vorzüglichen Leistungen des Herrn Verfassers wohl kaum einer Erwähnung, und wir sehen der Fortsetzung seiner Arbeit mit Freude entgegen. A.

III. Programmenschau.

Manfred. Eine Tragödie von Lord Byron in ihrem Zusammenhange entwickelt. Vom Professor Dr. Heinrich Theodor Rötscher. Programmschrift des Gymnasiums in Bromberg. 1844.

Bekannt sind die Worte Goethe's über Byron: „In Auffassung des Aeußern und klarem Durchblick vergangener Zustände ist er eben so groß als Shakspeare." Zu diesem Urtheile wurde unser großer Dichter besonders durch das Erscheinen des Manfred veranlaßt, und er äußerte über diesen Gegenstand noch folgende denkwürdige Worte: „Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinem Zwecke zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern." Byron behauptete nun freilich mit dem Faust nur höchst oberflächlich bekannt zu sein, aber die innere Verwandtschaft beider Werke läßt sich doch nicht in Abrede stellen, und Manfred ist und bleibt eine wahre Umbildung aus dem Ganzen. Abgesehen von dem außerordentlichen Geiste Byron's erklärt sich schon aus dem eben angedeuteten Umstande die hohe Theilnahme, welche man dem Werke gleich nach seinem Erscheinen schenkte. Auch in der neuern Zeit ist Manfred vom Standpunkte der Kunstphilosophie aus mehrfach besprochen worden, und es verdient hier besonders die Arbeit Posgaru's erwähnt zu werden, welcher die Absicht hatte, das Werk durch melodramatische Bearbeitung der Bühne zugänglich zu machen, ein Versuch, den Byron selbst gewiß im höchsten Grade gemißbilligt haben würde, da er nur eine „Art von Gedicht in dialogischer Form" schreiben und sich wegen seines Abscheues vor der Bühne alle mögliche Mühe gab, das Werk zu diesem Behufe ganz „unpraktikabel" zu machen. Außer dem gediegenen Aufsatze von George Sand über „das phantastische Drama" ist nun in der letzten Zeit das Bedeutendste über unser Drama in C. Tollin's Uebersetzung des Manfred geleistet worden, und Herr Professor Rötscher entwickelte in einer dem Werke vorgesetzten Vorrede den innern Zusammenhang der Tragödie. Der Verfasser, welcher sich schon durch mehrere Abhandlungen der positiven, begreifenden Kritik rühmlichst ausgezeichnet hat, ist jetzt von seinem, früher aufgefaßten Grundgedanken zurückgekommen, Manfred als eine Poesie der Verzweiflung darzustellen und bemüht sich im Gegentheile in vorliegender Abhandlung die versöhnenden Elemente desselben zum Bewußtsein zu bringen,

weis't zugleich mit großer Schärfe die innere Nothwendigkeit in der Fortbewegung der Tragödie nach und rechtfertigt mit schlagenden Gründen dasjenige, was das Genie Byron's dichtend ausgeführt hat. — Wir sind dem Herrn Verfasser in hohem Grade für seine lesenswerthe Abhandlung zum Danke verpflichtet, denn er hat das ganze Drama bis zur letzten Wurzel seiner Gestaltung mit Glück verfolgt und sich durchaus nicht in seiner Hoffnung getäuscht, nicht nur das Verständniß des Manfred näher gebracht, sondern auch einen — nicht unbedeutenden — Beitrag zur Erkenntniß des großen britischen Dichters überhaupt geliefert zu haben.

In der Einleitung bespricht der Verfasser die innere Verwandtschaft des Manfred mit Faust, welche sich in der gemeinsamen Weltanschauung beider begründet. Er erklärt aus diesem geheimnißvollen Bande die den Werken gezollte Theilnahme. „Beide sind Früchte des modernen Geistes, den tiefsten Kern seines Bewußtseins zu enthüllen. — — Darum haben beide Werke einen so entschieden dämonischen Charakter, weil sie uns in den Abgrund des Selbstbewußtseins zurückführen und aus der finstersten Zerstörung des Innern, aus dem Bruch des Geistes mit sich selbst mit ungeheurer Gewalt den Frieden und die Einheit des Geistes wiederzugewinnen streben." Manfred fängt eigentlich dort an, wo Faust im ersten Theile endigt, und daraus ergibt sich der Unterschied in der Auffassung und Behandlung derselben absoluten Lebensfrage in beiden Stücken. „Auf der Seite des Faust ist der unbestreitbare Reichthum einer Welt in dramatischer Entfaltung und bei aller allgemeinen Bedeutung und dem metaphysischen Gehalt zugleich die Tiefe der Individualisirung der ewigen Gedanken. Der Manfred Byron's bewegt sich dagegen auf der äußersten Spitze des inneren Gegensatzes des schuldbeladenen Bewußtseins und erscheint wesentlich als die auf verschiedenen Stufen, in immer neuen Versuchen ringende Arbeit, die Selbsterlösung eines edlen, einer ungeheuren Schuld sich bewußten Geistes darzustellen." Nach diesem Vergleiche, dessen weitere Ausführung wir hier übergehen müssen, begleitet der Verfasser den Helden der Tragödie und zeigt, wie er im Fortgange des Stücks die „ganze Fülle seines Bewußtseins erschöpft, welches sich in immer neuen Formen hervordrängt, und alle Mächte, welche gegen dasselbe in die Schranken treten, um es zu bewältigen, zum Bekenntniß ihrer Ohnmacht zwingt."

Besonders interessant ist der Vergleich, welchen der Verfasser zwischen dem Helden der antiken Sage und Tragödie Oedipus und unseren Manfred anstellt. Bei Oedipus ist der Unterschied der That und ihres Bewußtseins ihrer Bedeutung noch ungeschieden und er wird nach seiner Sühne von den Göttern in besondere Obhut genommen; Manfred's That ist dagegen ein Akt „dämonischer, jedes inneren Widerstandes spaltender Leidenschaft." — „Manfred durchlebt die ganze Hölle eines Zwiespalts, in welche sich der von sich abgefallene sittliche Geist gestürzt hatte und sich durch die Energie einer Alles überwältigenden Reue ebensowohl verzehrt als sühnt." Wir können an diesem Orte unseren Lesern leider keine weiteren Auszüge aus der höchst anziehenden Abhandlung liefern und dürfen wohl die gegründete Hoffnung aussprechen, daß sich Viele durch unsere Relation möchten veranlaßt fühlen, das Werk selbst einmal zur Hand zu nehmen. In dem weiteren Verlaufe der Abhandlung finden sich sehr interessante Betrachtungen über die einzelnen Phasen des zerrissenen, von Schuld erfüllten und sich „durch seine Energie selbst endlich versöhnenden Bewußtseins,

und der Verfasser geht mit großer Klarheit dem Wege nach," durch welchen Byron mit eben so großer Tiefe, als Schönheit die Erarbeitung des inneren Friedens und die Entsündigung seines Helden vollbringen läßt.

Hg.

Ueber den Gebrauch der französischen Accente. Vom Conrektor Eichler. Programmschrift des Gymnasiums in Stendal. 1844.

In einem Vorworte spricht der Verfasser sein Bedauern darüber aus, daß in der bei seinem Unterrichte benutzten Grammatik von Hirzel (!!) die Schüler über den Gebrauch der Accente nicht die gehörige Belehrung hätten finden können, daß ferner auch andere Sprachlehren, ja sogar Wailly und Girault-Duvivier in zweifelhaften Fällen nicht die gehörige Auskunft ertheilten. Herr Eichler stellte deshalb im vorliegenden Programme die wichtigsten Regeln über den Gegenstand zusammen. Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit unsere Verwunderung darüber auszusprechen, daß noch auf so manchen Gymnasien das Hirzel'sche Buch gebraucht und solch ein Fricassée den Schülern vorgesetzt wird. Von den Gymnasien vor Allem sollte man es doch wohl erwarten, daß in denselben kein Gegenstand nach so völlig unwissenschaftlichen Büchern gelehrt werde. Aber es scheint fast, als ob man von den bedeutenden Fortschritten der modernen Philologie absichtlich keine Notiz nimmt; man setzt voraus, daß sie eben nichts als eine erbärmliche, oberflächliche Sprachmeisterei ewig bleiben müsse.

Nach einer Feststellung des Begriffs der Accente als orthographischer Zeichen (wohl zu unterscheiden von dem Wortaccente) stellt er die verschiedenen Regeln über den Gebrauch derselben auf, liefert bei jedem einzelnen Accente zugleich einen kurzen historischen Ueberblick über die Benutzung desselben und folgt darin mehr oder weniger seinen Vorbildern Wailly, Girault-Duvivier, dem Dictionnaire de l'Academie, indem er nicht nur mit großem Fleiße das zerstreut Liegende gesammelt, sondern auch auf scharfsinnige Weise das alte System erweitert hat. Einen sichereren und einfacheren Weg hätte der Verfasser indessen ergriffen, wenn er ganz auf das Historische sich stützend zuvörderst zwischen Quantität und Ton unterschieden hätte, wobei es sich dann herausgestellt haben würde, daß der Circumflex ein Zeichen der Quantität ist (welche auch durch angehängtes e z. B. père, Doppelvokale u. s. w. angedeutet wird. — der acc. aigu und grave dagegen eigentliche Tonzeichen sind. Wir müssen bei dieser Gelegenheit an Mager's gedankenreiche Schrift: „Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neuern Sprachen und Literaturen. 1843." Pag. 37 ff. erinnern, in welcher mehrerer tief eingreifenden Gesetze im Vorbeigehen Erwähnung geschieht und es ist zu bedauern, daß Herr Eichler die dort gegebenen Winke nicht benutzt hat.

Ueber den Misanthropen des Molière, mit Bezugnahme auf das Urtheil von A. W. von Schlegel. Vom Oberlehrer Dr. C. A. E. Gerth. Programmenschrift des Pädagogiums in Putbus. 1841.

Es ist bekannt, daß A. W. v. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur die hohe Dichtergabe des Molière auf das Ni-

veau des bloßen Talentes und der Neigung zum Komischen herabsetzt, indem er zu verstehen gibt, daß den Dichter etwas weniger Eitelkeit für das Possenspiel hätte entscheiden müssen. Man hat nun in verschiedenen deutschen Literaturwerken freilich dem Verdienste Molière's Gerechtigkeit widerfahren lassen, nachdem bereits mehrere französische Literarhistoriker den ausgesprochenen Tadel für ein nationales Vorurtheil erklärt; aber es ist doch eigentlich niemals ganz entschieden und in allen einzelnen Punkten dem Schlegelschen Ausspruche namentlich widersprochen und darum war es ein verdienstliches Unternehmen des Herrn Dr. Gerth Molière's Beruf auch für die höhere Komik aus seinem vielfach mißdeutenden Misanthropen, und zwar in höchst evidenter Weise, nachzuweisen. Der Verfasser geht zuerst im Allgemeinen auf die einzelnen Vorwürfe Schlegels der Reihe nach näher ein und kommt nach Widerlegung aller unrichtigen Behauptungen zu dem wohl begründeten Resultate: „Es ist nicht zu verkennen, daß Molière sowohl dem an das italienische Possenspiel gewöhnten Publikum, als auch der prunksüchtigen Ueppigkeit des Hofes Ludwig XIV. einen Tribut gebracht hat, welcher seinem Fortschreiten in der dramatischen Kunst Eintrag that; allein dieser Tadel fällt nicht seiner Neigung und seinem Talente, sondern gebieterischen Umständen zur Last, und es bleibt für immer zu beklagen, daß ihm nicht gestattet war, Zeit und Kraft mit größerer Freiheit zu verwenden. Wohin seine Neigung in Wahrheit gerichtet und was einem längeren Leben und unter glücklichern Verhältnissen von seinem Genie zu erwarten gewesen wäre, geht aus den höheren Kunstschöpfungen hervor, zu welchen er bei freier Muße stets zurückkehrte, und die in ihrer Ausführung alle Spuren der Vorliebe vor jenen leichten Fest- und Schaustücken an sich tragen."

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wendet sich nun der Verfasser zu demjenigen der Molière'schen Lustspiele der höheren Gattung, welches von Schlegel den meisten Tadel erfahren hat, während Molière selbst und französische Kunstrichter den größten Werth in dasselbe setzten, dem Misanthropen. Es ist bekannt, daß der Titel des Stücks zu manchfachen Mißdeutungen Veranlassung gegeben hat und die Darstellung der lasterhaften Personen von Vielen als höchst gefährlich bezeichnet und getadelt wurde. Herr Gerth sucht nun vor Allem aus psychologischen Gründen zu erweisen, daß Molière die entschiedene Misanthropie, den Haß gegen die Allgemeinheit der Menschen, den Haß gegen das Menschliche überhaupt, den eigentlichen Gegensatz des Humors nicht habe schildern können und wollen, reinigt den Dichter zugleich durch eine schlagende Beweisführung von dem weit gewichtigeren Vorwurfe eines versteckten Angriffes auf die Tugend und bezeichnet sodann die einfache Grundlage des Stücks folgendermaßen: „Das Stück hat zwei Hauptpersonen, die eine in dem tugendhaften Alceste, die andere in der leichtfertigen Celimene. In und an dem Verhältniß beider zu einander, dem des Liebenden zur Geliebten, entspinnt sich die Handlung; die Entgegengesetztheit ihres Characters erweckt das Interesse und schürzt den Knoten; die Entlarvung der Celimene führt die Lösung desselben und den Schluß herbei." Diese einfache Grundlage wird natürlich, vermöge der Allgemeinheit des moralischen Inhalts beider Hauptpersonen in ihrem Umfange erweitert und aus dem Kreise des speciellen Familienvorfalls auf den Schauplatz und die umfassenderen Beziehungen der öffentlichen Gesellschaft ausgedehnt, so daß sich neben dem besonderen Interesse die

allgemeine Bedeutung überall kund gibt. — Molière wollte demnach nicht die ergründende Schilderung eines Characters, noch eine Satire auf die Gebrechlichkeit des Gesellschaftlichen Seins liefern, sondern sein eigentlicher Zweck war die „Darstellung eines im socialen Zusammenleben sich offenbarenden Keimes der Auflösung, eines in der Parteiung der socialen Wirklichkeit erkennbaren Zwiespaltes aus moralischen Ursachen.“ Diese Idee Molières erweis't Herr Dr. Gerth nun aus den Hauptmomenten des Lustspiels und wendet dann mit außerordentlichem Geschicke das gewonnene Resultat auf die einzelnen Charactere und Situationen des Stückes an, welches jeden Leser in hohem Grade befriedigen muß. Am Schlusse der Abhandlung zeigt der Verfasser, daß das Gemälde auf historischem Grunde ruhe, vindicirt dem Stück einen ernsten Inhalt, zeigt, wie derselbe sich zu dem Komischen verhalte und wie er in dem Stücke zur komischen Erscheinung und in dem anschauenden Subjekte als solche zum komischen Bewußtsein gebracht sei.

Obgleich die vorliegende Abhandlung schon zu Ende des Jahres 1841 erschien, so glaubten wir sie doch nicht unberührt lassen zu dürfen, da sie es in der That verdient allen Lesern des Archiv's bekannt zu werden und bei der großen Masse der Programme das Werthvolle nicht immer die rechte Beachtung findet. Möchte der Herr Verfasser recht bald Veranlassung nehmen, einen ähnlichen Gegenstand mit derselben Liebe zu bearbeiten, welche er dem Misanthropen geschenkt hat; er wird dadurch alle Freunde der französischen Literaturgeschichte wahrhaft verpflichten.

Hg.

Ueber die metrische Behandlung der deutschen Sprache in Realschulen, von P. Heuser. Progammenschrift der Real- und Gewerbeschule in Elberfeld. 1846.

Der Verfasser beabsichtigt durch diese Abhandlung die von Apel schon vor beinahe 40 Jahren aufgestellten, auf die Natur unseres Geistes gegründeten neuen Ansichten von Metrik wieder in Erinnerung zu bringen, hauptsächlich aber diese den Reallehrern zur unbefangenen Prüfung zu empfehlen. Er selbst wurde von der Richtigkeit dieser Ansicht durch Apels ausführliche Bearbeitung dieses Gegenstandes in der Leipziger musikalischen Zeitung vom Jahre 1807 und 1808 überzeugt, noch mehr aber durch dessen, sieben Jahre nachher erschienenes wissenschaftliches Werk: „Die Metrik.“ Heuser hebt drei wesentliche Punkte daraus als neu hervor, welche nach seiner Ueberzeugung eine Umgestaltung der Metrik herbeiführen müssen. Diese sind: 1) Die dreizeitige Länge eines metrischen Fußes, welche bisher den Metrikern unbekannt war; 2) Die Gründung der Metrik auf die Theorie des Taktes in der Musik; und 3) Der Unterschied des Wortfußes vom Versfuße. Außerdem bediente sich Apel in seiner Metrik statt der gewöhnlichen metrischen Zeichen der Grammatiker, der musikalischen Zeichen, der Noten. Heuser hat es nun versucht durch einleuchtende Erörterungen und anschauliche Beispiele diesen drei Hauptpunkten Geltung zu verschaffen, und bittet seine Amtsgenossen um gründliche Prüfung derselben. Am Schlusse sagt er: „Durch das Princip allein fällt die neue Metrik, darum gelte ihm Angriff und Vertheidigung.“

Wir konnten bei der Anzeige obiger, auch im Buchhandel erschienener (Elberfeld bei Büschler) Abhandlung um so kürzer sein, da schon das nächste Heft des Archiv's eine ausführlichere Arbeit über diesen Gegenstand von einem unserer geehrten Herren Mitarbeiter liefern wird.

Alphabetisches Verzeichniß mehrerer in der Oberlausitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten. Von Dr. Karl Gottlieb Anton. Görlitz, 1846.

Vorstehende Abhandlung bildet die Fortsetzung zu der Sammlung des thätigen Herrn Verfassers, welche wir bereits im Archiv (p. 243.) angezeigt; sie macht bereits das siebenzehnte Stück der reichen Sammlung aus. Seit 21 Jahren ist Herr Anton nun bereits mit seinem Unternehmen beschäftigt, welches mehr Schwierigkeiten darbietet, als es auf den ersten Anblick zu haben scheint. Mit Recht bemerkte er in der Einleitung: „Indessen ist die genauere Erforschung der deutschen Mundarten für das tiefere Eindringen in den Geist unserer Muttersprache ganz unerläßlich, so wie es auch eine anziehende Unterhaltung gewährt, zu bemerken, wie manche in der Oberlausitz gangbare Ausdrücke sich auch in anderen Ländern behaupten, andere dagegen in ihnen unbekannt sind, und hat man den Stoff beisammen, ich meine die in verschiedenen Ländern volksthümlichen Ausdrücke und Redensarten, so lassen sich daran von einem sprachwissenschaftlich Gebildeten viele Schlüsse anknüpfen, welche er ohne die Sammlung des Stoffes nicht machen kann.“ Welchen Werth ein solches Provinzial-Idiotikon habe, zumal wenn es mit solchem Fleiße, wie das vorliegende ausgearbeitet ist, ergibt sich wohl von selbst. Wie man bei Aufstellung der Fauna und Flora eines Landes nicht nur diejenigen Thiere und wilden Pflanzen aufzeichnet, welche sich ausschließlich in demselben befinden, sondern vielmehr ebenfalls diejenigen, welche auch in andern Ländern vorkommen, so hat Herr Anton in seiner Sammlung alle im Munde des Volkes in der Oberlausitz lebenden, in Schriften aber ungebräuchlichen Ausdrücke aufgenommen, ohne etwa diejenigen auszuschließen, welche man auch an anderen Orten vorfindet. Doppelt dankenswerth bleibt es, daß sich in dieser letzteren Beziehung viele interessante und lehrreiche Vergleiche vorfinden und daß es der Verfasser für seine Aufgabe erachtet der Abstammung volksthümlicher Wörter sorgfältig nachzuspüren. Als Ergebniß seiner wissenschaftlichen Bemühung hat sich herausgestellt, daß die Sprache des gemeinen Volkes so manches fast vergessene deutsche Wort aufbewahrt, und nebenbei sehr viele griechische und lateinische Wörter enthält, deren Aufsuchung, sowohl der alterthümlichen aus der Muttersprache, als der aus alten Sprachen entlehnten, recht eigentlich Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung genannt werden darf, abgesehen davon, daß sich noch manche anziehende geschichtliche Bemerkung an die Erläuterung der Volkssprache anknüpft, und daß der Vorrath der gemeinen Mundart auch der Schriftsprache manche Bereicherung liefern kann. Die Sammlung geht von Eb- bis Futtern, und im Interesse der Sache erlauben wir uns nur noch den Wunsch auszusprechen, daß Herr Anton recht bald Zeit gewinnen möge, die verschiedenen einzelnen Nummern in einem vollständigen Ganzen zu vereinigen.

M.

Ueber Caedmon, den ältesten angelsächsischen Dichter, und desselben metrische Paraphrase der heiligen Schrift. Von Dr. Karl Bouterwek, Director. Programmenschrift des Gymnasiums in Elberfeld. 1845.

Der Herr Verf., welcher bereits durch die interessante Inaugurationsschrift „De Cedmone poeta Anglo-Saxonum vetustissimo brevis dissertatio" die Freunde der angelsächsischen Literatur zu aufrichtigem Danke verpflichtet hat, gibt in obiger Programmenschrift eine äußerst vollständige Characteristik der Caedmonschen Paraphrase der Bibel. Welchen Werth der „Vater der angelsächsischen Poesie" überhaupt habe, das ist zu allgemein in neuerer Zeit anerkannt worden, als daß nicht ein Jeder von vorn herein einer ausführlichen Behandlung des Dichters seine volle Aufmerksamkeit schenken solle. — In der Einleitung schildert der Herr Verfasser die Einführung des Christenthums in England und gibt sodann im folgenden Kapitel die Erzählung des Beda mit deutscher Uebersetzung. In dem weiteren Verlaufe der Abhandlung folgt die Geschichte des Textes und eine Würdigung des Dichters, und den Schluß bildet eine sorgfältige Darstellung von den beiden Büchern der Paraphrase, in welche höchst characteristische Auszüge (mit Uebersetzung und einzelnen Interpretationen) verflochten sind. Was das kleine Bruchstück des Caedmon betrifft, welches in der Bibliothek zu Ely aufbewahrt wird, so schließt sich Referent der Ansicht Lappenberg's an, nach welcher dieses dem C. eigenthümlich angehörte (Thorpe meinte bekanntlich, es sei eine Uebersetzung nach dem Lateinischen des Beda) das vorhandene große Gedicht aber, welches Junius und Thorpe herausgegeben haben eine spätere Umschmelzung des Originals in das moderne Angelsächsische ist. — Höchst interessant dürfte für die Leser dieser anziehenden Abhandlung eine Vergleichung unseres Dichters mit Milton sein, und der Herr Verf. sagt in dieser Beziehung: „Mit Milton hat er eine so auffallende Aehnlichkeit, daß man auf den Gedanken kommen könnte, der berühmte Dichter habe seinen, freilich ihm unbekannten Landsmann an manchen Stellen nur geradezu übersetzt." Am schlagendsten erscheint in dieser Rücksicht die Stelle, in welcher sich Satan wieder ermannt (Vergl. V. und VII.) und Referent entsinnt sich, daß besonders die von Thorpe (in seiner Ausgabe 1832) gegebene Uebersetzung dieser Stelle, verglichen mit dem Paradise lost die Ueberzeugung in ihm angeregt habe, daß eine so große Uebereinstimmung, wie die vorliegende nicht zufällig sein könne.

X.

Aphoristische Bemerkungen über die franz. Grammatik von Dr. G. W. Hertel, Rector und Bibliothekar. Programmenschrift des Gymnasiums in Zwickau. 1846.

Der durch seine französische Grammatik rühmlichst bekannte Herr Verfasser fand in der Herausgabe von Paul Ackermann's Remarques sur la langue française die Veranlassung, manche in seiner französischen Schulgrammatik nur kurz erwähnte Sätze hier einer näheren Prüfung zu unterwerfen, und manche streitige Punkte zum Abschlusse zu bringen. Der erste Abschnitt handelt von dem Uebergange aus der indirecten in die directe Rede, worin der Verfasser (wie auch in den andern Theilen der Abhandlung) zur vollen Genüge

nachweis't, daß Ackermann allerdings Dank dafür verdiene, daß er die einge rosteten und altmodischen Vorurtheile seiner Landsleute über eine Menge grammatischer Ansichten siegreich bekämpft hat (und er verdanke diese bessere Einsicht in mehrere grammatische Lehren offenbar dem Umgange mit Deutschen und dem Studium ihrer grammatischen Werke, die er selbst oft anführt), daß aber viele seiner Ansichten nicht nur große Zweifel zulassen, sondern sehr bald als ungründlich und irrig erscheinen müssen. Ackermann erwähnt z. B. bei dem Gegenstande von Nr. I. gar nicht des Gebrauchs des Imparfait in indirecter Rede, nennt seltsamer Weise den Uebergang aus der oratio indirecta in die oratio directa, eine Vertauschung des Präsens mit dem Imperfektum und stellt höchst unpassende und verkehrte Vergleichungen mit dem Deutschen an. Die ganze Behandlung Hertel's liefert als Resultat, „daß in der französischen Sprache ein dergleichen Unterschied“ (je nach dem es von eigenem Standpunkte oder von dem eines Anderen ist) „nicht vorkommt wie im Deutschen, und in ungrader Rede durchaus das Imparfait im Indikativ stehen muß, daß hingegen da, wo im Französischen que mit dem Präsens im Indikativ konstruirt wird, im Deutschen die directe Rede gebraucht werden muß.“ Es folgt daraus, daß die eine Sprache lieber durch Partikeln die Rede verbindet, die andere die Abhängigkeit in gewissen Verbindungen verschmähet.

In dem zweiten Abschnitte handelt der Verfasser von dem Aoriste und Imparfait. Die Benennung des défini als déscriptif oder narratif genügte ihm nicht ganz, und zwar um so weniger, weil mit einer bloßen Benennung noch wenig geholfen wird. Er wählte die Bezeichnung Aoriste theils weil das griechische Tempus mit dem französischen ganz übereinstimmt, theils weil letzteres „durchgängig der Bildung des lateinischen (historischen) Perfekts entspricht und man in der Grammatik neue Termini, die oft nur Verwirrung in den Köpfen anrichten, möglichst vermeiden muß.“ Dieser ganze Abschnitt ist mit außerordentlichem Fleiße und Scharfsinne ausgearbeitet und gibt der Gründlichkeit des Verfassers ein glänzendes Zeugniß; möchte er von recht Vielen gelesen werden, damit zugleich auch die Wahrheit der in der Einleitung ausgesprochenen Worte immer mehr anerkannt werde, wo es heißt: Es wird der Gebrauch in der neueren Sprache nur die bereits an den alten Sprachen erlernte Theorie bestätigen; auf der anderen Seite aber wird zugleich die neue Sprache ebenso (!) wie die alten Sprachen zur Schärfung und Bildung des Urtheils beitragen. Aber diese formelle Bildung durch die Sprache ist es ja eben, was sich das Gymnasium vorzugsweise zum Ziele gesetzt, und wenn manche Philologen von ihrem imaginären Throne aus naserümpfend auf die neueren Sprachen herabsehen und alles Heil und alle Bildung nur in den alten Sprachen erblicken, so thun sie eben sehr Unrecht und es gilt auch hier: „ars non habet osorem nisi ignorantem.“

Nachdem Herr Hertel gezeigt, daß die Ackermann'sche Theorie über diesen Gegenstand zu kurz und zu allgemein gefaßt sei, setzt er die in seiner Grammatik enthaltene Ansicht weitläufig auseinander, welche wir, da das Buch so weit verbreitet ist, nicht wiederholen wollen; am Schlusse findet sich ein sehr interessanter Auszug aus dem älteren Werke des Waadtländer Du Bois (Neue

Umbildungslehre der französischen Zeitwörter, Berlin 1818.), welches von Ackermann ganz kürzlich ins Französische übersetzt worden ist.

In den noch übrig bleibenden Abschnitten handelt der Verfasser über das Conditionnel; Conjonctif et Futur; avant que, avant de und avant que de und macht durch seine ganze Darstellung den Wunsch rege, die aphoristischen Bemerkungen recht bald vermehrt zu sehen. Vielleicht benutzt Herr Hertel die Gelegenheit und gibt in diesem Blatte bald die Fortsetzung seiner Untersuchungen.

L.

IV. Miscellen.

Betrachtungen über die neuere Italienische Literatur.

I.

Die neuern italienischen Dichter haben einen harten Stand: eine Literatur, welche die Riesenwerke eines Dante, Ariosto, eines Tasso, Petrarca die ihrigen nennt, könnte als in sich abgeschlossen, als vollendet betrachtet werden, so zwar, daß an keine Ergänzung zu denken wäre. Anlehnung an jene erhabenen Vorbilder, Nachahmung bliebe unvermeidlich; Neues zu schaffen, Eigenes, Originales wäre unmöglich, wo alle Formen der Poesie, mit Ausnahme vielleicht der einzigen dramatischen, erschöpft sind. Außerdem liegt die Vergleichung der jüngern Dichter mit ihren Vorgängern zu nahe, so daß auch dem unbefangensten Kritiker manches in der neuen Literatur, das an und für sich selbst betrachtet, trefflich und groß scheinen würde, doch nur ein mattes Spiegelbild jener ältern in ewig unauslöschlichem Glanze strahlenden Schöpfungen bleiben müßte. — Es ist ein erfreulicher, wohlthuender Beweis für die nie versiegende, stets frischer quellende Kraft des menschlichen Geistes, daß jenen, wie es scheint, unübersteiglichen Hindernissen zum Trotz auch diese jüngere Literatur sich eines unschätzbaren Reichthums an wahrhaft erhabenen und der unsterblichen Vorgänger würdigsten Werken rühmen kann, wenn sich auch hin und wieder Flecken und Mängel in ihnen zeigen möchten, welche aber um so leichter Entschuldigung finden müssen, als sie nicht einzig und allein in der neuen italienischen, sondern überhaupt in der ganzen modernen Literatur, wir wollen nicht sagen vorherrschend, doch oft und mannigfaltig anzutreffen sind, und somit als durch den Geist der Zeit bedingt, kaum noch Fehler genannt werden dürfen. Und — wer möchte es läugnen! — die Zeit der Genies scheint für die Poesie vorüber zu sein, oder eine Pause zu machen; wir mögen uns glücklich schätzen, daß in unserem industriellen und materiellen Zwecken nur zu sehr hingegebenen Jahrhundert doch noch Talente auftauchen, die vielleicht in günstigerer Zeit und unter günstigeren Umständen die Kraft gefunden hätten, sich zur Vollkommenheit des Genies zu läutern und Werke zu schaffen, denen gewiß nicht, wie ihren jetzt geschaffenen, der Vorwurf zu machen wäre, daß es ihnen an künstlerischer Ruhe und Einheit mangele. — Wer darf sich wundern, daß auch in der neuern italienischen Literatur, besonders in der lyrischen, die moderne Zerrissenheit, dieser alles Glück und alle Ruhe benagende, faul machende Wurm, dieses

„böse Prinzip“ der Jetztzeit sich in schneidendem, grellen Schmerz, in nie gestillter Sehnsucht, in hoffnungsbarer Trauer ausspricht, und wer will es tadeln? Liegt denn nicht gerade hierin der höchste Reiz und Zauber aller Poesie, daß sie durch Schmerzen Schmerzen heilt, daß sie mit ihren Klagen, ihrer Wehmuth lindernden Balsam in das wunde Herz träufelt, daß sie unsern Leiden tröstend den Spiegel vorhält, uns zeigend, wie die Größten und Edelsten am meisten gelitten, geduldet haben, daß sie uns die eigene Noth in fremder vergessen macht? — Ein italienischer Dichter unserer Zeit sagt: il genio è una maledizione sublime. Und in der That! betrachten wir die Mehrzahl aller poetischen Kunstwerke, fühlen und denken wir uns hinein in den Kampf und Schmerz, der aus ihnen spricht, und schließen wir auf ihre Schöpfer zurück, so möchten wir allerdings sagen: il genio è una maledizione. — Eine andere Betrachtung drängt sich uns hier auf, und auch in dieser Hinsicht könnte man das Genie einen Fluch nennen: das Hohe und Große hat von jeher dem Hohn und der Mißhandlung unterlegen, wenn es sich auch oft, und oft genug zu spät siegreich erhoben und den Triumph der süßesten Rache gefeiert hat durch die ihm inwohnende Majestät, vor der sich die halsstarrigste Verstocktheit aller Verächter und Neider beugen mußte. Es liegt etwas Niederschlagendes, Entmuthigendes, etwas Beschämendes darin, daß wir sehen müssen, wie immer den Ersten, den Hervorragenden unter den Menschen das schmerzenreichste Leben zu Theil ward, während nicht selten die Mittelmäßigkeit und Unbedeutendheit sich mühlos glänzende Bahn brach und im frechen Uebermuthe den usurpirten Thron des Ruhmes und des Glückes bestieg. — Dieser Fluch des Genies hat schwer gelastet auf Englands und Deutschlands Dichtern, vielleicht schwerer noch auf denen Italiens. In der langen Kette von Dante bis auf die Sänger unserer Zeit, wie wenige sind der Glücklichen, auf die nicht eine ununterbrochene Reihe von Widerwärtigkeiten, von Unglück und Elend herabstürmte, denen ein ungetrübtes und heiteres Leben den schuldigen Lohn geboten hätte! Es scheint fast, als ob der Titanenkampf des Geistes mit dem Drucke widriger Verhältnisse zur unerläßlichen Bedingung des Lorbeerkranzes geworden sei, den ehrfurchtsvoll die Menschheit auf das Haupt ihrer Geistesherrscher setzt. — Aber andrerseits sehen wir, wie die Kunst durch sich selbst den Künstler lohnt, wie jener Ausspruch in sich selbst seine Widerlegung trägt. Alles wahrhaft Schöne und Große der Kunst und auch der Natur erfüllt das menschliche Gemüth mit einem Gefühle der Rührung und des Schmerzes; selbst anscheinende Lust, der keckste, übermüthigste Humor enthält des tragischen Momentes so viel, daß dieses vielmehr seine feste Basis geworden, ohne die er in sich zusammenfiele. So kann uns oft die fröhlichste Musik in die traurigste Stimmung versetzen — Shakspeare sagt: sweet music never makes me merry. Indeß, von dieser Seite betrachtet, zeigt das Schöne zugleich in sich selbst den geheilten, in Wohlsein aufgelöf'ten Schmerz. Denn im Schmerze selbst liegt die Freude — der höchste Schmerz ist der höchste Genuß — wer nie geweint, ist nie glücklich gewesen. Dies ist das wahre Wesen der künstlerischen Begeisterung, daß sich der Geist genußreiche Schmerzen schafft. Dieses Sichkrümmen und Biegen des schaffenden Geistes, um der vom Funken des künstlerischen Genius entzündeten und unter dem Schaffen hochauflodernden Idee das irdische Gewand der Farbe, des Marmors, des Tones, des Wortes anzulegen. Diese Wollust, die alle Sinne betäubt und die Außenwelt erstarren

macht und tödtet, ist von so wonnig süßer, berauschender, alle Leiden vergessen machender Art, daß dem Glücklichen, der sie einmal in vollem, wahren Maße kennen gelernt, alle andern Freuden und Genüsse des prosaischen Altaglebens fade, schal und ekel sein müssen, und so darf sicher das Genie kein Fluch genannt werden.

In der neueren italienischen Literatur sind es zunächst die Lyriker, die unsere Beachtung auf sich ziehen. — Drama, Roman und Novelle sollen später ihren Platz finden. — Monti, Ugo Foscolo, Manzoni, Leopardi, Pindemonte, Parini sind die Namen der Dichter-Heroen dieser jüngern Zeit, denen wir den Tribut unserer Hochachtung zu zollen haben. —

Das bedeutendste, gehaltreichste Werk dieser Literatur ist unstreitig Monti's Gedicht auf den Tod Ugo Bassville's. Ugo Bassville war in Rom, wohin er sich bei dem Ausbruche der französischen Revolution begeben hatte, in einem durch ihn selbst angeregten Aufstande von dem wüthenden Volke getödtet worden. Ein Engel erscheint der Seele des Gefallenen und verkündigt ihr den Spruch der göttlichen Gerechtigkeit: ihr ist verziehen, aber sie darf nicht vor Gott erscheinen, bis Frankreichs Schuld gesühnt sei, und zur Buße soll sie das eigene sündige Vaterland wiedersehen. Der Engel geleitet die Seele nach Frankreich, zuerst nach Marseille, wo der Schatten eines Ermordeten ihr erzählt, er sei der Henker gewesen — das Volk habe ihn getödtet, weil er sich geweigert, das Bild des Heilands an den Galgen zu hängen. — Darauf nach Paris, wo Bassville schaudernd sieht, wie sein schuldloser König das Schaffot der Verbrecher besteigt. Beim Fallen des schneidenden Stahles öffnet sich donnernd der Himmel, und es bebt die vom Blute geröthete Erde. Befreit vom Schmerze des Erdenkampfes schwingt sich „die große Seele“ auf zum Fluge, der sie mit „dem ersten Grunde“ vereint. Dort ringt sich um sie die Schaar der seligen Schatten, deren Treue Stand hielt und Frankreichs Boden mit Blute färbte. Auch Bassville nähert sich dem Schatten des Königs, welcher ihm verzeihend die Arme öffnet und ihm verspricht, für ihn zu Gott zu flehen, daß er das verhängnißvolle Gebot löse, welches Bassville's Seele von den Schatten der Seligen fern hält. Baßville solle indessen zur Erde zurückkehren, und sich, nachdem er die trauernde Königsfamilie über das Schicksal Ludwigs getröstet habe, zum Papste begeben, dessen Händen der König den Schutz und die Rettung seines Landes anvertraut. — Im letzten Gesange schildert der Dichter, wie die rächende Gottheit ganz Europa sich drohend erheben macht, um an „der celtischen Dirne“ den Spruch der Gerechtigkeit zu vollziehen. Bassville's Seele fragt weinend den geflügelten Führer, welchen Ausgang das Schicksal nehmen werde. Komm mit mir, und du wirst es hören, erwiedert der Engel und ergreift liebevoll ihre Hand. — Der Schönheiten in diesem Gedichte sind viele und große. Wir fühlen uns hingerissen von dem kühnen, an vielen Stellen schauerlich erhabenen Fluge dieser Terzinen, wir folgen ohne Ermattung dem begeisterten Dichter bis zum unerwartet, unerwünscht raschen, abgerissenen Schlusse seines Gesanges, wir beweinen mit ihm den unglücklichen, von fanatischer Henkershand gewürgten König, wir beben schaudernd zurück vor dem schwindelnden Wirbel, in den Menschenwuth, Menschenwahnsinn Gott und dem Göttlichen Hohn und Trotz bietend, ein bethörtes Volk gerissen hatte, wir bewundern die Phantasie des Sängers, der uns in den tiefsten Tiefen unserer Seele zu erschüttern wußte — aber unsern vollen Beifall können wir

ihm doch nicht zollen: es mangelt dem Gedichte an Originalität. Verfahren wir gelinde und sagen wir nicht, jede Nachahmung sei überhaupt unstatthaft und thue allem reinen Schaffen Eintrag. Aber die Nachahmung darf nicht knechtisch werden, wie es hier geschehen ist. In der That, man möchte geneigt sein, zu behaupten, das ganze Gedicht sei eigentlich nichts als ein literarisches Kunststück, Monti habe zeigen wollen, er könne auch, wenn es ihm darauf ankomme, in dem „barocken Lapidarstyl" Dante's schreiben, ungefähr so wie Mr. Balzac in seinen Contes drolatiques versucht hat, die Welt mit einem neuen Rabelais zu beschenken, ein Spaß, der übrigens Balzac's literarischen Ruhm wenig förderte, da von dem grotesken Humor des Originals in der Kopie nur die Zoten übrig geblieben sind. Gleichen Schicksals können sich auch Casti's Novellen erfreuen, in denen Boccaccio's Anmuth und Naivität zur ekelhaftesten und fadesten Gemeinheit herabgewürdigt ist. — Es ist nicht der Styl der Bassvilliana allein, die ganze Anlage des Gedichtes ist dermaßen nach dem Inferno durchs Fenster abgezeichnet, daß dem Verfasser, im Grunde genommen, wenig eigenes Verdienst bliebe. Aber wir wollen nicht ungerecht sein; die Bassvilliana bleibt trotz des gerügten und, sagen wir, einzigen Mangels immer ein Gedicht von hohem Werthe und

ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
offendar maculis!

Nächst Monti verdient Ugo Foscolo genannt zu werden, in der neueren italienischen Literatur der Hauptrepräsentant der modernen Zerrissenheit, Blasirtheit. Dieser „Weltschmerz" lastet, eine schwere, schwarze Gewitterwolke, auf den Gedichten Foscolo's, der sich selbst den Trost versagt, den in Blitzfunken sprühenden Humor zu entladen, wie der Prototyp aller Zerrissenheit, Byron. Foscolo's Schwermuth ist so verstockter, eigensinniger Natur, so mächtig-schwül, daß sie vorsätzlich alles von sich stößt, was ihre Schärfe mildern möchte. Der „kämpfende Geist, welcher in ihm schreiet" (Son. I. quello spirto guerrier ch' entro mi rugge) versenkt ihn in dumpfen Trübsinn und hält ihn in blinder Hoffnungslosigkeit, die selbst im Tode, in der Grabesruhe keine Rettung sieht (dei Sepolcri I. ist im Schatten der Cypressen, in der Urne von Thränen benetzt, der Todesschlummer vielleicht minder hart?). Es ist der Character der Zerrissenheit, immer das eigene Ich in den Vordergrund zu drängen, gleichsam zur Rechtfertigung des eigenen Schmerzes, um nicht das überschwellende Maß des eigenen Unglücks mit der Betrachtung fremden Elends zu mindern. So sind auch Foscolo's Sonette und sein Ortis fast ausschließlich nur Selbst-Porträts. Er schildert sich im Ortis als heißes Herzens, unduldsam, muthig, beredt und scharfsinnig, bewegt von stürmischer Leidenschaft, schwärmend für die Maske einer begriffslosen Freiheit, als ein Geist, welcher, statt seine Gluth zu dämpfen, sich den Zügel schießen läßt, und endlich dem größten aller Uebel, der Verzweiflung zum Raube fällt. — Wenn sich nun auch ein solches Vorwalten der Subjectivität des Dichters in seinen Werken gewiß nicht durchaus loben läßt, so zieht dies doch eine Folge nach sich, die uns gern ihre Ursache vergessen macht. Gefühl und Leidenschaft treten auf das innigste, markigste hervor; der Sturm, der im Herzen des schaffenden Dichters tobte, und alle Pulse beben machte, daguerrotypirt sich treu und urbild-kräftig im Gedichte. Der Dichter hat das Secirmesser an das eigene Herz gelegt, und gestattet uns, indem er die blutenden, schmerzenden Fieber

offen, nackt zeigt, einen Blick in die Werkstätte seines Genius! — Foscolo geht einmal etwas weit mit dieser Selbstbetrachtung; er gibt uns in einem Sonette ein förmliches Signalement; das, wie es ist, in einen Paß oder, nöthigenfalls, Steckbrief eingetragen werden könnte: er habe eine gefurchte Stirn, tiefliegende Augen, blondes Haar, kühnen Blick, geschwollene brennende Lippen, glatte Zähne, gebeugten Kopf, einen schönen Hals und eine breite Brust, richtige Gliedmaßen, einfache aber gewählte Kleidung rc. Es ist wahr, dies Sonett scheint auf den ersten Blick etwas lächerlich zu sein, aber abgesehen von der Bizarrheit, finden wir in ihm die Spuren so tiefer und unsichtbarer Schwermuth, daß es uns geht, wie bei einem Wahnsinnigen, der uns mit den sonderbarsten Verrenkungen des Leibes und Verzerrungen des Gesichts doch nur zum Lachen bringen wird, und gerade jenes Sonett muß zu dem Schönsten gezählt werden, das Foscolo geschrieben hat. Foscolo wird immer ein Lieblingsdichter aller fühlenden und schwärmenden Herzen bleiben. Diese stille Wehmuth, in diesen abgerissenen, Schmerz und Sehnsucht athmenden Worten, hat etwas so unbeschreiblich Rührendes, daß wir unwillkührlich der Thräne Lauf lassen, die sich verstohlen ins Auge drängt und schüchtern unter der Wimper hervorschaut, um sich dem kalten, gefühllosen Zuschauer zu verbergen. Wer nicht mit Foscolo weinen kann, hat ihn nicht verstanden. —

Mögen sich unsere Leser hier, bevor wir zur Betrachtung und Würdigung des genialen Leopardi, und der Oden des berühmten Verfassers der promessi posi übergehen, einen Zwischenact gefallen lassen, in welchem wir einem, wenigstens in Deutschland nicht genug bekannten Gedichte, der geist- und witzreichen Satyre von Giuseppe Parini il Giorno, einige Worte widmen wollen. — Ampère, dieser tiefste und gründlichste Kritiker Frankeichs nannte in einer Vorlesung über die französische Literatur des 16. Jahrhunderts, den burlesken Roman Rabelais, des Großvaters aller Humoristen, wie Jean Paul sagt, la petite pièce du seizième siècle: la petite pièce, die nach dem nerven- und herzerschütternden Trauerspiele dem zu heftig bewegten Gemüthe des Zuschauers wieder sein nöthiges Equilibrium geben soll, damit er in gehöriger Ruhe und Selbstzufriedenheit in sein häusliches Leben zurückkehren und mit ungestörtem Appetite sein, während der Tragödie, der französischen nämlich, vielleicht schon sehnlichst herbeigewünschtes Nachtmahl einnehmen könne. Wir sind unsern Lesern auch eine solche petite pièce schuldig, nachdem wir ihnen die ernste, trauerumflorte Muse Monti's und Foscolo's vorgeführt haben. Die genannte Satyre wird diesem Zwecke herrlich entsprechen. Parini hat sich in diesem Gedichte zu einem maître du savoir-vivre gemacht, der einem jungen vornehmen Herrn goldene, wohlzubeherzigende Regeln ertheilt, nach welchen Se. Gnaden, die sich die unsägliche Mühe gegeben haben, geboren zu werden, um uns eines Ausdrucks Beaumarchais zu bedienen, oder in denen die Mängel des Blutes durch die unermeßlichen Reichthümer des Herrn Vaters gut gemacht waren, zu verfahren hat, um die langweiligen, langsamen, von Ueberdruß und unerträglichem Ekel begleiteten Tage des Lebens, das heißt jenes high life, von dessen Freuden und Genüssen Goldsmith mit so unnachahmlicher Laune spricht, verkürzen und angenehm hinbringen zu können. Das Gedicht enthält bis auf die kleinsten Einzelheiten beim An- und Auskleiden, beim Essen und Nichtsthun, kurz bei allen Hauptbeschäftigungen der „nobeln Welt" alles, was zu wissen nöthig ist, um sich in dem Heiligthum der vornehmen Gesellschaft

mit gehörigem à plomb zeigen zu können, und wenn die hoch- und höchstwohlgebornen edlen Söhne unsers lieben deutschen Vaterlandes, das sich allerdings, was den bon ton anlangt, schämen muß, noch weit hinter dem civilisirten Frankreich und Italien zurück zu sein, huldreichst geruhen wollen, höchstdero Blicke auf dies non plus ultra aller Komplimentirbücher zu wenden, so werden sie sich bald von dem unermeßlichen Nutzen überzeugen, den ihnen diese Lectüre gewähren muß, und nicht ermangeln Parini's Anweisung zum bon ton unter goldenem Rahmen über ihrem Toilette-Tische aufhängen zu lassen, um jeden Morgen, ehe die Sorgen und Mühen ihres Tages beginnen, bequem eine Dosis der salomonischen Lebensweisheit einzusaugen. Für jene hohen, er- und durchlauchten (o Titelaturwuth unserer Sprache) Halbgötter der Erde (simidei terreni), die ihren Geist nicht mit dem Studium dieses wahrscheinlich noch unübersetzten Werkes (Avviso für die Herrn Uebersetzungsfabrikanten!) belästigen können, wollen wir hier die Hauptregel anführen, die Parini für das „feine Leben" gegeben hat: Unverletzbare Sitte der „Schönen Welt," deren Bürger du bist, verlangt, junger Herr! daß du dich vor dem Heirathen in Acht nehmest, und der jungen Frau eines Anderen den Hof machest; dieser Andere möchte seinen Kummer homöopathisch heilen, und sich während du seiner Frau einige Liebe schwörst, ebenfalls zu der Frau eines Anderen begeben ꝛc. in infinitum. — Genug des Scherzes! Bedenken wir, wie trüber Ernst sich hinter der lachenden Maske der Satyre versteckt, fragen wir uns, wohin dieser nicht mit zu stark aufgetragenen Farben geschilderte Zustand der Gesellschaft führen werde, so dürfen wir nicht länger sorgloser Unterhaltung Raum geben, und der tragische, schmerzenreiche Humor dieses Gedichtes, das auf den ersten Blick mehr witzig als humoristisch scheint, wird uns kein Lächeln mehr abgewinnen können.

Padova. **Hartung.**

Die deutsche Shakspeare-Literatur hat neuerdings wieder interessanten Zuwachs bekommen. Das Bedeutendste ist eine Schrift von Hiecke, eine Erläuterung des Macbeth, auf welche das vorliegende Archiv später zurückkommen und um so ausführlicher eingehen muß, als sie nicht blos das tiefere Verständniß dieser Tragödie allseitig eröffnet, sondern auch durch die Art, wie sie den Gegenstand behandelt, der Schule ein treffliches Muster der Methodik bietet.

Das bekannte Journal The Sun greift wiederholt eine neue und bemerkenswerthe Ansicht über die Entstehung der Junius-letters an, welche auch in Deutschland sehr viele Leser gefunden haben. Nach der Erzählung des Inverness Courier, welche am Ende vorigen Jahres mitgetheilt wurde, fand D. Brewster unter den Papieren seines verstorbenen Schwiegervaters J. Macpherson (des bekannten Herausgebers des Ossian) einige Andeutungen, daß die oben erwähnten Briefe von Lachle-Maclean, dem Sohne eines presbyterianischen Geistlichen in Irland, verfaßt seien. Er habe das Amt eines Sekretärs an der Universität begleitet und sich in dieser Eigenschaft mit vielen Staatsgeheimnissen bekannt gemacht; er sei im Jahr 1776 von der Regierung nach

Indien gesandt und unterwegs bei einem Schiffbruche ums Leben gekommen. Die Gegengründe des Sun sind äußerst schwach und es gelingt ihm nicht recht, das Unwahrscheinliche der Behauptung zu erweisen.

Ueber den Reim.

Der einzige Begriff, den sich Taube vom Reime zu machen im Stande sind, kann nur aus der ähnlichen Schreibweise der Worte für sie entstehen; denn da sie vom Klange eigentlich gar keine Vorstellung haben, so ist der Rhythmus für sie eben so schwierig als ein Logarithmus. Die größten Schwierigkeiten bietet in dieser Beziehung die englische Sprache. Wir theilen unseren Lesern als Kuriosum ein Sonnet mit, welches ein uns befreundeter Engländer schrieb, welcher das Unglück hatte, völlig taub zu sein.

Sonnet.

There's not a view in Naples to be *seen*, *which*
Can vie with that seen from the park at Gr*eenwich*.
Oh how I pity that consummate *fool*, *which*
Could see no beauty in that view of W*oolwich*!
Sure, for the walk, it is a grand requ*ital*,
To see that splendid building; the Hosp*ital*;
And all those ploughers of the oc*ean*
Looking so happy, and so neat and cl*ean*;
And on the hill, still to the sea att*acht*,
Behold some watch the progress of a y*acht*;
While others, saving when the weather's *rough*,
Lie fast asleep beneath some shady b*ough*;
And, near them, to complete the picturesque,
Dieu! you do view two who thr*ough gout* woo tr*ue*!

Seit dem 21. Januar (am Tage vor der Eröffnung des Parlaments) erschein in London täglich eine neue Zeitung unter dem Titel Daily News, welche bei riesigem Umfange mehr und mehr eine Redaktion à la française zu haben scheint. Freilich nehmen die Nachrichten über Politik, Eisenbahnen u. dergl. den größten Theil in Anspruch, aber es findet sich doch in demselben außer sehr ausführlichen Mittheilungen über die Sitzungen gelehrter Gesellschaften u. s. w. eine Art von Feuilleton. Edward Bulwer hat dafür bereits einen Roman zugesagt und die bis jetzt erschienenen Blätter bringen Reiseeindrücke von Ch. Dickens, oder Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Italien, welcher etwa ein Jahr lang gedauert hat. Bei des Verfassers mikroskopischer Beobachtung, welche mehr die Oberfläche der Dinge berücksichtigt, hat es länger als einen Monat gedauert, daß er von Dover nach Genua gekommen ist, und wenngleich der gute Humor Dicken's auch hier wieder an vielen Stellen unübertrefflich und wahrhaft ergötzlich ist, so kann der Leser doch sicherlich nicht umhin, sein Bedauern darüber auszudrücken, daß Dickens gleich Sue bei seiner Schriftstellerei besonders den Erwerb zu berücksichtigen anfängt.

Ueber die englischen Eigennamen.

In der bekannten komischen Zeitung „Punch" wurde kürzlich der Vorschlag gemacht, man möchte allmälig eine Veränderung in der Orthographie der Eigennamen eintreten lassen, und wenige Zeit nachher veröffentlichte dasselbe Blatt ein Gesetz, welches die Königin in Betreff dieser Angelegenheit geben könnte. Es lautet folgendermaßen:

„Whereas divers and sundry persons, subjects of her Most Gracious Majesty, Victoria, of Great Britain and Ireland Queen, Defender of the Faith, are known, called, and designated by certain surnames, which are spelt one way and pronounced another; and whereas such names are so spelt that nobody upon earth could, from their spelling, have the remotest idea of their pronunciation; by reason whereof, others, faithful subjects of Her said Majesty, are continually led into mistakes in the utterance of them, thereby often giving great offence to their owners, and exposing themselves unto derision and ridicule, to their no small discomfort and discomposure of mind; and moreover, whereas a great many other inconveniences are by the same means occasioned;

„Be it Enacted, That from the passing of this Act, henceforth, and for ever, no Person calling himself Chumley, shall spell his name Cholmondeley; and that all manner of Persons who think proper to spell their names Cholmondeley, shall pronounce their said names, and have them pronounced of others, precisely as they are spelt; that is to say, as words of four syllables, with a due and distinct emphasis on each.

„And Whereas the name of Beauchamp is of French origin, be it further enacted that the said name shall be sounded of all men as nearly as possible after the French manner, and shall not be pronounced Beecham under any pretence whatever; and that all manner of Persons calling themseleves Beecham, shall write and spell their names and shall have them written and spelt accordingly; provided always, that, in case they prefer to spell them Beecham, they shall be at liberty to do so.

„In like manner, Be it Further Enacted, That Marjoribanks shall be spelt Marchbanks; Wemyss, Wims; and Colquhoun, Cohoon; or, if not, then that they also shall be pronounced as they are spelt, and not in any other manner. And, furthermore, Be it Enacted, That all other names not expressly mentioned in this Act shall be spoken according to their Orthography. And, lastly, Be it Enacted, That any person of what degree soever, offending against any one of the provisions of this Act, either by spelling his own name, or that of any body else, differently from the way in which he pronounces it, or by pronouncing it differently from the manner in which he spells it, shall forfeit for each offence a sum not exceeding Five Shillings."

Die bas-bleus zweiten Ranges nennt man jetzt in Paris chaussettes.

Ein neuer Wunderdoktor.

Der alte Jahn hatte den Vorschlag gemacht, am 1. Mai eine große Turnfahrt nach dem Blocksberge zu veranstalten, sintemalen es heuer gerade hundert Jahr seien, daß man in Deutschland die letzte Hexe verbrannt habe. Die Hexen sind wir also los, aber wir dürfen uns doch keineswegs glückwünschen in unserm Jahrhunderte auch aller Hexerei baar und ledig zu sein. — Die Wiener Theaterzeitung berichtet von einem berühmten (?) Professor der italienischen Sprache, einem Manne des (Schmach der undankbaren Zeit!) unbekannten Namens Rosental, einem Sprachlehrer-Phänomen, einem maestro di lingue ciarlatano, der mit einer „neuen Unterrichtsmethode" Dinge bewirkt, die wohl noch über Zauberei hinausgehen. Der würdige Kollege hatte bereits die Ehre, sich in einer von ihm veranstalteten Akademie (in dem unglücklichen von Konzertgebern überschwemmten Wien fangen jetzt auch die maîtres de langue an, Akademien zu geben — eine neue Industrie!) vor einem zahlreichen Publikum mit seiner Kunst zu „produciren," und erntete einen Beifall, um den ihn manche prima donna assoluta beneiden möchte. Nach dem Konzertberichte über diese Sprachlehrer-Akademie muß der Künstler eine wahrhaft grausenerregende Fertigkeit gezeigt haben. Man denke nur: der Zungen-Escamoteur ließ sich zu seinem Experimente mit sechs jungen Leuten eine halbe Stunde lang einsperren; nach Verlauf dieser Zeit hatte er den Sprachbeflissensten die italienische Etymologie, Syntax, Literaturgeschichte rc. rc. beigebracht, wahrscheinlich vermittelst eines neuerfundenen Trichters, auf den er sich gewiß ein Patent geben lassen wird. Der ganze Lehrprozeß soll zwar nach der Versicherung des Blattes ein höchst natürlicher gewesen sein. Man hat an dem Künstler äußerlich nach vollbrachtem Experimente nichts Besonderes wahrgenommen, als eine leichte Röthe des Gesichts, Spur „vorhergegangener künstlerischer Begeisterung," allerdings ein Zeichen eines fast unglaublichen Lehreifers. Der „berühmte Professor" hat jenen alten Sprachmeister noch weit überflügelt, welcher vom Eifer für seinen Beruf so beseelt war, daß er ihn selbst auf dem Sterbebette nicht vergaß und seinen Kindern zurief: mes enfants je meurs ou je *me* meurs.

Plaudite amici, die neue Lehrmethode des Professors wird uns bald bekannt gemacht werden in einem Buche, dessen Titel vermuthlich lauten wird: Der schnelle Italiener, oder die Kunst in fünf Minuten Italienisch zu lernen; Quedlinburg bei Gottfried Basse. — Welch ein Glück, wenn wir uns „mit künstlerischer Begeisterung" an die Erklärung des article partitif begeben können. Jetzt wird es bald so weit kommen, daß der Sprachlehrer über die Straße fährt, die Lehrbegierigen auf den Tritt seines Wagens steigen heißt und ihnen den in ein Elixir aufgelös'ten Girault-Duvivier in den Kopf trichtert. — Das Wie wird offenbar, wenn die Todten auferstehen. — Es würde schwer sein, zu bestimmen, wer der unverschämtere sei — der artiste grammairien mit seiner Akademie, oder der Redakteur, der sich nicht entblödet, dem Publikum eine Lobhudelei über solche Charlatanerie aufzutischen.

Stylproben aus dem zwölften, dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.

Zwölftes Jahrhundert.

Beonet uret li hom qui ne alat el consell de feluns, en la veie de pecheurs ne stout, e en la chaire des escharnisus ne sist;

mais en la lei del seinur la volntat de lui: e en la lei de lui penserat par jure par nuit. E cert ensement com fust tres plantet dejust le ruisal de ecoes lequel son fruit durrat en sun tens.

E la foille de lui ne decurrat: et tuit ceo que il ferat serrat fait propre.

Nient issi felun, mais ensement cume puldre lequel degetet u venz.

Dreizehntes Jahrhundert.

Beneit soit le bier qui ne forcie el conseil des engrès, et ne estuet en voie de pecheours, et ne siet en la chaiere de pestilence;

mais sa volenté fust en la volenté de nostre seignor; et il pensera en la lei et par jour et par nuit.

Et il sera si com arbre que plantée est juste le cours des eawes, lequel donnera son fruit en temps sesonale.

Sa foille ne cherra; et totes choses quecunque il fera, tut dis en prosperunt.

ne mie issint sont les engrees, mais si com poudre, que le vent degetto de la face de terre.

Vierzehnte Jahrhundert.

Beneure est li homs qui ni ala pas ou conseil des felons, et qui ne stut pas en la voie des pecheurs et qui ne sist par en la chaiere de pestilence;

mais sa voulenté est en la loy nostre seigneur: et en la loy d'icellui penssera par jour et par nuit.

Et il sera comme li fust que est plantés de costé le decourement des yaues, qui donra son fruct en temps.

Et sa fueille ne cherra pas: et tout ce que il fera sera touz jours en prospérité.

Les félons ne seront mie en telle maniére; mais si comme la pouldre que le vent liéve de la face de la terre.

Funfzehntes Jahrhundert.

Benoist est l'onme qui ne ve au conseil des mauvais, et ne se tient en la voie des pécheurs et ne sist ou jugement de faulteté;

mais sa voulonté est en la loi de nostre sire; et en sa loi pensera par jour et par nuiet.

Et il sera comme l'arbre qui est planté jounto le cours des eaues, qui son fruit donnera en tout temps.

Et sa fueille ne descherra: et toutes choses que le juste fera tousjours prospereront.

Ainsi ne font mie les mauvais, mais comme la pouldre que le vent geete de la face de terre.

Sechszehntes Jahrhundert.

Heureux celui que ne s'est retiré au conseil des meschans, et n'a cheminé par la voye des pecheurs, et ne s'est assis en la pernicieuse des moqueurs et contempteurs de Dieu:

mais a mis son desir en la loy du seigneur, et pense en icelle, nuict et jour.

re sera comme l'arbre planté le long des eaux couraates, qui rend son fruict en sa saison.

ses feuilles ne tomberont pas, et tout ce qu'il produira, viendra à souhait.

Les meschans ne seront pas ainsi, mais comme la poussiére que le vent souffle surla place.

Diese Stylproben sind handschriftlichen Bibelübersetzungen entnommen, die sich zu Paris auf der Bibliothéque du Roi, Bibliothéque de l'arsenal und Bibliothéque mazarine befinden.

Die deutschredenden Bewohner der Erde sind nach W. Strickers Schrift über die Verbreitung des deutschen Volks folgendermaßen vertheilt: In den rein deutschen Staaten des Bundes 15,930,000 Seelen; in Königreich Sachsen 1,670,000; in Preußen 13.000,000; in Oesterreich 8,000,000; in Belgien gegen 3,000,000; in Holland 2,666,000; in Elsaß, Flandern und Lothringen 1,250,000; in der Schweiz gegen 1,500,000; in Rußland gegen 500,000; in Schleswig 150,000; am Monterosa 7000; auf Helgoland 2300; in Nordamerika, Brasilien, Venezuela und Neuholland 5,090,000; so daß die Gesammtsumme von gegen 53 Mill. ansässiger und beisammenwohnender Deutschen in mehr als 70 unabhängiger Staaten sich ergibt. (Liter. und Kunstbericht von O. Marbach.)

Die allgemeinen vergleichenden Sprachstudien, die, bekanntlich zuerst in Deutschland gehegt, bereits nach Frankreich und England sich ausgebreitet haben, gewinnen nun auch in Belgien Raum. Den Beweis dafür geben die von P. Lebroquy in neuester Zeit herausgegebenen „Analogies linguistiques. Du Flamand dans ses rapports avec les autres idiomes d'origine teutonique" (Brüssel, van Dale, 1845. 500 S.). Der Verfasser handelt in dieser Schrift von dem Gothischen, dem Alt-, Mittel- und Neu-Hochdeutschen, dem Angelsächsischen, dem Plattdeutschen, dem Englischen, dem Schottischen, dem Friesischen, dem Dänischen, dem Schwedischen und Isländischen. Am meisten verweilt der Verf. bei dem Hochdeutschen, welchem gegenüber er das Holländische und Vlämische auch als das „dietsche" betrachtet. Auch die Erörterung der nahen Verwandtschaft, in welcher das Sanskrit mit den europäischen Sprachen steht, ist nicht vergessen. (Liter. und Kunstbericht von O. Marbach.)

M. de Reiffenberg hat ganz kürzlich eine sehr interessante Poëme manuscrit sur Anne de Boleyn par un auteur contemporain herausgegeben, welches mit der Naivetät des Ausdrucks einen Reichthum der Gedanken und große Zartheit verbindet. Wir liefern folgendes kleine Bruchstück:

Elle schavoit bien danser et chanter
Et ses propos saigement agenser,
Sonner de luth et d'autres instrumens
Pour divertir les tristes pensemens.
Outre ces biens et graces tant exquises
Elle éstoit belle et de taille élégante,
Estoit des yeux encor plus attirante
Les quels sçavoit bien conduire à propos
En les tenant quelque fois en repos
Aucune fois envoyant un message
Porter du coeur le secret témoignage . . . .

Ueber den Character und den Werth der englischen Sprache ist in verschiedenen Zeiten verschiedenartig geurtheilt worden. Höchst bemerkenswerth ist in diesem Punkte die Ansicht Richard Caren's (16. Jahrh.), die wir aus der Handschrift eines seiner Briefe als Bruchstück entnehmen. Er vindicirt dem Englischen nämlich die Eigenschaften der Significancy, easiness' copionsness und sweetness. Auch diejenigen, welche die freilich erborgte Fülle als wirklichen Reichthum gelten ließen, haben zu manchen Zeiten die sweetness in Abrede gestellt, und wir erlauben uns deshalb gerade den Passus hierüber in extenso wiederzugeben. Es lautet:

„I now come to the last and sweetest point, of the Sweetness of our tongue, which shall appear the more plainly if we match it with our neighbours'. The Italian is pleasant, but without sinews; the French delicate, but even nice as a woman, scarce daring to open her lips for fear of marring her countenance; the Spanish, majestical, bnt fulsome, running too much on the *o;* the Dutch, manlike, but withal very harsh, as ready at every word to pick a quarrel. Now, we, in borrowing from them, give the strength of the consonants to the Italian; the full sound of words to the French' the variety of termination to the Spanish; and the mellifying of more vowels to the Dutch; and so, like bees, gather the honey of their good properties, and leave the dregs to themselves. And thus, when substantialness combineth with delightfulness, fulness with fineness, seemliness with portliness, and currentness with steadiness,? how can the language, with consisteth of all these, be found other than most full of all sweetness. Again, the long words, that we borrow, being intermingled with the short of our own store, make up a perfect harmony, by culling from out which mixture, with judgment, you may frame your speech according to the matter you must work on, majestical, pleasant, delicate, or manly, more or less in what sort you please. Add thereunto,

that whatsoever grace any other language doth carry in verse or prose, in tropes or metaphors, in echoes and agnomenations, they may all be lively and exactly represented in ours."

Die bekannte Cabinet Cyclopaedia, welche in London bei Longman erscheint, ist so eben vollendet und abgeschlossen worden. Sie umfaßt nur Originalwerke über Literatur, Geschichte, Biographieen, Künste, Wissenschaft u. s. w. Jedes Werk ist einzeln zu erhalten und für den Kreis unserer Leser führen wir als bemerkenswerth an: Bell's Lives of British Poets. 2 vols; Dunham's Lives of British dramatists. 2 vols; Montgomery and Shelley's Lives of Italian, Spanish and Portuguese authors. 3 vols; Shelley's Lives of french authors. 2 vols. Jeder Band kostet 5 s.

In der Ritterschen Buchhandlung in Arnsberg erscheint jetzt eine Sammlung englischer Schauspiele der neueren Zeit, die sowohl bei Schul- als Privatunterricht sehr gut zu gebrauchen ist. Der Herausgeber Herr Professor Strathmann hat mit vielem Geschmacke die Stücke gewählt und sie zugleich mit vielen sprachlichen und sachlichen Anmerkungen versehen. Der Druck ist äußerst korrekt, die Ausstattung würdig und der Preis (à 5 Sgr.) so billig, daß die Sammlung gewiß viele Freunde finden wird. Die vier ersten Nummern enthalten: 1) The lady of Lyons von Bulwer; 2) Pizarro von Sheridan; 3) Court and City von Rich. B. Peake und 4) Money von Bulwer. —

Wir benutzen diese Gelegenheit, um die Lehrer zugleich auf eine Uebersetzung der Schmid'schen Ostereier von H. J. Whitling aufmerksam zu machen, welche so eben Nürnberg bei Schrag erschienen ist und sich durch Treue, Korrektheit und Eleganz rühmlich auszeichnet. Der Uebersetzer bestimmt sein Werk für die deutsche Jugend, welche sich der englischen Sprache befleißigt. Die Erzählung eignet sich sehr gut als Lesebuch, weil ihr Inhalt auf die Jugend, selbst wenn er ihr bekannt ist, immer wieder eine besondere Anziehungskraft ausübt, vornehmlich aber, weil in derselben aus den verschiedensten Gebieten der Natur des Lebens die gewöhnlichsten Ausdrücke vorkommen: ein Vortheil für Lehrer und Lernende, den nicht leicht eine andere so kleine Schrift darbietet. Das angehängte kleine Wörterbuch macht dem Anfänger ein selbstständiges Lexicon entbehrlich, womit er sich anfangs wohl noch nicht befassen könnte und die unter dem Texte stehenden Noten werden dem Schüler äußerst nützlich, und willkommen sein. Das Werkchen verdient Empfehlung.

In Paris, der Stadt der Methoden des Sprachunterrichts erfreut sich jetzt im faubourg St. Germain eine alte höchst eigenthümliche, aber aimable und ingeniöse Manier außerordentlichen Beifalls; es ist dies die Methode des Abbé Gaultier. Der alte Herr hatte bis zu seinem Tode kräftig für die Verbesserung des Primär-Unterrichts zu wirken gesucht, und seine dankbaren Schüler, von denen Herr Ducros du Sirt der bedeutendste ist, stifteten nicht nur ihrem Meister zu Ehren eine pädagogische Gesellschaft, welche regelmäßig in der

rue des Saints Pères ihre Sitzung hält, sondern sie errichteten auch eine Mädchenschule, deren Leistungen nicht unbedeutend sind. Referent wohnte einigen Lehrstunden bei und fand dort bei den Töchtern der reichen Aristokraten ein höchst heiteres Leben, wie dies bei der „aimablen“ Manier der Lehrer auch fast nicht anders zu erwarten war; es war in der That ein eigentliches Spielen. In einem Prospectus, welcher zur Gewinnung neuer Schülerinnen kürzlich ausgegeben ist, finden sich einige Andeutungen über die neue, wovon wir hier, da die Manier jetzt vielfach belobt wird, einen kleinen Auszug geben wollen. Es heißt daselbst:

Donner une leçon à apprendre et se borner ensuite à la faire réciter, e n'est pas enseigner la grammaire. Si l'on veut que l'élève apprenne autre chose que des mots, si l'on veut qu'il comprenne ce qu'il apprend et qu'il retienne ce qu'il a compris, il faut se mettre toujours à sa portée, lui faire découvrir les règles par des exemples, l'amener à faire lui-même la définition et lui faire faire, par des exemples variés, l'application de ce qu'il a appris. Telle est la tâche qu'impose au maitre la méthode de l'abbé Gaultier. Les instructions qui précèdent font connaitre l'esprit de cette méthode; l'ouvrage intitulé: *Leçons de grammaire en action* en montre la pratique. Nous y renvoyons les parents et les instituteurs. Nous nous bornerons à donner ici quelques détails sur l'emploi des *jetons*, à l'aide desquels on peut rendre la leçon si intéressante: sur la manière de faire l'*analyse grammaticale*, sur le jeu des *étiquettes*, et enfin sur l'usage qu'on doit faire du volume d'*Exercices* qui accompagne cette grammaire.

Si l'enseignement est simultané, l'instituteur donner à chaque élève un certain nombre de *jetons* pour enjeu. Toutes les fois que l'élève interrogé répond bien, il reçoit un jeton; toutes les fois qu'il se trompe, il en paie un, soit au maitre, soit à l'élève qui le reprend. C'est d'abord au voisin de droite à corriger; s'il ne sait pas, la parole passe au suivant et ainsi de suite. Le maitre ne doit reprendre lui-même que lorsque aucun élève n'a pu le faire.

A la fin de la leçon, les élèves comptent leurs jetons; celui qui en a gagné le plus est proclamé *président*, celui qui vient immédiatement après est *sous-président*. A la leçon suivante, le premier se place à la droite de l'instituteur et le second à sa gauche. Le maitre doit distribuer les jetons avec exactitude et interroger tous les éleeves un nombre ègal de fois, afin de donner à tous des chances égales de succès. Si l'enseignement est individuel, on peut encore employer les jetons avec avantage. Le maitre établit la lutte entre lui et l'élève: celui-ci gagne un jeton pour chaque bonne réponse, et en perd un toutes les fois qu'il se trompe; à la fin de la leçon, le maitre compte les jetons gagnés par l'élève. Il en tient compte et fixe une récompense pour une certaine somme de jetons.

Pour faire l'*analyse grammaticale*, il faut avoir un feuille de papier, une ardoise ou un tableau noir partagé en dix colonnes. Dans une marge à grauche, on écrira les mots de la phrase à analyser les un au-dessous des autres. Dans la première colonne, on indiquera à laquelle des trois

parties primitives du discours, et dans la seconde à laquelle des dix parties secondaires du discours chaque mot appartient, dans la troisième, la quatrième et la cinquième, on marquera le genre, le nombre et le cas des noms; dans la sixième, la septième, la huitième et la neuvième, on indiquera le nombre, la personne, le temps en général et le mode du verbe personnel. Dans la dixième, on indiquera toutes les divisions et les subdivisions des dix parties du discours. On pourra n'écrire que les lettres initiales de chaque mot: subs pour substantif, etc. *Exemple:*

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Paul	nom.	subst.	m.	s.	nom. de *vient.*	. .	. . .	. . .	. . .	prop.
ne	part.	adv.	. .	: .	. . . .	. .	. . .	. . .	. . .	nég.
vient	verb.	pers.	. .	. .	. . . .	S.	3e p.	prés.	ind.	2e c. T. S. u.
pas	part.	adv.	. .	. .	. . . .	. .	. . .	. . .	. . .	nég.
te	nom.	pron.	m.	s.	acc. de *voir.*	. .	. . .	. . .	. . .	pers. 2e p.
voir.	verb.	inf.	. .	. .	. . . .	. .	. . .	. . .	. . .	P. 3e c. ac.

Dans l'enseignement simultané, le maître, au lieu de faire lui-même toutes les questions auxquelles donne lieu cette analyse, doit exercer les élèves à se proposer les questions entre eux; cette marche est d'autant plus utile à leur instruction, que dans cet exercice, celui qui fait la demande est obligé de songer à la question et à la réponse en même temps. Lorsque l'élève a répondu, le maître doit lui demander ou lui faire demander par un autre élève la raison de sa réponse, raison qu'il trouve toujours dans la définition: par ce moyen on s'assure que l'enfant a raisonné et qu'il ne doit pas sa réponse au hasard. Exemple:

Paul. Quelle espèce de mot? *Nom.* Pourquoi? Parce qu'il exprime une personne. — Quelle espèce de nom? *Substantif.* — Pourquoi? Parce qu'il exprime une personne. — Quel genre? *Masculin.* — Pourquoi? Parce qu'il exprime un mâle. — Quel nombre? *Singulier.* — Pourquoi? Parce qu'il exprime une seule personne. — Quel cas, *Nominatif.* — Pourquoi? Parce qu'il exprime la personne qui fait l'action de venir. — Quelle espèce de substantif? *Propre.* — Pourquoi? Parce qu'il ne convient pas à tous les individus de la même espèce.

Chaque élève fait à son tour sur le tableau l'analyse d'un mot de la phrase; lorsqu'il se trompe, il est sur-le-champ remplacé au tableau par l'élève qui l'a corrigé. Pour exercer les élèves à l'analyse grammaticale, il ne faut point attendre qu'ils aient vu toute la première partie de la grammaire; il suffit qu'ils sachent ce qu'il faut pour remplir les deux premières colonnes; ils remplissent successivement les autres à mesure qu'ils avancent dans la grammaire etc.

Nachahmung des Material LIV. V. ep. XX.

Si près de toi je pouvais à plaisir
Couler de paisibles journées;
Si de nos destinées
Ensemble nous pouvions disposer à loisir,

Et vivre enfin comme il faut vivre,
Nul jamais ne vous verrait suivre
Cours, ni palais, ni princières maisons,
Noire chicane ou luttes politiques;
Ni hauts lambris, ni superbes portiques,
Avec l'ennui de leurs riches blasons.
Mais douce promenade, entretiens et chansons
Livres choisis, verdure, frais ombrages
Tièdes bains et bauté sensible à nos hommages,
Frais réduits où du jour nous fuirons les ardeurs,
Tels seraient nos abris, tels toujours nos labeurs.
De nous deux maintenant qui donc vit pour soi-même?
Hélas il fuit notre temps le plus doux;
Nous le sentons passer d'une vitesse extrême;
Les jours perdus ainsi nous sont comptés de même:
Ah! sachant ce qu'est vivre, ami, que tardons-nous?

Ed. D. L.

Le roi des aulnes.

Qui chevauche si tard par la nuit et le vent?
„C'est le père avec son enfant.
Il embrasse son fils, le tient d'une main sûre,
Le garantit de la froidure.

„Pour te cacher ainsi, mon fils, que vois-tu là?
— C'est le Roi des Aulnes, papa,
Avec son grand manteau, son sceptre et sa couronne.“
— Mon fils, c'est un brouillard d'automne.

— Viens à moi, bel enfant! allons-nous-en nous deux“
Oh! nous joûrons à de beaux jeux;
Tu trouveras des fleurs au bord de la rivière,
Et des habits d'or chez ma mère.“

— „Papa, sais-tu, papa, quels plaisirs en secret
Le Roi des Aulnes me promet?
— „Calme-toi, sois tranquille, enfant, je t'en conjure:
Le vent dans les abres murmure.

— „Charmant petit garçon, veux-tu venir chez moi?
Mes filles prendront soin de toi,
Et te divertiront par leurs chants et leurs danses:
Entends-tu leurs réjouissances?

— „Papa, vois donc, papa, dans cet obscur endroit
La ronde des filles du Roi?
— „Mon fils! mon pauvre enfant! je vois ce qui t'effraie,
C'est une vieille et sombre haie."

— „Je t'aime! ta figure est gentille à ravir:
Viens, ou je m'en vais te saisir."
— „Oh! mon père! le Roi me saisit en colère!
Le Roi m'a fait du mal, mon père!"

Alors le cavalier se hâte en frémissant,
Dans ses bras il presse l'enfant,
A grand' peine au plus tôt gagne la métairie ...
Son fils, hélas! était sans vie.

A. L. Lepas.

— „Papa, vois donc, papa, dans cet obscur endroit
La ronde des filles du Roi?
— „Mon fils! mon pauvre enfant! je vois ce qui t'effraie,
C'est une vieille et sombre haie."

— „Je t'aime! ta figure est gentille à ravir:
Viens, ou je m'en vais te saisir."
— „Oh! mon père! le Roi me saisit en colère!
Le Roi m'a fait du mal, mon père!"

Alors le cavalier se hâte en frémissant,
Dans ses bras il presse l'enfant,
A grand' peine au plus tôt gagne la métairie . . .
Son fils, hélas! était sans vie.

A. L. Lepas.

